


BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.



<36606368560013
<36606368560013
Bayer. Staatsbibliothek
Digitized by Google

R


IUSTUS MOESER
geb. d. 14 Wintermonats 1720.
I. F. Schleuen sc. Berol. 1775.
E. A. Hoxwind pinx. Osnabr. 1775.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



R

Des sechs und zwanzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1775.

Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des sechs und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Des

2) Rechtsgelahrheit.

14. von

3) Arzneygelahrheit.

4. Ueber

 4) Schöne

4) Schöne Wissenschaften.

5) Romanen.

6) Weltweisheit.

7) Mathematik.

✱

8) Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

Adolph,

9) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

10) Gelehrte Geschichte.

11) Erzie-

11) Erziehungsschriften.

12) Kriegswissenschaft.

13) Finanzwissenschaft.

14) Handlungswissenschaft.

15) Haus-

15) Haushaltungskunst.

16) Vermischte Schriften.

An

Ver-

I.

Novi Commentarii Societatis regiae scientiarum Gottingensis. Tomus IV. ad annum 1773. Göttingen und Gotha, bey Dietrich. 4to. 1774. 44½ Bogen. 4 Kupferbl.

Zu den physischen und mathematischen Abhandlungen in diesem Bande gehören folgende: 1) Hallers vierte Rede von den reizbaren Theilen des menschlichen Leibes. Der Verfaßer untersucht hier, was die Reizbarkeit besonders betrift, um mit seinen Gegnern näher zusammen zu kommen. Ueberhaupt wurde auch hierüber weniger gezankt. 2) Eben desselben Abhandlung von der Hornviehseuche im Bernergebiete. Man gibt daselbst auf das aus fremden Ländern eingebrachte Hornvieh strenge Achtung. Die geringste Anzeige eines Hustens ist hinreichend, daßelbe so gleich zu tödten und an einem dem gesunden Viehe unzugängigen Ort zu verscharren. Dadurch wird der Fortgang des Uebels mit glücklichem Erfolge gehemmt, weil das Ansteckende viel weniger in der Luft als in dem Viehe selbst ist. 3) Hr. J. A. Murray Abhandlung von Gewächsen in den Aesten der Luftröhren. Sie kamen beym Blutspeyen zum Vorschein. 4) Hr. Wrisberg von der Verschiedenheit der Nachgeburten. Die Länge der Nabelschnur ist gewöhnlich der von dem Kinde gleich, selten unter 18 Zoll. Doch hat es auch Fälle gegeben, wo sie nur 7 Zoll, und hingegen auch solche Fälle, wo sie 48 Zoll lang war. Aehnliche Unterschiede gibt es in der Dicke, und zuweilen ist die Schnur mit einer Haut umzogen. Das Gewicht der Nachgeburt geht von 9 biß 40 Unzen. Zuweilen

wächst sie sehr ungewöhnlich an, oder ist voll Waßerbläschen, deren Hr. Wr. einmal über 130 gezählt. 5). Hrn. Richters Beobachtungen über die Blindheit bey hellen Augen. Die große Oefnung und die Unbeweglichkeit des Augensterns ist nicht immer ein sicheres Zeichen dieser Krankheit. Auch soll der Augenstern nicht allemale so gar schwarz und glänzend aussehen, da oft etwas Neblichtes innerhalb deßelben bemerkt wird, so daß in einem gewissen Fall, wo dieser Nebel Milchweiß schien, Hr. R. anfieng anzustehen, ob etwa das Augenneß durch den Stern gesehen würde? 6). In der nächst folgenden Abhandlung trägt Hr. J. Beckmann seine Versuche vor, wie mit Saflor die Wolle gefärbt werden könne. Hr. B. eifert dawider, daß die Deutschen ihre ehmals so einträglichen Scharlachbeeren, Waydt und Saflor so leichtsinnig gegen Ausländische umgetauscht, und damit so gar sehr vernachläßiget haben. Der Egyptische Saflor ist zwar überhaupt besser als der Thüringische. Es liegt aber auch viel an der Zubereitung. Man muß ihn viel mit gesalzenem Brunnwaßer begießen und den rothfarben Saft mit der Hand ausdrücken, damit der schönere Theil der Farbe in dem Saflor allein zurücke bleibe, welchen man sodann am Schatten trocknen läßt. Hr. B. sucht nun erstlich die rothartige Farbe des ausgedrückten Saftes zu nutzen. Beßer gelingt es mit dem vorerst ausgewaschenen und ausgedrückten Saflor, wenn derselbe nochmal begossen und ausgepreßt wird. Mit etwas Scheidwaßer versetzt, erhielt weißer Flanell eine schöne Orangefarb, welcher die Seife nichts anhaben konnte. Hr. B. glaubt, der Saflor könne füglich statt des Gelbholzes gebraucht werden. Mit alkalischem Salze und Citronensaft bringt man eine schöne Rosenfarb heraus. Eine Art von Schüttgelb kann ebenfalls daraus gezogen

gen werden. Die Blumen muß man erst, wenn sie schon welken, abnehmen. 7). Hr. Kästner von der Art, wie die durch die Parallaxe veränderte tägliche Umwälzung der Planeten, und besonders des Mondes, auf die Parallelkreise des Aequators zu beziehen. Diese Schrift gehört unter diejenigen, wo gezeigt wird, daß die Deutschen lange nicht so oft unrecht haben, als es die Ausländer glauben oder vielleicht gern sehen. Meyer gab in den Kosmographischen Nachrichten zwo Formeln, wodurch die vorgelegte Frage jedesmal aufgelößt wird, was nemlich davon, daß der Mond sich nur selten mit dem Aequator parallel umdreht, so wohl der eigenen Bewegung des Mondes als auch der Parallaxe zuzuschreiben seyn, und wie viel jedes betrage. Den Beweis der Formeln ließ Meyer weg. Hr. La Lande nahm daher Anlaß, denselben aufzusuchen, fand aber ganz was anders, und glaubte sich darauf hin berechtigt, zu schließen, daß die Meyersche Formel, so die Parallaxe betrift, ganz falsch sey. Nun blieb also zu sehen, wer von beyden recht hat. Hr. K. unternimmt dieses hier, und zeigt sehr umständlich, daß man bey der Meyerschen Formel bleiben müße. Woher diese Formel so lang ohne Beweis geblieben, läßt sich mit Hr. K. daraus begreiflich machen, weil seit Meyer sich niemand mit der Beobachtung der Mondflecken beschäftiget hat. Hr. K. fügt in einer Anmerkung bey, daß er, als er dieses schrieb, nicht wußte, daß eben damals Hr. Lambert in Berlin sich damit beschäftigte. Es zeigt auch der erste Band der berlinschen Ephemeriden, daß Hr. Lambert ebenfalls von der Meyerschen Formel einen Beweis giebt, und die Lalandische als unrichtig verwirft. 8). Hr. A. L. Fr. Meister vom Gebrauch des Heronsbrunnens, um Waßer aus der Tiefe herauf zu bringen, oder von der Scheminzer Luftmaschine.

Die Berechnung dieser Maschine kam 1771 in Wien heraus. Sie war aber freylich so beschaffen, daß die Zeichnung der Maschine den Kennern der Hydrostatic anzüglicher vorkommen mußte, als was davon gesagt wird. Hr. M. ließ sich tiefer ein, und sahe nicht ohne Verwunderung, daß ein Druck von 40 Lachter Höhe und ein Aufwand von 46 Eymer Tagwasser doch nicht mehr als 21 Eymer Grubenwasser und zwar nur auf 16 Lachter hob. Dieses würde nun mehr verlohrne Kraft seyn, als bey andern Maschinen verlohren geht. Ob hier die Beschreibung allzuundeutlich, oder in der Sache selbst etwas nicht vortheilhaft genug eingerichtet ist, da hier die Gefäße und Röhren bald ihrem cörperlichen Inhalte, bald auch nur ihrer Höhe nach, in Betrachtung kommen; das war immer der Mühe werth genauer untersucht zu werden. Hr. M. nimmt daher die Rechnung in behöriger Ordnung und mit vieler Deutlichkeit vor. Er begnügt sich nemlich nicht, die ersten Grundsätze der Hydrostatic und Aerometrie nur vorzuzählen, und sodann gleich auf die Wirkungen der Maschine in Zahlen zu sehen. Seine Formeln sind allgemein, und dadurch, daß die Maaße unbestimmt bleiben, läßt es es sich besser entscheiden, wie sie gegen einander abgepaßt werden müssen, wenn die Wirkung der Kraft angemessen seyn soll. Uebrigens sieht Hr. M. fürnehmlich nur auf das Gleichgewicht.

Die historischen und philologischen Abhandlungen sind folgende: 1) Hrn Walchs Geschichte der Homeriten eines arabischen Volkes im 6ten Jahrhundert. Diese Geschichte betrift eigentlich den Krieg eines dortigen jüdischen Königs gegen die Christen, und den Schutz, so diese von den Abißiniern erhielten. Hr. W. liefert hier den ersten Theil, und nimmt sich darin besonders vor, die nach und nach bekannt gemach-

machten griechischen und arabischen Urschriften zu erzählen, zu beurtheilen und zum Grunde zu legen. Aus diesen zieht er erst diejenigen Sätze und Begebenheiten, wobey alle Urschriften übereinkommen, wenigstens nur eine oder die andere die Sache nicht berührt. Nachher sieht er nach, wie sie in den besondern Umständen von einander abgehen. Dieses gibt nun den nähern Anlaß zu critischen Untersuchungen und Berichtigungen. 2) Der zweyte Theil dieser Abhandlung folgt hier ebenfalls. Die Untersuchungen werden darin fortgesetzt, und dann auch, was im ersten Theile in Ansehung der Zeitrechnung gesagt worden, weiter ausgeführt. Sie würde nach der S. 60. 61 gegebenen Tafel vom Jahr 458 biß 610 gehen. Hr. W. aber findet dabey noch verschiedenes zu erinnern. 3) Hr. Heyne setzt seine Erläuterungen über die Denkmale der alten hetruscischen Kunst fort. Er läßt sich nun hier in die besondere Zeitumstände ein, und nimmt daher die ältesten Proben dieser Kunst zu durchgehen vor. 4) Hr. Murray vergleicht die Nordischen Alterthümer mit den Britannischen und Irrländschen, und zwar hier besonders in Absicht auf die Religion. Die Edda scheint einem Auszuge aus Hygins Fabeln oder Ovids Verwandlungen nicht so ganz unähnlich zu seyn. Hr. M. vergleicht sie mit dem Satyricon des Martianus Capella, durchgeht nachgehends die Namen der alten Nordischen Gottheiten, und die damit vorgegangenen Veränderungen, späte Erbauung der Tempel, Grabmäler, Priesterwesen, &c. 5) Ebenfalls Hr. Murray vom Seewesen der alten Nordschen Völker. Tacitus thut schon von der Suionen Schiffart Erwähnung. Es waren ausgehölte Stämme, vermuthlich von den tausendjährigen Eichen, die damals bessere Zeit hatten, auszuwachsen als heutiges Tags. Plinius sagt, daß ein

solches Schiff 30 Mann führte. Bey den Britanniern hat Caesar Schiffe von Leder gefunden. In den folgenden Jahrhunderten gieng es mit der Schiffart weiter, welches alles Hr. M. nach den Hauptumständen anführt, wie z. E. die Fahrt der Angelsachsen, Alfreds Schiffswesen, Canuts Abfahrt nach England &c.

II.

Nouveaux memoires de l'Ac. Roy. des Sc. et B. L. ann. 1772. Berlin, bey Voß 1774. gr. 4°. Die Gesch. 68 S. Die Abh. 552. S. 6 Kupfert.

Geschichte.

Den 27. Jänner ward die Akademie mit der Gegenwart der verwittweten Königinn von Schweden Maj. und vieler hohen Personen beehret. Man liest hie des Sekretairs Anrede an die Königinn, und dann einen Aufsatz über den Nutzen der Wissenschaften und Künste im Staate, von des Königs Maj. abgefaßt, Hr. Thiebault hat ihn in dieser Versammlung abgelesen. Falsche Politiker, in den engen Kreis ihrer kleinen Ideen eingeschränkt, haben geglaubt, es sey leichter ein unwissendes, dummes Volk zu regieren, als eine aufgeklärte Nation. Die Erfahrung zeigt, je viehischer das Volk ist, desto eigensinniger und hartnäckiger ist es auch, und desselben Widerspenstigkeit zu überwinden ist viel schwerer, als ein Volk, das gesittet genug ist vernünftige Vorstellungen anzuhören, zu billigen Sachen zu bewegen. Nach Erzählung der Hülfsmittel zur Bequemlichkeit

des Lebens, welche physische und mathematische Kenntnisse und Künste gewähren, heisst es: Der Einwohner der grossen Städte geniesst dieses, ohne daß seine stolze Weichlichkeit wisse, wie viel Sorgfalt und Arbeit es gekostet hat, seinen Bedürfnissen abzuhelfen, oft nur seinen eigensinnigen Geschmack zu befriedigen.

Hr. de la Condamine hatte der Akademie zween Preise, einen von 500 Livres, den andern von 300 überlassen, solche den besten Beantwortungen von zwo Fragen, die in den Abh. 1770, 31. S. angezeigt worden, zu ertheilen. Die zweyte betraf die allgemeine Ursache der Unterschiede, welche sich bey den beyden Geschlechtern, bey Thieren zeige, besonders in Absicht auf Haare und Federn. Dieser Preiß ist Hrn. Jodocus Leopold Frisch, Pastor zu Grünberg in Schlesien ertheilt worden. Sonst hat die Akademie keinen Preiß ertheilen können.

Hr. Ludw. Cochus, Hofprediger zu Potsdam ist als Mitglied aufgenommen worden, imgl. Hr. Borrelly, vordem Prof. d. Beredſ. zu Aix in Provence, der an Hr. Toussaints Stelle Prof. d. Ber. bey der Kön. Ritterakad. geworden.

Unter der Aufschrift: Naturgeschichte, steht ein ziemlich langer Aufsatz Hrn. Joh. Bernoulli:

Etwa vor 7 oder 8 Jahren meldete Hr. Basle, Prof. der hebr. Spr. zu Basel Hrn. B. er habe eine der Raupen gefüttert, die Reaumur Paquet de feuilles seches nennt. (2. Vol. 7. Mem.) Rösel in den Insf. Bel. unter N. 41. der Nachtvögel 2. Cl. beschreibt: der Schmetterling habe Eyer gelegt, und aus diesen seyen Raupen gekommen, obgleich zu dem Schmetterlinge kein männlicher gekommen sey. Im Sommer 1767 fand Hr. Bernoulli gegen das Ende des Junius auf einem Birnbaum eine Raupe, die beym Reaumur 1. B. 18. T. 1; 3. Fig. abgebildet und im 7.

Mem. beschrieben ist; beym Rösel N. 15. der Nachtvögel zweyte Classe. Er that diese Raupe besonders in eine kleine Schachtel; sie hatte schon ihr völliges Wachsthum und spann sich also bald ein. Nach einigen Tagen kam ihm diese Schachtel aus dem Gesichte, als er sie aber nach mehr als 14 Tagen wieder öffnete, fand er darinnen eine kleine Familie Raupen, die nur vom todten Schmetterlinge herrühren konnten, der sich in der Schachtel befand, und den Hr. B. für den Schmetterling der Raupe erkannte, die er hineingethan hatte. Sie hatten die Puppe ihrer Mutter und zum Theil die Eyer, aus denen sie gekrochen waren, aufgefressen und er konnte ihre Gefräßigkeit und ihre Leckerheit nicht befriedigen sie zu erhalten. Er sucht Rechenschaft zu geben, warum diese Begebenheit von andern Insecten-Kennern, nicht erwähnt worden, und führt einige andere nicht völlig gelungene Versuche diese Erfahrung zu wiederholen, die allemahl viel Aufmerksamkeit und Prüfung verdient.

Ein Brief des ältern Hr. Eulers an Hr. Bernoulli über die Merkmahle, woran man erkennt, ob 10P. + oder — 1, durch 2p+1 zu dividiren ist. Ein Auszug aus der lateinischen Rede, die Hr. Cochius bey seinem Eintritte gehalten hat. Sie betraf unterschiedene Sätze besonders der Leibnizischen Philosophie. Auch in dieser Abkürzung der Rede sieht man viel gute Gedanken, deren einige man freylich lieber vom Hrn. C. weiter ausgeführt lesen möchte. Daß Leibniz widerrathen allzuviel Erfahrungen zusammenzuhäufen, in der Absicht die Natur zu studiren, daß es hier nicht auf die Menge sondern die geschickte Wahl ankömmt daß Newton seine bewundernswürdigen Theorien auf eine kleine Menge Erfahrungen gebaut hat, ist eine lehrreiche Erinnerung für unsre Psychologen und unsere Physiker.

Hr.

Hr. v. Bernieres hat erfunden ein Fahrzeug so vorzurichten, daß es nicht untersinkt. Er hat vor dem Könige in Frankreich mit einen Modelle Versuche angestellt, die hie beschrieben werden.

Hr. Gallandote, Mitglied der seeländischen Ges. d. W. Demonstrator der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst zu Flessingen, hat Hrn. Mekel eine Abhandlung über die besondere Art unterschiedene Krankheiten durch das künstliche Emphysema zu heben geschickt, die hie ganz eingerückt wird. Mit dem angeführten Nahmen belegt Hr. G. was er auf seinen Reisen in Guinea, von den Schwarzen auf Cap la Hou gesehen hat. Bey Auszehrungen, Hypochondrien, wo die gewöhnlichen Mittel nicht zureichen, machen sie an einem oder beyden Schenkeln des Kranken Einschnitte in die Haut, bis in das Zellengewebe, stecken in selbiges ein Röhrchen und blasen so viel Luft hinein, als sie für gut halten. So entsteht bald eine allgemeine Windgeschwulst. Dann ziehen sie das Röhrchen heraus und verschliessen die Wunde mit einem Pflaster, geben darauf dem Kranken einem starken Trunk eines hitzigen Tranks, und lassen ihn so stark laufen als er kann, bis er recht abgemattet wird und ins Bette gelegt stark schwitzt. Der Trank besteht aus Säften von Pflanzen, Limoniensafte, guineischen Pfeffer und Brantewein. Sie geben davon täglich drey bis viermahl eine starke Dosis, bis die Geschwulst weg ist und der Kranke sich geheilt befindet. Ordentlich fängt die Geschwulst den 3ten Tag an abzunehmen, den 9. 10. 11. ist sie ganz weg. Sehr selten muß der Wundarzt zur zweyten Operation schreiten. Das Aufblasen ist mit Hunden versucht worden, und sie haben keine Merkmahle gegeben, daß es ihnen schmerzlich wäre.

Unter

Unter den Büchern und andern Aufsätzen, die der Akademie dieses Jahr vorgelegt worden, befinden sich gleichwohl nicht mehr als drey Quadraturen des Kreises.

Die Lobschrift auf Hr. d'Achard endigt die Geschichte.

Experimentalphilosophie.

I. Hrn. Marggrafs chymische Versuche mit unterschiedenen Theilen der Linde. Ein französischer Arzt Hr. Missa, hatte bemerkt, daß die Frucht der Linde eine Butter giebt, die der Cacaobutter ganz ähnlich ist. Der König verlangte, Hr. Marggraf sollte solches untersuchen. Hr. M. hat gefunden, daß sich aus Blüthen oder Blättern der Linde, ohne Getraide u. d. g. zu brauchen, ein guter und angenehmer Brantewein erhalten ließ. Aus dem Saamen hat er ein Oel gepreßt, daß wie frisches Mandelöl schmeckt, aber auch eben so immer flüßig bleibt. Chocolate also damit gemacht, würde keine Festigkeit bekommen wie die von Cacao, auch eher ranzig werden. Die Saamen geröstet, und in einem warmen Mörser zu einen zusammenhängenden Kuchen gebracht gaben etwas, das sich doch noch in Festigkeit, Geruch, Geschmack, sehr von der Chocolate unterschied. Das Papier, darein man es wikelte, ward davon sehr fett.

II. Hr. Lambert über das Reiben, in so fern es die Bewegung langsamer macht. Er sieht die Verminderung der Geschwindigkeit als eine Folge davon an, daß eine gewisse Menge von Hindernissen muß niedergedruckt oder abgerieben werden. Diese Menge verhält sich wie der durchlaufene Raum, und jedes Hinderniß vermindert die Geschwindigkeit destomehr, je grösser sie selbst ist. So bekommt man für die Aenderung der Geschwindigkeit durch das Reiben eben die Formel, die man für den Widerstand flüssiger Materien

terien bekömmt. Auch glaubt Hr. L. dieser Widerstand, und der, den das Reiben verursacht, seyen nur etwa darinnen unterschieden, daß beym Reiben die Theilchen mehr Gewalt erfodern aus ihrer Stelle gebracht zu werden und so die Geschwindigkeit bedächtlicher vermindern. Mit der Theorie, die aus diesem Satze fließt, vergleicht Hr. L. Schobers Versuche, imgleichen Hr. Pr. Meisters zu Göttingen Versuche.

III. Ebenders. über die Flüßigkeit des Sandes, der Erde, u. a. weicher Materien. Diese Untersuchungen sind wichtig, wenn man die Festigkeit des Grundes, zu Gebäuden Pfähle einzurammen beurtheilen soll. Hr. L. braucht zu seinen ersten Versuchen einen pariser Fuß von Holz der also eine Parallelepipedum vorstellt. Er stellt ihn lothrecht auf gesiebten Sand und beschwert ihn mit Gewichten. Die Längen, um welche er sich einsenkte, verhielt sich wie die Gewichte, (versteht sich des Stabes und des aufgelegten zusammen) bey einerley Sande, bey unterschiedenem kam es auf die feine Rundung der Körner an. Die Formel also, die er aus seinem Versuche herleiten wollte, bekömmt einen Coefficienten, der sich nach der Art des Sandes richtet. Er hat ferner untersucht, wie tief sich der Maaßstab einsenkte wenn er solchen von unterschiedenen Höhen in den Sand fallen ließe, auch, wenn er darauf einen Hammer von bestimmten Höhen fallen ließ. Aehnliche Versuche hat er mit Pyramiden u. a. Körpern angestellt.

IV. Desselben Fortsetzung seines Versuchs von der Hygrometrie Erfahrungen, die mit Hr. L. und Hr. Pr. Titius Hygrometern an unterschiedenen Orten angestellt worden.

V. Ders. über die Dichte der Luft. Hr. L. unterscheidet reine Luft und die gemeine die mit allerley Materien vermengt ist. In die astronomische Refra-

Refraction, sagt er, haben diese fremden Materien weiter keinen Einfluß als in so fern sie durch ihr Gewicht, die reine Luft zusammendrücken und dichter machen, und in sofern die Luftschichten nicht eben sondern kugelförmig sind. Schwimmen in der Luft Wasserbläschen, Eyßtheilchen, Salzscheibchen, so spalten sie wohl das Licht in Regenbogenfarben, aber in die Refractionen hat dieses keinen Einfluß. Strahlen die nicht an solche Theilchen treffen, gehn eben so durch, als wären dergleichen nicht vorhanden. Daraus folgt, daß die Dichte der Luft, welche die Refractionen erfordern, langsamer abnimmt als die Dichte, welche man den Barometerhöhen proportionirt voraussetzt. Hr. L. zeigt das durch Rechnung, und erinnert: die Barometerhöhe verhalte sich ohnstreitig wie das Gewicht der Atmosphäre, und folglich wie die Federkraft der Luft welche dem Gewichte das sie zusammendrückt gleich ist. Aber dieses alles bestimme noch nicht die Dichte der Luft. Denn daß diese Dichte in der Verhältniß des druckenden Gewichts zunehme, sey nur wahr, in sofern die Wärme durchgängig einerley ist. In der Atmosphäre aber finde das nicht statt. Die Wärme nehme immer ab, je höher man kömmt. In den Wolken entstehn Schnee und Hagel, unter dem Aequator, und bey uns in den Hundstagen. Also kann man die Barometerhöhe nicht gegen die Theorie der Refractionen anführen. Umgekehrt, muß man, aus dieser Theorie zum Grunde gelegt, herleiten, was sich eigentlich Dichte der Luft nennen lässet. Sie lässet sich nicht richtig nur daraus bestimmen, daß sie wie das druckende Gewicht abnehme. Denn in diesem Gewichte sind alle die fremden Theilchen enthalten, mit denen die Atmosphäre beschwert ist, und es fragt sich, nach welchem Gesetze die Dichte dieser Theilchen aufwärts abnimmt, auch, wie die

Wärme

Wärme abnimmt. Zu diesen Untersuchungen hat man nur noch zu wenig Erfahrungen. Hr. B. zeigt, wie man etwa die vorhandenen brauchen könne.

VI. Hr. Gerhard, von der Wirkung der Elektricität auf den menschlichen Körper und derselben Gebrauch bey Paralysien. Hr. G. hat Versuche mit Katzen, Hunden und Fröschen angestellt, bey denen er Muskeln von Haut entblößte. Die blossen elektrischen bläulichten Strahlen thaten keine Wirkungen, die Thiere blieben ruhig, und er konnte keine Bewegung in den Muskelfasern wahrnehmen. Bey den Funken entdeckten die Thiere durch ihr Geschrey scharfe Schmerzen, und in den Muskelfasern entstanden starke Oscillationen, die sich aber nicht weit erstreckten, sondern nur bis an die nächsten Fasern bey denen gingen, auf welche die Funken gekommen waren. Endlich, der elektrische Schlag schien nicht so viel Schmerz zu erregen, aber der Muskeln Oscillationen waren stärker, nahmen fast die ganzen Muskeln ein, und hielten einige Zeit an. In diesen beyden Versuchen zogen sich die Fleischfasern nicht ordentlich zusammen, sondern wie convulsivisch. Eben diese Theile, mit der Lanzette, mit glühenden Kohlen, mit scharfen chymischen Materien gereizt, zeigten eben so was, wie bey der Elektricität, nur waren die Zusammenziehungen zwar eben so stark, aber viel weniger regelmäßig, erstreckten sich auch nicht weit, sondern blieben fast gänzlich an der Stelle, die war berührt worden. Die elektrische Materie erregt nie tonische Zusammenziehungen, wie die andern Mittel oft thun. Ohngefähr eben so unterschieden sich die dreyerley Arten elektrischer Flammen bey Nerven, deren Mark entblößt war. Die Schläge besonders erregten noch heftigere Convulsionen als die Funken. Nun wollte Hr. G. auch untersuchen, was die Elektricität nach dem Tode thäte.

Er ließ ausgeschnittene Herzen von Fischen und Fröschen so lange liegen, bis andere reizende Dinge in ihnen keine Bewegungen verursachten, öfters noch drey Tage; nach dieser Zeit entstunden starke Bewegungen von elektrischen Funken und Schlägen. Eben dergleichen zeigt sich bey den Nerven eines todten Thiers.

Er theilte ein Pfund Menschenblut in zween gleiche Theile und elektrisirte den einen. Der behielt seine Flüssigkeit ein wenig länger als der andere, zeigte nicht unterschiedenes an Farbe und Blutkügelchen, verlohr aber 145 Gran in der Zeit, da der andere nur 100 verlohr. Hieraus leitet Hr. S. Folgerungen über den Gebrauch der Elektricität bey Lähmungen her, und bestätigt solche mit seinen Erfahrungen.

VII. Hr. Beguelin untersucht, wie man Erfahrungen über die Art, wie sich das Licht fortpflanzt, anzustellen habe, ob es nähmlich nach Newtons Gedanken ein Ausfluß, oder nach Hugens und Eulers Sätzen wallender Aether ist. Daß sich die Gesetze der Reflexion und Refraction in beyden Lehrbegriffen erklären lassen, ist bekannt. Nach Newton geht das Licht schnelle in dem dichtern Mittel, verliehrt aber eben so viel Geschwindigkeit, wenn es aus diesem Mittel wieder in das vorige dünnere geht, als es beym Eingange gewonnen hatte, und so geht es, nach der doppelten Brechung eben so geschwind, als vor dem Einfallen. Im System der Wellen bricht sich das Licht, weil die Vibrationen im dichtern Mittel langsamer werden. Ob sie beym Ausgange in das vorige Mittel ihre erste Geschwindigkeit wieder bekommen, daran liesse sich noch zweifeln, und in so fern scheint das System der Wellen nicht so scharfen Beweises fähig, als das System des Ausflusses. Indessen kann dieser Unterschied keinen entscheidenden Versuch veranlassen. Die Geschwin-

schwindigkeit des Lichts ist so erstaunlich, daß dergleichen Aenderung bey ihr von uns nicht bemerkt werden kann. Einen einzigen Fall findet Hr. B. wo es scheint, daß jede Hypothese etwas ganz anders geben müßte. Wenn ein Strahl im dünnern Mittel parallel mit des dichtern Oberfläche gleich an solcher hinstriche, eine Neigung von 90 Grad hätte. In Newtons System muß da die Attraction in ihn wirken, ihn in das dichtere Mittel hineinziehen, und wenn die Mittel Luft und Glas sind, ihn ohngefähr unter einem Winkel von 41 Gr. 48 M. brechen; trifft er nachgehends eine andere Fläche an, die auf jene senkrecht ist, so geht er in die Luft, indem er sich von neuem unter einem Winkel von 90 Gr. bricht, so daß die neue Richtung des Strahls einen rechten Winkel mit der anfänglichen macht. (Hierinnen hat Hr. B. sich versehen, vermuthlich weil er sich nicht die Mühe genommen, die Figur zu entwerfen. Wenn des einfahrenden Strahls Neigungswinkel = 90 Gr. gesetzt wird, so macht der gebrochne mit dem Neigungslothe beym Einfahren einen Winkel von 41 Gr. 48 M. 37 S. Hr. B. nimmt an, eben den Winkel werde der Strahl da, wo er ausfahren will, mit dem dasigen Neigungslothe machen, wenn er an eine Ebene kömmt, die auf die, durch welche er einfuhr, senkrecht ist. Das ist aber nicht, sondern er macht mit diesem Lothe einen Winkel von 48 Gr. 4 M. 23 S. Des vorigen Ergänzungen dieses Winkels Sinus anderthalb mahl genommen gibt mehr als den Sinustotus, also fährt der Strahl durch die zweyte Ebene nicht aus, sondern wird, wie bekannt, an ihr reflectirt. Soll der Neigungswinkel des ausfahrenden Strahls, dem gebrochnen des einfahrenden gleich seyn, so muß er beym Ausfahren an eine Ebene treffen, welche der, durch die er einfuhr, parallel ist, und da fährt er, wie bekannt, pa-

rallel mit seiner allerersten Lage aus. Soll aber ein Glas so beschaffen seyn, daß ein Strahl, der parallel an seiner ersten Ebene hinfährt, durch sie ins Glas gebrochen wird, und aus der zweyten so ausfährt, daß er nach dem Ausfahren auf seine anfängliche Richtung oder auf die erste Ebene senkrecht steht, so müssen beyde Ebenen mit einander einen Winkel von 63 Gr. 15 M. noch nicht 27 S. machen.) Nichts von allen diesem, fährt Hr. B. fort, ereignet sich im System der Wellen. Ist der Vibrationen Richtung einmahl der Oberfläche des dichtern Mittels parallell, und zugleich auser diesem Mittel, so findet sich keine Ursache, warum sie sich ändern soll. Also wird der Strahl an dieser Oberfläche hinstreichen, ohne ins Mittel hineinzudringen. Man stelle also einen gläsernen Würfel so, daß ein Sonnenstrahl gleich an seiner Oberfläche hinstreicht; wird das Licht vom Glase angezogen, so geht er ins Glas hinein, und umgekehrt, geht es ins Glas, so ist die Anziehung bewiesen. Geht es aber nicht hinein, so ist zwar die Anziehung widerlegt, aber das Licht könnte doch noch ein Ausfluß des leuchtenden Körpers seyn, und mit seiner schnellen Bewegung an der Oberfläche hinstreichen, ohne hineinzugehen. Hr. B. hat einen gläsernen Würfel in einen hölzernen Canal eingeschlossen, so, daß des Würfels oberste Fläche frey geblieben, und so gestellt werden können, daß der Sonnenstrahl an ihr hinstreichen können. Am hintern Ende des Canals ist ein Strich gemacht worden, den der Strahl traf, wenn er, ohne in den Würfel gebrochen zu werden, an der obern Fläche hinstrich. So oft der Strahl des Würfels obern Fläche parallel lag, traf er an diesen Strich, selbst alsdenn, wenn er nur einen gewissen sehr kleinen Winkel mit der Oberfläche machte, den aber Hr. B. vermittelst dieses Werkzeuges nicht schärfer bestimmen konnte. Bey etwas

gröss-

grössern Winkeln ward er, wie gewöhnlich, gebrochen. (Ohne an irgend eine der physischen Hypothesen zu denken, muß doch jeden, der das Gesetz der Refraction auf den Neigungswinkel = 90 Gr. anwenden will, einfallen, daß dieses Gesetz einen Punct der brechenden Ebene voraussetzt, auf den der Strahl einfällt, durch den das Neigungsloth gezogen wird. Geht der Strahl der Ebene parallel, so lässt sich nicht absehn, was man da als Einfallspunct annehme, wo man das Neigungsloth ziehen soll? Wenn man längst der Richtung des Strahls hin eine gerade Linie macht, so hat ein Punct dieser Linie so viel Recht als Einfallspunct angesehn zu werden, das Neigungsloth durch sich zu haben, als der andere; und nach dem Satze des zureichenden Grundes, den Hr. B. ohnedem gern anwendet, sollte man muthmassen, der Strahl werde sich in keinem dieser Puncte brechen, weil er sich nicht in allen zugleich brechen kan. Wenigstens zeigt dieses, daß die Anwendung des Gesetzes der Brechung auf die Neigung = 90 Gr. noch etwas dunkels hat. Es ist wahr, wenn das Licht vom Glase angezogen wird, so scheint es, dieses Anziehen sollte sich bey Lichttheilchen, die der anziehenden Ebene parallel gehen, eben so gut zeigen, als die Wirkung der Schwere an einem Steine, der horizontal geworfen wird. Indessen kommt hie eben die vorige Frage vor: Welche Stelle der Oberfläche des Glases soll die Lichttheilchen, die an ihr hinstreichen, aus ihrem Wege ziehen? Das anzugeben scheint auch schwer, und so konnte man wohl denken, eben deßwegen werde es keine thun. Bey dem Versuche dürfte noch folgendes Erwähnung verdienen. Der Sonnenstrahl, in ein finsteres Zimmer gelassen, wie Hr. B. gethan hat, ist doch kein einzelner Strahl von einem einzigen Puncte der Sonne, sondern ein Strahlenkegel, der mit einer

Ebene durchschnitten, ein Bild der Sonne giebt. Die Strahlen also, aus denen er besteht, sind nicht parallel, sondern können Winkel mit einander machen, so groß, als der scheinbare Durchmesser der Sonne. Vielleicht erfodert es also auch einige Untersuchung, wie man so etwas dergestalt an einer Ebene kann hinstreichen lassen, daß es ihr parallel ist. Diese Erinnerungen haben nicht die Absicht Hrn. B. zu widersprechen, sondern nur einige Bemerkungen beyzubringen, auf die man bey dieser Frage, und etwa bey Wiederhalung, und vollkommnerer Einrichtung des Versuchs achten möchte.) Da Newton den Wellen entgegen gesetzt, daß sie nach allen Seiten gehen, so hat Hr. Euler bekanntermassen gemeynt, auch der Schall gehe nach geraden Linien, wie das Licht, durch Wände, wie das Licht durch Glas. Dieß hält Hr. B. mehr für sinnreich als gründlich. Geht der Schall nach geraden Linien, warum verstärkt er sich in einem krummen Rohre, folgt dessen Wendungen, und kommt zum andern Ende heraus? Warum hört man Körper, die man nicht sieht, und von denen, die man sieht, wie kommt der Schall seitwärts ins Ohr? rc. Indessen gesteht er, daß es auch hie noch an einem entscheidenden Versuche mangelt, und bringt Gedanken bey, die zu einem solchen Versuche Anlaß geben können.

VIII. Hr. Beguelin Witterungsbeobachtungen zu Berlin 1772. Aus den vier Jahren 1769 — 1772 ist die mittlere Barometerhöhe 27 Zoll 11, 709 Linie, pariser Maaß.

Mathematik.

I. Hr. de la Grange, von einer neuen Art Rechnung zum Differentiren und Integriren. Die Uebereinstimmung, welche Leibniz zwischen den Differentialen und Potenzen, den negativen Potenzen und Integralen

sen bemerkt hat, wird vom Hrn. l. Gr. hie gebraucht, und er glaubt, diese Art Rechnung verdiene ferner angebracht zu werden.

II. Derselbe, über die Gestalt der unmöglichen Würzeln in den Gleichungen. Die Frage betrifft besonders die Zerfallung der Gleichungen, wo der Exponent eine Potenz der 2. ist, in ihre Factoren. Was Hr. Euler in dem Mem. 1749 in dieser Absicht geleistet hat, ist Schwierigkeiten unterworfen, die im gegenwärtigen Aufsatze vermieden worden.

III. Ders. über die astronomischen Refractionen. Zuerst, von der Vergleichung zwischen Barometerhöhe und Höhe über der Oberfläche des Meers, woben, wie bekannt angenommen wird, die Federkraft der Luft, nach welcher sich die Barometerhöhe richtet, sey in zusammengesetzter Verhältniß der Dichte und der Wärme. Hieben ist das Gesetz, nach dem sich die Wärme ändert, unbekannt, es wird aber ein Versuch gemacht, was Hr. de Luc als seine Erfahrungen giebt, in allgemeine Formeln brauchbar zu machen. Hr. d. l. G. berechnet, was aus der einfachsten Voraussetzung folgt: Die Wärme nehme in einer arithmetischen Progression ab. Die Resultate sind wenig von denen unterschieden, welche die insgemein gebrauchte Formel giebt, wo die Wärme unveränderlich angenommen wird. Nun kömmt Hr. d. l. G. zu seinem Hauptgegenstande der Refraction. Er trägt diese sonst etwas verwickelte Untersuchung mit ungemeiner Deutlichkeit vor, und findet eine Formel, welche anzeigt, die astronomische Refraction stehe in einer Verhältniß, die aus der Verhältniß der Barometerhöhe und der Tangents der scheinbaren Weite vom Scheitel zusammengesetzt ist, wofern diese Weite nur nicht sehr klein ist. Hieben legt er, zur eigentlichen Bestimmung der Grössen, nebst dem, was er vorer-

wähntermaassen vom Hrn. de Luc annimmt, auch eine Hauksberische Erfahrung, von der Refraction aus luftleerem Raume, in Luft, wie sie uns umgiebt, zum Grunde. Bey Vergleichung seiner Formel mit andern findet er, daß Simpsons seine mit den Grössen, die aus Hr. de Luc Erfahrungen folgen, nicht bestehen kann, also auch nicht Bradleys seine, die im Grunde mit der simpsonischen einerley ist. Von der mayerischen läßt sich a priori nicht urtheilen, da M. die Art, wie er auf sie gekommen ist, nicht bekannt gemacht hat, sie entfernt sich aber von der allgemeinen Regel, daß die Refraction sich verhalte, wie die Tangente der Weite vom Scheitel, gar sehr, wenn diese Weite kleiner als 70 Grad ist. (Noch will der Recensent ein paar Druckfehler in dieser Abhandlung anzeigen. Auf der 273. S. 5. Z. muß dϱ statt dφ stehen, das ist leicht zu entdecken, auf der 272. S. aber ist in dem Werthe von λ, jede Zifer eine Stelle zu hoch gesetzt, die höchste eine 4, gehört in die 7 Decimalstelle, nicht wo sie dorten steht in die 6. Dieses Versehen könnte jemanden, der nicht den Werth nachrechnet, verführerisch werden.)

IIII. Hr. Joh. Bernoulli über einige besondere Fälle der unbestimmten Gleichung $A = B.t + C.u.$ wo B kleiner als $\frac{1}{2}$ C angenommen wird, B und C keinen gemeinschaftlichen Factor haben, und gefragt wird, welches das kleinste u ist, durch das t eine ganze Zahl wird.

V. Hr. Joh. Bernoulli theilt aus dem Tagebuche der Kön. Sternwarte Beobachtungen von Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, der Sonne und des Mondes 1771 und 1772 mit. Sie sind, wenige von Hrn. B., den Abwesenheit und Unpäßlichkeit gehindert haben, mehrere von Hrn. Steudel und Hrn. Bode, deren Beobachtungen aber nur als Uebun-

hungen angesehen werden. Die Mondfinsterniß d. 11. Oct 1772 hat Hr. Bode nebst Hrn. Lambert mit einem grossen dollondischen Fernrohre beobachtet, sie haben aber die Secunden nicht angemerkt.

VI. Hr. Beguelins Versuch eines Algorithmus, aus dem Satze des zureichenden Grundes hergeleitet. Man soll die Zahlen als Potenzen der 2 ansehen, nur die Exponenten ausdrücken, die 2 selbst weglassen; so würde man die Vortheile der dyadischen und decadischen Arithmetik vereinigen.

VII. Hr. de la Grange, über die Integration der Gleichungen mit Partialdifferentialen von der ersten Ordnung: Nähmlich, wenn $du = pdx + qdy + rdz \ldots$, und man eine Gleichung zwischen u, x, y, z, p, q, r, ... hat.

Speculative Philosophie.

I. Hr. Formey, über die Frage: Warum so viel Personen für Alles, was einige Uebung und Anstrengung des Verstandes erfodert, so wenig Geschmack, oder gar so viel Abneigung daran haben, und wie man ihre Begriffe in dieser Absicht verbessern könnte? Die Ursachen sind: eine Erziehung, da man den Kindern ihre Leichtsinnigkeit, ihre Flüchtigkeit läßt, sie nicht zur Aufmerksamkeit und zum Denken, sondern zum gedankenlosen Schwatzen und Nachplappern gewöhnt. (Diese Erziehung geht freylich noch weiter, als auf die Kinder in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, und die Lehrer, welche einen Studirenden so anführen, daß er die Pandecten täglich drey Stunden hören, und wenn er sie so in einem halben Jahre zu Ende gehört, sie das zweyte halbe Jahr eben so wieder, und das dritte halbe Jahr auch eben so wieder, und das vierte halbe Jahr noch einmahl eben so wieder hören soll, und darüber alles ver-

absäumen muß, was den Verstand aufklärt und zu einer vernünftigen Kenntniß der Welt gehört, die bilden gewiß selten Priester der Gerechtigkeit, sondern, wenn es noch am besten abläuft, gewöhnlich Papageyen, vielleicht gar nur Staarmätzchen.)

Ferner bemerkt Hr. F. daß die Menschen sinnlichen Eindrücken und Ergötzungen zu sehr nachhängen, sich alles, was einigen Gebrauch des Verstandes erfodert, als schwer und trocken vorstellen, finden, daß das keine Brodstudien sind, u. s. w. Also giebt er Vorschriften, welche diesen Fehlern entgegen gesetzt sind, arbeitsamen Gebrauch des Verstandes unter den Menschen gemeiner zu machen.

II. Hr. Beguelin wendet den Satz des zureichenden Grundes an, einen noch unbewiesenen Lehrsatz Fermats von den Polygonalzahlen zu erweisen. Der Satz ist: Daß jede ganze Zahl sich höchstens aus soviel Polygonalzahlen zusammensetzen lässt, als das Polygon Seiten. Nur von den Quadraten hat Hr. de la Grange in den Abh. 1770 Beweis und Geschichte mitgetheilt. Den Grund, warum ein solcher Beweis schwer ist, und den Unterschied zwischen geometrischen und solchen arithmetischen Sätzen giebt Hr. B. folgendergestalt an: Die geometrischen Sätze haben, so zu reden, eine doppelte Nothwendigkeit; es ist unmöglich, daß sie nicht wahr seyn sollte, aber es ist auch unmöglich, daß die Sache auf eine andere Art seyn sollte. Solche arithmetische Sätze haben nur die erste Art Nothwendigkeit. Es ist nothwendig, daß sich jede ganze Zahl höchstens in vier Quadrate zerlegen lässt, aber es ist so wenig unmöglich, daß sie mehr als vier Quadrate enthalte, daß vielmehr die Sache für jede Zahl, die grösser als 11 ist, unläugbar ist. Bey solchen Sätzen also, von einer Möglichkeit, die aber andere Möglichkeiten nicht ausschliesst, und

und so kann man sich bey ihnen des Satzes bedienen, welcher die Möglichkeit der Sachen gründet und erkläret, des Satzes des zureichenden Grundes, welcher hie die Schwierigkeit ersetzet, den Satz des Widerspruchs gerades Weges anzubringen. Hr. B. löst also folgende Aufgabe auf: In einer gegebenen Reihe von Polygonalzahlen zu finden, wie viel Glieder von ihr hinlänglich sind, eine ganze Zahl darzustellen, die nicht grösser ist als der Reihe gröstes Glied. Daraus und durch Entscheidung von Fällen, die dabey zweifelhaft seyn können, sucht er den Weg zu zeigen, wie man zum Beweise des Satzes von Zusammensetzung einer Zahl aus Polygonalzahlen kommen könne.

III. Hr. Merians III. Abh. über des Molyneux Frage, ob ein gebohrner Blinder, der das Gesicht bekömmt, sogleich durchs Ansehen Kugel und Würfel unterscheiden wird. Sie enthält Berkeleys Theorie des Sehens, die, wenn sie richtig ist, den Molyneux widerlegt, obgleich B. diese Absicht nicht haben konnte, weil er von M. Satze nichts wußte. Hr. Merian entscheidet hie noch nichts, er erzählt blos B. Gedanken, freylich wie nur ein Philosoph eines andern Philosophen Gedanken erzählen kann.

Schöne Wissenschaften.

I. Hr. Küster, von Catharinen von Brandenburg, des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Betlem, Gemahlin. Zuerst erinnert Hr. K. daß des Fürsten Nahme im ungarischen Betlem Gabor heisse, weil die Ungarn den Familiennahmen vor den Taufnahmen setzen. Diesen Nahmen hat man in Gabriel Gabor, Betlem, und Bethlehem verstellt. Catharine, Churf. Joh. Sigismunds Tochter war seine zweyte Gemahlinn. Er wünschte, daß sie nach seinem Tode Beherrscherinn von Siebenbürgen bliebe, sie entsagte aber

einer

einer Regierung, die sie zu unruhig fand, und kam mit grossen Reichthümern nach Deutschland zurück. Sie heyrathete Franz Carln, Herz. zu Lauenburg, und starb 1649. Ihre Vermählung mit den Siebenbürger meldete ihr Bruder, Churf. Georg Wilhelm, dem K. in Polen Sigismund, der aber nicht damit zufrieden war. Dieser Herren lateinischer Briefwechsel ist hie beygefügt.

II. Hr. de Catt über das Schöne, und über die Gedanken in der Litteratur.

III. Hr. Weguelin 2. Abh. über die Philosophie der Historie.

IIII. Hr. Borelly 1. Abh. über die Beredsamkeit.

Man begreift leicht, daß sich aus diesen Aufsätzen nicht wohl Auszüge machen lasse.

III.

Systematische Einleitung in die neuere aus ihren eigenthümlichen physikalisch-oekonomischen Gründen hergeleitete Forstwissenschaft. Von D. Johann Gottlieb Gleditsch — Erster Band. gr. 8. Berlin 1774. 1 Alphab. 22 Bogen.

Unser würdige Herr Professor Gleditsch erhielt vor einigen Jahren von dem Generaldirektorio zu Berlin den Auftrag, über das Forstwesen ordentliche Vorlesungen zu halten, und dadurch die beste Gelegenheit seine in vierzig Jahren gesamlete gründliche Kentnisse bekanter und gemeinnütziger zu machen. Es mangelte ihm ein Lesebuch und er sahe

sahe sich genöthiget, dergleichen für seine Zuhörer selbst zu verfassen, welches die Grundlage zu gegenwärtigem Werk geworden ist. Der vor uns liegende erste Theil desselben enthält

I. Die Einleitung zur Forstwissenschaft benebst der Forstbotanik, vom 1ten bis zu Ende des 9ten Buches, S. 3 — S. 289. Die Einleitung ist mit der grösten Genauigkeit ausgearbeitet, so daß der Schüler der Forstwissenschaft bei jedem Schritt seiner anwachsenden Erkentnis dergestalt sicher geführet wird, daß er sich nicht durch Nebendinge aufgehalten, sondern seinen Fleis in dem geraden Geleise einer strengen systematischen Ordnung zum Hauptendzweck beständig hingelenket stehet. Von der botanischen Arbeit des Herrn V. in diesen Capiteln wollen wir überhaupt nur anmerken, daß nicht nur der gelehrte Kräuterkenner sie mit Vergnügen lesen wird, sondern ein jeder Forstliebhaber, wenn er auch kein Botaniker ist, findet hier Gelegenheit eine Menge neuer Ideen zu samlen, welche so wohl seine theoretische Erkentnis vom Forstwesen erweitern, als auch einen sichern Grund abgeben kann, sein Verhalten bei der praktischen Behandlung eines Waldes zu verbessern und in vielen Fällen vielleicht ganz umzuschaffen.

II. Eintheilung des Hauptverzeichnisses unserer einheimischen wilden Holzarten, welche in sämtlichen Forsten und Gehölzen der Länder Königl. Preuß. Hoheit gefunden werden, zehentes Buch S. 290 — 334. Der Herr V. macht S. 293 die Anmerkung, daß die in Rücksicht auf die Preußischen Staaten belegene wärmere Gegenden Deutschlands noch einige, wiewohl wenige, starke Baumarten oder Stammhölzer mehr haben, die noch mehr nördlich gelegene Länder aber verschiedene von unserer Anzahl abrechnen müssen, indessen sei hier der Vorrath an nutzbaren Holzarten

arten hinlänglich fast alle Arten von Gewerbe zu unterhalten. Die Zahl der wilden, edlen und unedlen Holzarten erstrecket sich in ihren Geschlechtern, deren Gattungen und den wenigen Abänderungen auf Einhundert und drei, welche aus Bäumen, hohen und starken Stauden und aus kleinen schwachen Sträuchern bestehen S. 301. Nach dieser Beschaffenheit geben sie bald Stammholz oder Ober- und Unterholz, bald nur Unterholz und schwaches Reis, bis sie sich endlich in das feine und kurze Endholz verliehren, welches nur dünne Ruthen trägt und sich in die zähen Arten von Staudengewächsen endiget. Damit der Leser dieses alles mit einem Blick übersehen könne, so ist bei Benennung jeder Holzart auf der gegen über befindlichen Blattseite eine Tabelle beigefüget, wodurch lezteres durch Buchstaben angemerket wird, welches zur grossen Bequemlichkeit beim lesen gereichet.

III. Die physikalischoekonomische Geschichte aller dieser Holzarten, welche vom eilften Buch anfängt und bis zu Ende dieses ersten Bandes, und, wie aus der Vorrede erhellet, im zweiten Bande bis zum dritten Capitel fortgesetzet wird. Da hier die praktischen Anmerkungen bei jeder Holzart zugleich mit eingeschaltet sind, mithin für den Oekonomen und Förster der wichtigste Theil dieses Werks hier seinen Anfang nimt, so werden wir bei Beurtheilung desselben in Absicht der vornehmsten Holzarten desto ausführlicher sein.

No. 2. Von der Esche (Fraxinus excelsior) S. 339. Sie wächset in kalten und warmen auch mancherlei Boden, und wird darinn ziemlich ansehnlich, wenn sie nur mit ihren starken und mit einer dicken Rinde überzogenen Wurzeln weit genug um sich greifen kann S. 340. Die spanischen Fliegen (Meloe vesicatorius) verderben in manchen Jahren das Laub derselben

ben gänzlich und so gar auch den zweiten jungen Trieb S. 341. Man kann den im October reif gewordenen Saamen entweder so gleich oder im Merz und April mit wenig Erde bedeckt, aussäen, und er gehet bald auf S. 345. Der aus Lauberde mit etwas Leim und vielem groben Sande bestehende mäßig feuchte Boden ist dazu der beste S. 346. Der Nutzen des Eschenholzes für den Stellmacher, Tischler, Drechsler und andere Holzarbeiter ist mannigfaltig und denen Rüstern und Ahorn gleich, doch müssen verschiedene Umstände genau erwogen werden, um in der Anwendung dieser drei Holzarten nicht zu fehlen S. 348.

No. 3. Von Rüstern, Ulmen, Jlmen oder Jpern S. 349. deren sind nur sechserlei Gattungen, denn wenn man deren neune oder zwölfe angiebt, welche in Frankreich, Holland und England von den Baumliebhabern bemerket worden, so bleiben solches Spielarten, die bey der Forstwirthschaft von keiner Bedeutung sind S. 351. Aus ihren ästigen und starken Wurzeln machen sie eine so große Menge Sprossen, daß man in wenig Jahren von einigen einzeln Ulmen, einen Platz in das einträglichste Schlagholz verwandeln kann; sie geben an lang gekapten hohen Stämmen oder auf sechsfüßigen Stümpfen eine Menge guten Reisholzes und harter Stangen S. 352. Der Herr V. sagt S. 353, daß das Laub nahrhaft sei und man es an einigen Orten streife. Der Recensent füget hinzu, daß es angebrühet den Schweinen ein gedeiliches Futter gebe, daß man es aber nur mit grosser Behutsamkeit den Schaafen getrocknet reichen dürfe, wegen der darauf befindlichen Jnsekten und ihren Eierchen. Der im Brachmonath reife Saame wird so gleich in lockern Boden flach gesäet, und giebt um Michaelis bereits Saamenloden, die oft einer Spanne lang

lang sind. Die Vermehrung durch Absenker ist ein Werk des Planteurs S. 355. Das Holz ist für die Stellmacher, Drechsler, auch Tischler vortreflich, und kann man ihm durch Beitzen eine Mahohnyfarbe geben S. 358.

No. 7. Vom Ahorn S. 361. er Dgemeine weiße Ahorn hat eine starke, feste, weit und tiefgehende Wurzel, daß er den Winden an freien erhabenen Orten und selbst an den Seeküsten sehr gut widerstehen und die nächsten Ländereien decken kann; treibet dabei einen großen und sehr geraden Stamm von drei und viertehalb Fuß im Durchschnitt, und macht mit seinen häufigen angenehmen den Weinblättern ähnlichen Laube einen wohlgewachsenen schattenreichen Baum. S. 365. Der Ahorn liebt einen feuchten, mäßig fetten, lockern und nahrhaften Boden, S. 366. Der bekante Leinbaum ist eine Gattung des Ahorns S. 370. Das Abzapfen des Zuckerwassers daraus muß nach dem ersten harten Froste vom November bis Ende Decembers geschehen, und giebt ein vollwüchsiger Baum alle 24 Stunden von 7 bis 10 Quart eines recht zuckerreichen Safts, daraus der Herr V. bereits vor 35 Jahren und vor kurzer Zeit ein Landprediger guten Zucker auf eine sehr leichte Art bereitet hat S. 371. Ein neuer Gegenstand für den spekulativischen Landwirth, der einer weitern Bearbeitung und Anlage im Großen vielleicht nicht unwürdig ist.

No. 10. Von der Linde und dem Spindelbaume S. 378. Im leimichten Boden wächset die Linde am besten und wird sehr gros und stark, soll bis tausend Jahr alt werden S. 381. Ein mißlungener Versuch aus dem Saamen der Linde Chokolat zu machen S. 384. Die Ableger geben die häufigsten, die Saamenloden aber die schönsten und dauerhaftesten Linden S. 384. Bei der Forstwirthschaft ziehet

man

man die Linden wegen des sehr weichen Holzes und daherigen geringen Debits nicht leicht zu Oberholz, wiewohl man von der Steinlinde ganze Waldungen findet, aber in Plantagen werden sie wegen des häufigen Nutzens zu Alleen, zum Schatten und zur Bienenzucht stark angezogen und finden häufige Abnehmer S. 385. Man lässet sie in den Gehauen, wie andere Baumarten, deren Wurzeln stark um sich greifen, nicht gern als Laßreiser stehen S. 386. die Bildhauer, Modelirer und Vergulder brauchen das Lindenholz sehr häufig; der Gebrauch des zähen Lindenbastes zu Matten und Decken ist bekant, und die Lindenkohle eine der besten zum Reissen S. 387. Der Spindelbaum (Fusaria) ist ein Strauch von mittelmäßiger Höhe, der sich aber doch zu einem Baum von 20 Fuß hoch und 4 bis 5 Zoll dick ziehen lässet und gutes Drechslerholz giebt S. 395.

No. 21. Von der Fichte und ihren Geschlechtsarten S. 431. derer nimt der Herr V. fünfe an, nehmlich 1. die Kiefer (pinus sylvestris); 2. die Rothtanne (pinus rubra); 3. die graue preußische Fichte mit feinen kurzen Nadeln (pinus cinerea prussica); 4. die Weißtanne (abies alba) und 5. der Lerchenbaum (Larix). Diese sind unter den Nahmen Kiefer, Fichte, Tanne und Lerchenbaum in den alten, mittlern und neuern Zeiten von Schriftstellern und Forstmännern sehr oft vor besondere Geschlechter gehalten und nicht selten verwechselt worden S. 433. daher diese Classifikation der Botanisten für den Forstliebhaber hier von großen Nutzen ist. Das Ansäen des Fichtenholzes ist S. 448 u. f. f. sehr gut beschrieben, da man nehmlich den Saamen vorhero aus den so genanten Kiehnäpfeln zu erhalten suchet und hernach ausstreuet. Weil aber dieses sonderlich im Großen sehr umständlich ist, so hat der Recensent die in der Mark gebräuchliche Methode

 sehr

sehr oft befolgt und mit Vortheil zeitig im Frühling ja selbst im Winter auf dem im Herbst gehörig gepflügten oder umgehackten Boden die Kiehnäpfel selbst ausstreuen, und wenn sie im Monath April oder später sich völlig geöfnet haben, solche an einem recht trockenen und warmen Tage mit einer leichten Egge überziehen lassen, wodurch der Saamen aus den Aepfeln gerüttelt und hinlänglich ausgebreitet und untergebracht worden, woraus die schönsten Reviere des jungen Anflugs von vielen Morgen gros erwachsen sind. S. 450 eifert der Herr V. mit Recht wider alles Auslichten des jungen Nadelholzes, und wir haben in den Revieren unverständiger Förster nicht selten die besten Dickigte dadurch zu Grunde gehen sehen. Es ist nicht der einzige Schaden, den das Streurechen in den Nadelhölzern anrichtet, daß dadurch die Thauwurzeln der Bäume beschädiget werden S. 479, sondern unserm Bedünken nach wird dem Holz der natürliche Dünger entzogen, weil die verfaulten Nadeln eine Menge fruchtbarer Theile geben, die durch Regen und Schnee denen flachen Wurzeln zugeführet werden. Die Rothfäule wird hauptsächlich durch das Harzreissen verursacht S. 480. Regeln des Harzreissens S. 483. An dem Stamme der Weißtanne entstehen in einem guten Boden innerhalb der Rinde kleine und große Beulen, welche einen der schönsten Balsame und Terpenthine enthalten, der einen citronhaften Geruch hat S. 485. Wenn der Lerchenbaum überständig wird, so wird das Holz korkig oder schwammig, und im Kern rothfaul, da sonsten sein Holz, wenn er zu rechter Zeit gefället wird, durch den darinn befindlichen Balsam eine unabsehliche Dauer erhält S. 492. In den nördlichen Gegenden Deutschlands hat man indessen hievon noch keine Erfahrungen, weil er hier erst seit 30 oder 40 Jahren angebauet

wird

wird S. 495. Der Lerchenbaum giebt ein vorzügliches Schif- und Bauholz, im Wasser wird es hart und leicht zum Steine, die davon zugehauenen Balken tragen laut neuern Erfahrungen zehn mahl mehr Last als die Eichen selbst S. 497.

Am Ende dieser schönen Abhandlung von Nadelhölzern liefert der Herr V. noch ein Verzeichnis von 19 Arten Ungeziefer, deren einige oft so fürchterliche Verheerungen in den Fichtenwäldern anrichten, daß ganze Strecken des schönsten Holzes verdorren. Wir pflichten dem patriotischen Wunsch des Herrn V. vollkommen bei, daß man mehr Fleis auf die Kentnis dieses Geschmeisses, und zugleich auf die natürlichen Feinde desselben, wenden möge, um diesem wirklich großem Uebel auf eine oder andere Art Einhalt zu thun. Kein anderes Mittel wird freilich wohl dagegen statt haben, als daß man andere Thiere zu vermehren trachte, welche die Menge dieser Holzverwüster zu vermindern im Stande sind, und hieher gehöret vor allen andern das Heer der kleineren Waldvögel, welche uns grössern Nutzen hierinn schaffen, als mancher sich einbildet. Es ist daher allerdings zu tadeln, daß man solche, z. E. die Finken, Grünlinge, Maisen u.d.g. Schaaren weise wegfängt, und eines geringen Vortheils halber diese unerkanten Wohlthäter zu tausenden umbringt.

No. 26. Von der Birke S. 513. Die Birke liebt vor andern das mitternächtliche rauhe Clima und einen unfruchtbaren Sand und Heideboden S. 516. Der beste Standort für sie ist indessen ein sandiges Land mit etwas Wald- oder Tangel- und Wurzelerde vermischt, das eine sehr mäßige aber beständige Feuchte hat S. 517. Die gebirgische-Strauchbirke ist keine besondere Gattung, sondern nur eine schwache Abänderung, und muß man sie mit der allerkleinsten rund-

blättrigen Birke, die hier sub No. 27. angeführet ist, nicht verwechseln. Ebendas. Da die Wurzeln der Birke nicht tief in den Boden gehen, so ist ihre Saat den jungen Eichen und andern, welche tiefe Pfahlwurzeln treiben, nicht nachtheiliger, als die Wurzeln verschiedener Sträucher und Waldgräser S. 518. Was S. 519 von der verschiedenen Zeit die Birken zu schlagen gesagt wird, ist ganz richtig, indessen hat der Recensent doch an vielen Orten angemerkt, daß bei ordentlichen Hauichten, die Birke (cæteris paribus) binnen 24 Jahren das meiste Holz macht, und nach dieser Zeit langsamer wächset; wem es also um die Vielheit des Holzes und nicht um die Stärke der Stämme zu thun ist, kann sich hiernach sicher richten. Allerdings hat der Herr V. S. 524. recht, daß der im Junius, dem Anschein nach, reife Birkensaamen taub und verdorben ist, und nimmermehr eine Pflanze hervorbringen wird. Die wahre Zeit der Reife des guten Saamens ist im September und October, und wird der Saamen der so genanten Sommerbirke wohl vierzehn Tage bis drei Wochen ehender reif, als an der harten Birke. Der Herr V. hat bei der Classifikation der Birken-Gattungen von diesem Unterschiede nichts erwähnet, da er doch wirklich statt hat, und fast auf allen Revieren zu finden ist, ob wir freilich nicht behaupten können, daß es eine besondere Species der Strenge nach sei. Die Regel S. 525. daß der Saamen so flach als möglich untergebracht werden muß, kann nicht genug eingeschärft werden, und ist der Recensent allemahl am glücklichsten dabei gefahren, wenn er an Oertern, die dem Winde nicht ausgesezt gewesen, solchen gar nicht unterbringen lassen, weil der erste Regen ihn tief genug in das gepflügte Land ein- und unterbringet.

No. 28.

No. 28. Die Eller, Erle, Else (alnus) ist eine natürliche Birkenart, deren bester Standort ein schwarzer, morastiger und dabei warmer Grund ist, in welchem das Wasser sich niemals lange verliehret S. 531. welcher Umstand in Gegenden, wo die Elsbrücher von Wichtigkeit sind, bei Ziehung der Abzugsgräben zu andern oekonomischen Verbesserungen nicht aus der Acht zu lassen ist S. 532. Allerdings ist das Laubstreifen der Erlen zum Winterfutter für die Schaafe, wenn es zu zeitig unternommen wird, dem Wachsthum des Baums äusserst schädlich S. 537; da aber das Laub an der Güte verliehret, wenn es zu alt wird, so hat der Recensent dem Schäfer allemahl denjenigen Schlag Preis gegeben, der zunächst abgeholzet werden solte, wo er sich Laubholz nach Gefallen schneiden können. Wer diese Gelegenheit nicht hat, der kaufe lieber Heu und lasse die Elsen in Ruhe. Der Gebrauch des Erlenholzes und dessen lange Dauer beim Wasserbau S. 542 ist bekant. Den Beschluß dieses Capituls macht ein Verzeichniß von 24 Arten Ungeziefer, das auf Birken und Erlen gefunden wird, sich davon nähret und solche zum Theil bewohnet.

No. 30. Von der Haselstaude S. 560. Aus drey Pfund reifen Kernen von Haselnüssen erhält man zwei Pfund süßen Oels, welches dem Mandelöl in allen Stücken gleich komt S. 566. Es ist vortheilhaft die Nüsse in den Forsten, da wo Blößen oder steile ganz abgetriebene Oerter sind, anzusäen, und ihnen dadurch zum Anbau besserer Holzarten den ersten Schutz zu geben, indem sie schnell aufwachsen und in Zeit von 8 bis 10 Jahren ihre Höhe und Größe erlangen S. 566. Ihr Nutzen zu Reifen und Bandstöcken ist bekant.

No. 31. Von der Hayn- oder Weißbuche (Carpinus) S. 573. Diese wird uneigentlich also genant, und ist so wenig eine Buche als eine andere Art von Rüster, ob sie schon von den Alten bald mit Linden und Ilmen, bald mit Ahorn und Eschen verwechselt worden S. 573. Zu Hecken in Lustgärten ist die Weißbuche das beste Holz S. 578. desgleichen wegen seiner Härte zu verschiedenen mechanischen Werkzeugen, und giebt als Brennholz die schönsten Kohlen S. 580.

No. 32. Von der Buche (Fagus) S. 585. Sie wächset im Anfang schnell und endiget ihr Wachsthum nach der Verschiedenheit des Bodens in 60 Jahren S. 586; wegen ihres dicken Schattens ersticket sie Sträucher und Gras unter sich S. 586; dem jungen Holz sind die Haasen sehr gefährlich S. 587; die Vermehrung durch den Saamen ist die leichteste und vortheilhafteste, und geschiehet im späten Herbst, oder besser im Ausgang des Winters S. 593. Es giebt die Buche kein eigentlich Bauholz, weil es weder innerhalb noch ausserhalb der Gebäude dauerhaft ist S. 595; in Engeland hat man es besonders zubereitet, um dieses schöne Holz wider den Wurm zu schützen und es zu Schifholz dauerhafter zu machen S. 596. Es ist das beste Brennholz, so wir haben, weil es eine helle Flamme giebt und Glut und Hitze sehr lange hält, auch giebt seine Asche die beste Pottasche S. 597.; so nutzbar indessen die Buche ist, so muß sie in vieler Absicht der Eiche nachstehen.

No. 33. Von der Eiche S. 602. Es giebt eigentlich deren nur drei Arten, nehmlich die Stein- Sommer- und Raseneiche, welche aber unzähliche Abänderungen erzeugen, und eben deswegen so viele Nahmen erhalten S. 603. Die erste und dritte Art komt sehr mit einander überein, und ist nach der Strenge

darun-

darunter kein wesentlicher Unterschied. Anders verhält es sich aber mit der Sommereiche, welche sich durch überall gefundene allgemeine und beständige Kennzeichen gar sehr von der Steineiche unterscheidet S. 603. Wenn der Herr V. S. 604 sagt, daß noch niemand bei den Eichelsaaten gewiß bemerken können, daß aus den Eicheln der Wintereiche die Sommereiche entstanden wäre, so glauben wir, daß auch kein Forstverständiger im Ernste dieses behaupten kann; wenigstens hat der Recensent Gelegenheit gehabt, durch einen Zufall von der Sache sehr genau überzeugt zu werden, welches hier zu weitläufig zu erzählen ist. Ueberdem zeiget die ungleich kleinere Eichel, das spätere Aufgehen derselben, und der äusserst langsame Wachsthum der Steineiche in Vergleichung mit der Sommereiche von Jugend auf, hinlänglich, daß nimmermehr aus der erstern die leztere und umgekehrt werden könne. Das Alter der Eiche dauert bis in das vierte Jahrhundert S. 606. Der Boden, welcher aus einem tiefgehenden recht sandigen Leim bestehet, bringt gute Stämme, und ein viel zäheres und härteres Holz, als die alzuschattigen feuchten Tiefen und Thäler S. 609. Vom Verpflanzen der Eichen S. 615, sind wir der Meinung des Herrn V. daß zum Anbau der Waldungen zu Bauholze die Saat doch allezeit das beste Mittel bleiben wird, denn recht viel kluges kann doch beim Verpflanzen in dieser Absicht nicht herauskommen, weil auch die allerjüngsten Stämme ohne Verletzung der äußerst langen und zarten Pfahlwurzel weder ausgenommen, noch wieder in die Erde gebracht werden können. Vom Borkenschälen S. 617. Einige Umstände in Betracht welcher das Verpflanzen der jungen Eichen angerathen wird S. 624, und die wir nicht tadeln, so bald man nur kein Bau- und Nutzholz dadurch erhal-

 ten

ten will. Das Ausputzen der jungen verpflanzten oder gesäeten Eichen ist den Forsten mehr schädlich als nützlich, man säe fein dicke, so reinigen sich die jungen Stämme von selbst S. 626. Ob diese Arbeit am besten im Herbst oder Frühling geschiehet S. 627. Anderthalb oder höchstens zwei Zoll tief die Saateicheln unterzubringen S. 629, ist, mit des Herrn B. Erlaubniß, nicht so gut, als wenn höchstens ein halber Zoll Erde über der Eichel bleibt, wenn nehmlich sich die lockere Erde gesetzt hat. Die Natur wirft die Eichel auf die flache Erde hin, hier keimet sie, und wenn die junge Wurzel nur den Boden fassen kann, so schleicht sie hinein, unterdessen das grüne Stämmlein über sich empor steigt, im Fall auch die Eichel unbedeckt liegen bleibt. Der Recensent hat bemerkt, daß bei etwanigen vielen Regen die zu tief im Boden liegende Eichel, wenn sie auch schon gesund gewesen ist und gekeimt hat, dennoch, sonderlich in einem schweren Boden, nicht selten faulet, welches nicht geschiehet, wenn die äußere Luft sie einigermaaßen treffen und die zu viele Feuchtigkeit in der Oberfläche der Erde wegdunsten kann. Eicheln mit Wintergetraide gesäet, taugt nicht S. 631; besser ist es über eine Eichelsaat Birkensaamen zu streuen S. 632. Der vielfältige Nutzen des Eichenholzes ist bekannt S. 635. Wegen seiner Schwere krümmet es sich bald und dienet nicht zu Balken und Trägern in einer horizontalen Lage S. 637. Am Ende dieser Abhandlung folgt ein Verzeichniß von 57 Arten Ungeziefers, die man auf den Eichen antrift S. 642 — S. 660.

No. 36. Von den Pappeln S. 663, deren sind drei Hauptgattungen, die weisse und schwarze Pappel und die Espe S. 664. Alle drei Arten wachsen sehr schnell, und breiten ihre flache Wurzeln weit aus; ihr bester Boden ist ein fetter Moorgrund S. 668; der

an

an sich böse Umstand bei der Espe in den Forsten, daß sie besonders nach dem Hiebe 30 bis 40 Fuß um ihren Stamm herum den Platz mit einer Menge junger Sprossen anfüllet S. 676, ist doch in denen Fällen gut, wo man eine Blösse gern bald bedecken will, und hat der Recensent bei Anlegung der Remisen zu Haasen und Hühner sich desselben verschiedenmaale mit Nutzen bedienet. Indeßen ist es wahr, was der Herr V. S. 676. von solchen schnell aufwachsenden Dickigt sagt, daß oft ein solcher ganzer Fleck mit einmahl verdorret, wenn die Zeit der natürlichen Dauer der Hauptwurzel vorüber ist, diesem kann aber begegnet werden, wenn im zweiten oder dritten Jahr des jungen Ausschlags im Herbst oder Frühling nicht weit von dem Mutterstamme, und sodann in gewissen Distanzen zwischen den Schößlingen, alle Wurzeln, die man entdecken kann, durchgehauen werden, da sich denn jeder Sprößling allein beköstigen muß, und genöthiget wird, selbst Wurzeln zu machen. Bei der Weißpappel hat der Herr V. noch den grossen ökonomischen Vortheil ausgelassen, den dieselbe gewähret, nehmlich, daß unter allen Laubhölzern sie die vornehmste Art ist, welche bei der Laubfütterung der Schaafe die vortreflichsten Dienste thut, indem kein Laub gesünder, nahrhafter, und wegen der leichten Vermehrung des Baums häufiger zu gewinnen ist, als das von der Weißpappel. Ein Umstand, der bei Schäfereien in Gegenden, wo der Heuschlag geringe, von der grössesten Wichtigkeit ist.

So weit gehet der erste Theil von einem Werke, welches seinem Verfasser alle Ehre machet, und dessen Nutzbarkeit für den Botaniker, den Oekonomen und den Forstmann gleich groß ist. Wir sehen dem zweiten Theil desselben mit wahrem Vergnügen entgegen.

L.

IV.

Das Elementarwerk; ein geordneter Vorrath aller nöthigen Erkenntnis. Zum Unterrichte der Jugend vom Anfang bis ins akademische Alter, zur Belehrung der Eltern, Schullehrer und Hofmeister, zum Nutzen eines jeden Lesers die Erkenntnis zu vervollkommnen. In Verbindung mit einer Sammlung von Kupferstichen und mit französischer und lateinischer Uebersetzung dieses Werkes. Dessau. 1774. Vier Bände.

„Das Elementarbuch soll mit den allerersten „Erkenntnissen eines Kindes anfangen. Es „wird, mit meinem und mit meiner Rathgeber Wissen, gar keine unwahre Erkenntnis, ja kein „übertriebenes Wort enthalten. Ein jeder Gegenstand wird zu rechter Zeit, nicht zu früh und nicht „zu spät, für die Bildung des Verstandes und des „Herzens der Kinder darinnen vorkommen. Ich „werde keine einzige Stuffe der ordentlich fortschreitenden Natur darinnen überhüpfen. Es wird als „das erste Buch im Unterrichte der Kinder, welcher „einige Jahre fortwähren kann, so vollständig seyn, „daß darinnen ein fruchtbarer Saame zu aller Art „von gemeinnützigen Erkenntnissen, mit einer Oekonomie, die der Natur des Bodens gemäß ist, anzutreffen seyn wird. Die realen und verbalen Erkenntnisse sollen nach ihrem Werthe und nach dem „Bedürfnisse der Kinder in gehöriger Proportion stehen. Ihr Gedächtnis soll angewöhnt werden, dem „vorgängigen Verstande zu dienen, aber sich nicht die

„ganze

„ganze Würde des Verstandes anzumassen. Das Buch „soll so praktisch geschrieben werden, daß in Mangel „der Schulen und Hofmeister eine jede Mutter, wel„che verständig ist, oder es werden kann, den Weg „eines angenehmen und nützlichen Unterrichtes in den „ersten Jahren der Kinder vollkommen gebahnet fin„det. Die Kinder selbst, wenn man nach meiner „Vorschrift handelt, sollen kein Spiel und keine Er„götzung so lieben, als dieses für ihre Natur einge„richtete und mit lehrreichen Kupfern, die zum Theil „illuminirt seyn müssen, durchgängig gezierte Buch. „Keine Kirche der Christen wird gegen irgend einen „Satz desselben, selbst nach der Vorschrift ihrer sym„bolischen Bücher, etwas einzuwenden finden — Als „ein Anhang soll die Methode und das Hülfsmittel „hinzugefügt werden, mit so geringem Zeitverluste, „als möglich ist, den Kindern in dem Verständnisse „der französischen und lateinischen Sprache, wenn „nach dem Maasse ihrer erworbenen Realeinsicht und „mit den leichtesten Wörtern zu ihnen geredet wird, „so viele Fertigkeit zu geben, daß die Fortsetzung ih„res Realunterrichtes auch in diesen Sprachen ge„schehen kann, wie mein Plan von den gebesserten „Schulen erfordert. Die Anweisung zur Kunst des „Lesens, der unpedantischen Kalligraphie und der er„sten Uebungen des Rechnens soll mit dem Elemen„tarbuche so verbunden werden, daß jedesmal erhel„let, nach welchen Realerkenntnissen die einzelnen „Theile der Verbalerkenntnis und solcher äusserlichen „Uebungen am vortheilhaftesten stückweise folgen kön„nen, um den ganzen Wachsthum an nützlichen Er„kenntnissen desto geschwinder und sicherer zu beför„dern.„

Ein solches Elementarwerk hat uns Herr Basedow im Jahre 1768 versprochen. Nun liegt es ganz

in allen seinen vier Theilen vor uns, und jeder Leser wird nach seinen Einsichten und nach seinen vorgefaßten Meynungen urtheilen, ob diese Versprechungen erfüllet worden sind oder nicht; wenn aber derjenige, welcher unternimmt, ein solches Werk öffentlich zu beurtheilen, es nicht anders thun kan, als nach dem Maasse seiner Einsichten, so soll er sich desto mehr bestreben, allen Vorurtheilen zu entsagen, mit welchen er für oder wider dasselbe eingenommen seyn könnte. Und dieses wollen wir thun und zwar nach der Regel, welche Hr. B. selbst gibt B. II. S. 292. „Wenn „eine Person oder ein Werk vorzüglich gut sind, so „rede nicht ohne besondern Nutzen von ihren Fehlern „und Mängeln, denn die meisten Menschen sind „neidisch und achten solche Fehler für zu groß; dazu „mußt du nichts beytragen.„

Das erste und dasjenige, was bey einem Werke von dieser Art am meisten in die Augen fällt, ist die Ordnung. In diesem Stücke hat Herr B. nicht Wort gehalten, und er hat deutlich gestanden, daß es ihm nicht möglich gewesen sey. Die Umstände, in denen er sich befunden hat, der Mangel an Mitarbeitern, die Ungeduld des Publicum, welches er eher befriedigen mußte, als es möglich gewesen seyn würde, wenn er diesen Theil seines Versprechens hätte erfüllen sollen, sind hiervon genugsame Entschuldigungen. Wir wünschen indessen nicht weniger, daß entweder er oder jemand, der mit seinem Geiste beseelet und mit seinen vorzüglichen Fähigkeiten begabet ist, diesen Mangel ersetze, in so weit es die Natur der Sache erlaubet; Und wir glauben, sie erlaube es in einem ziemlichen Maasse. Freylich werden dazu mehrere Bände und eine grössere Weitläuftigkeit erfordert werden, allein dieses wird kein Uebel seyn. Es wird ohne dieses nicht möglich seyn, die Jugend mit diesen vier Bänden

den von dem vierten Jahre bis in das sechszehnte genugsam zu beschäftigen. Vielleicht dürfte es nöthig seyn, vier oder fünf besondre Elementarbücher zu verfertigen, welche aber alle mit vieler Geschicklichkeit so eingerichtet werden sollten, daß immer eines so genau, als es möglich ist, auf das andre passete. Das erste für den Zeitpunct vom vierten Jahre bis in das achte. Das andre vom achten bis ins eilfte. Das dritte vom eilften Jahre bis ins vierzehnte, und das vierte vom vierzehnten bis ins sechszehnte. An statt vier Bänden würden wir hier sechszehne oder zwanzig haben. Das erste würde mehr nicht als einen Band erfordern, nebst einem Bande von auserlesenen kleinen Stücken, die eine lehrreiche Belustigung der Kinder zur Absicht hätten. Das zweyte würde auch mehr nicht als zween solche Bände erheischen. Für jedes der zwey letzten aber würde es an vier oder gar an fünf und mehr Bänden nicht zu viel seyn. Jedes dieser Werke müßte den Inhalt der vorhergehenden in einem dem angewachsenen Alter der jungen Leute angemeßnern Lichte und Umfange darstellen. Die Anweisungen, welche Hr. B. B. I. S. 146. 165. 168. 213. 323. 357. 376. B. II. S. 70. 235. B. IIII. S. 3. ꝛc. gibt, sind sehr nützlich; aber sie sind nicht zureichend, und der Gebrauch des Elementarwerkes erfordert weit mehr Urtheil und Fähigkeit, als eine jede Mutter, welche verständig ist, oder es werden kann, besitzet. Es wäre deshalben eine noch nähere, eine ausführliche Anleitung nöthig, um die Ordnung anzugeben, nach welcher die in dem Elementarwerke enthaltenen Kenntnisse der Jugend am schicklichsten beygebracht werden können.

Indem Herr B. seinem ersten Entwurfe entsagte, machte er sich die Eintheilung und die Ordnung seines Werkes unendlich leichter. Obgleich er in einigen

nigen Stücken, insonderheit in den ersten noch fortfuhr auf den Hang der ordentlich fortschreitenden Natur Rücksicht zu nehmen, so machte er doch einigermassen eine Sammlung von kurzen Anleitungen zu besondern Wissenschaften daraus. So entstunden zehn Abtheilungen oder Bücher, und ein Vorrath zu einem Elementarwerke, nicht ein Elementarbuch.

Das erste ist überschrieben, Nur für die erwachsenen Kinderfreunde. Es enthält eine Menge der vortrefflichsten Anmerkungen über die Erziehung. Allein sollte es nicht die Bemühungen der Eltern durch allzuviele und oft unbestimmte, oft unnütze Regeln erschweren. Uns deucht, man sollte das Geschäft der Erziehung so einfältig machen, als es möglich ist; und es sollten in einem so gemeinnützigen Werke, wie dieses erste Buch ist, die wesentlichen Regeln, welche nothwendig müssen beobachtet werden, wenn ein Kind gut erzogen werden soll, von denjenigen abgesondert werden, welche nur von den einsichtsvollesten und geübtesten Männern gebrauchet werden können. Der Vater und die Mutter, welche man mit so vielen Regeln überhäufet, wissen nicht, wo sie das Geschäft angreifen sollen, werden überdrüssig, verliehren den Muth und gehen wieder den gewöhnten Weg. Von dieser Art scheinen uns zu seyn das Namenspiel S. 6. 7. die Zeichen der Ueberlegung des Sehens, des Hörens und der übrigen sinnlichen Empfindungen, und die meisten Regeln S. 8. 11. 13. 14. 15. Sie sind größtentheils vortrefflich, aber wenn sie nothwendig wären, so würden für die Erziehung jedes Menschen immer drey oder mehr andre nöthig seyn, und wenn ohne ihre Beobachtung die Kinder nicht dasjenige werden könnten, was sie werden sollen: so würde es sehr übel gehen. Hieher gehören auch die Vorgänger S. 4 und 17. Seine ältern

tern Kinder zu solchen Vorgängern der jüngern zu machen ist thunlich und kann von jedermann geschehen, aber wie wenig sind solche Vorgänger sonst möglich, und wie sehr würden sie nicht auch die begütertsten Familien beschweren. So sind auch S. 35. 36. f. 79. 80. 84. ff. verschiedene vortreffliche und wesentliche Regeln mit solchen vermischt, welche gar nicht wesentlich sind. Wer die letztern übergehen wird, kann auch leicht die erstern auf die gleiche Weise ansehn. Sehr schön lautet S. 4. die Regel: „Alles, was selbst der Säugling „sieht und hört, sey in seiner Art so angenehm, ordent„lich und zweckmäßig, als eine jede Familie nach den „Umständen es haben und machen kann.„ Sie ist auch richtig, aber sie erheischet allein eine Erläuterung von einem ganzen Bande, damit jedes Glied eines Hauses lerne, wie es sich bey Ausübung derselben verhalten soll. O ihr vortrefflichen und guten Männer, die ihr uns Eltern Gesetze vorschreibet, wenn ihr unsre Richter seyn solltet, so würdet ihr hoffentlich auch erwegen, wie es einem Vater oder einer Mutter, welche mit sechs oder acht Kindern umgeben sind, schwer werden muß, euere Vorschriften auszuüben. Möchte einer von euch so gut seyn, und uns Anschläge geben, uns diese Arbeit zu erleichtern.

Hr. B. scheinet gar viel auf einem frühzeitigen Unterrichte zu halten S. 5. 20. 29. Es wäre zu wünschen, daß wir genug Erfahrungen hätten, um zu bestimmen, ob er so rathsam sey. Hr. B. wird uns aber erlauben an seinen fünfjährigen Kindern zu zweifeln, welche mehr von der Natur der Seele und von ihrer Verbindung mit dem Körper rc. wissen sollen als Professoren; es müßte denn seyn, er dächte, diese wüßten gar nichts davon, welches in einem gewissen Sinne auch wahr ist. Sehr artig ist die Geschichte des kleinen Franz; und ungemein gut muß das Buchstabier-

spiel

spiel S. 25. ff. seyn; wie auch das S. 24. vorgeschlagene Tagbuch oder Errinnerungsbuch der Erziehung. Doch gehöret alles dieses unter die nicht wesentlichen Regeln. Wem seine Umstände nicht erlauben es zu beobachten, darf deshalben an der Erziehung seiner Kinder nicht verzweifeln. Vortreffliche Regeln über die Spiele der Kinder gibt Hr. B. S. 36. 37. Das Gedächtnisspiel, welches er S. 38. beschreibet; das Spiel der Veranstaltung S. 40. das Botenspiel S. 41. das Spiel der Mässigung S. 42. das Spiel der stummen Arbeiter S. 43. können zu Uebung des Verstandes ungemein vorträglich gemacht werden. Der Thron S. 51. und der Kohlenstaub S. 52. sind eher zu misbilligen als gut zu heissen. Das dadurch erzeugte Lachen ist eine Art von Schadenfreude und also verwerflich. S. 53. ff. ertheilet Hr. Basedow vortrefliche Rathschläge die jungen Leute zu den Tugenden und zu den Geschicklichkeiten vorzubereiten, durch welche sie in ihrem reifen Alter sich als wahre Männer erweisen können. Hier ist alles in seiner Art wesentlich. Allein diese sechs Seiten erfordern, damit sie recht befolget werden können, wieder eine Anweisung von einem Bande. Die Erläuterungen, welche H. B. S. 59. bis 77. über den Gebrauch und den Misbrauch seines Werkes gibt, verdienen sorgfältig erwogen zu werden. Sie würden aber fast ganz unnöthig gewesen seyn, wenn er das Werk nach seinem ersten Versprechen §. 56. der Vorstellung an Menschenfreunde auszuführen Zeit gehabt hätte. In dem sechsten Abschnitte des ersten Buches finden wir neben vielen unbeträchtlichen noch mehrere höchstwichtige und weise Regeln über die Haushaltung mit den Sitten, Freyheiten und Erkenntnissen der kleinern und grössern Kindheit und der darauf folgenden Jugend. Ungemein hat uns die S. 81. vorgeschlagene Feyerlichkeit

beym

beym Austritte aus der Kindheit gefallen, wie auch andre solche häusliche Ceremonien. Es wäre sehr zu wünschen, daß das Genie eines Wielands einen Mann begeisterte, welcher in dem Sinne eines Basedow das Bild einer nachahmungswürdigen häuslichen Policey entwerfen wollte. So würde eines der besten Bücher uns die Wichtigkeit der Lehren empfindlich machen, welche Herr Basedow in dieser nicht allzuglücklich ausgeführten Erdichtung von der alethinischen Hauspolicey zum Augenmerke gehabt hat; Denn, wir müssen es aufrichtig sagen, zu den Erdichtungen scheint unser Verfasser gar nicht aufgelegt und er sollte ihnen und den Allegorien auf immer entsagen. Obwohl der Satz, mit welchem er sein erstes Buch beschließt, nichts weniger als neu ist, so verdienet er doch, bey der allgemeinen Krankheit sehr frühartige Kinder haben zu wollen, allen Eltern nachdrücklich an das Herz gelegt zu werden. „Wenn unsre Knaben „und Mägdgen äusserlich wie Männer und Damen „gehalten werden: so bleiben unsre Männer und Da„men nach ihren innerlichen Eigenschaften ungezogene „Kinder.„ In der gar zu voreiligen Ausbildung des Aeusserlichen der Kinder und in ihrer allzufrühen Bekanntschaft mit dem, was man die Welt nennet, liegt ein großer Grund der allgemein mißlungenen Erziehung. Dieser Gegenstand verdienet eine ausführliche Behandlung. Ueberhaupt würde es sich der Mühe lohnen, über die Hindernisse der Erziehung in allen Ständen, und über die Mittel, ihnen zu begegnen, ernstlich zu denken und zu schreiben; wie auch die Mittel, die Kinder dagegen zu verwahren und die Eindrücke zu entkräften, welche so viele schlimme Beyspiele und so viele verführerische Gegenstände bey ihnen machen können. Die verhütende Erziehung (educatio cauens,) ist gewiß die wichtigste. Wenn

der schlimme Saame nicht aufwächst, muß der gute nothwendig gedeihen.

Das zweyte Buch ist überschrieben: Von mancherley, besonders von dem Menschen und der Seele. Diese Ueberschrift Von mancherley hat so, wie andre, Etwas aus der Universalhistorie, Etwas aus der Mythologie rc. nicht das beste Ansehn; Sie gibt einen allzuverworrenen Begriff von dem, was wir in einer Abhandlung zu erwarten haben. Allein dieses ist eine Kleinigkeit. Wir finden insgemein bey Hrn. Basedow unter diesem Etwas rc. mehr, als bey vielen andern, unter den leuchtendsten und geschmackvollesten Ueberschriften. Der größte Theil dieses Buches ist der Bildung der ersten Kindheit bestimmt; und wir wünscheten, daß wir funfzig oder sechzig Bogen in zehn oder funfzehn Heften von dieser Art hätten, um den Kindern damit vom vierten bis ins achte Jahr einen lehrreichen und nützlichen Zeitvertreib zu gewähren. Es sind da im Anfange sehr angenehme und unterhaltende Gespräche, Muster von zweckmässigen Spielen u. d. g. Wir müßten allzuweitläufig seyn, wenn wir hier und an andern Orten alles, was uns gefällt, besonders bemerken wollten. Hingegen halten wir es für Pflicht, dasjenige auszuzeichnen, was unserm Bedünken nach von dem Verfasser selbst bey einer neuen Auflage, oder von Eltern und Lehrern bey dem Gebrauche des Werkes verbessert werden könnte. Das Commandierspiel S. 98. ff. würde vielleicht einer mehrern Verfeinerung fähig seyn. Die Beyspiele schlechterer und besserer Redensarten S. 106. sollten zahlreicher und wenigstens für Eltern und Lehrer an vielen Orten durch die Gründe des Unterschiedes erläutert seyn. Die gereimten Gesetze und Lehren für die Kindheit S. 110. könnten wohl in einem bessern Geschmacke abgefasset seyn. Al-

les, was selbst den jüngsten Kindern beygebracht wird, sollte auch in Betrachtung des Ausdruckes so vollkommen seyn, als es möglich ist. Wenn man sie an schlechte Verse gewöhnet, so laufen sie Gefahr immer denselbigen Geschmack zu behalten. In diesem Gesichtspunct, wie in vielen andern, wünschten wir in dem Methodenbuche und in dem Elementarwerke die Lehren genutzet zu sehen, welche Quinctilian in seinem ersten Buche gibt. Das Muster S. 116. wie den Kindern die Begriffe von Art und von Gattung beygebracht werden sollen, ist vortrefflich, und die Uebung mit ähnlichen Beyspielen kann anders nicht als ungemein nützlich seyn. Die Erklärung, daß Dinge zu einer Gattung gehören, weil sie einen gemeinsamen Namen führen, muß aber doch, so gut sie für Kinder seyn mag, in der Logik der Erwachsenen verbessert werden, damit man lerne sich einen richtigern und bestimmtern Begriff davon machen. Die Begriffe von Recht und Unrecht werden durch die Beyspiele, welche Detlev S. 118 davon gibt, wohl erläutert; und mehrere solche Beyspiele hätten einen richtigern Begriff davon erzeugen können, als die Erklärung ist, welche Carolinchen davon gibt. Hier hätte der Hofmeister können sich der sokratischen Lehrart bedienen, um Carolinchen, welche, indem sie eine philosophische Erklärung geben kann, dessen schon fähig seyn muß, die Unvollständigkeit ihrer Erklärung begreiflich zu machen. Sie sagt: „Recht ist eine jede Handlung, „welche den Frieden, die Liebe und das Vergnügen „im menschlichen Umgange nicht stöhret, und was „nicht recht ist, ist unrecht.„ Wenn Mama euch Kindern heute versagt euere neuen Kleider anzuziehen, weil ihr gestern dieselben besudelt habt, so stöhret sie das Vergnügen; thut sie daran Unrecht? hätte er fragen und hiebey hätte er Anlaß nehmen können,

diese Erklärung zu berichtigen. Der Satz S. 129. „Wundert euch nicht, wenn ihr an einigen Menschen „grosse Laster ꝛc. wahrnehmt„ sollte besser erläutert seyn, sonst können die Kinder dabey gar nichts denken. Sehr schön ist die Erklärung der sechsten Tafel, welche verschiedne Spiele vorstellet. S. 136. Viele solche Spiele wünschten wir in diesem Sinne erfunden und auf diese Weise erklärt zu sehen. Nichts könnte für die Gesundheit des Leibes und für die Aufheiterung des Geistes vortheilhafteres erdacht werden. Für die Kinder grosser Herren könnte vielleicht ein grosser Theil der Experimentalphysik zu einem Spielwerke, wenigstens zu einem Zeitvertreibe gemacht werden. Vortrefflich ist auch die Weise, wie S. 156 — 158 die Begriffe von Seele und von Unsterblichkeit der Jugend beygebracht werden. Wehe dem, welcher nicht den Werth dieser Stelle empfindet. Aber eben deswegen war es nicht nöthig sie anzupreisen, wie es S. 162 geschiehet. Solche Stellen, wie z. E. S. 66. 69. 161. und so viele andere, siehet ein billiger Richter als Ergiessungen, Ausbrüche eines edeln Stolzes an; Aber der Spötter und der Mißgünstige finden darinn gar zu scheinbare Anlässe den gutherzigen Mann lächerlich zu machen.

Das Wort Selbsterkenntnis scheinet uns einen Begriff von einem weitern Umfange zu bezeichnen, als den, so Hr. B. S. 163. zum Gegenstande hat. Villeicht wären da Selbstempfindung, oder innerliche Empfindung besser angewandt gewesen, oder innerlicher Sinn, wie Hr. B. S. 332. sich selbst ausdrücket. Der Ausdruck anfangs in Fähigkeit, nach und nach in Fertigkeit, ist für junge Leute gar zu abgezogen; eben so wenig scheinet es richtig geredt zu seyn, Verstand haben wahrzunehmen sich zu errinnern. Das Wort Verstand hat einmal einen andern

dern vestgesetzten Sinn; es bezeichnet bey allen Philosophen intellectum, l'entendement. Solche Aenderungen, insonderheit in Elementarbüchern verwirren nur die Begriffe der jungen Leute, welche zuletzt nicht uns allein lesen werden, und welche sehr leicht werden irre werden, wenn sie die nämlichen Wörter bey den besten Schriftstellern in einem andern Sinne werden gebraucht finden, als in ihren Elementarbüchern. Ungemein leuchtend, auch für Kinder, sind die Begriffe von Einsicht, Schluß und Phantasie. S. 180. ff. „Eine bey Menschen allgemeine und von der Angewöhnung nicht verursachte Fähigkeit gewisse Zustände „angenehm oder unangenehm zu finden nennt man einen menschlichen Instinct„ sagt Hr. B. Diese Fähigkeit ist die Quelle des Naturtriebes, aber nach dem Sprachgebrauche ist ein Naturtrieb eine sich immer ähnliche weder durch Angewöhnung, noch durch Belehrung, noch durch Ueberlegung verursachte Neigung gewisse Empfindungen zu verlangen und andre zu verabscheuen. Er ist desto allgemeiner, jemehr Wesen und jemehr Arten von Wesen er zukömmt. Wider die S. 196. gebrauchte Art den Ursprung des menschlichen Lebens durch den Geschlechtstrieb zu erklären wüßten wir wenig einzuwenden; desto weniger aber hat uns die Vertheidigung davon S. 193. ff. gefallen. Ueberhaupt ist Hr. Basedow unglücklich, wenn er sich in die Polemik verirrt. Einem so vortreflichen Manne sollte es ja leicht seyn, ruhig auf dem Wege fortzuwandeln, auf dem er Gutes thut, ohne auf Narren, auf Dummköpfe und auch oft auf Weise und Rechtschaffene zuzuschlagen, welche nicht alles auf die gleiche Weise einsehen können, wie er. Wie viel besser wären nicht diese mit Bitterkeit angefüllten Seiten angewandt, wenn sie lauter so einfältige und so reizvolle Aufmunterungen zur Tugend enthielten, wie

S. 203. bis 214. die Abschnitte von der Menschenliebe, von der Dankbarkeit, von dem Ehrtriebe, von der Neigung der Geschlechter und von der Begierde nach Reichthum. Nur hätte eins und das andre z. E. S. 211. besser bestimmt werden können. Ueberhaupt braucht es eine grosse Geschicklichkeit solche Wahrheiten in die verschiedenen Gestalten einzukleiden, darin sie jedem Alter am faßlichsten werden, und von solchen glücklichen Einkleidungen gibt das Elementarwerk uns viele schöne Proben, und eben deswegen hätten wir noch mehrere und das in der §. 56. der Vorstellung an Menschenfreunde versprochenen Ordnung gewünschet. Nicht weniger lehrreich und einleuchtend sind die Abschnitte von den Gemüthsbewegungen, von den Leidenschaften und von ihren traurigen Folgen, S. 215. bis 228. Doch scheint uns das Beyspiel der Eyfersucht für Kinder S. 228. nicht wohl gewählt; Es hätte hier ein diesem Alter angemesseneres vorhergehen sollen. Die Erzählung S. 231. ist zu abscheulich und zu verwickelt, als daß sie in dem Elementarwerke eine Stelle hätte erhalten sollen. Vernunft und Raserey sind von S. 232. bis 238. ungemein wohl erklärt; und bis zum Entzücken rührend sind die Betrachtungen S. 238. Das sind aber die Verse S. 239. nicht.

Was soll S. 241. das Wort Mores? Sehr nöthig wird es bey dem Gebrauche des Elementarwerkes seyn, den Jüngling, welchem man die Stelle S. 242. von der Bildung der Sitten erkläret, zu belehren, wie sehr er immer bedacht seyn müsse alle diese Stücke, welche in die Bildung seiner Sitten Einflüsse haben, so viel es von ihm abhängt, so rein und so unverdorben zu erhalten, sie so sehr zu verbessern, und sich dieselben so vollkommen zu gewähren, als es möglich ist. Nicht allzurichtig scheinen uns die Begriffe von Herr, von Gesetz und von Strafe. S. 244.

da nach der ersten Erklärung ein Herr und auch ein Tyrann, und nach der andern ein Gesetz und ein Befehl nicht von einander verschieden seyn würden, und da die dritte sich auf diese beyden gründet. Alle aber seyn so beschaffen, daß sie die Rechte der Eltern und aller andern Obern als etwas willkührliches, als eigenthümliche Befugnisse und nicht als Folgen von Pflichten ansehn machen. Dieser Irrthum würde die Jünglinge zur Sklaverey und nicht zu der Würde wahrer Bürger vorbereiten. Man muß die Kinder so bald es möglich ist empfinden machen, daß die Eltern und die Fürsten nur deswegen Befehle zu geben und Gesetze vorzuschreiben haben, weil es ihre Schuldigkeit ist die Glückseeligkeit ihrer Untergebenen zu befördern. Eben so wichtig ist es, ihnen von den Absichten und von der Nothwendigkeit der Strafen richtigere Begriffe beyzubringen. Man muß ihnen begreiflich machen, daß diejenigen, die man ihnen auferleget, nichts anders sind, als Mittel, den Schaden, den sie durch ein Vergehen andern verursacht haben, zu vergüten, die von ihnen in der häuslichen oder menschlichen Gesellschaft gestöhrte Ordnung wieder herzustellen, und insonderheit sie zu bessern. Es deucht uns, Hr. B. habe weder hier noch im Methodenbuche, wie er seine Anleitung zur Erziehung und zum Unterrichte der Jugend nennt, die Strafen in ihrem wahren Lichte vorgestellet. Im Methodenbuche insonderheit sollten sie als Arzneyen der Seele betrachtet werden. Hätte S. 245 anstatt gesetzgeberische Zurechnung nicht besser gesagt werden können richterliche, damit junge Leute nicht verleitet werden zu glauben, daß der Gesetzgeber als Gesetzgeber mit der Zurechnung der Handlungen oder dem Richteramte beladen sey. Auch scheinet der Begriff der Zurechnung nicht alle mögliche Deutlichkeit zu haben, wenn

darinn nicht ausdrücklich angedeutet wird, daß das Urtheil über freye Handlungen gefällt wird. Einem Menschen eine Handlung zurechnen, ist aussagen, daß er der freye Urheber davon ist. Diese Erklärung stimmet vollkommen mit der S. 246 und 247 befindlichen richtigen Entwicklung des Begriffes überein. Wenn wir diese Stelle mit einem Jünglinge läsen, welcher bereits höherer Begriffe fähig wäre, so würden wir, um ihm zu zeigen, wie er ein Mann werden könne, ihn von dieser Erklärung auf den wahren Begriff des Guten führen. Wir würden ihm begreiflich machen, daß, wie Zeno, Epiktet und Antonin gelehret haben, der Mensch, welcher sich bemühet, durch Weisheit glücklich zu werden, eine von dem Eigensinne und der Ungerechtigkeit der Menschen unabhängige Glückseligkeit zu erlangen, nichts für ein wahres Gut oder für ein wahres Uebel ansehen müsse, als was ihm zugerechnet werden kann, was von seinem freyen Willen abhängt; nichts als den Gebrauch, welchen er von demjenigen machet, was die Menschen Güter oder Uebel nennen; was eigentlich nur angenehm oder unangenehm genennt zu werden verdient, und was im moralischen Verstande nur ein Mitteldìng und an sich weder gut noch schlimm ist. Kindern aber würden wir die Begriffe vom Guten oder Bösen durch Beyspiele faßlicher zu machen trachten, als sie S. 248 dargestellet werden.

Die S. 250 gegebene Erklärung der Pflicht hat uns ein allzu eingeschränktes, ein allzu eigennütziges Ansehen. Nach dieser Erklärung bestehet das Wesen davon darinn, daß sie demjenigen, der sie beobachtet, ein Uebergewicht guter, und dem, welcher sie verletzet, ein Uebergewicht schlimmer Folgen versichere. So wird es auch am Ende immer sich ergeben. Aber dennoch scheinet es uns bedenklich, die Selbstliebe zur

Grund-

Grundlage der Tugend zu machen. Die Güte insonderheit, wie Hr. Crugott in seinen Predigten sie erkläret, scheinet uns ein solcher Grund davon zu seyn, bey dem es viel leichter ist, sich vor dem Irrthume zu hüten. *) Die Tugend eines Wesens bestehet darinn, daß es in dem größten ihm möglichen Maasse Gutes thue, das ist, die Vollkommenheit aller Wesen befördere, mit welchen es in einiger Verhältnis stehet. Nicht jede Uebertretung des Gesetzes der Tugend ist ein Laster, jede ist wohl ein Vergehen, oder gar ein Verbrechen; aber das Laster bestehet eigentlich in der Angewöhnung Verbrechen zu begehen. Es scheinet uns wichtig, alle Worte, so viel es immer sich thun läßt, in einem Elementarwerke, dem Sprachgebrauche gemäß zu erklären. Die Lehre von den Krankheiten und von der Lebensordnung S. 274 ff. und der Anhang von der Reinlichkeit S. 280. verdienen von allen Eltern mit der äussersten Sorgfalt studiert, und können den jungen Leuten, so viel sie dieselben treffen, nicht genug eingeschärfet werden. S. 296. 297. hätten wir einige Worte, die nicht gar zu wohl lauten, gern mit unanstössigen verwechselt gesehen. So willkührlich die Worte an sich sind: so müssen doch die jungen Leute gewöhnet werden, diejenigen nicht zu gebrauchen, welche nach dem Urtheile der, vielleicht nicht mit allem Rechte betitelten, feinen Welt eckelhafte Begriffe mit sich führen. Die Geschichte der zween Brüder und die Schilderung des Sophrons und der Sophronia sind schon reitzvoll, aber eine Sammlung solcher Gemählde, welch ein kostbarer Theil der Elementarbibliothek sollte sie nicht seyn. Um die jungen Leute richtiger über die Geschichte der Menschheit denken zu lehren, hätten S. 303 Wildheit und Einfalt von einander unterschieden werden

*) S. insonderheit B. II. S. 277.

sollen. Auch hätte vielleicht da und auf den folgenden Seiten eines und das andre mehr Genauigkeit erfordert. Hingegen ist, was S. 308. ff. von der Familie gesagt wird, sehr schön, obwohl einiges zu umständlich seyn möchte. Auf der 29. Tafel möchten wir die Wiege nicht sehen, oder doch so empfehlen, wie dem Warmkorb.

Das dritte Buch ist überschrieben, die gemeinnützige Logik. Eine andre sollte es nicht geben. Herr B. merket an, daß dieses Buch nicht für die ersten Jahre der ersten Kindheit sey. Ohne Zweifel würde es doch auch möglich seyn, eine Logik, oder besser zu sagen, logische Uebungen für diejenige Kindheit zu erfinden, welche des Unterrichts noch nicht fähig ist, den er hier ertheilet. Dieses könnte am besten in einer Sammlung von Gesprächen geschehen, in welchen die gewöhnlichsten Fehlschlüsse der Kinder angebracht, und in welchen die Folgen davon ihnen empfindlich gemacht würden, damit sie frühe lehrneten sich davor hüten. Das übereilte Nachsprechen fremder Urtheile, das Bejahn oder das Verneinen auf Gerathewohl hin, die unbedachtsame Allgemeinmachung der Begriffe, die Neigung, was einmal geschehen ist, ein andermal in einem nur ähnlichscheinenden Falle wieder zu erwarten, und viele andre solche Quellen des Irrthumes entzieren oft durch falsche Begriffe, welche sie erzeugen, die Meynungen der Menschen bis in ihr höchstes Alter, weil sie in der Kindheit nicht darvor sind gewahrnet worden, und weil man sie gewöhnet hat, auf jeden Schein der Wahrheit, oder auf jeden auswendig gelehrnten und nicht verstandnen Satz entscheidend abzusprechen. Durch Beyspiele solcher sokratischen Gespräche sollte es möglich seyn, die Jugend zu dem Verständnisse derjenigen logischen und ontologischen Sätze vorzubereiten, welche Hr. B. in diesem

sem dritten Buche so vortrefflich lehret. Ueberhaupt dürfte es von einem unendlichen Nutzen seyn, einige Bände wahrhaftig sokratischer nach dem Beyspiele des Plato und nach den Bedürfnissen unsers Jahrhunderts abgefaßter Gespräche der Elementarbibliothek einzuverleiben. Eine solche Gymnastik des Geistes würde allezeit die beste Logik seyn.

Derjenige, welcher eine solche Arbeit unternehmen wollte, würde in diesem dritten Buche des Elementarwerkes einen kostbaren Schatz von Grundbegriffen und von Grundsätzen finden. Nur scheinet uns einmal in dieser Lehre der vornehmste Grundbegrif des Hr. B. nicht richtig oder doch nicht in denjenigem Lichte dargestellet, nach welchem er richtig ist. Wir meynen den Begriff der Wahrheit. Sie ist sagt er, S. 334. die Uebereinstimmung unsrer Urtheile mit beständig gemeinnützigen Regeln der menschlichen Urtheile. Man denkt wahr, sagt er S. 189. nach solchen Regeln nach welchen es immer nützlich bleibt unsre Gedanken einzurichten. S. auch S. 343. ff. 347. 393. 431. B. II. S. 42. Uns dünkt einmal wahr sey jeder Gedanke von einem einzelnen Dinge oder von einem allgemeinen Begriffe, welcher mit dessen Beschaffenheit übereins stimmt. Es ist nun Morgen, ich sehe die Sonne in Osten in vollem Glanze aufgehen: ich denke, es ist Tag, und dieser Gedanke ist wahr, er mag nun gemeinnützig oder gemeinschädlich seyn. So ist es auch, wenn ich mir bewußt bin, daß ich schreibe, daß ich den ersten Band des Elementarwerkes vor mir habe, daß ich hoffe, ich werde in einer Stunde an meine Berufsgeschäfte gehen. Eben so ist es, wenn ich Sätze denke, von denen ich mir nicht vorstellen kann, daß sie anders gedenkbar sind, ohne anzunehmen, daß etwas zugleich seyn und nicht seyn, oder so und anders seyn könne;

z. E.

z. E. ein Theil ist kleiner als das Ganze, von dem er ein Theil ist; Der Mensch muß das wahre Gute wählen und das wahre Uebel verwerfen; Meines Großvaters Stammvater war auch mein Stammvater. Was auf diese Weise unwidersprechlich in die Augen fällt oder richtig aus demjenigen hergeleitet wird, was so einleuchtet, was evident ist, das ist der Beschaffenheit der Dinge gemäß; das ist wahr; davon kann man sagen, daß es, wie sich Hr. B. S. 334 selbst ausdrückt, aus solchen Ursachen, wir wollten lieber sagen Gründen, geglaubet wird, um welcher willen eine geglaubte Sache mit vollkommenem Beyfalle für wahr angenommen zu werden verdient. Das Kennzeichen der Wahrheit bestehet also in der Evidenz und diese wird durch die Gemeinnützigkeit der Sätze oder des Beyfalls den man ihnen giebt, weder vermehret noch vermindert. Im Gegentheile welch eine Verwirrung würde nicht daraus entstehen, wenn wir die Gemeinnützigkeit, und zwar die beständige Gemeinnützigkeit, dieses Beyfalls zu einem Kennzeichen der Wahrheit annehmen wollten. Da müßte man immer lange Beweise über diese Gemeinnützigkeit führen, und so würde für einen Menschen wahr seyn, was für den andern falsch wäre. Ganz andre Sätze müssen nothwendig aus der Glaubenspflicht des Hrn. Pastor Götze, aus der Glaubenspflicht des Hrn. Basedow und aus des Hrn. von Voltaire seiner fliessen. Wer will alsdenn entscheiden, ob es gefährlich sey an einem Irrthume oder an einem ganzen Gewebe von Irrthümern zu zweifeln. S. S. 344. B. I. des Elementarwerkes. Und auf diesen Begriff von Wahrheit will Herr Basedow alles gründen — Durch denselben glaubt er sich das Verdienst erworben zu haben, das ganze System der menschlichen Kenntnisse, welches alle Philosophen vor

ihm

ihm nur auf Sand gebauet hätten, bevestiget und berichtiget zu haben. Wenn wir diesen Begriff nicht annehmen, so können wir, nach seiner Meynung, weder von Gott, noch von unsrer Pflicht, noch von der Unsterblichkeit der Seele, noch von sonst irgend alles, so uns wichtig und heilig seyn soll, mit Zuversicht denken. Wir zittern, wenn wir uns vorstellen, daß durch diese Lehre aus den reinesten Absichten die größte Verwirrung hervorgebracht werden kann, oder daß durch die Zweifel, welche wir dagegen zu äussern uns verbunden glauben, wir den einzigen Grundpfeiler der menschlichen Glückseeligkeit, die Wahrheit antasten. Indessen sind wir weit entfernt, die Lehre von der Glaubenspflicht als eine Chimäre anzusehen. Daß wir, in sofern wir Meister über den Lauf unserer Gedanken sind, S. S. 348. dieselben immer auf die edelsten Gegenstände richten, und alle unsre Kräfte dahin anstrengen sollen uns mit den gemeinnützigsten Wahrheiten immer vertrauter zu machen, dieses ist freylich eine unsrer vornehmsten Pflichten. Nicht weniger sehen wir es für ganz natürlich an, daß ein Mensch, welcher die Tugend kennet und liebet, mit dem mendelssonischen Sokrates denke: „Ich ergötze mich zuweilen an „dem Gedanken, daß alles, was dem gesammten „menschlichen Geschlechte wirklichen Trost und Vortheil bringen würde, wenn es wahr wäre, schon deswegen sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich habe, daß „es wahr sey.„ *) Noch mehr, da zween widersprechende Sätze nicht zugleich wahr seyn können, so würden wir einen theoretischen Satz, wenn er uns auch noch so scharf bewiesen scheinen sollte, für falsch halten, so bald er einem practischen Satze, von welchem die Glückseeligkeit des menschlichen Geschlechtes abhängt, widersprechen würde. Die höchste Güte dessen

*) Phädon zweytes Gespräch S. 141

sen, welcher die Quelle der Wahrheit ist, kann nicht zugegeben haben, daß etwas wahr seyn könne, durch dessen Glauben eine Mänge empfindender Wesen unglücklich müßte gemacht werden. Allein daß etwas deswegen wahr sey, weil durch dessen Glauben unsrer Einsicht nach unendlich viel Gutes entstehen könnte, dieses läßt sich schwerlich behaupten. Villeicht würden nach diesem Grundsatze zween einander widersprechende Sätze für wahr gehalten werden können, und so müßten wir eine Wahrheit zugeben, welche könnte, wie sich Hr. Basedow S. 346 ausdrückt, mit dem Erfolge oder der Wirklichkeit der Dinge nicht übereins stimmen; d. ist: welche bald Wahrheit seyn würde, bald nicht. Wir würden mit ihm denken müssen, die meisten Arten von Wahrheit seyn in seltnen Fällen fehlbar oder veränderlich. Dieses aber scheinet uns in der gesunden Philosophie nicht gegründet zu seyn, und es würde gerades Weges zum Scepticismus führen. Was wahr ist, bleibet unter den gleichen Bedingnissen immer wahr. Wenn die Bedingnisse ändern, so ist es nicht mehr dieselbige Sache.

So wenig wir diesem Lieblingssatze des Hrn. B. Beyfall geben können, so sehr hoffen wir, daß jeder billige Leser mit seinen meisten übrigen logischen Lehren zufrieden seyn werde. Wir führen nur noch diese an, die uns unendlich wichtig scheinet: „So oft ihr bey „euch selbst eines Irrthumes gewahr werdet: so erforschet, zu gelegner Zeit„ (Dieser Einschiebsel scheinet ziemlich überflüssig) „die Veranlassung und „die Ursachen desselben; so werdet ihr von Jahr zu „Jahr weniger irren und mehr wahr denken lehrnen.„ So sehr wir aber die Verdienste der Basedowischen Logik erkennen: so wenig glauben wir, daß nicht Lehrer und Lernende von Wolfen, Locken, Lambert

und

und andern, noch vieles werden zu lernen finden. Uns fallen zum Beyspiele hier nur die Erklärungen von der Klarheit und der Deutlichkeit der Begriffe bey S. 421, und die von Gewißheit und von Nothwendigkeit S. 379. Auch mangelt bey Hrn. B. die Anleitung zur Zergliederung der Begriffe, welche doch eine der wichtigsten logischen Uebungen ist.

Der übrige Theil des dritten Buches enthält die Erklärungen der vornehmsten ontologischen Begriffe und Grundsätze. Uns deucht auch von diesen Erklärungen wären einige der Verbesserung fähig. Z. B. die Beschaffenheit mit seinem eignen Umfange umgeben zu seyn, welche S. 380 dem Körper zugeschrieben wird, scheint uns im höchsten Grade undeutlich, und sie wird doch S. 352. als ein Beweisgrund eines wichtigen cosmologischen Satzes gebraucht: Sagen wir, ein Körper ist etwas undurchdringliches, das auf allen Seiten der Berührung widersteht, und folglich mit andern Dingen seiner Art zusammensetzbar ist: so fällt der cosmologische Satz von dem unermeßlichen Aussenraume der Welt, der etwas wirkliches seyn soll, hinweg. Villeicht wäre der Begriff vom Körper zureichend erkläret, wenn man sagete: ein Körper wäre ein Ding, welches auf allen Seiten der Berührung widerstehet. Die übrigen Begriffe, welche sich in Hrn. B. Erklärung befinden, sind ohne Folgerungen als Grundbegriffe. Materie S. 381. könnten wir vielleicht richtiger nennen, die den Sinnen fühlbaren Theile, aus welchen Körper bestehen, Atomen, die den Sinnen nicht mehr fühlbaren Theile, aus welchen die Materie bestehet, und Monaden solche Theile der Atomen, bey denen selbst der Gedanken einer mehrern Theilbarkeit nicht mehr möglich ist.

Die Erklärung der Bewegung S. 353. scheinet uns keinen hellen Begriff davon zu geben. Hr.

B.

B. sagt: „Die Ursache dieser Veränderung„ (von dem Orte der Körper) heißt Bewegung „desjenigen „Körpers, in welchem die Ursache davon ist„; insonderheit da der Begriff von Ursache erst S. 359. erkläret, und S. 360 u. 361 erläutert wird: sehr gut; aber doch nicht so meisterhaft und so einleuchtend, als im Methodenbuche S. 303. ff. wo Hr. B. so vortrefflich und so bündig schliesset, daß er in der Folge gar nicht nöthig hatte, seine Zuflucht zu der Glaubenspflicht zu nehmen. Um von Grund und Ursache den jungen Leuten vollständige Begriffe zu geben, muß man indessen auch S. 374. dieses Bandes sich zu Nutz machen. Nach der auf der 368. Seite befindlichen Erklärung wäre die Natur nichts. Ueberhaupt scheint uns der ganze Abschnitt von dem Laufe der Natur nicht helle genug, so wie auch die Erklärung der Substanz S. 371. und die von der Action S. 372 ist. Auch sehr undeutlich, was S. 386 von dem Unermeßlichen und dem Ewigen gesagt wird; da wir beynahe verleitet werden könnten, Zeit und Raum, die wahrscheinlicher Weise nichts sind, als Verhältnisse der Dinge, für Eigenschaften der Gottheit anzusehen. Sollten S. 386. §. 3. die Sätze 1) und 2) nicht eher Quellen von Folgerungen als wirkliche Folgerungen seyn?

Das vierte Buch hat die Religion zum Gegenstande. In diesem Buche hat sich Hr. Basedow vorzüglich hervorgethan; so wie auch in dem kleinen Buche für Kinder über denselbigen Gegenstand. Der erste §. S. 3 bis 11. ist besonders ein Muster, von einem einfältigen, deutlichen und zugleich erleuchtenden und erwärmenden Vortrage. Einige Begriffe, die für die Absicht zureichend sind, welche der Verfasser hier hat, könnten unvollständig scheinen; man muß sie aber durch die Erläuterungen ergän-

ergänzen, welche man in der Folge finden wird. So wird z. E. die Erklärung des Gewissens S. 9. vollständig, wenn man S. 58. zu Rathe zieht.

Der zweyte Abschnitt von der vortheilhaften Einrichtung der Welt, und der dritte, welcher zeiget, daß mehr Gutes als Böses darinn ist, insonderheit S. 13. 15. ff. 18. 20. 28. 30. 39. 45. sind von einer besondern Bündigkeit. Nicht sehr schicklich scheinet uns indessen S. 17. die Erwähnung des Todtschlägers. Es ist da nur vom physischem Uebel die Rede, und dieser Gedanke muß, wie er da stehet, Verwirrung in jungen Köpfen erzeugen. Sollte es ein gründlicher Gedanke seyn, daß die Vorsehung einige Menschen deswegen hätte lassen gebrechlich werden, damit andre die Vortheile ihrer guten Gestalt desto besser schätzen lerneten, wie S. 24. gesagt wird? Wir zweifeln daran; so wie wir auch S. 35. und 37. einige in diese Materie einschlagende Begriffe einer größern Richtigkeit fähig glauben.

Hr. B. gebrauchet sehr gern das Wort gemeinnützig. Allein was ist schwerer, als zu bestimmen, daß etwas gemeinnützig, oder daß es mehr oder weniger gemeinnützig sey. Auch läßt die Art, wie er dieses Wort gebraucht, unentschieden, ob er darunter dasjenige versteht, was einem Menschen für ihn selbst in allen oder in den meisten Fällen nützlich ist; oder dasjenige, was der größten möglichen Anzahl von Menschen in allen oder in den meisten Fällen vortheilhaft ist. Da er S. 40. tugendhaft durch gemeinnützig erkläret, so wollen wir das letztere annehmen. Wir müssen jedoch hiebey anmerken, daß eine gemeinnützige Handlung erst alsdenn die Würde einer tugendhaften That erhalte, wenn sie in der Absicht geschiehet gemeinnützig zu seyn, Menschen, so vielen Menschen, als es nach Beschaffenheit der Umstände möglich ist, wahr-

haftig Gutes zu thun; und daß dabey immer vorausgesetzet werde, daß durch dieselbe keinem Menschen Schade zugefüget wird, das ist, daß die Rechte keines Menschen dadurch verletzet werden. Nichts kann gut seyn, was nicht gerecht ist, wenn es noch so sehr den Schein der Gemeinnützigkeit hätte.

So vortreflich Hr. B. überhaupt über die Gottheit philosophiret, so scheinet er uns doch sich in metaphysische Spitzfindigkeiten zu verirren, welche auf unauflösliche Zweifel führen müssen, und welche insbesondere in einem für die Jugend bestimmten Werke hätten ausgewichen werden sollen. Wir glauben, es müsse, nach einer gesunden Philosophie, angenommen werden, daß, so bald wir in metaphysischen oder andern Untersuchungen auf Sätze gerathen, welche einander widersprechen, und von denen jeder gleich richtig erwiesen zu seyn scheinet, wir diesen Sätzen als unauflöslich entsagen, und die Erkenntnisse, um die es zu thun ist, als solche ansehen müssen, welche unsern Horizont übersteigen. Denn wenn wir zween widersprechende Sätze gleich richtig erwiesen finden, so muß gewiß in dem Beweise des einen oder des andern ein Irrthum verborgen seyn, und da wir nicht wissen, wo er liegt, so müssen wir gar nicht urtheilen. Insonderheit sollen wir da uns hüten Sätzen beyzustimmen, welche unsern innerlichen Empfindungen widersprechen, wie wir es thun müssen, wenn wir die Lehre von der Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen und von dem sogenannten stoischen Schicksale annehmen. Dahin scheinen uns aber einige von Hrn. Basedow in diesem Buche angebrachten Sätze zu führen, vor deren Misverstande wenigstens wir die Jugend warnen wollten. Z. E. der Satz von der einzigen Handlung und Wirkung Gottes S. 44. die Lehre von dem Rathschlusse Gottes

S. 63.

S. 63. So ist es auch nicht gleichgiltig zu sagen: „Gott ist die zureichende Ursache aller Wesen oder „aller Erfolge.„ Das erstere ist in jedem Sinne wahr; das andere ist, wenn wir die Freyheit der menschlichen Handlungen annehmen, einer Einschränkung fähig. Ueber alles dieses wollten wir uns mit dem begnügen, was S. 47 sehr wohl gesagt wird: „es seyn „unbeantwortliche Fragen, weil die einzige göttliche Art „von Ewigkeit zu Ewigkeit ohne eigne Veränderung „zu wirken unerforschlich und unvergleichbar ist.„

Hr. B. entschädigt uns über diese Flecken, wenn es solche sind, durch den bündigsten und leuchtendsten Unterricht von der höchsten Güte Gottes S. 49. f. von der Unsterblichkeit der Seele S. 52. von der gewissen Vergeltung der Tugend und des Lasters in einem andern Leben S. 55. die wir aber in Versuchung fallen würden, für ungerecht zu halten, wenn Gott, wie S. 46 gesagt wird, die Ursache aller Erfolge wäre, und wenn wir das Schicksal und die Handlungen der Menschen für nothwendige Folgen eines göttlichen Rathschlusses S. 63. und der einzigen Wirkung Gottes S. 44 hielten. Wir halten es also hier mit S. 60. Doch verstehen wir den Satz Gott wirkt alles so, daß er bedeutet, Gott gibt die Kräfte zu allem, was gewirket wird. Nicht weniger sind die Stellen von den Eigenschaften Gottes S. 58. 59 von der Vorsehung S. 62. 64. 65. ff. vortrefflich, und S. 281 ungemein wohl angewandt. Nicht so bündig scheinet in der unserm Geschmacke nach nicht allzu glücklich erdichteten Unterredung die Wahrheit das Vorurtheil zu überzeugen. Man stosse sich nicht an diesem Ausdruck. S. 76 sagt das Vorurtheil selbst: „Ich habe diesen Belehrungen nachgedacht und finde „sie wahr.„ Wider sein Versprechen widerlegt Hr. B. S. 76. ff. die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstra-

strafen. Sie ist einmal bisher noch ein Glaubenspunct der drey stärksten christlichen Gemeinden. So scheinen auch die Nachrichten von der alathinischen Verfassung S. 102 u. 113. sich nicht wohl hieher zu schicken; Auch ist es beynahe nicht möglich, daß nicht in der Nachricht von der Verschiedenheit der Menschen in der Religion einem grossen Theile der Leser vieles anstößig vorkomme. Allein diese werden sich reichlich entschädigt finden durch die vortrefflichen Lehren von dem Gottesdienste S. 81. ff. von den göttlichen Wohlthaten und der Liebe Gottes S. 88. ff.; durch die entzückende Schilderung des Tempels der Tugend S. 95.; durch die Vorstellung der wohlthätigen Wirkungen der Religion im gemeinen Leben und auf dem Throne S. 106. 110.; durch den nachdrücklichen Inbegriff der natürlichen Glaubensbekänntnis S. 121. und der göttlichen Gebote S. 122., und durch die schöne Erklärung des Unser Vaters. S. 128. Die Religionsübung in Liedern und Lehrgedichten, welche diesem Buche eingerücket ist, machet eine nicht geringe Zierde davon aus. Sie ist zur Erbauung und zum Unterrichte gleich wohl eingerichtet. Eine andre durchgehends so gute Sammlung erbaulicher Lieder ist uns unbekannt.

Das fünfte Buch ist der Sittenlehre gewidmet. Den Anfang davon macht eine Sammlung von Sprüchwörtern, über deren Gebrauch den Eltern und den Lehrern S. 240 eine gute Anweisung gegeben wird. Doch sind auch unter den von Hrn B. gutgeheissenen solche, welche eher in die S. 241. mit Rechte verworfenen gehören dürften. Auf diese folgen Lehren, vornehmlich in Erzählungen. Von diesen sind die meisten vortrefflich und sehr zweckmäßig ausgewählet. Auch sind die meisten selbst für die erste Kindheit brauchbar. Indessen scheinet verschiedenen eine

eine gewisse Feinheit des Ausdruckes und der Bilder zu fehlen; und diese vermissen wir da sehr ungern, wo es darum zu thun ist, den Geschmack der Jugend zu bilden. So gegründet die Einwendungen unsers Verfassers wider die vermeyntlichen Gedächtnisübungen sind, so würden wir doch nicht ungern sehen, wenn Kinder und junge Leute solche Stücke, wohl verstanden ohne dazu angehalten zu werden, auswendig lerneten, und eben deswegen wünschen wir, daß ihnen nur solche dargeboten würden, welche ihnen immer zu Mustern in ihrer Art dienen könnten. Eine solche Sammlung von ein Paar Bänden hat uns Hr. B. versprochen, und sie wird eine kostbare Zugabe zu dem Elementarwerke ausmachen. Was er hier gesammelt hat, ist gar zu wenig. Der dritte Abschnitt dieses Buches liefert sehr wichtige und gute Regeln zur Bildung des Gemüthes und der Sitten. Sie sind aber nur für ein reiferes Alter. Eine Anleitung, wie die Gesinnungen und Begriffe von der ersten Kindheit an bis auf das eilfte oder zwölfte Jahr so gebildet werden könnten, daß die hier gegebnen Lehren unsern Zöglingen verständlich wären, würde eine unschätzbare Zierde des Elementarwerkes seyn. Wir finden in diesem Werke hin und wieder kostbaren Stoff dazu, aber die meisten Eltern und Lehrer werden noch ein zweckmäßigers und wohlgeordnetes Ganzes zu dieser Absicht nöthig haben. Doch auch ohne dieses wird das Stück unsers Verfassers, welches wir nun vor uns haben, von einem unendlichen Nutzen seyn. Indessen wird ein aufmerksamer Lehrer auch hier bisweilen eine Erläuterung oder eine Verbesserung beyzufügen nöthig finden, z. E. S. 254. „Der Trieb zur „liebreichen Tugend oder zum gemeinnützigen Wan„del ist nicht nur gewissermassen natürlich, sondern „auch für denjenigen, der die Folgen der Tugend

„kennt, der wichtigste Theil der Selbstliebe.„ Ein jeder Trieb ist natürlich; also wenn da ein Trieb ist, so ist er nicht nur gewissermassen, sondern er ist wirklich natürlich. Die Tugend kann nicht anders als liebreich seyn. Hier läßt die Beyfügung dieses Wortes dem Gedanken Raum, als ob es eine von dem gemeinnützigen Wandel, von der liebreichen Tugend verschiedene Tugend geben könnte. S. 287. wird gesagt: „Diene nicht einigen mit dem wahren Scha„den vieler.„ Es sollte da beygefügt seyn, auch nicht vielen mit dem wahren Schaden eines oder einiger. Dieser Zusatz scheinet uns desto nöthiger, da eine falsche Sittenlehre den Satz angenommen hat, daß man zum Vortheile vieler die Rechte weniger verletzen könne oder müsse, da eine noch abscheulichere Politik dadurch die Maxime rechtfertiget, daß um die Wohlfahrt vieler zu befördern, man die Rechte, das Leben, die Freyheit, das Eigenthum weniger aufopfern könne, und da durch diese Politik alles willkührlich und das menschliche Geschlecht das Schlachtopfer des Eigennutzes und des Ehrgeitzes wird. Die Absicht des Elementarwerkes ist die Menschen vorzubereiten, daß jeder fähig werde, selbst die größten seinen Fähigkeiten und seinen Umständen angemessene Glückseeligkeit zu geniessen und die größte mögliche Menge von Gütern unter seinen Mitmenschen zu verbreiten. Es muß deshalben jeder Gedanke, der einen Saamen zu einem ungerechten oder übelthätigen Grundsatze abgeben könnte, es muß auch alles, was nur den Schein eines solchen Gedankens führet, aus diesem Werke vertilget werden. „Der gute Name ist die allgemeine „Ehre aller Menschen, von denen nicht bekannt ist, „daß sie Friedensstöhrer oder Bundbrüchige sind.„ Diese Erklärung scheinet uns gar nicht alles zu umfassen, was zu dem guten Namen gehöret. Er ist

zwar

zwar der niederste Grad der Ehre, aber es wird dazu doch noch mehr erfordert, als weder ein Bundbrüchiger noch ein Friedensstöhrer zu seyn. Nachdem der Begriff des guten Namens vestgesetzet worden ist, sollten die hohen Grade der Ehre etwas umständlich erläutert, und den jungen Leuten faßlich gemacht werden, wie sie von dem einen zu dem andern sich erheben und wie sie die Regel ausüben können, welche S. 289. enthalten ist: „Suche wahre Ehre; sie nützet sowohl „dir, als denen, die dich hoch achten, und sie macht „dich geschickter, Vielen nützlich zu seyn.„ Dieser letzte Beweggrund, sie macht dich geschickter, Vielen nützlich zu seyn, sollte insonderheit der Jugend recht einleuchtend und dringend vorgestellet werden, als die höchste Stuffe der Würde, welche ein Mensch unter seinen Brüdern erlangen kann. In diesem Gesichtspunct allein sollten ihnen alle äusserliche Güter, Reichthum, Ehre, Macht, als erwünschlich vorgestellet werden. Nach diesem Maaßstabe allein sollten sie gewöhnet werden, den Werth derselben zu bestimmen. Zu diesem Ende sollten sie hier wieder auf den wahren Grundpfeiler der Glückseeligkeit der Weisen geführet werden, auf den Grundsatz, nichts für ein wahres Eigenthum des Tugendhaften, nichts für ein wahres Gut zu halten, als was ihm zugerechnet werden kann, als was von seinem freyen Willen abhängt; nichts als den Gebrauch, welchen er von den Gütern des Glückes und der Natur machet; nichts als Tugend oder Vollkommenheit; und nichts für ein wahres Uebel anzusehen, als was ebenfalls von seinem freyen Willen abhängt, nichts als Laster, Fehler und Verminderung seiner sittlichen Vollkommenheit. Ueberhaupt hat die Tugend in dem Elementarwerke ein allzueigennütziges Ansehn. Der Mensch muß sich nach demselben allzusehr berechtiget finden, sich in

dem engen Kreis seines persönlichen Wohls einzuschliessen. Wir geben zwar zu, daß es zu viel gefordert, daß es der Natur selbst widersprochen wäre, die Tugend des Menschen so sehr von dem Verlangen nach seiner persönlichen Glückseeligkeit unabhängig zu machen, als es Hr. Crugott zu fordern scheinet. Allein es ist sehr wichtig, um die Seele des Menschen zu adeln, ihn über die Sphäre seiner eignen Bedürfnisse zu erheben; ihm das weite Feld, das seiner Thätigkeit offen stehet, in seiner ganzen Ausdehnung zu zeigen: ihm fühlbar zu machen, wie klein das Maaß des Guten ist, das er durch die Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse geniessen kann; wie groß das Maaß desjenigen, welches ihm durch die gegen andre ausgeübte weislich geordnete Wohlthätigkeit zuströmet; wie sehr die Anliegenheiten aller Menschen und eines jeden nur eines ausmachen; wie sehr es jedes Menschen Vortheil erfodert, daß alle andere in dem höchsten möglichen Grade glücklich seyn, und wie keiner es wahrhaftig seyn könne, ohne daß dadurch die Glückseeligkeit aller erhöhet werde. Wir finden die Saamen aller dieser Grundsätze in reichem Maasse in dem Elementarwerke; allein sie scheinen uns lange nicht genug darin entwickelt. Wir wünscheten sie schon für die erste Jugend in leichten und angenehmen Erzählungen fühlbar, so individuell, als es immer möglich ist, gemacht, und für die reifen Jahre in ein solches Licht gesetzet zu sehen, daß der edelmüthige Jüngling seine einzige Würde und seine einzige Glückseeligkeit darin suchete, alle seine Handlungen nach denselben einzurichten; daß er sich ein Gesetz machete, sich alle Tage zu prüfen, ob er in dieser Sinnesart zugenommen oder abgenommen hätte, und daß die Ruhe seiner Seele einzig und allein von dem Zeugnisse abhienge, welches er sich über diesen Punct ohne Verblendung selbst geben könnte.

S.

S. 291. entkräftet der eingeschobene Satz „be„sonders wenn wir kein ererbtes Vermögen haben,„ den Sinn einer wichtigen Lehre gar zu sehr. Die Anmerkung, welche er ertheilt und welche sehr richtig ist, hätte einen besondern Periodus verdient. Von dieser Art ist auch die Ausdrückung S. 293. „die Ehre „ist oft wichtiger und angenehmer als ein grosser „Schatz„ Die Lehre von der Keuschheit und von der Ehrbarkeit hätte mit mehr Würden, mit mehr Anständigkeit und mit mehr Delicatesse ausgeführet werden können, als S. 297 und 357. Die Schönheit der edlen Liebe, die stetigen Gefühle, welche aus einem unschuldigen Genusse derselben fliessen, die Freuden der häuslichen Glückseeligkeit, die wohlthätigen Einflüsse derselben in das Wohl unsrer Nachkommenschaft und der ganzen Menschheit, welche grosse, welche mächtige Beweggründe zur Tugend! Welche Reize ergiessen sie nicht auf das Leben des Menschen! Wie groß ist nicht seine Anliegenheit, sich und andern dieselbe in der höchsten Stärke und in der vollkommensten Reinigkeit zu gewähren! Welch ein Unverstand, welch ein Verbrechen ist es nicht, sich oder andre dazu unfähiger zu machen, oder seine Mitmenschen in dem Besitze derselben zu stöhren. Diese Früchte der Tugend, diese Folgen des Lasters und der Unordnung in rührenden Gemählden den Augen der gefühlvollen Jugend dargestellet, würden weit mehr Wirkung haben, als trockene und seelenlose Lehren. Hier und bey vielen andern Anlässen hätten wir gewünschet, daß Hr. Basedow diejenigen Stellen seines Werkes zu Mustern genommen hätte, wo er die Menschenliebe B. I, S. die Dankbarkeit Ebendas. S. die Redlichkeit B. III. S. 415. 421. 432. schildert. Er hätte nur dürfen sich selbst allerorten gleich bleiben; er hätte nur dürfen alle sittlichen Gegenstände auf dieselbige

Weise behandeln, so würde uns kaum mehr der Wunsch eines bessern Elementarwerkes möglich seyn.

Nach der Lehre von der Keuschheit folget die von den feindseligen Neigungen und Gemüthsbewegungen S. 299. Jedoch hätten wir sie gerne ausführlicher behandelt gesehen. Da waren Warnungen und Anweisungen nöthig sie durch Angewöhnung nicht zu Leidenschaften werden zu lassen. Es sind Uebungen möglich, um in diesem und in andern Stücken die sittliche Stärke der Seele zu erhöhen und ihre Schwäche zu vermindern. Die Anleitung dazu würde nicht wenig den Werth des Elementarwerkes vermehret und dessen Nutzen allgemeiner gemacht haben. Durch Anleitungen und Beyspiele dieser Art würde auch der folgende Artikel über die Freude und die Traurigkeit, der schon ohne dieses ungemein schön ist, noch viel besser und nützlicher geworden seyn. Insonderheit hätten wir gerne eine Sammlung unterhaltender Gespräche und Schilderungen gesehen, durch welche die Jugend für die Schönheit der Natur fühlbar gemacht werden, durch welche sie lehrnen könnte, die Reitze, welche die Weisheit des Schöpfers auf alle Werke derselben ausgegossen hat, entdecken, und schätzen, und durch welche sie insonderheit aufgemuntert werden könnte, die Ordnung und die Regelmässigkeit, welche wahre Weise an allen Theilen der physischen Welt bewundern, in ihrem Leben nachzuahmen und dadurch die Masse der Vollkommenheit in der sittlichen Welt zu vermehren, wie es dem Menschen durch die göttlichen Gesetze anbefohlen ist. Hierzu hätte Hr. B. Stoff und Muster in einigen kleinen Schriften des Hrn. Sulzers gefunden, und er hätte können aus Thomsons, Gesners, Kleists und andrer Schriften solche Stücke ausheben, welche nothwendig die Seelen nicht ganz gefühlloser Leser erheben und adeln müssen. Unter die Freuden

den der Menschen zählet unser Verfasser S. 306. S. 328 die Spiele. Er ist aber gar zu kurz über diesen Artikel. Die Spiele, welche die Seele adeln, und die, welche sie erniedrigen, die welche ihre Fähigkeiten stärken und erweitern, und die, welche sie einschränken und schwächen, sollten wohl von einander unterschieden werden. Man sollte jungen Leuten die Ungerechtigkeit und die Niederträchtigkeit des Spielens um Geld und die abscheulichen Folgen fühlbar machen, welche es haben kann, wenn es zu einer Leidenschaft wird; Auch die verächtliche und bedauernswürdige Lage der Menschen und der Gesellschaften, für welche das Spiel fast eine beständige Bedürfnis ist, und die einen grossen Theil ihrer Zeit nicht edler anzuwenden wissen, sollte ihnen lebhaft vorgestellet werden. S. 307. warnet Hr. B. vor der Lesung der Romanen, aber nicht mit der einleuchtenden Wärme, welche die Wichtigkeit dieses Gegenstandes verdienet, und welche nöthig wäre, um die herrschenden Vorurtheile zu besiegen.

Der folgende Abschnitt S. 308. ertheilet wichtige Lehren über Aufrichtigkeit, Verstellung und Worthalten. Allein verschiedene derselben dürften gar zu unbestimmt und gar zu unvollständig seyn, und in einem der Jugend vorzüglich bestimmten Werke hätten alle durch erläuternde Beyspiele faßlicher gemacht werden sollen. Es mangelt hier z. B. eine genugsame Herzählung der wichtigsten Folgen der Lüge. Die Verstellung wird in gar unbestimmten Ausdrücken für erlaubt ausgegeben. Wir finden dabey keine Regeln, daraus wir erkennen können, wenn unser Nächster die Wahrheit als eine Schuldigkeit von uns fordern kann, und wenn es Pflicht ist sie ihm zu versagen. Eine liebreiche Verstellung wird genannt diejenige, welche unsern eignen Schaden und unsere eige-

ne

ne Unbequemlichkeit verhütet, ohne irgend jemand zu beleidigen, ziemlich unrichtig. Wir sollen uns keine Verstellung erlauben, als eine solche, welche durch eine besondre dringende Ursache gerechtfertiget und welche mit der Tugend bestehet: sehr wohl. Aber eine Anleitung, wie wir hier urtheilen und wie wir uns hüten sollen in unsern Urtheilen uns nicht durch unsre Neigungen hintergehen zu lassen, wäre hier sehr nöthig, und eben so nöthig wäre es auf das deutlichste zu sagen, daß die Verstellung niemals erlaubt und vernünftig ist, als in den Fällen, wo durch dieselbe einem Menschen ohne den Schaden irgend eines andern genuzet wird.

„Die sündlichsten Lügen sind Verläumdung; und „diejenigen, welche die Absicht haben durch Betrug „fremdes Gut zu gewinnen.„ Sind es diejenigen nicht eben so sehr, durch welche ein Wollüstling die Unschuld verführet; und diejenigen, durch welche ein schlimmer Fürst den Verstand seines Volkes verfinstert, um zu unterdrücken und um ehrgeizige Entwürfe auszuführen, und diejenigen, durch welche ein herrschsüchtiger Minister seinen Fürsten, oder ein unternehmender Demagoge seine Mitbürger betriegen. Sehr lehrreich sind der Unterricht S. 310 von Wohlthätigkeit, Gefälligkeit und Dankbarkeit, S. 34. der von Gesellschaften und Gesprächen, und S. 317. der von Scherz und Affectation und S. 321. der von der Freundschaft. Bey dieser letzten hätten wir doch mehr Wärme und mehr Erhebung des Geistes gewünschet, wir auch einige Wahrnungen wider die falsche Freundschaft, eine Erinnerung, wie wichtig die Wahl der Freunde für die Tugend ist, und eine ausführlichere Belehrung über die reinesten nnd zuverlässigsten Quellen der Freundschaft. S. 322. werden sehr gute Lehren über die Wahl der Lebensart gegeben; doch fehlet

tet der grosse Grundsatz, daß für jeden Menschen diejenige getroffen werden müsse, durch welche er wahrscheinlicher Weise, nach seinen Umständen und nach seinen Fähigkeiten, der menschlichen Gesellschaft die größten und die edelsten Dienste wird leisten können. Dieser Gegenstand ist wichtig genug, daß er ausführlicher hätte behandelt werden sollen. Wir erinnern uns eine sehr gute Predigt vom Herrn Cramer darüber gelesen zu haben. Auf diesen Abschnitt folgen S. 324. sehr schöne besondre Lehren für die Zeit der Jugend. S. 330. über die Pflicht und Klugheit in Ansehung der Ehe. S. 334. über die Einrichtung des Hauswesens und S. 341. sehr vortreffliche vermischte Regeln des Lebens und der Klugheit.

Unter der sehr unbestimmten Aufschrift von einigen Pflichten und Rechten finden wir S. 345 ff. ziemlich verworrene Sätze über die Verhältnisse der Beherrscher und der Bürger, über die Zusammenstossung der Befehle unsrer Obern mit höhern Pflichten und Verbindlichkeiten und der Privilegien, Dispensationen, Zwangspflichten und blossen Gewissenspflichten ꝛc. Besser ist S. 344. der Abschnitt von den Gesetzen zur öffentlichen Sicherheit S. 344. und S. 352. der von Betrug und Verträgen. Doch ist S. 349. der Begriff vom Eigenthume sehr unbestimmt angegeben. Hingegen ist die S. 303 befindliche Regel desto vortrefflicher. „Schon im Zweifel muß ein tu„gendhafter den Vortheil des andern dem seinigen vor„ziehn.„ Nicht so richtig ist der Satz S. 354. „Uebri„gens ist es mehrentheils eine Wahrheit, daß alles „dasjenige kein Betrug sey, welches, wenn es öffent„lich bekannt wird, keine Schande oder üble Nach„rede nach sich ziehet. Würde aber die Entdeckung „eine Schande bringen; so ist in den Handlungen alle„mal etwas Betrug.„ Die Schande und die Ehre, wel-

welche die Menschen austheilen, sind meistentheils schlechte Richtschnuren unsrer Handlungen. Die Regeln, wie sich der Mensch in Rücksicht auf die Urtheile der Welt, nach den verschiednen Verhältnissen, in welchen er sich befinden kann, zu verhalten hat, hätten in dem Elementarwerke einen besondern Abschnitt verdienet. Auch vermißten wir hier sehr ungern eine Anleitung, die Charaktere der Menschen zu kennen und zu beurtheilen, welche für die reifere Jugend schon sehr wichtig ist, und über welche in der von unserm Verfasser nicht nach seinen Verdiensten hochgeschätzten Freyherrn von Wolf deutscher Sittenlehre sich ein sehr reichhaltiges Hauptstück befindet.

Viel gutes wird S. 360. ff. über die Pflichten gegen das Vaterland gesagt; aber auf eine Weise, wodurch eher Unterthanen nach dem gemeinen Sinne, als Bürger in dem wahren Verstande gebildet werden können; und wir sollen billig von den meisten Fürsten, welche dermals auf den Thronen unsers Welttheiles sitzen, hoffen, daß sie über Bürger und nicht mehr über Sklaven herrschen wollen. Unsers Verfassers und unsers Jahrhunderts unwürdig hat uns geschienen, was S. 364 über den Krieg gesagt wird. Ueberhaupt hätte die Lehre von den bürgerlichen Pflichten erst nach dem in dem siebenden Buche befindlichen Unterrichte von der bürgerlichen Gesellschaft abgehandelt werden sollen. Da hätte besser gezeigt werden können, daß die Rechte der Fürsten Folgen ihrer Pflichten, und daß nicht die Pflichten der Unterthanen Folgen von den Rechten der Fürsten sind.

Den Schluß des fünften Buches machet S. 366. eine Memorialtabelle der ganzen Sittenlehre, bey der eine sehr unbestimmte Erklärung der Tugend zum Grunde gelegt ist. „Die Sittenlehre (heißt es,) „ist eine überzeugende Lehre von der Gleichför-

„mig-

„migkeit des menschlichen Thuns und Lassens mit gemein„nützigen Regeln, oder kurz, von der Tugend.„ Auch die ganze Anlage dieser Tabelle scheinet uns nicht mit der Nettigkeit, mit der Genauigkeit und mit der Würde abgefasset zu seyn, welche sie zu einer Zierde des Elementarwerkes hätten machen können.

Das sechste Buch beschreibet die Beschäftigungen und die Stände der Menschen. Der erste Abschnitt enthält so, wie der zweyte, einen fernern Unterricht in den Anfangsgründen der Erdbeschreibung und der Sternkunde. Der dritte handelt von der Arbeitsamkeit überhaupt und von der Nothwendigkeit der Arbeit: sehr wohl: jedoch würde eine sorgfältigere Ausführung der Verhältnisse, in welchen alle Stände in Rücksicht auf ihre Bedürfnisse, und auf die Erzielung und die Vertheilung derselben gegen einander stehen, sehr angenehm und sehr lehrreich gewesen seyn. Nach dieser allgemeinen Einleitung folgen grossentheils sehr unterhaltende Beschreibungen vieler Künste und Gewerbe. Vorzüglich angenehm sind §. 4. die Gemählde der landwirthschaftlichen Arbeiten; §. 5. die Geschichte des redlichen Schmieds; §. 6. die von dem rechtschaffenen Tischler, und §. 7. die von dem adelichen Schuster; obwohl wir gestehen müssen, daß bey einem Junker, der so wohl denket, wie der, von dem hier die Rede ist, sich höhere Fähigkeiten, als nur zum Schusterhandwerke vermuthen lassen, und daß wir diesem einen minder schmutzigen und minder eingeschränkten Beruf gewünschet hätten. Es ist sehr billig, daß die Jugend der höhern Stände die Menschen schätzen und ehren lehrne, welche in den niederern Ständen ihren Mitmenschen nützen; Allein es ist auch nicht unschicklich, sie zu belehren, daß diejenigen Berufe die wünschenswürdigsten sind, in welchen der Mensch am meisten Anlaß und Musse

hat,

hat, die edlen Fähigkeiten seiner Seele zu erhöhen und dieselben zu dem Besten seiner Mitmenschen thätig zu machen. Diese Berufe scheinet uns Hr. B. von den übrigen nicht ohne eine Art von Ungerechtigkeit durch die Benennung der gesitteten Stände auszuzeichnen. Es soll eigentlich kein Stand für so niedrig angesehen werden, daß man berechtigt wäre, ihn nicht gesittet zu nennen, oder doch ihn als den gesitteten Ständen entgegensetzbar anzusehen, wenn es erlaubt ist, also zu reden.

Das siebende Buch enthält die Anfangsgründe der Geschichtkunde. Der erste Abschnitt desselben entwickelt die Grundbegriffe von Staatssachen. Er fängt bey der Beschreibung des Standes der Wildheit an, zeiget, wie elend das Leben der Menschen in einem solchen Stande seyn muß, und lehret so denn durch eine Erdichtung die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaften. Aber auch in dieser Erdichtung scheinet uns Hr. B. eben so wenig glücklich, als in allen andern. Der Graf Aristokratus und der Herr Demokratus, das Land Universalie, die Bürgermeister, Schulzen, Schreiber, Aufseher der Gefängnisse, der Adel, das Oberhaus, das Unterhaus und alle diese Dinge, mit welchen die jungen Leute nothwendig andre Begriffe verknüpfen müssen, als es der Endzweck erfordert, welchen unser Verfasser sich hier vorgesetzet hat, können da nichts anders, als Verwirrung und Dunkelheit erzeugen. Ueberhaupt ist da vom Anfange bis S. 64 alles gar zu sehr untereinander geworfen, als daß ein Leser sich deutliche Begriffe daraus erwerben könnte. Die Lehre von dem Strafrechte ist sehr unrichtig ausgeführet. Es wird da nicht nach dem Plato, wie die Heilungskunst der Seele, es wird wie die Sättigung einer aufgebrachten Rachbegierde vorgestellet. Die peinliche Frage wird mit

kalt-

Kaltsinne gebilliget; alle barbarische Arten der Lebensstrafen werden als etwas, das die Menschheit nicht entehret, ohne Ahndung hergezählet, und mehrere male wird gegen Kinder von gesitteten Ständen der Zuruf wiederholet: „Kinder, gewöhnt euch der „Obrigkeit zu gehorchen, denn ihre Strafen sind „furchtbar.„ Von dem Kriege wird mit eben dieser Gleichgiltigkeit gesprochen bis S. 59. wo wir uns ein wenig erholen, und wo wir wieder Sachen finden, welche wir glauben unsern Kindern ohne Verantwortung vorlesen zu können.

Auf diese Grundbegriffe von Staatssachen folget S. 64 ein fernerer Unterricht über die Anfangsgründe der Geographie; erstlich der mathematischen, und S. 84 der historischen, in einem ganz kurzen Umrisse, und S. 94 in einem ausführlichen, bis S. 157. Beyde sind sehr zweckmässig eingerichtet, und die letztere ist besonders durch lehrreiche historische Nachrichten von jedem Lande unterhaltend und nützlich; obwohl einige Stellen nicht durchaus richtige Begriffe geben. Z. B. die Eintheilung in souveraine Könige und nicht souveraine; wo der Sinn des nicht deutschen Wortes bestimmter wäre gegeben worden, wenn man gesagt hätte, daß die Gewalt der einen mehr und der andern ihre weniger eingeschränkt wäre; denn mancher Deutscher verstehet unter dem Worte Souverain einen vollkommenen Despoten, welches kein christlicher Fürst wird seyn wollen, und auch kein anderer seyn soll.

Von dieser Anleitung zu der Kenntnis des Erdkreises gehet unser Verfasser zu einer ausführlichen Betrachtung der Schicksale über, welche das denselben bewohnende Geschlecht der Menschen betroffen haben. Wir glauben nicht, daß man einen Begriff der allgemeinen Geschichte finden werde, welcher in

einem so kleinen Umfange so viel Gutes und so viel Lehrreiches enthalte, als derjenige, den uns Hr. Basedow hier liefert, auch nicht leicht einen, der eine so leuchtende und so wohl zusammenhangende Vorstellung der Schicksale des menschlichen Geschlechtes enthalte. Indessen deucht es uns, Hr. B. habe dennoch darinn allzu viel sich an die chronologische Ordnung gebunden, da er sich einen leuchtendern Entwurf hätte machen können, wenn er die Methode des Herodotus angenommen hätte, welche in der historischen Bibliothek des gelehrten Hrn. Gatterers so vortrefflich aufgeheitert worden ist. Vielleicht ist es eine Verwegenheit, vielleicht ist es gar unschicklich, daß wir es hier wagen, unsre Gedanken über die Weise zu eröffnen, wie wir glauben, daß ein solcher Entwurf einer allgemeinen Geschichte abgefasset werden könnte. Allein, da wir verhoffen, unser Versuch werde in einer oder der andern Rücksicht nützen können, so schmeicheln wir uns auch, billige Leser werden denselben nicht übel aufnehmen.

Da die Geschichte der vor der Sündfluth verflossenen Jahrhunderte uns nur einige, ob wohl freylich sehr kostbare Bruchstücke, darbietet: so würden wir dieselbe von der übrigen Geschichte trennen, und in einer Einleitung ungefähr nach der vortrefflichen Anleitung behandeln, welche der Herr Abbt von Jerusalem uns dazu gegeben hat.

Nach der Sündfluth beut uns die Geschichte der uns am meisten bekannten Welttheile sieben Hauptveränderungen dar. Wir werden uns von der allgemeinen Geschichte den hellesten Begriff machen können, wenn wir jede derselben besonders betrachten werden; Die Vermischung aller gleichzeitigen mit einander nicht verbundenen Begebenheiten kan hingegen nichts als Verwirrung und Unordnung erzeugen.

Viele Jahrhunderte hindurch haben die asiatischen und die europäischen Völker sehr wenige und sehr unbeträchtliche Einflüsse in einander gehabt. Bis in das neunzehnte oder zwanzigste Jahrhundert nach der Sündfluth stunden die grossen asiatischen Reiche mit Griechenland in keinen oder in sehr geringen Verhältnissen. Es kann also bis auf die Zeiten des Darius die asiatische Geschichte unabhängig von der Geschichte aller andern Völker sehr wohl ausgeführt werden. Wir wollten deshalben aus der Geschichte der asiatischen Reiche bis auf den Darius, unter welchem Griechenland und das persische Reich mit einander in Kriege und in Unterhandlungen gerathen sind, einen eignen Theil der allgemeinen Geschichte machen. Von der Stiftung des assyrischen Reiches wollten wir diese Geschichte bis auf den Cyrus so führen, daß wir zuweilen, wenn ein bisher ungenanntes Volk auf die Schaubühne träte, die Geschichte desselben episodisch einschalten würden. So käme in diese Abhandlung die Geschichte der kleinern asiatischen Königreiche, welche das persische endlich verschlungen hat, die von Egypten, die von Phönicien, die von den Arabern, und unter diesen die von den Israeliten, welche in der allgemeinen Geschichte die Stelle nicht einnehmen kann, die sie in der heiligen Geschichte behauptet. Diesen Theil der Geschichte würden wir die Geschichte des asiatischen Despotismus nennen, und wir würden ihn in den assyrischen, den babylonischen und den persischen Zeitpunct abtheilen, so wie eines dieser Völker nach dem andern am mächtigsten gewesen ist.

Zu den Zeiten des Darius, des Hystaspes Sohn, fiengen die Griechen an unter den Völkern der Erde eine ansehnliche Rolle zu spielen. Nun ist es also Zeit, sich mit denselben näher bekannt zu machen. Wir müssen hier wieder in die ältesten Zeiten zurückgehen

und erforschen; wie die vielen kleinen Staaten entstanden sind, welche dieses Volk gestiftet hat; wie sie aus dem Stande der Wildheit allmählich zu dem Stande milderer Sitten übergegangen sind; wie die Gesetze, die Gebräuche, die Sitten, durch welche sie berühmt worden sind, gestiftet oder eingeführet worden sind; und wie die Verfassungen entstanden sind, in welchen die vornehmsten derselben besonders und ganz Griechenland überhaupt zu der Zeit des Darius sich befunden haben. Man wird sich von der Chronologie einen viel hellern Begriff machen, wenn man nun bey jeder besondern Begebenheit anmerken wird, mit welcher Begebenheit des assyrischen, des babylonischen oder des persischen Reiches sie in denselbigen Zeitpunct gehöre. So werden die Vorstellungen vereiniget aber nicht verwirret, wie es bey der gewöhnlichen Lehrart geschehen muß. Hier können wir die Zeiträume eintheilen in die ungewisse oder dunkle Zeit, welche bis zu dem Anfange der Olympiaden geht, und welche eigentlich nur bey der griechischen Geschichte schicklich ist; in den Zeitraum der entstehenden Grösse der Griechen, welcher bis auf die persischen Kriege gehet, und in den des blühenden Griechenlandes, welcher den Zeitraum von diesen Kriegen an bis auf Alexandern den Grossen in sich fasset. In dem Anfange dieses letzten Zeitraums muß der Zustand der griechischen Staaten und der von dem persischen Reiche so beschrieben werden, daß man sich einen rechten Begriff von ihren gegenseitigen Verhältnissen und von den Kriegen mache, welche sie gegen einander geführet haben. Von diesem Zeitpunct wird sodenn die griechische Geschichte und neben derselben die persische bis auf die Zeiten des grossen Alexanders geführet. Diesen Theil der Geschichte wollten wir überschreiben Geschichte der griechischen Freyheit.

Mit

Mit Alexandern dem Grossen hebt sich ein neuer Zeitraum an. Ein Fürst eines bisher fast unbekannten Volkes erhebt sich plötzlich zu einer unbegreiflichen Grösse, unterdrücket auf einmal alles, was bisher in Europa und in Asien berühmt und mächtig gewesen war, und legt den Grund zu vielen neuen Reichen und zu ganz neuen Verhältnissen dieser Reiche und derjenigen Staaten, welche nach der allgemeinen Unterdrückung sich wieder in eine Art von Freyheit empor geschwungen hatten. In dem Anfange dieser Geschichte muß die macedonische von den ältesten Zeiten hergeholet werden, damit man sich einen zureichenden Begriff von der Verfassung, von der Macht und von dem Zustande des kleinen Volkes mache, welches in wenig Jahren alle andere überwächset, die wir bisher in der Geschichte bewundert haben. Unter Alexander dem Grossen werden die Schicksale von Griechenland und von Persien in die macedonischen eingeflochten, und von seinem Tode an wird die Geschichte der von seinen Generalen gestifteten Reiche und der wieder aufgelebten griechischen Freystaaten fortgeführet bis auf den Zeitpunct, in welchem alle die grossen und kleinen Räuber und Tyrannen, welche sich dieser unglücklichen Staaten bemächtiget hatten, durch noch grössere Räuber und Tyrannen verschlungen worden sind. Die Geschichte dieses Zeitpuncts kann mit Rechte die Geschichte des griechischen Despotismus betitelt werden.

Nach diesen merkwürdigen Veränderungen der uns bekanntesten Völker tritt eines auf die Schaubühne, welches durch einen blendenden Glanz alles verdunkelt, was bisher groß und verehrungswürdig geschienen hatte. Die Geschichte dieses Volkes liefert uns den Stoff zu dem vierten Hauptgemählde von den Schicksalen des menschlichen Geschlechtes. Um uns

 diese

diese grosse Erscheinung begreiflich zu machen, müssen wir bis weit über die Olympiaden, bis über die Zeit des trojanischen Krieges in das Alterthum hinaussteigen, die erste Bevölkerung Italiens erforschen, die Schicksale der Völker entwickeln, durch deren Vermischung das römische entstanden ist, und so dann die Geschichte desselben bis auf die Zeit fortführen, da es in wenigen Jahren nach der Unterdrückung von Karthago alle die Länder erobert hat, welche die Griechen, Alexander der Grosse und seine Nachfolger in Europa, in Africa und in klein Asien besessen hatten. Diese Geschichte theilet sich ganz natürlich in fünf Zeiträume. Die Geschichte Latiums vor der Erbauung Roms; die Geschichte Roms von der Erbauung an bis auf die Vertreibung der Könige; die römische Geschichte von der Vertreibung der Könige bis auf die Zerstöhrung der Stadt Karthago, in welchen Zeitpunct die carthaginensische Geschichte als eine Episode, so wie die von Sicilien und von Groß-Griechenlande in die griechische an einem bequemen Orte eingeschaltet werden muß; viertens die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Karthago an bis auf die vollbrachte Eroberung von Griechenlande und von Asien, und endlich die Geschichte der Triumvirate bis auf die Schlacht von Actium. Durch die ältern Zeiträume dieser Geschichte der römischen Freyheit hindurch müssen bey jeder wichtigen Begebenheit diejenigen asiatischen und griechischen Begebenheiten angemerket werden, welche zu gleicher Zeit mit derselben vorgegangen sind. Auf diese Weise wird ein vollständiger Begriff von der Chronologie von aller Verwirrung frey entstehen.

Auf diese Geschichte der römischen Freyheit, folget die Geschichte des römischen Despotismus. Diese macht den funften Theil der allgemeinen Geschichte aus. Sie enthält die Schicksale der unzählichen

lichen von Rom unterdrückten Völker von dem Augustus an bis auf den Untergang des westlichen Kaiserthums. Sie verfällt ganz natürlich, in zwo Abtheilungen; in den Zeitraum, welcher der Regierung Constantinus des Grossen vorhergegangen, und in denjenigen, welcher von dieser Regierung an bis auf den Augustus verflossen ist; in die Geschichte des entstehnden Christenthums und in die des herrschenden Christenthums.

Nach Maaßgabe, wie das römische Reich gesunken ist, haben allmählich nordische und andere Völker die abendländischen Provinzen dieses Reiches erobert und darinn neue Staaten gestiftet, welche nach wenigen Jahrhunderten wieder zu Grunde gegangen sind. Auf ihren Trümmern haben andre Völker diejenigen Reiche gegründet, in welche dermals Europa getheilet ist, und von welchen einige Theile sich losgerissen haben, um besondre republicanische Staaten auszumachen. Die Geschichte dieser Völker zerfällt ebenfalls in zween Zeiträume, den Zeitraum der Finsterniß und den Zeitraum der Dämmerung.

Der erste begreift die Jahrhunderte, welche von dem Untergange des westlichen Kaiserthumes bis auf die Zeiten Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, verflossen sind. Diesen Zeitraum wollten wir wieder in drey kleinere vertheilen. Die Geschichte der zu Grunde gegangenen gothischen, longobardischen und burgundischen Reiche würde den ersten einnehmen; den andern die Geschichte der europäischen Reiche, welche unter der geistlichen Aufsicht des römischen Bischofs und unter der Präeminenz der fränkischen und nachher der deutschen Kaiser, schon einigermassen ein System von Staaten auszumachen anfiengen; von Carl dem Grossen an bis auf die Creuzzüge, eine dem trojanischen Kriege in vielen Stücken ähnliche gemein-

meinschaftliche Unternehmung der europäischen Völker, durch welche und durch deren Folgen dieselben in noch mehrere Verhältnisse mit einander geriethen. Den dritten Zeitraum der Finsterniß und den allerdunkelsten nehmen die Jahrhunderte ein, welche von den Creuzzügen an bis auf den Tod des letzten Herzogs von Burgund verflossen sind. Die Schicksale der gothischen und longobardischen Könige in Italien, und nachher die der fränkischen und deutschen Könige und Kaiser machen den Stamm dieses Theiles der Geschichte aus: die wenigen Begebenheiten, durch welche die andern Völker sich während dem Laufe dieser Jahrhunderte ausgezeichnet haben, müssen episodisch angebracht, und unter diesen sollen die Schicksale der Griechen, der Araber, der Saracenen und der Türken nicht vorbey gegangen werden, indem ihre Einflüsse in die Sitten und in die Schicksale der europäischen Nationen beträchtlich genug gewesen sind.

Der zweyte Theil der neuern europäischen Geschichte, der Zeitraum der Dämmerung, gehet von dem Tode Carls des Kühnen an bis auf das Absterben Ludewigs des funfzehnten. Der Tod des ersten dieser Fürsten hat den Grund zu den politischen Verhältnissen gelegt, durch welchen die abendländischen Staaten von Europa so lange zwischen den zwey mächtigen Häusern Frankreich und Oesterreich getheilt gewesen sind. Die Schicksale dieser zwey Häuser geben also auch wieder den Leitfaden der Geschichte dieses Zeitraumes. In dem ersten Theile desselben bricht in Italien unter den unvergeßlichen Fürsten von dem Hause Medicis, in Frankreich unter Franz dem ersten, in Engelland unter Heinrich dem achten, und in Deutschland und Spanien unter Carl dem fünften, ein wohlthätiger Schimmer eines bessern Lichtes hervor; Theologische Zwistigkeiten, barbarische, bürgerliche

liche so wohl als Nationalkriege und andre abscheuliche Uebel hätten, wenn es möglich gewesen wäre, die seligen Früchte davon gänzlich zernichtet. Allein diese Uebel selbst mußten zu der entgegengesetzten Wirkung beytragen. Dieser von abscheulichen Auftritten so fruchtbare Zeitraum endiget sich mit dem Westphälischen Frieden, durch welchen Frankreich unter Ludewig dem vierzehnten eine entschiedene Uebermacht über alle übrige europäische Staaten und insonderheit über das Haus Oesterreich erhalten hat, welches bisher ihm das Gegengewicht gehalten hatte. Der Zeitraum von dem Westphälischen Frieden an bis auf den Tod Ludewigs des funfzehnten beut uns wieder eine Reihe merkwürdiger Begebenheiten dar, durch welche der damalige Zustand von Europa bestimmt worden ist. Die Masse der menschlichen Erkenntnisse ist in demselben ungemein vermehret. Die gegenseitigen Gesinnungen der Völker und der einzelnen Menschen sind weit mehr als vorher in zehn Jahrhunderten gemildert, die Künste und die Gewerbsamkeit sind nicht weniger auf einen viel höhern Grad der Vollkommenheit gebracht worden, und die Machten von Europa haben sich gegen einander auf einen solchen Fuß gesetzet, daß wir hoffen können, dieser Welttheil werde nun in dem Schoosse des Friedens nach so vielen finstern Jahrhunderten wenigstens sich der Morgenröthe der Vernunft und der Gerechtigkeit zu erfreuen haben.

Durch einen nach diesem Entwurfe ausgeführten Unterricht kann jungen Leuten dasjenige beygebracht werden, was sie aus den Geschichten zu lehrnen haben; daß bisher beynahe bey allen Völkern unter dem Scheine des Ansehns der Despotismus und unter der Maske der Freyheit die Anarchie die Menschen verhindert haben, die Glückseligkeit, zu deren sie der Schö-

pfer bestimmt hat, in demjenigen Grade zu geniessen, zu dem sie gelanget seyn würden, wenn ihre Beherrscher weise, und wenn sie selbst tugendhaft gewesen wären; daß alles Unglück, welches das menschliche Geschlecht seit vielen Jahrhunderten drücket, von den falschen Begriffen herkömmt, welche Beherrscher und Beherrschete von der Glückseligkeit hegen; und daß, um den Grund zu einem bessern Schicksal für unsre Nachwelt zu legen, wir nicht unsre Verfassungen ändern, sondern unsre Gesinnungen, unsre Meinungen und unsre Aufführung verbessern, und durch unsre Beyspiele unsre Kinder zu einer wahren und gründlichen Tugend vorbereiten müssen.

Neben einer solchen Einleitung in die Geschichte würden wir in einem Elementarwerke noch einige Lebensbeschreibungen von merkwürdigen Menschen aus allen Ständen wünschen. Eine Sammlung von solchen würde am schicklichsten eingerichtet seyn, wenn immer auf des Leben eines Lasterhaften das von einem Tugendhaften aus demselbigen Stande folgete. Wenn jeweilen zwoen solcher Lebensbeschreibungen eine wohlausgeführte Vergleichung beygefüget wäre, so würden die jungen Leute dadurch in Stand gestellet werden, die Vorzüge der Tugend vor dem Laster, der Weisheit vor der Thorheit und eines nach Grundsätzen eingerichteten Betragens vor einem ohne Ueberlegung und nur nach den Eingebungen der Triebe und der Leidenschaften hingebrachten Leben zu erkennen und zu schätzen.

Um mehr Ordnung und Licht in diesen Unterricht zu bringen, und um die Gegenstände desselben dem Gedächtnisse lebhafter einzuprägen, könnte man sich noch einer Reihe von Landcharten bedienen, welche die verschiedenen Schicksale der Völker in chronologischer Ordnung vorstelleten. Wir wollen es versu-

chen,

chen, diesen Gedanken durch ein Beyspiel zu erläutern. Eine der ersten Charten würde den Zustand des menschlichen Geschlechts kurz nach dem Anfange des assyrischen Reiches vorstellen. Auf derselben würde America, wie auf allen folgenden bis ins fünfzehnte Jahrhundert mangeln; Nur die Länder an dem Euphrat, an dem Tyger und an dem Nilflusse würden, nachdem sie wahrscheinlicher Weise bewohnt und gesittet gewesen sind, mit hellen oder dunklern Farben bemahlet erscheinen; Ganz Europa, Africa und der nördliche Theil würden lär gelassen werden. Diejenige Charte, welche den Zustand des menschlichen Geschlechts unter dem Cyrus gewidmet wäre, würde schon weit mehrere helle Stellen haben; da würden zwar Mesopotamien, Persien, Egypten, Phönicien noch mit den hellesten Farben erscheinen; Griechenland aber und klein Asien würden schon anfangen sich ihrem Glanze zu nähern, so wie auch der untere Theil von Italien, und Etrurien, da hingegen Latium, Rom, und das übrige obere Italien noch ziemlich dunkel würden vorgestellet werden. Auf der Charte von den Zeiten des ersten Darius würde Griechenland mit den hellen Farben prangen, und Egypten, Persien rc. würden mit der dunklen bezeichnet werden. Auf jeder Charte würden auch diejenigen merkwürdigen Männer, welche zu der Zeit, so sie vorstellet, mit einander gelebt haben, in einer schicklichen Ordnung angebracht werden; und zwar so, daß die Namen der Tugendhaften und Weisen in grössern und hellern Lettern sich zeigen würden, als die, welche nur tapfer, oder nur gelehrt, oder sonst nur berühmt gewesen sind; ohne sich auch durch wahre Tugenden auszuzeichnen.

Auf die allgemeine Geschichte folgen S. 211. **Noch etwas vom Jüdischen Volke**, und S. 216. **noch etwas vom Kirchenwesen der Christen.** In die-

diesem letztern Abschnitte, hat Hr. Basedow einige, theils sehr ungereimte, theils abscheuliche Beyspiele des Aberglaubens und der Intoleranz vereiniget. S. 222 thut er der Geschichte verschiedener unbekannter Völker Meldung, welche Herr Schlözer in seiner Vorstellung der allgemeinen Geschichte auf die Schaubühne gebracht hat. Er tadelt diese Vermehrung der historischen Erkenntnisse S. 326. mit Rechte, wenn sie gebrauchet wird, den elementarischen Unterricht der Jugend, bey dem sie ganz überflüßig ist, weitläufiger zu machen; nicht aber, wenn sie zu einem edeln und angenehmen Zeitvertreibe von solchen Menschen wird, welche aus der Lectur ihr Vergnügen machen. Wie viele Menschen sind nicht, welche in dem Laufe von fünf oder sechs Jahren mehr als hundert Bände alltäglicher Romanen und dergleichen Zeug aus Bedürfnis von Beschäftigung lesen. In den Händen von diesen wollten wir lieber hundert Bände tartarischer, chinesischer, arabischer, persischer u. d. g. Geschichten sehen, als die Geschichte dieses Grafen und die Begebenheiten jener Marquisin. Wir wollen also immer dem Hrn. Schlözer und andern gelehrten Männern danken, wenn sie uns solche Geschichtbücher liefern. Der flüchtige Leser wird daran seine Einbildungskraft ergötzen, ohne sein Herz zu verderben, und der philosophische wird darinn auch bisweilen neue Anekdoten zur Bereicherung oder zur Aufheiterung der Geschichte der Menschheit finden.

Von S. 227. bis S. 261. finden wir Etwas aus der Mythologie oder Fabellehre. Dieses Etwas würden wir gern aus dem Elementarwerke wegwünschen. Es ist ganz unbrauchbar. Eine Art von Erkenntnissen, die man im höchsten Grade verächtlich findet, kann man auch nicht eines mehrern Fleisses würdigen. Aber man sollte sie ganz vorbeygehen.

Indes-

Indessen können wir hier unserm Verfasser nicht beystimmen. Als eine Sammlung von Bruchstücken einer allegorischen Gottesgelehrsamkeit, Weltweisheit und Geschichtkunde des höchsten Alterthumes, von Ueberbleibseln des Feticismus der ältesten europäischen Völker, von Trümmern historischer Ueberlieferungen, welche mit den beyden ersten vermischet worden sind, und also von Denkmälern, welche für die Aufheiterung der ältesten Geschichte der Menschheit sehr wichtig sind, wird sie immer einen eigenthümlichen Werth behalten. Wenn auch die unsern Sitten anstößigen Schriftsteller des Alterthumes, nach dem gerechten Wunsche des Hr. Basedow, einmahl aus dem Unterrichte der ersten Jugend werden verbannet seyn; so werden doch ihre Werke und auch unabhängig davon, die zu ihrem Verständnisse nöthige Mythologie für Gelehrte und zum Theile auch für Ungelehrte einen nicht ganz fruchtlosen Theil der menschlichen Kenntnisse ausmachen. Und in diesem Geschichtspunct wird mit der Zeit ein mit Urtheile verfertigter kurzer Auszug aus Hrn. Courts von Hebelin in Deutschlande noch nicht nach ihrem wahren Werthe bekannten orientalischen Allegorien und andern ähnlichen Werken, für die höherer Erkenntnisse fähige Jugend nicht weniger als eine unnütze Arbeit seyn.

Den Beschluß des historischen Unterrichtes machen S. 261 Etwas von der Wappenkunde, einer Wissenschaft, welche, wenn sie nicht als ein Denkmal der Thorheit und oft der Ungerechtigkeit der Menschen lehrreich werden könnte, noch fruchtloser seyn würde, als die Fabellehre; und S. 265 ein Begriff und Zusammenhang der historischen Wissenschaften, welcher sehr gute und sehr nützliche Anmerkungen enthält, insonderheit S. 267.

Das achte und das neunte Buch haben, das erstere die Naturgeschichte und das andere die Naturlehre, zu Gegenständen. Wir überlassen billig den Kennern das Urtheil über Dinge, welche ausser unserm Gesichtskreise ligen. Wir verdanken Hrn. B. manche Belehrung, so wir für uns selbst darinn gefunden haben. Allein dieses können wir nicht verheelen, daß wir mehr als einmal gewünschet haben, diese Theile mit dem Geiste eines Fontenelle, eines Algarotti, eines Bonnets oder eines Büffon ausgeführet zu sehen. Alsdann würden sie erst für grosse und kleine Kinder recht brauchbar geworden seyn, denn auch wir Erwachsenen sind Kinder in demjenigen, was wir nicht verstehen. Was uns hier am zweckmäßigsten gedeucht hätte, wäre ein Auszug aus Hrn. Bonnets Betrachtung der Natur gewesen, in welchem man sich bestrebet hätte, das Licht und die Majestät der Schreibart nachzuahmen, durch welche dieser Verfasser sich auszeichnet, und durch welche er die Seelen seiner Leser mit Bewunderung für die Natur, mit Ehrfurcht für ihren Schöpfer und mit Liebe für die Tugend entflammet. Nur würde dieser Auszug erst alsdenn recht gemeinnützig seyn, wenn dessen Verfasser mehr von dem Einzelnen zum Allgemeinen, als von den Allgemeinen zum Einzelnen fortschritte, oder wenn er wenigstens das Allgemeine durch das Einzelne deutlich und faßlich machete. Denn eigentlich ligt in jeder einzelnen Wahrnehmung ein allgemeiner Satz. Aus einzelnen Sätzen allgemeine, und aus minder allgemeinen allgemeinere richtig zu machen, ist die Bestimmung des Verstandes und die Quelle der Wissenschaft. Alles was in diesem oder in jenem einzelnen Falle wahr ist, ist in allen Fällen unter denselbigen Bedingnissen wahr. Es scheinet daher die wesentlichste Uebung des Verstandes bey dem Unter-

richte

richte zu seyn, von den einzelnen Dingen zu den Arten, von den Arten zu den niedersten Gattungen, und von diesen bis zur höchsten stuffenweise hinaufzusteigen. Auch in der Sittenlehre ist es möglich, sich also von den Gesetzen, welche die einfachesten Verhältnisse bestimmen, zu denjenigen zu erheben, welche die Pflichten gegen das ganze menschliche Geschlecht umfassen. Dieses scheinet der größte Vorzug der mathematischen Erkenntnisse zu seyn, daß da alle Belehrung zugleich individuell und allgemein ist. Dadurch muß nothwendig der höchste Grad der Evidenz und der Gewisheit erzeuget werden; und durch diesen Vortheil auch den Unterricht in den andern Theilen der Gelehrsamkeit leuchtend und fruchtbar zu machen, würde ein unendliches Verdienst um das menschliche Geschlecht seyn.

Das zehnte Buch enthält das Nöthigste der Grammatik und der Wohlredenheit. So richtige und so klare Begriffe von dem Wesentlichen der Sprachlehre, der allgemeinen so wohl, als der Deutschen, wird die Jugend nicht leicht in einem andern für sie bestimmten Werke finden, und auch Männer werden da sehr viele Sachen antreffen, welche für sie lehrreich seyn werden. Indessen scheinet es uns auch nicht unmöglich, daß Herr Basedow selbst oder jemand, der diesem Theile der Gelehrsamkeit allein einige Jahre von Nachdenken und Nachforschung widmen wollte, von den meisten Dingen, welche da abgehandelt werden, bestimmtere, richtigere und faßlichere Begriffe und Regeln geben könnte. Z. B. §. 1. Die Erklärung der Copula, zu deren wir auch in Hrn. B. Logik keine zureichende Anleitung finden. §. 2. Die Erklärungen von Wort und von Redensart. §. 8. die von Conjugiren. S. 200. Mein Vater und Bruder wird kennen; wenn dieses nach der deutschen Sprachlehre richtig geredt ist, so ist es doch gewiß nach der allgemei-

meinen sehr unrichtig, denn nach dieser sollen wir von vielen wie von vielen reden, wenn schon ein jeder derselben nur ein einzelner ist. Ueberhaupt sollten Philosophen trachten die Sprache ihres Landes so sehr, als es immer möglich ist, der allgemeinen Sprachlehre gemäß zu bilden.

So kurz der Abschnitt von der Wohlredenheit in dem Elementarwerke ist, so enthält er doch ungleich mehr Gutes, mehr wahrhaftig Nützliches, als alle uns bekannten Rhetoriken, mit welchen man bisher die jungen Leute in den Schulen und in den Gymnasien geplaget hat. Eine Menge wichtiger Regeln enthält §. a. Von Gedanken, Ausdrücken, Schreibart, Figuren und Wohlklang; und §. b. Von der Uebung im Uebersetzen, insonderheit S. 229. Die vom Hr. Basedow versprochene Chrestomathie, oder Sammlung von auserlesenen Stücken, müßte zu diesem Ende, in einer solchen Ordnung abgefaßt werden, durch welche die Verständniß dieser Regeln und die Ausübung derselben erleichtert werden können. Ein geschickter Lehrer kann sich zwar hier selbst helfen, aber er kann auch Nöthigers zu thun haben; und ein mittelmäßiger, der nicht Gelehrsamkeit genug dazu besitzet, kann doch, wenn er einen solchen wohlgeordneten Vorrath vor sich findet, einen sehr guten Gebrauch davon machen. Nicht weniger verdienen die S. 231. von dem vortreflichen Hrn. Rammler geborgten Regeln der Uebersetzung angepriesen zu werden. In den S. 230. angebrachten Beyspielen den Vorzug der lateinischen Ordnung der Ideen vor den deutschen zu finden, haben wir nicht Feinheit genug. Auch ist es noch die Frage, ob sich auf lateinisch nicht eben so gut sagen läßt: praebe mihi panem, als panem praebe mihi; Und wenn in dem andern Beyspiele das Wort Pfeile nach dem Worte Sklavens stühnde, so würde

uns

uns die deutsche Wortfügung nicht weniger gefallen, als die lateinische. Die S. 136 enthaltne Lehre von den Briefen ist sehr nützlich. Nur wollten wir nicht, wie S. 239 geschiehet, der Jugend so unvorsichtig erlauben, darinnen mit Unwahrheit Gefälliges zu sagen. Wir können in Glückwünschungsbriefen und in andern solchen Aufsätzen auch unsern größten Feinden Gutes sagen ohne Verstellung. Wenn wir sie, wie es die Vernunft und die Religion vorschreiben, wahrhaftig lieben. Gellerts Briefe würden wir nicht unter die besten zählen, sie sind zu gekünstelt. Sehr gut sind S. 242 ff. die Vorschläge zu andern Uebungen der Wohlredenheit, und vortreflich S. 248 ff. die Anweisung Leser zu bilden.

Es ist vielleicht ungerecht, daß wir vom Hr. B. bey einem Stücke, wo er in so wenig Blättern so viel Gutes geleistet hat, noch mehr fordern. Allein es deucht uns, dieser Theil des elementarischen Unterrichts wäre einer weit grössern Vollkommenheit fähig und bedürftig gewesen. Die Bildung des Geschmackes durch die schönen Wissenschaften ist, nach der Bildung des Herzens, der wichtigste Theil der Erziehung von den höhern Ständen der Gesellschaft. Auch der Unterricht in den Realerkenntnissen, welchen Hr. B. mit allem Rechte so sehr anpreiset, ist für die erste Jugend so wesentlich nicht. Was da bis ins sechzehnde oder bis ins achtzehnde Jahr versäumt worden ist, kann in ein paar Jahren sehr leicht nachgeholet werden; dieses ist aber nicht möglich, wenn man unterlassen hat, durch die Empfindung des wahren Schönen die Seele des Jünglings für die höhere Vollkommenheit des wahren Guten fühlbar zu machen. Wir wünscheten deshalben das Elementarwerk mit einer solchen Anleitung zu den schönen Wissenschaften bereichert zu sehen, in welcher das Wesen und der Zweck dersel-

ben richtig bestimmet und den Lehrern die Regeln, den Lehrnenden aber die Muster dargeboten würden, durch welche dieser Entzweck am besten erreichet werden kann. Diese Anleitung müßte ebenfalls so eingerichtet seyn, daß sie stuffenweise erst der Kindheit und den allmählich anwachsenden Kräften des Geistes angemessen wäre. Es ist freylich für die Jugend nicht nöthig zu wissen, daß die schönen Wissenschaften aus denjenigen Theilen der Gelehrsamkeit bestehen, welche durch einen hohen oder durch den höchsten Grad der Schönheit des Ausdruckes und der Vollkommenheit der Bilder dem menschlichen Geiste Vergnügen gewähren; auch nicht, aus was für Quellen dieses Vergnügen fliesset; nach welchen Regeln es erzeuget und nach welchen Gesetzen es beurtheilet wird; und eben so wenig, daß ihre Absicht ist, den Geist des Menschen durch diese schon sehr kostbare Harmonie zu der noch weit edlern vorzubereiten, durch welche die Begierden und die Neigungen des Herzens unter einander und die daraus fliessenden Handlungen mit der Glückseligkeit aller empfindenden Geschöpfe und mit der Absicht ihres wohlthätigen Schöpfers übereinstimmen; daß ihre vorzügliche Bestimmung; darinnen bestehet, wenn es erlaubet ist also zu reden, die Seelen zu stimmen und harmonisch zu machen; und daß dieses der größte Theil desjenigen ist, was Plato bey der Erziehung Musik nennet, und was die Alten für den wichtigsten Theil derselben angesehen haben. Für die erste Jugend würden diese Sachen in dem Elementarwerke sehr überflüßig seyn, aber nicht für ihre Lehrer. Im Gegentheile eine gründliche Belehrung hierüber ist eine der ersten Bedürfnisse derer, welche der Erziehung der höhern Stände vorstehen. Die Begriffe von dem Wesen und von der Absicht der schönen Wissenschaften sind in Deutschland überhaupt

eher

eher verworren und dunkel als richtig und hell. Anstatt eines Pope, eines Addison, eines Goldsmith, eines Virgils, eines Homers, eines Voltaire, eines Cicero, eines Quintilians und andrer Alten und Neuern, welche die Natur zu der Richtschnur ihrer Schreibart und ihrer Werke genommen, und welche die Regelmäßigkeit und die einfältige Schönheit derselben nachgeahmet haben, haben viele unsrer Schriftsteller sich die dunkelsten und die riesenmäßigsten Engelländer zu Mustern ausgewählet und an die Stelle der Natur ein Phantome gesetzet, welches allem andern gleichet, als der Natur. Endlich haben einige derjenigen, welche in ihrem Ausdrucke und in ihren Zeichnungen dem ächten Geschmacke getreu verblieben sind, die höhere Bestimmung des poetischen Genie vernachläßiget, und ihre erhabnen Talente gar zu sehr auf Tändeleyen und vielfältig auf verderbliche Werke verschleudert. Homer, Virgil, Horaz, Anakreon, Pindar, Pope, Tasso, Sophokles, Euclides, Thomson und Oßian, welcher nebst unserm Klopstock vielleicht das größte poetische Genie aller Jahrhunderte gewesen ist, haben in ihrer Art zu denken, zu schildern, zu dichten sich nach dem Geiste, nach den Sitten und nach den Bedürfnissen ihrer Zeitgenossen und ihrer Mitbürger gerichtet und sie haben das Verdienst gehabt Nationaldichter zu seyn. Unter den unstigen scheinen so viele das größte Vergnügen zu haben, ihren Zeiten, ihren Ländern, ihren Sitten und selbst ihrer Religion fremd zu werden. Um dem Anwachse aller dieser Mängel unsrer Litteratur vorzubeugen und um die schönen Wissenschaften unter uns auf ihre wahre Bestimmung zu lenken, sollte das Elementarwerk, wie wir es bereits angemerket haben, in diesem Fache weit ausführlicher und weit gründlicher seyn. Es wird manchem pedantisch vorkommen, wenn

wir beyfügen daß wir wünschten eine Anweisung darinn zu finden, wie die jungen Leute in der gebundenen Schreibart geübet werden könnten: wir glauben aber, es könne nichts so wirksam seyn ihren Geist zu entwickeln, ihnen nützliche Aussichten zu öffnen, und die Thätigkeit ihrer Seele in Bewegung zu setzen. Es sind vielleicht wenig grosse Schriftsteller auch in Prosa gewesen, welche nicht einen Theil ihrer Jugend hindurch sich mit Versemachen beschäftiget haben.

Noch einen Wunsch können wir nicht unterdrücken, so sehr er auch dem System unsers Verfassers zuwider ist. Wir geben zu, daß der unvorsichtige Gebrauch, welchen man bisher von den Schriften der Alten bey dem Unterrichte der Jugend gemacht hat, sehr verderblich gewesen ist: allein denselben ganz aus unsern Schulen zu verbannen, dieses scheinet uns nicht weniger bedenklich. In diesen kostbaren Ueberbleibseln des Alterthumes herrschet ein solcher seelenerhebender Geist, eine solche Wärme für das Wahre, für das Schöne und für das Gute, daß es uns eine Art von Verbrechen gegen die Jugend zu seyn scheinet, sie nicht so frühe, als es höhere Betrachtungen erlauben, mit denselben bekannt zu machen. Wir halten deshalben dafür, eine Elementarwerk werde nicht vollkommen seyn, wenn es nicht eine Anleitung enthält, wie in der besten Ordnung mit der weisesten Behutsamkeit die Schriften der Alten, und insbesondre der Griechen, obwohl von diesen nur in Uebersetzungen geschehen kann, von der Jugend anfänglich in dazu bestimmten Lehrstunden, und nachher allein zu lesen sind. Und dieser Lectur sollte von dem zwölften Jahre an bis in das sechzehnte des Tages wenigstens eine Stunde gewidmet werden. Glückseelig ist die Jugend, die in diesem Fache einen mit dem Geiste eines Heyne beseelten Lehrer finden wird.

Man

Man siehet es dem zehnten Buch des Elementarwerkes an, daß der Verfasser damit geeilet hat, um endlich zu seinem Ziele zu gelangen. Wir sehen uns genöthiget, es auch so zu machen, da unsre Anzeige schon so ausserordentlich angewachsen ist. Doch sollen wir es nicht anders thun, als daß wir vorher dem Verdienste, welches er sich um seine Zeitgenossen und um die Nachwelt erworben hat, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Obgleich sein Werk nicht in allen Theilen so vollkommen ist, als es hätte werden können, wenn er in jedem Fache einen ihm ähnlichen Mitarbeiter gehabt hätte: so ist es doch im Ganzen das beste und das brauchbarste, das wir kennen; so ist doch er der Mann, dem wir es zu verdanken haben werden, wenn bis in zehen Jahren Werke von einer weit größern Vollkommenheit in dieser Art erscheinen werden.

Wir zweifeln nicht, daß dieses geschehen werde, und wir sind überzeuget, daß, wie Herr Basedow unermüdet fortfahren wird, daran zu arbeiten, daß er sich selbst übertreffe, er auch der erste seyn werde, welcher mit uns zum Besten der Menschheit wünschet, daß er in einem hohen Grade übertroffen werde.

So vielen Wünschen wollen wir nur noch einen letzten beyfügen, daß die Männer, welche diese Bahn betreten werden, sich mehr bestreben, nützlich als original zu seyn. Der Werth ihrer Arbeit soll nicht dadurch bestimmet werden, daß viel neues darinn ist, sondern dadurch, daß alles Nützliche sich darinn in der schicklichsten und leuchtendsten Ordnung befinde. Ihre größte Ehre soll seyn, die besten Compilationen zu liefern. Ueberhaupt würde es für das wahre Glück unsrer Zeiten und unsrer Nachwelt unendlich vortheilhaft seyn, wenn Männer, die fähig wären, gute Originalwerke zu liefern, sich entschliessen könnten, dieser

Ehre zu entsagen, und jeder in seinem Fache gute Compilationen zu machen. Solche Arbeiten erfordern gewiß nicht weniger Geschicklichkeit, sie verursachen weit mehr Mühe, sie verschaffen mehr Nutzen, und sie sind also weit verdienstlicher, als oft die glänzendsten Originalwerke. Unser Jahrhundert hat mehr leuchtende und wohlgeordnete Sammlungen dessen nöthig, was man bereits weiß, als neue Entdeckungen von dem, was man noch nicht weiß.

Pl.

V.

Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig, bey Weygand. 1774. 8.

Die Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Berlin, bey Nikolai. 1775. 8.

Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers. Frankfurt u. Leipzig. 1775. 8.

Etwas über die Leiden des jungen Werthers, und über die Freuden Werthers. 1775. 8.

Ueber die Leiden des jungen Werthers. Gespräche. Berlin, bey Decker. 1775. 8.

Briefe an eine Freundinn, über die Leiden des jungen Werthers. Carlsruh, bey Macklott. 1775. 8.

Kurze

Kürze aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers, über eine Recension derselben, und über verschiedene nachher erfolgte dazu gehörigen Aufsätze; von J. M. Goeze. Hamburg, bey Schröders Wittwe, 1775. 8.

Da das Publikum über den Werth dieses Werks des Herrn Dr. Goethe so einstimmig seine Parthey genommen hat; so würde unsere Anzeige und Critik hier viel zu spät kommen. Das innige Gefühl, das über alle seine Compositionen ausgebreitet ist, die lebendige Gegenwart, womit die Kunst seiner Darstellung begleitet ist, das bis in allen Theilen gefühlte Detail mit der seltensten Auswahl und Anordnung verbunden, zeigt einen seiner Materie allzeit mächtigen Schriftsteller. In wie ferne er die Wahrheit der Geschichte des jungen Werthers beybehalten, oder was er aus seinem Horn des Ueberflusses hinzugethan habe, überlassen wir den jetzigen und künftigen Berichtigern, Verfälschern und Nachstopplern dieser Geschichte auszumachen. Wer da weiß, was Composition ist, der wird leicht begreiffen, daß keine Begebenheit in der Welt mit allen ihren Umständen wie sie geschehen ist, je ein dramatischer Vorwurf seyn kann, sondern daß die Hand des Künstlers wenigstens eine andere Haltung darüber verbreiten muß. Viel lokales und Individuelles scheint indessen durch das ganze Werk durch, allein das innige Gefühl des Verfassers, womit er die ganze, auch die gemeinste ihn umgebende Natur zu umfassen scheint, hat über alles eine unnachahmliche Poesie gehaucht. Er sey und bleibe allen unsern angehenden Dichtern ein Beyspiel der Nachfolge und Warnung, daß man nicht den gering-

sten Gegenstand zu dichten und darzustellen wage, von dessen wahren Gegenwart man nicht irgend wo in der Natur einen festen Punct erblikt habe, es sey nun außer uns, oder in uns. Wer nicht den Epischen und Dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häußlichen Lebens erblickt, und das darzustellende davon nicht auf sein Blatt zu fassen weiß, der wage sich nicht in die ferne Dämmerung einer idealischen Welt, wo ihm die Schatten von nie gekannten Helden, Rittern, Feen und Königen nur von weitem vorzittern. Ist er ein Mann, und hat sich seine eigene Denkart gebildet, so mag er uns die bey gewissen Gelegenheiten in seiner Seele angefachte Funken von Gefühl und Urtheilskraft, durch seine Werke durch, wie helle Inschrift vorleuchten lassen, hat er aber nichts dergleichen aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrungen aufzutischen, so verschone er uns mit den Schaubrodten seiner Maximen und Gemeinpläze.

Der V. hat seinen Helden wahrscheinlicherweise zum Theil mit seinen eigenen Geistesgaben dotirt. Aus dieser Fülle des Gefühls, vereinbart mit dem natürlichen Trübsinn der Werthern von Jugend auf bezeichnete, entsteht das interessanteste Geschöpf, dessen Fall alle Herzen zerreißt. Die Jugend gefällt sich in diesem Sympathetischen Schmerz, vergißt über dem Leben der Fiktion, daß es nur eine Poetische Wahrheit ist, und verschlingt alle im Gefühl ausgestoßne Säze als Dogma. Der Selbstmord ist seit Rousseaus Heloise vielleicht nie so sehr auf der guten Seite gezeigt worden, daher kann allerdings eine solche Lektüre für ein Herz bedenklich werden, das den Samen und den Drang zu einer ähnlichen That schon lange mit sich herumträgt.

Der V. der Freuden des jungen Werthers hat die Absicht gehabt, bey jungen unerfahren Leuten die-

dieser Denkart durch eine entgegengesezte Lektüre Einhalt zu thun. Diese kleine Schrift soll keineswegen eine Parodie der Leiden des jungen Werthers seyn, sondern eine Satire auf die Hirngespinste unsrer jungen Herrn, Don Quixoten aus den Zeiten des Faust-Rechts, die da immer mit Genie, Kraft und That um sich werfen, sich der bürgerlichen Ordnung nicht fügen, und mit ihren winzigen Seelen in und ausser dieser Ordnung doch nichts kluges beginnen würden. Für sie, heißt es in dem den Freuden vorangesezten Gespräche mit Recht, hat der V. die Leiden des jungen Werthers nicht geschrieben.

Wer den Verfasser der Freuden des jungen Werthers näher kennt und weiß, daß er alle Geistesgaben, in welcher Form sie erscheinen, zu verehren pflegt, der wird ihm nie Schuld geben, daß er einen Luftstreich gegen die allgemein anerkannte poetische Verdienste des Verfassers der Leiden des jungen Werthers habe wagen wollen, er selbst giebt auch gleich im Anfange des Gesprächs genugsam zu erkennen, wie hoch er den Werth dieses Werkes schätze. — Da so viele Leute nichts an einem Autor sehen als seine Manier, so hat er die Nachahmungssucht in dem Gebrauch des besondern Dialekts, die insbesondere in den Frankfurter gelehrten Zeitungen auf die ungereimteste Art sichtbar wird, durch den Vortrag seiner Erzählung, hervorzuziehen und lächerlich zu machen gesucht. Wiz und Laune, die diesen Verf. allzeit bezeichnen, werden alle Kenner, besonders in dem Gespräche mit Vergnügen bemerkt haben.

Dieser Meinung ist zwar der Verfasser des Etwas nicht, denn Ihm ist der Verfasser der Freuden, „ein Philister, der Nesseln auf Werthers Grab „streuen will.„ Man siehet es wohl, daß er zu dem Geschlechte der Hänse gehört, welchen die Leiden des jun-

jungen Werthers dienen, wozu sie nicht dienen sollten. Er vertheidigt ohne Umstände den Selbstmord (S. 26), sagt: (S. 25) „Werthers Selbstmord ist „keine übereilte rasche That; mit der besten Ueber„zeugung, mit der möglichsten Entschlossenheit that „er diesen Schritt. Fast möcht' ich sagen aus Tu„gend, mit Ueberlegung und Abwägung seines irrdi„schen Glücks, gegen das, was er nach diesem Leben „zu gewarten habe.„ Er will Werthern wegen seiner That nicht nur etwan entschuldigen, sondern rechtfertigen (S. 13. S. 26) „Ist es nicht lächer„lich: der Mensch soll das zernichten, woraus er be„stehet, er soll Leidenschaften dämpfen, entsagen, aus„rotten, die der in ihm erschaffen hat, der seine Seele „und seinen Körper schuf.„ (S. 28) Und was sonst des ungereimten Geschwätzes mehr ist.

Der Verfasser der Gespräche über die Leiden des jungen Werthers, ist ein kalter Philosoph, der die gewöhnlichen Gründe wider den Selbstmord sehr gut vorträgt. Der vorige Verfasser rechnet alles auf die Pflegung der Leidenschafft, dieser gar nichts. Jener glaubte, Selbstmord sey Tugend und Stärke der Seele, dieser sagt S. 69 „Es ist offenbar, sie (die „Seele) ist so klein und schwach, daß sie sich nicht ein„mahl von einer Begierde loß machen will.„ Nicht einmahl? Nun, ich dächte doch, eine solche Kleinigkeit wäre es auch nicht, sich von einer heftigen Liebe loszumachen, das Distrahiren wenigstens möchte nicht hinlänglich seyn.

Der Verfasser der Briefe schreibt von den Leiden Werthers sehr ungerecht und höchst ungezogen. Werther ist ihm ein brandartiger Schwärmer, — voll der gräßlichsten Raserey, — voll der bis zum ersten Grade der Tollheit ausschweifenden Fieberhitze; der Verfasser der Leiden ist ein tollsinniger Mensch,

Mensch, der sagt: (S. 17) „Sey in allem, was „du bist, ausgelassen, sey ein unerträglicher Nach„bar, ein Böswicht, ein Säufer, ein rasender „viehischer Liebhaber. — sein Lieblingssystem, „mit dem er die Welt erbauen will, ist kurz: Gott „ist ein Tyrann, die Natur ein Ungeheuer, und „der Mensch ein Narr, wenn er nicht der aus„schweifenden Begierde zu Sinnlichkeiten, die „ihn allein groß macht, sich selbst, und das Leben „seines Nachbars aufopfert. So weit geht ein Verfasser, der S. 1. seines Tractätchens sagt: „Er „könne so wenig stolze richtende Vorwürfe machen; „er habe dieses Wort schon so lange aus seiner „Sprache verbannt, daß er sich erst habe besinnen „müssen, was andere mit diesem Ausdrucke sagen „wollen.„ O des sanften Briefschreibers! —

Freilich wird er von Johann Melchior Goezen, dem Sanftmüthigen, noch übertroffen. Etwas aus dessen kurzen aber nothwendigen Erinnerungen, auszuziehen, trauen wir uns nicht. Es ist alles gar zu original, gar zu zusammenhängend, der Sanftmuth Johann Melchiors Goezens, und des Verstandes der schwarzen Zeitungen, in welchen diese saubere Piece zuerst ist abgedruckt worden, so ganz würdig. Nur, um ein kleines Pröbchen zu geben, wollen wir etwas von der letzten Seite anführen: „Da mitten in der evangelisch-lutherischen Kirche „Apologien für den Selbstmord erscheinen, und in „öffentlichen Zeitungen angepriesen werden — so „werden wir bald laudes Sodomiae, wenigstens neue „Auflagen, oder gar Uebersetzungen der Aloysa Si„gäa sehen — es wird für kein Verbrechen gehalten „werden, andre, welche uns im Wege stehen, auf „eine gute Art aus der Welt zu schaffen. — — „Die Giftmischerey wird so eingerichtet seyn, daß die

„Be-

„Bestrafung derselben unmöglich werden wird. Eine „neue Chambre ardente wird diesen Mordgeist „nicht ausrotten können. Das Aquetta di Napoli, „von welchem der leztverstorbene Pabst vielleicht eine „hinlängliche Portion bekommen, wird in Deutsch„land eben den Grad der Reputation erhalten, als „in Italien — Kurz, wenn nach den semlerischen „Grundsätzen die heilige Schrifft zu Grunde ge„richtet, oder wenn sie nach den Bahrdtischen mo„dernisirt, das ist lächerlich und stinkend gemacht „wird; was wird alsdenn aus der Christenheit wer„den? ein Sodom und Gomorra.„

Recht getroffen, Meister Goeze! Daß Polen getheilt wird, daß in Amerika bürgerlicher Krieg ist, daß die Reformirten mitten in Hamburg beym preussischen und holländischen Gesandten Gemeinen haben, daß in Pirna eine ganze Felsenwand einstürzt, daß das Schloß in Weimar abbrennt, daß die Elbe so oft ihr Bette verändert, daß in Hispaniola ein Erdbeben ist, daß die allgemeine deutsche Bibliothek noch fortdauert, daß die schwarzen Zeitungen aufhören wollen, und an allen andern Unordnungen in der Welt, wer ist daran schuld, als der leidige Semler und Bahrdt!

Am.

VI.

Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von D. Anton Friedrich Büsching, königl. Preußl. Oberconsistorialrath ꝛc. Achter Theil, m. K. Halle 1774. in Curts Verlage. 519 Seiten 4. u. ein Bogen Titel u. Vorrede.

Die

Die in diesem Theile enthaltenen Schriften sind folgende:

S. 3 — 122.

Die Geschichte und die Erscheinungen des Vesuvio, beschrieben von P. Johann della Torre; aus dem Italiänischen übersetzt von dem Herrn Abt Jagemann.

Der Verfasser, einer der berühmtesten Gelehrten in Neapel hat dieses von dem Abte Peyton auch in das Französische übersetzte Buch, unter dem Titel: Storia e Fenomeni del Vesuvio, 1755. zu Neapel herausgegeben, und hernach die Beschreibung des neuen Ausbruchs im Jahre 1767 als eine Ergänzung dazu gefügt, die aber hier nicht mit übersetzt ist. Er selbst hat den Vesuv sehr oft bestiegen und viele Jahre auf die Untersuchung desselben angewandt. Daher findet man in diesem Werke, welches für das beste in seiner Art gehalten wird, lauter auf der Erfahrung gegründete Anmerkungen. Er hat in sechs Hauptstücken 1. den gegenwärtigen, und 2. den alten Zustand des Vesuvs beschrieben; hernach 3. die Stellen der alten Schriftsteller von diesem Berge, von dem Polybius an bis zum Sigonius, wörtlich eingerückt, und 4. ein chronologisches Verzeichniß aller Entzündungen des Berges vom Jahre Christi 79 bis 1755, und der Schriftsteller, die seit dem Jahre 1631 davon geschrieben haben, geliefert. Zuletzt handelt er 5. von den Materien, die aus dem Vesuv gekommen sind, und setzet 6. eine Erklärung der Erscheinungen hinzu, die man bey den Entzündungen des Berges beobachtet hat. Wir müssen uns, wegen der Weitläuftigkeit des Buchs, mit dieser Anzeige begnügen, und wollen daraus nur noch eine Anmer-

merkung von der Größe des Vesuvs beyfügen. Die Höhe desselben von dem Meere bis zum Gipfel beträgt 1677 Pariser Schuhe, welches, da 5706 derselben eine Italienische Meile (60 auf einen Grad) machen, etwas weniger als ein Drittel einer solchen Meile ist. Der Umfang des Randes auf dem Gipfel ist 5624 Parisische Schuhe, und also noch nicht eine völlige Italienische Meile. Die Wurzel des Berges in dem großen Thale, wo sich zween andere Berge, Somma und Ottajano erheben, hält im Umkreise fast 6½, und der Umfang des untersten Fußes aller drey Berge 24 Italienische Meilen.

Der Aetna in Sicilien ist, nach der Rechnung des Engländers Brydone, weit größer und höher. Der Umkreis des Feuerschlundes beträgt 3½ Meilen. Weiter unten, in der so genannten kalten mit Eis und Schnee bedeckten Region, ist der Umfang 8 Meilen. Die darunter liegende waldigte Region hat 70 bis 80 Meilen, und die fruchtbare Region am Fuße des Berges, 180 Meilen im Umkreise. Die ganze Höhe von hier bis zum Gipfel wird auf 12000 Fuß, d. i. über 2 Italienische Meilen gerechnet *). Wenn man also beide Volcane miteinander vergleicht; so ist der Aetna ein ungeheurer Riese gegen den Vesuv. —

S. 123 — 146.

Remarques sur l'Histoire et le Gouvernement de Geneve, par Mr. JEAN ROBERT CHOUET, Seigneur ancien Syndic de la Republique de Geneve, composées en 1696.

Diese kleine Schrift, deren Inhalt aus andern grössern Werken schon bekannt ist, kann denen nützlich

*) Man sehe P. Brydone's Reise durch Sicilien und Malta Th. I. S. 172, 173, 186, 209.

lich seyn, die sich in der Kürze von der Geschichte und der Regierungsform dieses kleinen Freystaats unterrichten wollen.

S. 149 — 199.

Auszug aus den Englischen Zollbüchern von Weihnachten 1698 bis dahin 1754 über die ein- und ausgehende Waaren.

Die Vergleichung der ersteren und letzteren Jahre beweiset den grossen Anwachs des Englischen Handels, und besonders der Ausfuhr, wodurch die Balanz immer um etliche Millionen zum Vortheile der Engländer ausfällt.

Die Einfuhr	und	Ausfuhr	war
1699. 5,707669	—	6,788166	Pfund Sterl.
1754. 8,093472	—	13,396853	—

Die stärkste Ausfuhr ist im Jahre 1750 gewesen, und hat 15,132003 Pfund Sterl. betragen. Man siehet ferner aus diesen Verzeichnissen, daß England in dem Handel mit Africa, den Canarischen Inseln, Deutschland, den Oesterreichischen und vereinigten Niederlanden, Irland, Frankreich, Spanien, Portugal gewinne, und von diesem letztern am meisten, weil die Ausfuhr zuweilen die Einfuhr zwey- drey- und vierfach übersteigt. Hingegen verliert England in seinem Handel mit Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, der Levante und Türkey, Ostindien, Italien, Venedig, mit einigen Colonien auf dem festen Lande in America und mit allen dortigen Inseln. Hiebey aber ist anzumerken 1. daß England von den aus Rußland, der Levante, Ostindien und den Americanischen Colonien und Inseln empfangenen Waaren viele wieder ausführt; 2. daß eine große

Menge

Menge Französischer seidener und Galanteriewaaren, besonders aber Französischer Weine und Brantweine, heimlich eingebracht, und 3. aus Deutschland gleichfalls sehr viele Waaren durch den Schleichhandel nach England kommen; daß nächstdem eine große Menge deutscher Waaren aus Holland und andern auswärtigen Handelsplätzen, unter fremden Namen, in England eingeführet wird, und viele nach Deutschland gesandte Englische Waaren nur durch- und nach fremden Ländern, Polen, Ungarn rc. gehen. Hieraus folgt, daß England in dem Handel mit Frankreich und Deutschland überhaupt nicht gewinne, sondern im Gegentheil noch wohl beträchtlich verliere *).

S. 204 — 218.

Journal d'un Voyage sous le Pole arctique fait en 1773 dans les Chaloupes de guerre le Rawhorse et le Carcasse, commandées par les Capitaines Philipps et Ludwidge. Par un Officier de l'Escadre. Traduit de l'Anglois.

Auf Befehl Sr. Großbritannischen Majestät ist diese Reise gegen den Nordpol unternommen worden, und hat vom 4ten Jun. bis zum 28sten Sept. gedauret. Das Eis in der höheren nordlichen Breite machte sie überaus beschwerlich und gefährlich. Die Gefahr kommt vornämlich daher, daß die ungeheuren Eisschollen zuweilen auf einer Seite von den Meerströmen oder den Fluthen, und auf der andern von den Winden mit solcher Gewalt gegen einander getrieben werden, welcher das stärkste Schiff nicht widerstehen kann. Ein Stück Eis, das auf einen der besten Anker an dem oberen Theile stieß, brach ihn

*) S. Herrn Büschings wöchentl. Nachrichten 1775. N. 2, 3.

ihn glatt entzwey. Unter ungefähr 80½ Gr. war das Eis 24 Schuhe 10 Zolle dick, und 2 Schuhe 3 Zoll über dem Wasser erhoben. Man sahe von den Masten nichts als stetes Eis, so weit der Gesichtskreis reichte. Die Schiffe kamen bis zu 80 Gr. 48 Min. N. B. und der Verfasser dieses kurzen Tagebuchs merket am Ende an, daß sie weiter, als jemals ein anderes Schiff gegen Norden gekommen wären, und daß dergleichen Seereisen nicht für den Kaufmann, sondern höchstens nur für die Sternkundiger nützlich seyn könnten.

S. 222 — 240.

Summarische Tabelle über alle in den sämtlichen königlichen Dänischen Staaten in Europa am 15ten Aug. 1769. vorhanden gewesenen Personen männ- und weiblichen Geschlechts.

Diese Tabelle ist so eingerichtet, daß man darin die Zahl der männ- und weiblichen Personen, die 1) von 1 bis 8 Jahre, 2) von 9 bis 16, 3) von 17 bis 24, 4) von 25 bis 32, 5) von 33 bis 40, 6) von 41 bis 48, und 7) über 48 Jahre alt gewesen sind, auf einmal sehen kann. Hernach ist eine Eintheilung in zehn Classen gemacht, welche 1) die Rangspersonen, königliche Civilbediente, Pächter, Verwalter ꝛc. 2) Kirchen- und Schulbediente, 3) Künstler, Fabrikanten, Handwerker, mit Gesellen, Lehrjungen, Knechten und Gehülfen, 4) Landleute, die sich allein vom Feldbau ernähren, Müller, Krugmänner, Holzvögte ꝛc. 5) Seefahrende und Fischer, 6) Steiger und Bergarbeiter, 7) andere Bürger und Einwohner, (die Frauen und in der Aeltern Verpflegung noch stehende Kinder aller dieser 7 Nummern mit darunter begriffen) 8) Dienstbothen und Tagelöhner, 9) mit Pässen

 außer

außer Landes verreisete, die unter keine der vorigen Nummern gehören, und 10) Wahnwitzige, Gebrechliche oder mit unheilbaren Krankheiten Behafte anzeigt. Zuletzt sind auch die unverheiratheten von der 2ten bis zur 7ten Classe bemerket.

Die in oben benannter Zeit lebende Menschen waren:

in	Dänemark	785142
	Norwegen	728058
	Island	46201
	Schleßwig, Holstein, Oldenburg und Delmenhorst	214029
	Zusammen	1,773430.

Die Bevölkerung in den dänischen Staaten ist also bey weitem nicht so groß als in Schweden, wo man, im Jahre 1760, 2,383113 Personen, ohne Pommern, gezählet hat.

S. 241—248.

Zustand der königl. Dänischen Flotte, am Ende des 1770sten Jahres.

Sie bestund aus 2 Schiffen von 90 Canonen, 1 von 80, 11 von 70, 12 von 60, 7 von 50; 2 Fregatten von 40, 5 von 30, 2 von 24, 3 von 20, 3 von 18: 8 Bombardiergallioten von 16, 2 Schnauschiffen von 12 und 2 von 8 Canonen. Zusammen 60 Schiffen, welche 2660 Canonen führten. Aber einige dieser Schiffe waren unbrauchbar; andere stunden noch auf dem Stapel, und andere waren noch nicht gebauet. Die zu Besetzung aller dieser Schiffe erforderten Matrosen machten 10964, die Soldaten 3960, die Artilleristen 1641, und alle zusammen 16295 Mann aus. Die dänische Seemacht ist also seit 1762 beträchtlich vermehret worden. Man sehe den 2ten Theil dieses Magazins S. 282, 283.

S. 249

S. 249 — 252.

Statuts de l'Ordre institué par la Reine le XXIX Ianvier, jour de la naissance du Roi.

Die Gesetze dieses von der Königinn Caroline Mathildis gestifteten Ordens enthalten nichts besonders, es mögte denn dieses seyn: Il est defendu de demander l'Ordre ou de le briguer; & ceux ou celles qui y contreviendront, se priveront pour toujours de l'esperance de l'obtenir.

S. 352 — 358.

De la Compagnie Asiatique en Damari.

Diese im Maymonate 1773 datirte Schrift handelt von den Fehlern und Misbräuchen in der Verwaltung der Gesellschaft, die dem Präsidenten, der jedoch nicht genannt ist, und seinem Despotismus zugeschrieben werden, und von der durch einen neuen königlichen Freybrief gemachten bessern Einrichtung.

S. 259 — 270.

Gedanken über die Bank zu Kopenhagen und über die 1773 mit derselben vorgenommene Veränderung.

Die Veränderung bestund darin, daß die von einer Privatgesellschaft errichtete Bank, die derselben beträchtliche Vortheile brachte, in eine königliche verwandelt ward.

S. 271 — 274.

Vergleich zwischen Dänemark und Großbritanien, wegen des Amts Steinhorst, vom 5ten März 1739.

Dies ist nur der vorläufige Vergleich, der längst bekannt gewesen ist. *) Etwas hernach ward der Hauptvergleich geschlossen, kraft dessen der König von Großbritannien dem von Dänemark 70000 Thaler für seine Ansprüche bezahlt, und darauf am 4ten Aug. 1739. Steinhorst in Besitz genommen hat. —

S. 275 — 280.

Des Grafen Detlev Ranzau Disposition, vermöge welcher er, im Fall er ohne männliche Leibeserben Todes verfahren sollte, König Christian V. (oder vielmehr Friederich III) zu Dänemark die Grafschaft Ranzau und Herrschaft Breitenburg erblich cedirt uud überträgt, von 1669, nebst der kaiserlichen Confirmation von 1671.

S. 283 — 292.

Des engern Secreten Ausschusses der Schwedischen Reichsstände Gedanken über die gegenwärtigen Conjuncturen bey dem Reichstage 1756.

Dies sind politische Speculationen über die Parten, die Schweden in dem 1755 zwischen Frankreich und England entstandenen Kriege zu nehmen habe. Aber hierüber wird nichts entschieden, sondern nur die Erweiterung der Schiffahrt und Handlung als ein Vortheil empfohlen, welchen Schweden wärend dem Kriege suchen und erhalten könnte. Sonst blickt aus diesem Aufsatze eine grosse Neigung zu Frankreich und ein starker Widerwille gegen England hervor.

S. 293

*) Man findet ihn in der neuen Europ. Fama Th. 46. S. 869.

S. 293—308.

Schriften, wegen welcher Herr Arkenholz 1738 aus Schweden vertrieben worden.

Er zog sich dieses Schicksal durch eine Abhandlung zu, die hier in einer französischen Uebersetzung, unter dem Titel: Considerations sur la France par raport à la Suede, abgedruckt ist. Herr Arkenholz hatte sie 1730, da er Kanzleysecretär war, aufgesetzt, und darin zu erweisen gesucht, daß die Verbindungen zwischen Frankreich und Schweden der letztern Krone allezeit nachtheilig gewesen wären, und daß sie sich daher gegenwärtig, besonders wegen der elenden Staatsverwaltung des Cardinals von Fleury, den er als einen sehr ungeschickten Staatsminister beschreibt, mit Frankreich nicht einlassen müßte. Wegen dieser Schrift ward er 1738, da die französische Parten die herrschende war, von dem geheimen Ausschusse auf dem Reichstage angeklagt, und durch ein förmliches Urtheil aus dem Königreiche verwiesen.

S. 309—316.

Etwas zu der Geschichte der Ermordung des Majors von Sinclair.

Dies besteht in der Vorstellung des Schwedischen Gesandten am Römischkaiserlichen Hofe und einer derselben beygefügten Geschichtserzählung von dem grausamen Morde; nebst zwoen lateinischen Grabschriften auf den Ermordeten. In der einen werden ihm grosse Mißhandlungen, und daß er sich zu einem Kundschafter bey der wider die Türken zu Felde stehenden Rußischen Armee habe brauchen lassen, vorgeworfen, in der andern aber große Lobsprüche wegen seiner guten Eigenschaften und seines Todes für das Vaterland

land beygelegt. — Man findet diese abscheuliche That in einer aus dem Schwedischen übersetzten und zu Berlin 1741 auf 36 Quartseiten gedruckten Schrift: Umständlicher Bericht von dem am 17ten Jun. 1739 bey Christianstadt in Schlesien an dem Schwedischen Major Malcolm Sinclair verübten grausamen Mord noch genauer und ausführlicher, als in vorgedachter Geschichtserzählung, beschrieben. —

S. 317 — 324.

Commerz-Tractat zwischen Schweden und der Türkey.

Dies ist der lateinisch abgefaßte Entwurf des Vertrages, ohne Jahr und Tag. — Er ist 1739 geschlossen, und den Schweden sind darin die Handelsfreyheiten, die andere freundschaftliche Völker in der Türkey haben, zugestanden, und sie in Ansehung der Zölle von den Schwedischen Tüchern, den Franzosen, Engländern und Holländern gleich gemacht worden.

S. 325 — 354.

Mecklenburg-Güstrowsche Anforderung an Schweden, übergeben am $\frac{14}{25}$ Sept. 1738, nebst Beylagen.

Die Forderung rühret von der Schwedischen Prinzeßinn Elisabeth K. Gustavs I. Tochter her, die 1581 mit dem regierenden Herzoge von Mecklenburg, Christoph, vermählt worden ist. Ihr wurden 10000 Reichsthaler Stockholm. Währung zum Brautschatze versprochen, aber nicht völlig bezahlt, so daß

daß ein Rückstand von . . . nachblieb.	57238 Rthlr.	
Eben diese Prinzeßinn hatte ihrem Herrn Bruder Carln IX, ehe er zur Krone kam, geliehen	12000 =	
	69238 Rthlr	
Von diesen Capitalien werden die Zinsen von mehr als hundert Jahren bis 1714, ingleichen lucra cessantia & damna enersa, nebst dem Agio berechnet auf	557169 =	38 ß.
Zusammen	626452 =	38 ß.

Der König von Dänemark Christian VI. ließ 1738, von wegen seiner Frau Mutter und der übrigen Mecklenburg-Güstrowischen Allodialerben, von dem Schwedischen Hofe die Bezahlung fordern. Es scheint aber nichts darauf erfolget zu seyn.

S. 355—368.

Aufsätze, welche die Erziehung des Kronprinzen von Schweden und nunmehrigen Königs Gustav III. betreffen, von dem Reichsrathe Grafen Carl Friederich Scheffer.

Diese Aufsätze sind 1. eine Vorschrift an den Lehrer des Kronprinzen, den Kanzleyrath Klingenstierna; 2. einige Bemerkungen, womit der Herr Graf die dem Prinzen zugefertigte Auslegung der Schwedischen Grundgesetze begleitet; und 3. desselben Anrede an den König, als der Kronprinz, nach vollendeten Erziehungsjahren, in dem Senate Sitz nahm. — Im 2ten Theil dieses Magazins S. 327. sind schon einige zu eben dem Gegenstande gehörige Schrif-

 ten

ten befindlich, welchen diese zur Ergänzung dienen können.

S. 371 — 384.

Beytrag zu einer Geschichte der Russischen Münzen.

Man findet hier einige merkwürdige goldene und silberne Münzen und Schaumünzen der Zaren Iwan Wasiliewitsch II. und seiner Nachfolger beschrieben, und eine Ergänzung und Verbesserung der Nachricht, die Peter v. Haven von den Rußischen Münzen gegeben hat *): Der Raum aber verbietet daraus etwas mehr anzumerken, als daß in Rußland, so wie in vielen andern Ländern, das Geld immer geringhaltiger geworden ist. Nach der Verordnung der Kaiserinn Catharina II. sollen aus einem Pfunde Gold, nach der Probe von 88, d. i. wie es vermuthlich zu verstehen ist, 88 Solotnik **) fein, 31 Stücke Imperialen, 2 Rubel und $88\frac{8}{9}$ Copeiken, welches, da der Imperial 10 Rubel gilt, 312 Rubel $88\frac{8}{9}$ Cop. macht, geschlagen, und ein Pfund Silber, 72 Solotnik fein, zu 17 Rubel $6\frac{2}{3}$ Cop. ausgemünzet werden.

Im Jahre 1745 wurden aus einem Pfunde Gold 93 Solotnik fein, 118 Stücke Ducaten zu 2 Rubel 30 Cop. die also zusammen nur 271 Rubel 40 Cop. ausmachten, und aus einem Pfunde Silber, 77 Solotnik fein, 15 Rubel 84 Cop. ausgemünzt. Hieraus und aus dem veränderten Verhältnisse zwischen Gold und Silber, welches 1745 wie 1 zu $13\frac{5}{9}$ wäre, in der vorgedachten Verordnung aber auf 1 zu 15 gesetzt

*) In seinen Nye og verbedrede Efterretninger om det Russiske Rige, Del. II. Cap. 10.

**) 96 Solotnik machen ein Russisches Pfund. Dieses aber ist um 1/8 leichter als das Cölnische.

setzt ist, wird der Unterscheid zwischen den itzigen und den vorigen Rußischen Münzen leicht einzusehen seyn.

Ueberdem sind wärend dem Polnischen und Türkenkriege von unbekannten Münzherren noch geringhaltigere Rubel, als die oben gedachten, ausgemünzet und unter die Leute gebracht worden. Das alte Geld ist gänzlich verschwunden, und Rubel von Peter I. bekommt man gar nicht mehr zu sehen.

S. 387 — 440.

Geschichte der Stadt Julin, sonst auch Wineta genannt, und der darin gelegen gewesenen Gumma- oder Jomsburg. Aufgesetzt 1774.

Diese mit vieler Gelehrsamkeit und Kenntniß der alten Geschichte geschriebene Abhandlung hat den Herrn von Keffenbrieck, Ober-Präsidenten der Regierung und des Consistorii zu Stettin, zum Verfasser. Nach demjenigen, was er beweiset oder wahrscheinlich macht, ist Wineta, und Julin eine und eben dieselbe Stadt gewesen; sie hat auf einer Insel, längst der drey Ausflüsse der Oder, an einem Orte gelegen, wo noch itzo dem Amtsdorfe Damerow gegenüber die Trümmer einer großen Stadt, 500 Rheinländische Ruthen von dem Strande der Insel Usedom, bey stillem Wetter, offenbar zu sehen sind. Die Gumma- oder Jomsburg hat in der Stadt Julin gestanden, und ihr sowohl als dem Hafen zur Festung gedient. Zwischen den Jahren 1040 und 1048 hat der Dänische und Norwegische König Magnus diese Jomsburg zerstöret, und ein Theil der Einwohner die Flucht nach der Insel Wollin genommen, wo sie an und um die kleine Stadt Wollin Häuser baueten; und daher sey es gekommen, daß man diese neue Stadt auch Julin, die alte Stadt dieses Namens aber Wineta genannt, und

 dadurch

dadurch eine große Verwirrung in der Geschichte verursacht habe. Das alte Julin blieb bey der Zerstörung der Jomsburg noch stehen, weil viele Einwohner sich dem Sieger unterwurfen; aber einige Zeit hernach, ungefähr 1113, ist es von dem Dänischen Könige Nicolaus, mit Hülfe des Polnischen Herzogs Boleslaus III. auch zerstöret worden. Nun kamen wiederum viele Einwohner aus Alt-Julin oder Wineta nach Neu-Julin, welches 1124 schon über 22000 Einwohner hatte, und seit dem an die Stelle des alten Julins getreten ist. Dieses kam nun gänzlich in Vergessenheit, und die Ueberbleibsel der ehemals so großen und mächtigen Stadt sind 1309, da das neue Tief entstanden ist, in das Meer versunken.

Wir finden also in dieser Abhandlung die Auflösung der Preisaufgabe, welche die königliche Dänische Gesellschaft der Wissenschaften vor zwey Jahren über die Lage der Jomsburg den Gelehrten vorgelegt hat.

S. 441 — 446

Gränzvergleich, der 1692 zu Gardelegen zwischen dem Churfürsten zu Brandenburg und dem Herzoge zu Lüneburg-Zell geschlossen worden.

S. 447 — 451.

Königliche Dänische Einkünfte aus den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, berechnet auf das Jahr 1769.

Sie betrugen in allem 288406 Thaler 59½ Groten.

S. 453 — 458.

Ein Paar Urkunden, die Festung Rheinfels betreffend.

Sie

Sie enthalten einige Aufklärungen der ehemaligen Streitigkeiten zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Rotenburg, über den Besitz und das Besatzungsrecht dieser Festung.

S. 459—496.

Historisches Mancherley, von alten Papieren unverändert abgedruckt.

Unter diesem Titel stehen hier zwölf Anecdoten, worunter die von dem Kurfürsten von Sachsen Johann Georg IV. von dem General-Feldmarschall von Schöning, von dem zu Hannover umgekommenen Schwedischen Grafen Philipp Christoph von Königsmark, von der Gräfin Orzelska und dem unglücklichen Patkul einige besondere und merkwürdigen Umstände enthalten. Nur Schade, daß es den Erzählungen an Gewährsmännern fehlt, deren Zeugnisse sie zuverläßig machen könnten.

S. 497 — 508.

Von den Veronesischen und Vicentinischen Cimbern. Eine Abhandlung über den zweiten Artikel des sechsten Bandes dieses Magazins.

Der Herr Verfasser dieser Abhandlung untersucht mit vielem Scharfsinn erstlich die Sprache, und hernach die Herkunft dieser sogenannten Cimbern. Er findet in dem Italienisch-Cimbrischen Wörterbuche des Marco Pezzo, (im 6ten Th. dieses Magaz. S. 81. ꝛc.) außer etlichen hundert reinen hochdeutschen Wörtern, eine Menge, worin die Schweizerische und Schwäbische Aussprache deutlich erkannt wird. Hieraus folgert er die Schwäbische Abkunft des deutschen Volkes bey Verona und Vicenza, und macht sie dadurch wahrscheinlich, daß die Alemannen im

5ten

5ten Jahrhundert durch das Noricum Einfälle in Italien gethan, und sich bis in Dalmatien ausgebreitet haben. Das Neudeutsche in ihrer Sprache, meynt er, müsse aus ihrer Nachbar- und Gemeinschaft mit andern Alt-Hochdeutschen Völkern erklärt werden.

S. 509 — 519.

Von der Gothen Herkunft.

In dieser gelehrten obgleich nur kurzen Abhandlung wird die Meynung derjenigen untersucht und bestritten, welche die Gothen von dem Baltischen Meere herholen, und sie von der Morgenseite desselben an die Donau wandern lassen. Der Verfasser hält die Gothonen, die ehemals bey der Ostsee gewohnt haben, und welche Cluver mit Herulern, Rugiern, Burgundern, Buriern rc. umschließt, so wie alle diese Völker, für Slaven. Aber wir können seine Gründe nicht anführen, weil wir sonst genöthigt seyn würden die sehr gedrängt abgefaßte Schrift ganz abzuschreiben, und müssen also unsere Leser auf dieselbe selbst verweisen.

Im.

VII.

Geschichte der heutigen Europäischen Staaten in einem Auszuge, mit genealogischen Tabellen, von **Heinrich Martin Gottfried Köster**, Professor zu Giessen. Gießen, bey J. P. Krieger, 1775. Mit Titel, Vorrede und den genealogischen Tabellen zusammen 19½ Bogen.

Weil

Weil Gebauers Grundriß zur Historie der vornehmsten Europäischen Reiche und Staaten, und Achenwalls Geschichte der heutigen vornehmsten Europäischen Staaten im Grundrisse, deren man sich gemeiniglich zu historischen Vorlesungen bedient, theils zu weitläuftig, theils, weil sie nicht alle Staaten enthalten, zu unvollständig sind; so hat der Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, dieses kleine Büchelchen für seine Zuhörer zusammen getragen. Die darin enthaltenen Staaten sind Spanien, Portugall, Frankreich, Großbritannien, die vereinigten Niederlande, die Schweiz, Italien, (wo neun besondere Staaten abgehandelt werden,) das Haus Oesterreich, Dänemark, Schweden, Polen, Rußland, Preußen. Die Geschichte aller dieser Staaten ist auf 248 Seiten sehr kurz abgefaßt, und dennoch reich genug an Sachen, die aber zuweilen nur mit einem einzigen oder ein paar Worten angezeigt werden. Einige kleine Unrichtigkeiten in den kurzen Sätzen oder den genealogischen Tabellen wollen wir nicht rügen, weil der Verfasser sich deswegen selbst entschuldigt; und eben so wenig wollen wir dem Buche die unterlassene Anzeige der Quellen als einen Fehler anrechnen; denn dies wird genugsam in der Vorrede gerechtfertigt. Man kann die Hauptschriftsteller (und die sind für Anfänger genug) in den Vorlesungen selbst anzeigen. Die in einigen Compendien stehenden langen Verzeichnisse von allerley Büchern beweisen zuweilen weiter nichts, als daß der Verfasser sie selbst wenig gekannt, und noch weniger gebraucht habe.

Im.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1) Von der Gottesgelahrheit.

Trostgründe der Vernunft und Religion bey den Widerwärtigkeiten dieses Lebens. Erster Theil. Leipzig, bey Hilscher, 1773. 24½ Bogen.

: : : Zweyter Theil. 1774. 1 Alphab. 8 Bogen.

Wir trauen dem Verf. dieser Schrift, dessen Name uns unbekannt ist, eine sehr gute Absicht zu; so wie wir auch gerne gestehen, daß er hin und wieder in einigen besonderen Abschnitten und in einzelnen Stellen etwas Gutes gesagt hat. Aber unter diejenigen gehören wir gleichwol nicht, von deren Beyfall er in der Vorrede zum zweyten Theil vieles rühmet. Wir halten es für unsere Pflicht, bey der Recension eines Buchs nicht sowol auf einzelne Schönheiten zu sehn, sondern vielmehr auf die Anlage des Ganzen, auf die Anordnung und Verbindung der Theile, auf die darin herrschende Schreibart und gewönlichste Einkleidung der Sachen. Und alsdenn kann unser Urtheil über dies Werk unmöglich vortheilhaft ausfallen, wie wir iezt gleich durch einige wenige Anmerkungen erweisen werden.

Zuvörderst ist schon die Hauptabtheilung sehr tadelnswerth, da der Verf. im ersten Theile blos die Trostgründe aus der natürlichen Religion, im zweyten aber aus der geoffenbarten, oder aus der christlichen Lehre herleitet. Er schrieb ia doch beyde Theile für Christen, die Jesum als einen göttlichen Gesandten ehren und annehmen. Wozu also die vorsezliche Trennung solcher Theile, die doch so nahe zusammen gehören, und nur in ihrer Verbindung erst ein volständiges Ganze ausmachen, das zu einer sicheren Quelle des Trostes dienen kann? Im ersten Theil trägt er ein Gebäude aus der natürlichen Religion zusammen, und zeigt

zeigt sehr richtig und in einigen Stellen recht schön, daß nur der Tugendhafte, der Gott erkennet, und dessen Fürsehung ehret, eines wahren Trostes fähig sey; im andern Theile aber reißt er mit vielem Wortgepränge von diesem Gebäude ein Stück nach dem andern ein, um nur zu beweisen, daß uns das Christenthum den eigentlichen rechten Trost gewähre. Wir erkennen und empfinden zwar auch an unserm Theil die vorzügliche Kraft der christlichen Religion zur Beruhigung und Stärkung bekümmerter und nothleidender Personen, und stimmen in so fern dem Verf. von Herzen bey. Allein die Art und Weise, wie er dies darthut, kan uns unmöglich gefallen, da sie offenbar zur Verwirrung der Gemüther, und zur wirklichen Verkleinerung der hier aufgeführten wichtigsten Trostgründe gereichet. Es komt uns dies eben so vor, als wenn man einem gefährlichen Patienten erst allerley unwirksame oder doch unzulängliche Medicamente, und hernach zulezt erst, nachdem man ihn lange genug aufgehalten, ein gewisses und bewährtes Mittel darreichen wolte. Ein kluger Arzt giebt gleich solche Arzeneyen, von denen er sich die gewünschte Wirkung verspricht; und wenn er durch ein einfaches Mittel seinen Zweck nicht so völlig erreichen kan, so setzet er mehrere Species zusammen, und bereitet durch die Vermischung mehrerer heilsamen Sachen ein sicheres und wirksames Medikament. So, dünkt uns, muß es ein Theologe auch machen, wenn er Christen, die unter den Widerwärtigkeiten dieses Lebens seufzen, trösten und aufmuntern will. Er muß seinen Patienten gerade zur rechten und besten Quelle führen. Zu dem Ende verbindet er die Gründe der Vernunft und Religion, der Natur und Offenbarung so weislich mit einander, und formiret daraus alsdenn eine so reichhaltige Quelle des Trostes, daß der bekümmerte Christ beruhiget wird, ohne selbst zu wissen, ob er die Linderung seines Schmerzens diesem oder jenem besonderen Trostgrunde zu danken habe. Hätte unser Verf. seine Materie auf eine gelehrte und mehr spekulativische Art abhandeln wollen; oder hätte er den ersten Theil etwa für die Chineser und den zweyten für Christen geschrieben, so würden wirs ihm noch eher verzeihen, daß er die Trostgründe der Vernunft von den Trostgründen der Religion so sorgfältig abgesondert hat. Aber in einem Erbauungsbuch, das nur für Christen verfertiget wird, ist dies ein unverzeihlicher Fehler. Und dies noch um so mehr,

wie

wie wir weiter anmerken müssen, da der Verf. hiebey nicht allemal die rechten Grenzen beobachtet, sondern sich zuweilen so sehr in viele Abtheilungen, Bestimmungen und leere Wortspiele verwickelt, daß er sich oft selber widerspricht, und wirklich manche Sätze behauptet, die kein nachdenkender Verstand bey genauerer Untersuchung annehmen kan. Wir wollen nur ein paar Exempel zum Beweise anführen. Im zweyten Buche des ersten Theils beschreibt er mit vieler rednerischer Kunst den ersten glückseligen Zustand der Menschen im Stande der Unschuld (im Vorbeygehen gesagt, so gehörte diese ganze Abhandlung nicht in den ersten Theil, wo der Verf. blos Gründe der Vernunft zusammentragen will) und darauf kommt er auf die Sünde und die daher unter den Menschen entstandene Verderbniß. Bey dieser Gelegenheit sagt er, die Unschuld sey von der Erde entflohen, Gott habe aber dagegen die Tugend als die zwote iüngere Tochter des Himmels herabgesandt, und hiedurch wären die ersten Tage des Friedens in Tage des Streites und Kampfes verwandelt worden. In Wahrheit, wir wissen nicht, was der Verf. hier sagen will. Ist denn die Tugend etwa geringer als die Unschuld? Muß denn nicht die Unschuld bey einem ieden endlichen vernünftigen Geschöpfe bis zur Tugend erhöhet werden, wenn sie einen wahren Werth erlangen, und eines Lohns fähig werden soll? Oder kan es ausser Gott eine Tugend geben, die keine Uebungen gebrauchte, die nicht mehr mit Hindernissen zu kämpfen hätte? — War dies die Folge von dem Verluste der ersten Unschuld des Menschen, daß nun die Tugend als die zwote Tochter des Himmels in die Welt gekommen ist, so haben wir warlich im Ganzen mehr gewonnen als verloren. Schwerlich wird der Verf. das glauben, obgleich der Recensent allerdings hierin die verborgene Spur einer sehr beruhigenden Wahrheit entdecket. Im Grunde geschiehet also hier nichts anders, als daß die Unschuld auf Kosten der Tugend erhoben wird, welches so wenig mit der Bibel als mit der Vernunft harmoniret. Eben so unvorsichtig und unbestimt redet er, wenn er im ersten Buche des zweyten Bandes die irdische und himlische Weisheit, und von der lezteren wieder Religion und Evangelium unterscheidet. Wie auffallend und widersprechend ist nicht die Stelle Seite 11. „Ist dieser Verstand (des sündigen Menschen) „durch Uebungen des Geistes „ausgebildet worden; hat man seine Fähigkeiten anwenden

„den und zu einer gewissen Stärke und Fertigkeit zu brin„gen gewünscht, deren er von sich selbst, unausgebildet, sel„ten fähig ist; hat man das Gefühl des Herzens zu verfei„nern und die Unterscheidungskraft der Seele zu schärfen „gesucht; so entsteht daher eine irdische Weisheit, die das „Herz des Menschen mit thörichter Selbstliebe bläht. u.s.w.„ Und Seite 13. heißt es davon: „Diese irdische Weisheit, „die Tochter des Betruges und eines ohnmächtigen Stol„zes, ist die Verführerin der Sterblichen, für (vor) deren „trügenden Lehrsätzen und Folgerungen ich warne, denn „sie sind der Seelen äußerst verderblich u. s. w.„ Um des „Himmels willen, wohin verfällt der Verf.? Muß man denn erst ein dummes Vieh werden, um die himlische Weisheit zu lernen? Getrauet er sichs zu beweisen, daß eine solche irdische Weisheit, wie er sie selber beschrieben hat, eine Tochter des Betruges und eine Quelle des größten Verderbens sey? Haben denn ein ausgebildeter Verstand und ein feines Gefühl des Herzens so gar keinen Werth mehr unter den Menschen? — Doch genug! Wir wollen von solchen sich selbst widersprechenden und unphilosophischen Stellen iezt nicht mehrere anführen, da verständige Leser schon aus dieser Probe urtheilen können, was sie in diesem Buche zu erwarten haben.

Ein anderer Fehler dieses Werks bestehet darin, daß in demselben alles zusammen geraffet worden, was nur einigermassen von ferne mit der abzuhandelnden Materie in Verbindung stand. Wir finden im zweyten Bande einen ziemlich ausführlichen Erweis von der Wahrheit der christlichen Religion und von einem noch bevorstehenden Tage der Vergeltung in der Ewigkeit. Beydes konnte aber sehr füglich als erwiesen und wahr vorausgesetzt werden, da der Verf. ia nicht mit Zweiflern und Ungläubigen, sondern mit Christen, die von widrigen Schicksalen verfolgt werden, zu thun hat. In solchen kummervollen Umständen pflegt man gerade am wenigsten zu dergleichen langweiligen und tiefsinnigen Untersuchungen aufgelegt zu seyn; und fände sich ia iemand, der dazu Lust hätte, so fehlt es uns nicht an andern Vertheidigungsschriften der Religion, die das weit gründlicher und vollständiger sagen, als es an diesem Orte beyläufig geschehen konnte. Aus eben dem Grunde hätten die vielen Einschiebsel aus der Dogmatik sehr gut wegbleiben können. Der Nothleidende will aus einem solchen Buche nicht die christliche Lehre erst lernen, sondern er suchet

Wahrheiten, die ihm zur Beruhigung dienen. Die hier vorkommende lange Deklamationen über den Stand der Unschuld und den darauf erfolgten Sündenfall des Menschen werden ihm das gewis nicht verschaffen, zumal, da darin so manches als wahr vorausgesetzt wird, was noch erst eines bessern Beweises und mehrerer Aufklärung bedarf.

Endlich mißfällt es uns auch, daß der Verf. seine Sachen, wenn sie auch an sich gut und wahr sind, in eine so schwülstige, rednerische und fast poetische Schreibart eingehült hat. Die Figuren und Bilder sind an manchen Stellen so unnatürlich und zum bis Eckel gehäuft, daß man ganze Seiten durchlesen muß, um nur einen einzigen reellen Gedanken zu finden. Heißt das nicht den Trost vor den Augen des bekümmerten Lesers recht muthwillig verbergen? Wird nicht wenigstens auf solche Weise dem besten Trostgrunde etwas von seiner eigenthümlichen Kraft entwendet? Man mache doch nur den Versuch, und lese eine solche weitschweifige Deklamation einem Menschen vor, der auf seinem Krankenlager die heftigsten Schmerzen empfindet; oder einem Elenden, der unter großen Nahrungssorgen dahingeht; oder einem zärtlichen Ehegatten, der den Tod seiner besten Freundin beweinet. Man gebe dabey sorgfältig Acht, was für Bewegungen, Empfindungen und Aeußerungen eine solche Art des Trostes bey ihnen veranlasset; so wird sichs zeigen, daß zwar eine gewisse Betäubung oder eine kurze Gleichgültigkeit, schwerlich aber eine wahre und fortdauernde Beruhigung dadurch bewirkt werden könne. Richtige und faßliche Gründe, in ihrer natürlichen Verbindung neben einander gestellt, und mit dem iedesmaligen Zustande des Nothleidenden zusammen gepaßt; lehrreiche Beyspiele solcher Personen, die unter ähnlichen Wiederwärtigkeiten geseufzet, ohne Kunst und Weitläuftigkeit, aber nach dem Leben und nach der Wahrheit erzählt; kurze Betrachtungen über die Wege der Fürsehung und über die Schicksale der Menschen, aus wiederholten, scharfsinnigen und geprüften Beobachtungen ehrlich und klüglich zusammengetragen: dies sind unserer Meynung nach die vornehmsten Sachen, welche in solche Trostschriften, wenn sie wirksam seyn sollen, gehören. Hin und wieder treffen wir den Verf. auf diesem guten Wege an; aber wir beklagen es, daß er ihn so oft wieder verliert, und also das in der That nicht leistet, was er doch in der Vorrede verspricht, nemlich etwas

Gan-

Ganzes und Vollständiges in dieser Materie zu liefern, und andere von seinen Vorgängern zu übertreffen.

Q.

Die ächten Werke apostolischer Männer. Die Briefe des Clemens, Ignatius, Polycarpus und Barnabas, sammt den Nachrichten von dem Martyrthum des Ignatius und Polycarpus, und dem Hirten des Hermas, übersezt von Herrn Simon Grynäus, D. G. W. an der St. Peterskirche in Basel. Nunmehro von eingestreuten calvinischen Irrthümern gereiniget, und nach der, von Joh. Bapt. Cotelerius, Sorbonnischen Gottesgelehrten, gesammelten griechischen Handschriften durchgehends verbessert, und aufs neue herausgegeben von P. Vital Mösl. Benedictiner an der St. Peterskirche in Salzburg. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, im Verlage bei Joseph Wolff. 1774. 8. 412 Seiten.

Wir Protestanten stehen in Absicht auf unsere Ehrlichkeit bei Uebersetzung und Herausgebung solcher Schriften bei Hrn. M. in keinem guten Geruch. „Man „kann allemal gewisse Rechnung darauf machen, schreibt „er im Vorbericht, daß sie immer den Sauerteig ihrer Irr„lehren darunter mischen, und mit demselben die ganze „Masse verderben. Sie verfälschen entweder den Text des „Originals selbst, oder sie bestreben sich durch beigefügte „Anmerkungen den wahren Verstand desselben zu verdre„hen und auf das falsche System ihrer verderbten Grund„sätze zu leiten.„ Diese Beschuldigung klingt nicht fein. Wie würde es Herrn M. gefallen, wenn wir ihn und seine Glaubensbrüder ohne Ausnahm damit belegten? Da nun Hr. Grynäus, von dem ein Bogen mehr werth ist, als sein ganzes Werk, seiner Meinung nach beides nicht gespart hat, so hat er die Ehre einiger heiligen Väter retten, ihre Schriften nach seinem wenigen, ja wohl recht wenigen, Vermögen von dem calvinistischen Sauerteige reinigen, und sie seinen katholischen Glaubensgenossen zur er-

baulichen und heilsamen Lesung brauchbar machen wollen. Wir wünschen guten Effekt davon, und haben nicht Lust, weder über die Verbesserung des Textes, noch die beigefügten Anmerkungen mit dem Hrn. Pater Mösl zu disputiren; denn wer so eine Schrift, wie der Hirt des heiligen Hermas, als sehr nützlich herausstreichen, und an die darin beschriebenen Fabeln und Gesichte glauben kann, den muß man bei seiner Meinung lassen. Daß Protestanten durch des Hrn. M. Uebersetzung dieses Werks sollten zum katholischen Glauben bekehrt werden, wie der Hr. Pater wünscht, steht schwerlich zu hoffen.

T.

Vdalrici Mayr, Monachi Cisterciensis e Monasterio Imperiali etc. Biga Dissertationum, de nexu historiae litterariae cum studio theologico, ac de nexu statisticae cum iurisprudentia ecclesiastica. Editio altera. 1774. 12 Bogen. in 8.

In der Hauptsache, welche in diesen beyden kleinen Abhandlungen ausgeführt wird, hat der Verf. ohnstreitig Recht. In Absicht der Schreibart sowohl, als auch in der ganzen Bearbeitung seiner Materie übertrift er viele andere Scribenten seiner Kirche. Man merkt es überhaupt, daß es demselben nicht an Geschicklichkeit und an guten Einsichten in die politische und Kirchengeschichte fehle. Wer indeßen als Protestant manche Gegenstände aus einem andern Gesichtspuncte betrachten gelernt hat, der wird freilich mit den Erklärungen, Urtheilen und Beweisen des Verf. nicht immer zufrieden seyn können.

Q.

Georg Friederich Meiers, der Welt-Weisheit öffentl. ordentl. Lehrers u. s. w. Betrachtungen über die würkliche Religion des menschlichen Geschlechts. Halle, bey Hemmerde. 1774. 6 Bogen in 8.

Der Verf. betrachtet hier die Religion, so wie sie unter den Menschen würklich ist, und unterscheidet also die Religion in Abstracto, wie sie etwa nach dem kirchlichen Lehrbegrif aussieht, von der Religion in Concreto, wie

wie sie bey diesem und ienem Individuo wirklich vorhanden ist. Dieser Unterscheid ist wichtig, und so sehr in der täglichen Erfahrung gegründet, daß ein ieder scharfer und billigdenkender Beobachter des Menschen nothwendig darauf kommen muß. Wir empfehlen daher diese kleine Schrift allen steifdenkenden Systematikern zum Durchlesen und Prüfung; in der Hofnung, daß sie vielleicht aus dem Munde eines Philosophen eher Zurechtweisung annehmen werden, als von einem schon verdächtig gewordenen Theologen. Um ihnen einen kleinen Vorschmack von dem Inhalte derselben zu geben, wollen wir nur ein paar Sätze und Anmerkungen daraus anführen.

Seite 8. behauptet der Verf. mit Grunde, „daß überhaupt mehr wahre wirkliche Religion und weniger wahre christliche Religion in der Welt sey, als man gewöhnlicher Weise geglaubt„ Seite 9. „so viel einzelne Menschen es giebt, welche eine Religion haben, so viel von einander unterschiedene wirkliche Religionen giebt es auch„ Dieser Satz wird auf den folgenden Seiten weiter ausgeführt, bestätigt und auf die christliche Religion angewendet. Besonders erweiset er denselben Seite 13. daraus, daß überhaupt alle menschliche Erkentniß in keinem Punkte völlig übereinstimmend seyn könne; und frägt darauf also: „haben diese unleugbar wahre Anmerkung dieienigen hitzigen Sectirer und Ketzermacher unter den Gottesgelehrten gemacht, welche mit der stolzesten Zuversicht ihre eigene ihnen wirkliche christliche Religion für dieienige halten, welche in der heil. Schrift offenbaret ist, und die alle dieienigen als Irgläubige verdammen, die in einigen Punkten anders als sie selbst denken?„ Ja wohl, mag der Verf. so fragen, und wir mit ihm. Nichts ist unvernünftiger, als wenn man verlangt, daß andere eben das denken und glauben sollen, was man selbst denkt und glaubt. Und doch ist dis die Maxime, nach welcher man nicht etwa nur bey den Inquisitionsgerichten in Spanien, Portugall, Rom u. s. w. zu Werke geht, sondern die auch noch leider bey vielen Lutherischen Fakultäten und Konsistorien, bey manchem Doktor der Theologie, und selbst beym Dorfpfarrer und seinem Küster ihre uralte Gültigkeit behält. Doch man lese den Verf. selbst hierüber nach.

Was auf den folgenden Blättern von der rechten Untersuchung und Beurtheilung des wahren Werths der Erkentniß und Ausübung der Religion unter den verschiedenen

Religionspartheien gesagt wird, verdient mit Aufmerksamkeit erwogen zu werden. Nur folgende sehr paradox scheinende Stellen wollen wir zum Beweis auszeichnen. Seite 31. „Die wirkliche Religion eines Menschen, der sich zu einer falschen Religion bekennet, kan ihrem theoretischen Theil nach richtiger seyn, als die wirkliche Religion eines Menschen, der sich zur wahren Religion bekennet. Ein Türke kan eine richtigere Erkentniß von Gott haben, als ein Christ u. s. w.„ Seite 33. „Ein Christ kan einen höchst ungereimten, abscheulichen und abergläubischen Begrif von Gott, von seiner Gerechtigkeit, von dem Blute Christi, vom Abendmahl haben; und ein Türke und Heide kan in seinem ganzen Begriffe von Gott und seinen Vollkommenheiten von so abgeschmackten Irthümern frey seyn„ — Aus diesen und andern Untersuchungen wird Seite 43. gefolgert „Kein Mensch hat eine vollkommen richtige Religion; und es ist wenigstens moralisch gewis, daß kein Mensch in diesem Leben einer vollkommen wahren Religion fähig sey„ Hr. Meier verdient hierin und in vielen andern Behauptungen ohnstreitig Beyfall. Aber er mag zusehen, wie er mit den weisen Leuten fertig wird, die sich in ihrem Herzen wegen ihrer Orthodoxie segnen, und ihre individuelle Religion für die einzige wahre auf dem Erdboden ausgeben.

Seite 60 komt der Verf. auf die Untersuchung des Nutzens der symbolischen Bücher; die zwar in diese Schrift nicht eigentlich gehörte, aber doch manche richtige Bemerkung enthält. Man merkt es, daß er hier oft hin und herwanke, und bey aller Ausführung ihres Nutzens es doch selbst heimlich fühle, daß der daher erwachsende Schade das Uebergewicht habe. Hätte er doch immer seine Ueberzeugung so treuherzig hingeschrieben, als wir es in folgender Stelle Seite 66. finden. „In Absicht der Richtigkeit der wirklichen Religionsbegriffe der Menschen thun die symb. Bücher allemal mehr Schaden, wenn niemand von denselben abweichen darf. Durch ein elendes Vorurtheil nimt man an, daß in diesen Büchern kein Irthum, wenigstens kein wichtiger Irthum enthalten sey. Und folglich entsteht daher eine Sclaverey im Denken, die alle weitere Untersuchung hindert u. s. w.„ Gerade so denkt der Recens. über diesen Punkt auch.

Wenn Hr. Meier in der Folge diejenigen nicht verdammet, die zwar hier keine Christen waren, aber doch nach ihrer

ihrer Erkentniß Gott ehrlich gedienet haben, so handelt er darin billig und christlich. Nur können wir ihm in allen besonderen Erklärungen und Unterscheidungen und in den vielen Wendungen, die er vielleicht nur zur Vertheidigung seiner Orthodoxie anbringt, nicht beypflichten. Ganz neu aber auch eben so ungegründet ist es uns vorgekommen, daß er die künftige Seligkeit in eine reine und vermischte abtheilet, und diese auch frommen Heiden, Türken u. s. w. jene aber allein den rechtschaffenen Christen zueignet. Es streitet solches selbst wider die eigene Grundsätze des Verf. die er hier und anderwärts äußert. Wir kennen nur eine Seligkeit, die den Menschen nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten, oder nach der Beschaffenheit ihrer moralischen Güte Verhältnißmäßig zugetheilt werden wird. Dies lehrt die Vernunft und die Schrift redet eben so.

Von dem übrigen, was wir sonst hin und wieder bey diesem kleinen Buche zu erinnern hätten, wollen wir nichts weiter anführen, da es immer lesenswerth bleibt. Daß die Schreibart des Hr. Meiers etwas weitschweifig und ermüdend sey, ist auch schon in andern Recensionen nebst mehreren Fehlern seines Vortrags angezeigt worden.

Q.

Des Herrn Abtes Claudius Fleury acht Abhandlungen über die Kirchengeschichte, übersezt von Johann Baptist Strobl, öffentlichen Lehrer der lateinischen Sprache. Augspurg bey Rieger. 1774. 2 Alph. in 8.

Wir billigen es sehr, daß Hr. Strobl, der auch schon durch andere Arbeiten bekannt ist, diese acht Abhandlungen des Hr. Abts Fleury zum Nutzen deutscher Leser in unsere Sprache übersezt hat. Sie enthalten zwar kein vollständig System der Kirchengeschichte; wie sie denn auch nicht eigentlich für Gelehrte, sondern für andere gutgesinnete und nachdenkende Leser bestimmt sind: indessen findet man doch darin viele artige, gemeinnützige und zum Theil gründliche und unpartheiische Betrachtungen über dieses und jenes Stük der ältern und neuern Kirchengeschichte, welche besonders den Glaubensgenossen des Verf. zur Vertreibung vieler Vorurtheile und Erlangung richtiger Einsichten brauchbar seyn können.

Denn der Protestant wird freilich bey manchen Stellen anstoßen, und nicht alle Urtheile und Nachrichten gegründet genug finden. Als ein Lehrer der römischen Kirche betrachtet, behält H. Fleury immer seine vorzügliche Verdienste um die Kirchengeschichte, wie man auch bereits aus den Kritiken über sein größeres Werk weiß. Der Klerisey und besonders den Mönchen sagt er manche bittere Wahrheit, und über den Aberglauben und die daraus entstandene viele Gebräuche und Andächteleyen in seiner Kirche urtheilet er so frey und oft so richtig, daß man sich wundern muß, wie ein so Einsichtsvoller Mann nicht noch einen Schritt weiter vorwärts gegangen ist, und den Ungrund einiger Grundsätze des Pabstthums und vieler kirchlichen Einrichtungen deßelben eingesehn hat. Uebrigens mögte, diesem ohngeachtet, dies Buch vielen Papisten misfallen; welches auch der Hr. Uebersetzer zu besorgen scheint, wenn er in den Vorrede sagt: „die wenigsten von denen, für die ich eigentlich diese Arbeit übernommen habe, werden sich die Mühe und den Muth nehmen, sie zu lesen, und die, welche sie davon in die Hände kriegen, werden sie etwa so obenhin lesen und sich ärgern, oder wenn sie billiger sind, sie weglegen und iähnen u. s. w. Es geht in dieser Absicht den Schriftstellern der römischen Kirche nicht beßer als den protestantischen Theologen. Wer von der grossen gebahnten Heerstraße abweicht, der hat immer den größten Haufen wider sich „ und es wird ihm niemals an Widersprüchen und Verfolgungen fehlen. Indeßen hoffen wir mit dem Uebersetzer, daß alle auf solche Weise entstandene Gahrungen für beyde Kirchen den Erfolg haben werden „ daß wir (wie es in der Vorrede heißt) mit größeren Schritten dem Lichte entgegen eilen.„ Wir wünschen von Herzen, daß die Bemühung des Hr. Strobels dazu das ihrige beytragen, und daß diese Uebersetzung unter seinen Glaubensgenoßen viele Leser finden möge, die über den Inhalt derselben mit Ernst und Wahrheitsliebe weiter nachdenken.

Q.

Conrad Friederich Stresows Biblisches Handbuch oder fortgesetzte Theodicee der göttlichen Offenbarung. Erster Theil, worin die wichtigsten besonders messianischen Lehrstücke der h. Schrift von Erschaffung der Welt an, die Zeit der Patriarchen und Hiobs

Hiobs hindurch, erwogen und aufgeklärt werden. Bützow und Wismar in der Berger und Bödnerschen Buchhandlung 1774 8. 502 S.

" " " Zweeter Theil, worin die beträchtlichsten göttlichen Offenbarungen von Israels Drangsal in Egypten und Moses Geburt an bis zu den Zeiten Davids erörtert werden. 1775. 8. 710 S.

Hr. Stresow fängt an in diesen beyden Bänden, denen noch vier folgen sollen, den in seiner vor einigen Jahren herausgegebenen Theodicee der göttlichen Offenbarung angelegten Plan auszuführen. Die Fortsetzung fällt völlig so aus, wie sie der Prodromus, oder die ebengedachte Theodicee erwarten ließ. Wir finden wenigstens keinen Grund, von diesem biblischen Handbuche anders zu urtheilen, als wir im XVIIten B. D. A. D. B. von der Theodicee geurtheilt hatten. Eben der Mangel an philosophischem Geiste, eben die Armuth an reiflich durchgedachten Ideen, eben die mangelhafte Kenntniß des Alterthums äußert sich auch hier, verbunden mit einer noch größern Weitläuftigkeit, Fruchtbarkeit an ungegründeten Vermuthungen, und einem Ueberfluß an Worten, der so groß ist, daß man im Durchlesen seines Werks füglich Seiten und Blätter überschlagen kann, ohne in Gefahr zu seyn, den Zusammenhang zu verlieren. Der Verf. hat diesen weitschichtigen Dogmatik, Moral, Geschichte, Alterthümer, Typologie, und wer weiß was sonst noch alles, umfassenden Discours, womit er die ganze Bibel vom Anfang bis zu Ende versehen will, für ungelehrte Leser bestimmt, denen dies Werk die glossirten Bibeln und Auslegungen einzelner biblischen Bücher entbehrlich machen soll. Wenn es diesen Lesern darum zu thun ist, bey jedem Worte und bey den geringfügigsten Umständen mit zufälligen Andächteleyen und so genannten frommen Betrachtungen unterhalten zu werden, so werden sie bey einem Verf. ihre Rechnung finden, dem in der Geschichte nichts zu klein und verächtlich ist, daß er nicht etwas daraus zu machen wüßte, dem so gar ein so unerheblich scheinender Umstand, als das Aehrenlesen der Ruth, wie er es selbst von sich rühmt, reiche Materie zur erbaulichen und fruchtbaren Betrachtung giebt, und der insonderheit in Auffindung und Deutung von Vorbildern aller Art außerordentlich scharf-

sichtig und geschickt ist. Von dieser letztern Geschicklichkeit des V. müssen wir unsern Lesern doch noch eine kleine Probe vorlegen. „Da die Stiftshütte, heist es Th. II. S. 227. mit allen ihrem Geräthe, und die ganze Einrichtung des ceremonialischen Gottesdienstes vorbildlich war — so darf man nicht zweifeln, daß vor allen die Bundeslade, dis gröste Kleinod der heiligen Wohnung, ein Vorbild des erwarteten Heilandes gewesen. Ob das Holz der Lade die menschliche und dessen goldner Ueberzug die göttliche Natur des Erlösers abbilden sollen, lässet sich wol nicht mit genugsamer Zuversicht sagen. Vielleicht wäre sie von lauterm maßiven Golde gemacht, wenn sie dadurch nicht zu schwer zum Tragen würde geworden seyn. Der menschgewordne Erlöser ist durch dies alttestamentische Heiligthum eigentlich nach seinen drey Aemtern vorgebildet. Die Lade an sich selbst bildet ihn nach seinem in der tiefsten Niedrigkeit verwalteten prophetischen Amte ab, da Er in der reinsten Unschuld wandelte, aber keine in die Augen leuchtende Gestalt noch Schöne hatte Jes. 53. 2. In Ihm wohnete jedoch die ganze Fülle der Gottheit, alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß lagen in Ihm verborgen Col. 2. 3. 9. Lagen in der Lade die Tafeln des Zeugnisses, so hatte er das Gesetz Gottes in seinen Herzen (Ps. 40. 9.) und aus der Fülle seines Herzens floß sein heiligster Mund über. Der Versöhndeckel über der Lade bildet ihn in seinem hohenpriesterlichen Amt und geleisteter Versöhnung ab, da Er zum Gnadenstuhl in seinen vergossenen Blute vorgestellt ist (Röm. 3. 25.) und die Sünde aller derer, die sich zu ihm mit gläubiger Zuversicht hinwenden, bedecket und tilget — die Cherubim über dem Versöhndeckel stellen ihn als den höchsten König und seinen majestätischen Thron im Himmel vor, welcher auf seine blutige Versöhnung gegründet ist. — Das Niederschauen der Cherubim auf den Deckel der Lade zeigt die ehrfurchtsvolle Bewunderung an, womit die heil. Engel die Tiefen der Weisheit und Liebe Gottes in der Versöhnung der gefallenen Menschen betrachten. Doch müssen allhie die gebückten Cherubim, mit ihren ausgebreiteten Flügeln, nicht nur die Unterwerfung der Engel unter Christi königlicher Herrschaft, sondern auch die Heere seiner Bothschafter und Diener auf Erden abbilden, die sein Evangelium, wie auf schnellen Flügeln in alle Welt getragen, und sein Gnadenreich über den ganzen Erdboden ausgebreitet haben.“

Bs.

Die Schriftlehre von der Dreyeinigkeit, worin jede Stelle des neuen Testaments, die diese Lehre angeht, besonders betrachtet, und die Gottheit unsers hochgelobten Heilandes nach den Schriften bewiesen und erklärt wird von Samuel Clarke, Doctor der heil. Schrift und Rector zu St. James Westmünster. Mit einer Vorrede Sr. Hochwürden des Herrn D. Johann Salomo Semlers. Nach der dritten vermehrten und verbesserten Auflage aus dem Englischen übersezt. Franckfurt und Leipzig bey Johann Martin Weber 1774. 8. 546 Seiten.

Ganz unbekannt ist dieses merkwürdige Buch in Deutschland bisher nicht gewesen, der seel. Baumgarten hatte den Inhalt desselben im vierten Bande seiner Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek genau und ausführlich angezeigt. Allein es verdiente immer durch eine Uebersetzung noch bekannter gemacht zu werden, da es ohnstreitig in der Lehre von der Dreyeinheit eine Hauptschrift ist, und auch für diejenigen, die das System des Verf. welches auf den feinsten und gemäßigtesten Arianismus hinauslauft, nicht billigen möchten, dennoch ungemein viel Lehrreiches enthält, zur richtigen Erklärung der von dieser Materie handelnden Schriftstellen viel Licht giebt, insonderheit auch die Meinungen der ältesten Kirchenväter und vieler berühmten Englischen Gottesgelehrten von dieser Sache ziemlich vollständig und genau vorlegt. Die aus andern seiner Schriften schon genug bekannte Gelehrsamkeit, der unpartheyische und scharfsinnige Untersuchungsgeist des berühmten Clarke verleugnen sich auch in dieser Schrift nicht, die eine seiner wichtigsten ist. Wir haben also gegen das Urtheil, das der Uebersetzer in seiner Vorrede von diesem Werke fället, wenig einzuwenden. "Wenn gegenwärtige Schrift" heißt es in eben gedachter Vorrede, "den Lehrbegriff des grösten unter den christlichen Dogmen noch nicht auf eine für jeden redlichen Forscher der Wahrheit genugthuende Weise (woran wenig fehlen dürfte) ins reine bringt, so enthalt sie doch alles, und legt alles in der bequemsten Ordnung vor Augen, was zu prüfen und zu beobachten ist, wenn wir zu einer bestimmten Erkenntniß dessen, was nach der heiligen Schrift und nach gesunden Auslegungs-

gungsregeln mag erkannt werden, auf sicherem Wege gelangen wollen." Wahrscheinlicherweise wird die deutsche Herausgabe dieses Buchs die Verfechter der Orthodoxie in Deutschland in Bewegung setzen und ein Zankapfel werden. Dies glaubt der Uebersetzer dadurch vorzubeugen, daß er verspricht, auch die Vertheidigungen, womit Clarke seinen Lehrbegriff gegen die manigfaltigen Angriffe, die er von englischen Gottesgelehrten erfahren, verfochten hat, nach und nach übersetzt zu liefern. Er glaubt, daß in diesen Streitigkeiten bereits alles gesagt sey, was sich hierüber sagen läßt, und daß man also hoffentlich die Zeit nicht mit der unnöthigsten Wiederhohlung und Erneuerung dieser Streitigkeiten verderben werde. Ob die deutschen Polemiker diese Hofnung erfüllen und so bescheiden seyn werden, daß sie es sich nicht zutrauen sollten, noch etwas neues gegen Clarke vorzubringen, daran ist fast zu zweifeln, indessen würden sie doch, wie in andern ähnlichen Fällen, also auch hier sehr wohl thun, wenn sie erst läsen, ehe sie schreiben, und nicht eher losbrechen möchten, als bis sie jene Englische Streitschriften mit Fleiß und Unpartheylichkeit durchstudiert hätten. — Die Vorrede des Hr. D. Semlers vertheidigt die Rechtmäßigkeit und Unschuld der deutschen Herausgabe des Clarkischen Buchs, bezeugt seine Entfernung von dem darin vorgetragnen Lehrbegriff, und sucht zu beweisen, daß die Seligkeit eines Christen und die eigentliche Natur des Christenthums nicht von den Vorstellungen abhange, welche man sich von den gegenseitigen innern Verhältnisse des Vaters, Sohnes und heil. Geistes macht. — So wie Hr. D. Semler den Satz bestimmt, hat er freylich Recht; nur sein Beweis desselben scheint mir nicht so abgefaßt zu seyn, daß er den Gegnern völlig Genüge thun könne. Um völlig befriedigend zu seyn, müste man sich auf die besondern Lehrpuncte einlassen, die ihrer Meynung nach, mit dem Athanasischen Glauben stehen und fallen, und entweder den vorgegebenen genauen Zusammenhang widerlegen, oder die Unrichtigkeit jener Lehrpuncte selbst zeigen. Kurz es so machen, wie es der Verf. des Buchs über die Nutzbarkeit des Predigtamts gemacht hat.

Bs.

Die Geschichte Jesu Christi und seiner ersten Kirche, aus dem Französischen derer Herren Beausobre und

und l'Enfant übersezt, mit einigen Anmerkungen erläutert, und mit einer Fortsetzung bis auf unsere Tage heraus gegeben von Joh. Philipp Wilhelm Luck, Consist. und Stadtpfarrer zu Michelstadt. Frankfurt und Leipzig, in Commißion bey Fleischer. 1774. 21. Bogen. 8.

Diese Arbeit derer Herren Beausobre und l'Enfant über die 4 Evangelisten und Apostelgeschichte ist schon ein altes Werk, dessen wahrer Werth den Gelehrten längst bekannt ist. Zur Zeit ihrer ersten Bekantmachung hatte dieselbe ohnstreitig eine größere Brauchbarkeit, als man ihr in unsern Tagen, da man schon was Besseres hat, zueignen kan. Man darf z. E. nur die Heßische Geschichte der 3 lezten Lebensjahre Jesu dagegen halten, so ist der Unterscheid so merklich, daß jeder Geschmackvoller Leser jenen trockenen Auszug aus den 4 Evangelisten sehr bald an die Seite legen wird. Die eigene Reden Jesu, welche uns doch in der evangelischen Geschichte das Hauptwerk auszumachen scheinen, fehlen darin gänzlich; wodurch die ganze Schrift eine Unvollkommenheit behält, die selbst der Uebersetzer zugestehn muß. Wenn es also nicht Uebersetzungslust war, so finden wir eben nichts, was den Hr. Luck etwa zu seiner übernommenen Arbeit hätte bewegen können. Seine Uebersetzung ist ohnedas so schlecht gerathen, und schmeckt so sehr nach dem Französischen, daß ein Liebhaber ihr gewiß daß Original weit vorziehen wird. Aber vielleicht hat Hr. L. durch seine dazu gekommene Anmerkungen das Werk verschönert und die Mängel ersetzt? — Auch das ist nicht geschehn. Und will es uns iemand auf unser Wort nicht glauben, der lese sie selbst. Allenfals können wir eine Probe davon geben, so wie sie uns beym Aufschlagen eben in die Augen fällt. Seite 70 finden wir bey der Stelle, da Jesus den Herodes einen Fuchs nennet, folgende Anmerkung: „Jesus schimpfte den Herodes „nicht, wenn er ihn einen Fuchs nennte: sondern er bezeich„nete nur die Arglistigkeit desselben. Uebrigens sprach er „als eine Person, die weit höher ist, als Herodes war.„ Sind das nicht herrliche Sachen? Nun wirds doch jeder Leser glauben, daß Jesus nicht geschimpft habe, oder daß ihm doch das Recht zugestanden, auf solche Weise zu schimpfen. — O lieber gar keine Noten gemacht, ehe man solch dürftiges Zeug zur Aufklärung und Vertheidigung einer sonst guten Sache vorträgt.

Es läßt sich hieraus schon vermuthen, daß die Fortsetzung der Kirchengeschichte bis auf unsere Tage, welche Hr. Luck selbst entworfen hat, nicht viel besser gerathen seyn werde. Und dies zeigt sich auch bald, wenn man die dahin gehörige 6 Bogen nur mit mäßiger Aufmerksamkeit durchliest. Es wird gewis sehr viele gesunde und geübte Beurtheilungskraft dazu erfordert, wenn man das Wichtigste aus der ganzen Kirchengeschichte in einen so engen Raum zusammen pressen will, zumal, wenn es ungeübten Lesern, die nicht selbst die Geschichte studirt haben, zur Erbauung gereichen soll. Unserer Einsicht nach, ist es immer viel leichter, ein Kompendium der Kirchenhistorie für Gelehrte zu machen, als einen kurzen und nervösen Auszug aus derselben, der weder zu wenig noch zu viel in sich faßt, für unstudirte Leser zu schreiben. Was kan es einem gemeinen Christen wohl für Nutzen bringen, wenn ihm alle Namen längst vermoderter und vergessener Ketzer nach der Reihe vorgerechnet werden; oder wenn man ihm von iedem schon aus der Mode gekommenen alten Kirchengebrauche Nachricht ertheilet? Das trockene Gerippe der Kirchengeschichte, wenn es so nach Art unsers Verf. vor die Augen der Leser hingestellt wird, hat so wenig reizendes und lehrreiches, daß es viel eher Ermüdung und Eckel verursachen muß. Man verliert schon alle Geduld, wenn man nur den ersten Bogen durchlieset, auf welchem die ganze Periode der christlichen Geschichte bis auf Konstantin den Großen zusammen gefaßt wird. Lauter unvollständige und zum Theil unsichere Nachrichten, viele schwankende und oft partheiische Urtheile und eine unzählbare Menge von Namen und Jahrzahlen sind hier so in einander gewebt, daß endlich ein so erbärmliches Ganzes herauskommt, welches unserm Urtheile nach nur allein zu Makulatur dienen kann. Wir rathen daher dem Verf. aus gutem Herzen, daß er wenigstens noch erst 10 Jahr lang die Kirchengeschichte, die Welt und das menschliche Herz mit Fleiß studire, ehe er mit neuen und doch unreifen Früchten das Publikum überladet, und sich selbst um seinen guten Namen bringt. Auch empfehlen wir ihm beyläufig die deutsche Grammatik, damit er nicht künftig so viel grobe Schnitzer in der Wortfügung und Rechtschreibung begehe.

Nd:

Nöthige Erinnerungen über Herrn Johann Jacob Heß, Geschichte der drey lezten Lebensjahre Jesu. Frankfurt und Leipzig, 1774. 12½ Bogen in 8.

Erinnerungen kann des Herrn Heß Geschichte wohl bedürfen, es sind auch in dieser Bibliothek verschiedene dagegen gemacht worden. Daß es mit den Paraphrasen der biblischen Schriften eine mißliche und unzuverläßige Sache sey, darüber ist auch in dieser Bibliothek mehr als einmal Erklärung geschehen. Aber wenn der Erinnerer sich nicht über gemeinsame Grundsätze mit seinem beurtheilten Verfasser verständiget, nur die Sprache einer gewissen Parthey oder Schule führet, hämisch und schulstolz seinen Mann behandelt und schimpft, wie Kraut und Rüben alles, wichtiges und unwichtiges, durcheinander wirft, und selbst nicht Beweiß zu führen versteht; so können seine Erinnerungen wenig nützen, und schaden immer der Wahrheit und der Religion selbst. Gegen eine Schrift, die vielen Christen nützlich gewesen und ihnen wirklich auch zum bessern Verstande der Evangelisten nutzbar seyn kann, sollten wohl auch die Erinnerungen bescheidener und anständiger lauten, als sie der Verf. herausstößt.

Doch Hr. Heß ist nicht der einzige, auf welchen losgezogen wird, Grotius, Semler und gewisse grosse Philologen (die er nicht nennt aber widerlegt, mit dem Titel philologischer Despoten beehrt, und ihnen ihren philologischen Aberwitz unter die Nase reibt,) endlich auch die Bibliothekenschreiber, kriegen ihre gute Portion ab, (um des Erinnerers Sprache mitzureden.) Warum glauben sie aber auch nicht an Bengel und Crusius, an alle die Himmelreiche und Satane, die in der Bibel weben und schweben sollen? Warum brauchen sie nicht alle Crusius Hypomnemata Theol. prophet. zur richtigen Auslegung des Neuen Testaments S. 110? Warum nicht Bengels Harmonie der Evangelisten, das wichtigste Buch, welches nur ein mäßiger Band in 8. ist, der 1. Thaler kostet S. 14? Warum lesen und empfehlen sie nicht jenes Hochwürdigen Mannes Geschichte unsers Herrn Jesu Christi auf Erden S. 199? Hätten sie das fein gethan, so hätte der Erinnerer wohl säuberlicher mit ihnen verfahren, oder gar keinen Drang bey sich gefühlt, mit seinen Erinnerungen zum Vorschein zu kommen.

Gedan-

Gedanken eines Sächsischen Predigers über die Geschichte der drey lezten Lebensjahre Jesu, so in Zürch zum 3tenmal herausgekommen. Leipzig, bey Johann Samuel Heinsius. 1774. 3 Bogen in 8.

Ein viel bescheidener Mann, der des Herrn Heß Wahrheitsliebe und die Nutzbarkeit seines Werks nicht verkennt, und nur darüber seine Unzufriedenheit äußert, daß er nach einseitigen Auslegungsregeln verfahren, und einen Bengel, Crusius u. s. w. nicht auch zu Rathe gezogen habe. Beyde sind also mit H. Heß in den Grundsätzen nicht einig; beyde tadeln an ihm beynahe einerley, obgleich in sehr verschiedenem Tone; und bey beyden ist uns nur das wichtig und einleuchtend gewesen, was sie gegen des Verf. Erklärungsart der Stellen, worin von dem heiligen Geist die Rede ist, erinnert haben.

Bibliothek der vorzüglichsten Englischen Predigten. Herausgegeben von J. C. F. Schulz, Prof. in Gießen. Gießen, bey Krieger. Fünfter Th. 1774. 10 und 340. S. Sechster Theil 1775. XVI. und 344. S. in 8.

Ausser Enfield, Seker, Webb und Skelton hat der Uebers. in diesen beyden Theilen auch den Jortin, Schaupe und Palmer auftreten lassen. Die Predigten von diesen leztene enthalten einzelne vortrefliche Stellen. Im Ganzen dünken sie dem Rec. nicht warm und anziehend genug zu seyn. Ueberhaupt wechseln in diesen, wie in den vorhergehenden Bänden, gute Stücke mit mittelmäßigen ab, die wirklich einer Uebersetzung nicht werth waren. Aus den Webb'schen mögen einige Stellen, um derjenigen willen, welche diese Bibliothek nicht besitzen, hier stehen. „Unser „Eifer, heißt es in der Predigt vom Eifer über Gal. 4, 18. „sollte sich gegen alle eigenmächtige Würkungen der menschlichen Rechte, besonders gegen die Tyraney äussern, die sich „eine Gewalt über unser Gewissen anmaßt. Wenn Menschen dies unveräusserliche Recht aufgeben, so geben sie „den Vorzug ihres Daseyns auf! dann steht ihnen die tiefste „Unterdrückung, die niedrigste Sklaverey bevor. — Die „menschl. Seele muß nothwendig frey seyn, weil keine äussere „Gewalt

„Gewalt sie zwingen kann. — Bande und Kerker sind keine „Beweise — Foltern und Geisseln keine Ueberzeugung. — „Die Menschen sind geschaffen, selbst zu denken: und da „die Religion eine persönliche Sache ist, so sind alle Vor„schriften von Glaubensarten, alle Systeme von Orthodo„xie, alle anbefohlne Lehren, die alle Strafen der Verdam„mung zu befehlen glauben, die schrecklichste Beleidigung, „die dem menschlichen Geschlecht angethan werden kan, „und die empfindlichste Schmälerung des Vorrechts, das „der Himmel auf eine so besondre Art jedem einzelnen Men„schen unveräußerlich beygelegt hat, daß niemand, wenn er „auch wollte, es weggeben kan, ich meine, des Rechtes, das „jeder Mensch hat, selbst zu denken. Noch hat die Unfehl„barkeit ihre Beglaubigungsbriefe nicht vorgezeigt: so „lange sie dies nicht thut, ist jedem Menschen zu rathen, „alle Ansprüche darauf zu verwerfen„. Und in der: Unsers Erlösers Verweis für seine Jünger Jakobus und Johannes wegen ihres ungerechten Eifers, über Luk. 9, 55. „Alle diejenigen gehören zur christlichen Kirche, welche mit „redlichem Herzen und heiligem Sinn das, was sie für „Wahrheit halten, zu erforschen und auszuüben suchen. „Die Seligkeit ist nicht an eine Reihe von Grundsätzen „gebunden, die von der Ausübung unabhängig sind. „Der Glaube, den das Evangelium fordert, ist ganz leicht „und deutlich, — wer da glaubt, daß Jesus sey der Sohn „Gottes, der wird selig. Was sollen wir von Menschen „sagen, die auf ein eignes Lehrgebäude dringen, das, un„erachtet alles ihres heftigen Eifers, das Evangelium viel„leicht nie lehrte, und die es zu der einzigen Richtschnur „des Glaubens und des Gehorsams machen? Was soll „man von denen denken, die, wenn andre von ihnen in Mei„nungen abweichen, ein frommes Anathema über sie aus„sprechen, sie so andächtig aus der christlichen Kirche „verbannen, als wenn sie im Besitz der Untrüglichkeit „wären, als wenn ihnen vom Himmel volle Macht gege„ben wäre, alle diejenigen von dem unschätzbaren Segen „des Evangeliums auszuschliessen, die sich nicht nach der „Richtschnur des Glaubens richten, die sie Orthodoxie „nennen, — die die Heiligkeit nach ihrem eigenen Charak„ter beurtheilen, und die Zahl der Auserwählten dadurch „genau bestimmen, daß sie alle andre, die sich von ihnen „unterscheiden, als der Gunst der Menschen und der gött„lichen Errettung unfähig, ausschliessen! Ist das der

 „Geist

„Geist des Evangeliums? Ist das der Charakter von einem „Jünger des Sohnes Gottes? Heißt das alle mit den Banden der Liebe vereinigen?„ u. s. w. Auch Seckern wollen „wir einmal reden lassen: „Freylich, sagt er in der Pr. über die Worte: Prüfet alles, und das Gute behaltet, 1 Thess. 5, 21. 22. „müssen wir ernstlich für den Glauben kämpfen„ so oft derselbe angegriffen wird: aber wir müssen „es auf eine würdige Art thun. Grausame Handlungen, Schimpfworte, innerlicher Widerwille, ungegründete üble Meinung, sind uns durchaus verboten, selbst „gegen die Feinde des Evangelii. Aber noch gelinder „sollten wir gegen diejenigen seyn, die das Christenthum „glauben, aber nur unrecht verstehen; vornämlich, wenn „wir erwägen, daß wir eben so leicht, wie sie, auf Irthümer gerathen können. Es ist eine traurige Betrachtung, „daß, indem einige, die sich zu unsrer Religion bekennen, für „das allgemeine und wesentliche Interesse derselben so „kalt sind, die meisten übrigen dagegen mit einer so ungemäßigten Hize für ihre besondre Systeme und Ueberzeugungen eingenommen sind.„

Palmers Pr. über 2 B. Mos. 2, 6. Empfehlung des Mitleidens gegen arme Kinder aus dem Beyspiel der Tochter Pharo hat der Uebers. auch einzeln drucken lassen. Es ist zu wünschen, daß der dadurch abgezielte Nuzen möge erhalten werden, ob sie gleich weder in Absicht auf die Wendung, noch in Absehung des Ausdrucks vorzüglich ist.

An die Spize des fünften Theils steht der Anfang von dem Leben des verstorbenen Erzbischofs Secker von Canterbury, dessen Ende den sechsten eröfnet. Es ist unterrichtend, hätte aber durch den V. von verschiedenen Unerheblichkeiten gereinigt werden können.

Noch steht in jenem ein Kritisches Verzeichnis aller deutschen Uebersezungen Englischer Predigten, auf sechs Seiten. Es sind aber blos die Titel abgeschrieben. Die Kritik soll erst folgen. Wir zweifeln, ob Hr. S. alle diese Predigten werde gelesen, und so gelesen haben, daß er im Stand seyn solte, eine Kritik derselben zu liefern. Von Swift, Benson ꝛc. meint er selbst, Predigten übersezt gesehen zu haben. In der deutschen (angebl. von Johann von Breitenfels zu Hamburg, vor ungefähr 20 Jahren verfertigten) Uebersezung der Satyrischen und ernsthaften Schriften von Dr. Jon. Swift, B. III. sind vier Predigten Sw. übersezt, und auch besonders abgedrukt worden,

ken, von dem Geheimnis der h. Dreyeinigkeit, von der Pflicht der Unterthänigkeit eines gegen den andern, vom Zeugniß des Gewissens, und, daß es schwer sey, Sich Selbst zu erkennen. Bensonische Predigten und Abhandlungen hat Hr. Kirchenrath Bamberger in Berlin übersezt, und zu Halle 1763, wo wir nicht irren, herausgegeben.

Aus der weitläuftigen Vorrede zum sechsten Theil schimmert merkliche Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit hervor, die einem so jungen Schriftsteller, als Hr. S. ist, gar nicht wol kleidet. Länger wollen wir uns nicht bey ihr aufhalten.

Die Uebersezung ist noch immer so, wie bisher. Im Ganzen scheint sie richtig zu seyn. Gewiß aber fehlen öfters die angemessenen Ausdrücke. Von einem so rüstigen Uebersezer, der auf jede Messe ein Paar Alphabete fährt, ist nichts anders zu erwarten.

In den vorhergehenden Bänden waren die Dispositionen zum Theil sehr mangelhaft. In den beiden gegenwärtigen sind sie ganz weggelassen worden.

W.

Kann ein Lehrer mit gutem Gewissen seine Meinungen und Ueberzeugungen verschweigen, oder wohl gar dem denselben entgegenstehenden System gemäß lehren? Ebr. 5, 11 — 14. Halle, bei Johann Christian Hendel. 1774. 8. 46 Seiten.

Ja! er kann beides, je nachdem Zeiten und Umstände es nothwendig machen; nur muß er immer dabey nach dem Ausspruch Christi verfahren: Seyd klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben. Diese Regel hat der Verf. zum Grunde gelegt, um darnach zu bestimmen, was in dem oder dem Fall, sowohl dem Lehrer auf Universitäten, als dem Prediger an christlichen Gemeinen obliege. Der erstere soll zwar keine uneingeschränkte Freyheit zu reden haben, aber doch eine größere, als der leztere. Jener kann sich am besten helfen, wenn er die Dogmen mit ihren Schrifterklärungen, über welche man uneins ist, historisch vorträgt, jedoch das Uebergewicht der Gründe dem Zuhörer merklich macht. Unter gewissen Umständen darf er auch hergebrachten theoretischen Lehrsätzen,

die er für falsch hält, freimüthig widersprechen. Dem Prediger aber steht solches nur dann frei, wenn dergleichen Lehrsätze einen unmittelbaren Einfluß in das thätige Christenthum haben, und solches verderben würden. Außer dem findet es der V. für diesen rathsamer, daß er schweige. — Der Rec. pflichtet ihm in der Hauptsache gern bei und billiget die vorgeschlagenen Behutsamkeiten so sehr als einer, hat solche auch aus den nämlichen Gründen oft erwogen und empfohlen. Nur über einige Punkte urtheilet er anders. Z. E. S. 39. „Es möchte nicht gut seyn, wenn man „dem gemeinen Mann die Meinung benehmen wollte, daß „in der Hölle ein wirkliches eigentliches Feuer sey„. Und warum nicht? „Weil er sich, an das sinnliche gewöhnt, den „durch das Brennen des Feuers verursachten Schmerz vor„stellen, hingegen von dem Schmerz eines Geistes und de„ren Größe keine deutliche Begriffe machen kann„. Dieser Grund kann wohl nicht gelten. Der Prediger soll und muß auch die Begriffe des Volks in Glaubenssachen zu berichtigen suchen, und bei dem gemeinen Mann, so viel sichs thun läßt, dahin arbeiten, daß seine Religionserkentniß immer klärer und deutlicher, vom sinnlichen allgemach zum geistigen hinangehoben werde. Daher muß er die Leute zum Verständniß der heil. Schrift, das darin gebrauchte Bild von der darunter abgebildeten Sache unterscheiden lehren, ihnen in Ansehung der künftigen Strafen ausdrücklich sagen, was unter dem Feuer und dem Brennen im Feuer vorgestellt werde. Sollte man sie dabei lassen dürfen es buchstäblich zu verstehen, so würde man aus eben dem Grunde zugeben müssen, daß sie sich hundert andere Dinge auch eben so sinnlich dächten, als sie in der Bibel beschrieben werden, nicht hindern können, daß sie sich ebenfalls als etwas reelles vorstelleten, die Frommen würden im Reiche Gottes essen und trinken, würden weisse Kleider und Kronen auf den Häuptern tragen, würden mit Abraham, Isaac und Jacob zu Tische sitzen, würden von den Engeln in jenes Schoos getragen werden u. s. w. Es giebt Prediger genug, welche von Himmel und Hölle nie anders als sinnlich zu sprechen, und dem gemeinen Mann die bildlichen Vorstellungen der h. Schriftsteller davon auf keine Weise zu realisiren wissen. Aber die werden auch nie das Volk von göttlichen Wahrheiten vernünftig und würdig denken, und den göttlichen Unterricht in den biblischen Büchern verstehen lehren. Ich sollte denken, man dürfte nur einen von

die

bitterer Reue, Schaam und Gewissensunruhen ergriffenen Menschen auf sein innerliches Gefühl führen, so würde man ihm von dem Schmerz der Seele und deren Größe schon einen anschauenden Begriff machen können — S. 43, 44, „In den theoretischen Lehren des Christenthums muß der „Prediger bei dem eingeführten System seiner Kirche blei„ben„ Dies hat der V. nicht genugsam überlegt, und ist durchaus falsch. Ich kenne ihn nicht, aber er muß, wie ich hieraus schließe, kein Prediger seyn, und sich nicht in die Stelle eines Predigers gesetzt haben, der sich sein dogmatisches System aus der Bibel gemacht hat, sonst hätte er so nicht urtheilen können. Der Prediger muß beim eingeführten System bleiben? Wie? Wer legt ihm dies Muß auf? Sein Gewissen? Auf keine Weise. Also nein, er muß nicht, denn als ein Lehrer ohne Falsch muß er kein Wort, auch in theoretischen Glaubenspunkten, wider seine Ueberzeugung sagen. „Der Vortrag abweichender Mei„nungen hat ja aber nicht den geringsten Nutzen, weil die „Menschen dadurch nicht gebessert werden, sondern viel„mehr Schaden und Verwirrung daraus zu befürchten wä„re„ Dieser Schade und diese Verwirrung stünde lediglich zu besorgen, wenn der Prediger die Sache auf der Kanzel polemisch behandelte. Das muß er nie thun, sondern er spricht darüber in den Vorstellungen der Bibel, wie er ihren wahren Sinn überzeugend einsieht. Wenn er sich dann auch nicht mit dem System ausdrückt, so schadet dies nicht, vielmehr hat es den Nutzen, daß die Leute mit der biblischen Religion bekannter werden, und die systematische Theologie, die ihnen zu nichts hilft, mit der Zeit vergessen lernen, welcher Nutzen groß genug, und in Absicht des praktischen Einflusses auch gewiß von guten Folgen ist. „Und „dann ist der Prediger nicht berufen, gelehrte theologische „Untersuchungen anzustellen, sondern sie zu erbauen„ Ganz recht! daraus folgt dann: also muß er sie gar nicht auf die Kanzel bringen; aber es folgt nicht, wie der V. schließt: also muß er die theoretischen Glaubenslehren, welche nach des V. eigenem Geständniß die Zuhörer weder weiser noch frömmer machen (denn das heißt ihm doch wohl erbauen!) nach dem gewöhnlichen System vortragen. Thäte er dies, und hielte dasselbe gleichwohl in seinem Herzen für irrig und unbiblisch, so würde er fälschlich reden. Unschädliche Meinungen der Menschen mit Stillschweigen übergehen, sie stehen lassen, ohne sie anzugreifen, wie auch der

weise Jesus that, ist ganz etwas anders, als sie ausdrücklich nach der gewohnten Art lehren, mit falschen oder schwachen Beweisgründen vom Lehrstuhl herab unterstützen, und sie also in den Gemüthern unterhalten.

Ueberhaupt hat der ungenannte V. was den Unterschied und die Schranken der Freyheit zu lehren, zwischen akademischen Professoren und Predigern betrift, gewisse Ideen vom Hrn. D. Semler angenommen, die noch nicht völlig aufs reine gebracht sind. Es muß einer kommen, der sie etwas näher bestimmt, und die Grenzpfäle auf beiden Seiten noch genauer absteckt.

Heilsame Beschäftigung für christliche Communicanten. Mit einer Vorrede von Christian Samuel Ulber, Hauptpastor zu St. Jacob in Hamburg. Hamburg, 1774. bei Bode. 8. Erster Theil 190. Zweiter Theil, 176 Seiten.

Es sind Betrachtungen und Gebete für lutherische Christen, welche sich auf die Haltung des heiligen Abendmahls zubereiten, und bei und nach demselben erbauen wollen. Sie rühren von keinem Geistlichen, sondern von einem der Augsburgischen Confession zugethanen Weltmann her. Er hatte sie anfänglich für sich aufgesetzt. Nachdem ihrer mehr worden, wollte er sie auch für andere Leser dem Druck übergeben, und bat Hrn Pastor Ulber um die Vorrede dazu. Die gottselige Gesinnung des V., welche aus allen diesen Betrachtungen hervorleuchtet, ist sehr schätzbar. Wir zweifeln auch nicht, daß solche lutherische Christen, denen die Haltung des h. Abendmahls weder ehrwürdig, noch nützlich und nöthig dünken würde, wenn nichts geheimnisvolles und wunderbares dabei wäre, sie mit vieler Erbauung lesen werden. „Wie soll ich deine unaussprechliche Liebe genugsam preisen, o mein Heiland? Wie bin ich Armer werth gewesen, daß du bist zu mir gekommen, „um Wohnung bei mir zu machen? S. 151. — Wir „sind gewiß, und gläuben im festen Vertrauen auf „dein göttliches Wort der Einsetzung, daß wir bei diesem „geheimnißvollen Tisch dich selbst, unbegreiflich aber „wahrhaftig empfangen haben. Es mußte ja ein Geheimniß seyn, wenn der Ewige, aus unaussprechlicher Liebe „zu seinem Geschöpfe, sich mit dem Menschen, welcher

„Staub

„Staub ist, verbinden, und bei ihm einziehen, und bei „ihm Wohnung machen wollte. Der selige Zustand, wenn „du dereinst unsern nichtigen Leib deinem verklärten Leibe „wirst ähnlich gemacht haben, wird uns unter den Wundern „deiner Allmacht und Gnade auch von deinem hochheiligen „Abendmahle das große Geheimniß gänzlich erläutern, „oder doch, wenn wir vielleicht in alle Ewigkeit es durch„zuschauen nicht fähig seyn möchten, dasselbe und den da„mit verbundenen Rath unserer Seligkeit deutlicher machen„ S. 155 156. — Solche Vorstellungen, die das Gemüth des Communicanten freilich nicht mit aufgeklärter, aber desto mehr mit dunkler, schauervoller Andacht erfüllen, müssen um dergleichen Personen willen da stehen, was wäre ihnen sonst das ganze Communionbuch nütze? das sie außer dem gewiß nicht lesen würden. Denn ein Andachtsbuch ohne unverständliche Mystik ist für sie so gut als kein Andachtsbuch.

Der V. philosophirt aber auch in andern Betrachtungen mehr, als er nöthig gehabt hätte. In dem zweiten und dritten Aufsatz: Prüfung über die Beschaffenheit des Temperaments, und Prüfung nach den Worten Luc. 10. 27, 28. heißt es unter andern S. 29. „Werde ich (als ein Melancholicus) „auch diejenige wahre Güte des Herzens an „mir gewahr, welche in einer Neigung besteht, im tägli„chen Umgange mit dem Nebenmenschen sein Betragen ge„gen uns allemal von der besten Seite auszulegen, und „überhaupt niemals böses von ihm zu denken, noch weniger „zu reden, als wenn ich hinlänglich überzeugt und hinläng„lich berechtiget bin? — S. 36, 37. Schwer ist es, eine „allgemeine recht faßliche Beschreibung von dieser vortref„lichen Eigenschaft (der Liebe) zu geben, die gewiß bei end„lichen Geschöpfen, wenn sie nicht durch den Hang des „Temperaments, sondern durch Pflicht gewirkt wird, eine „herrliche Tugend, oder vielmehr ein beträchtlicher Theil „der allgemeinen, sich beständig aus Neigung mit Pflicht „beschäftigenden Tugend ist. Ich will es indessen versu„chen, meinen Begrif davon aus einander zu setzen: „Möchte er vielleicht nicht alles einschließen, was bei dem „Worte insgemein pflegt gedacht zu werden, so wird er „doch dazu dienen, daß ich in der Selbstprüfung mit desto „gewisserem Schritte fortgehen könne.

„Ich mache mir demnach die Vorstellung, die Liebe „überhaupt sey eine Neigung mit dem werth gewordenen

„Gegenstande sowohl in Gedanken, als zu seinem Dienste, „oder zur Unterhaltung mit demselben sich soviel möglich „zu beschäftigen. Wenn der Gegenstand aus Pflicht uns „werth geworden ist, und wenn die Würkungen der Liebe „sich in der Pflicht beschränken, so ist Liebe Tugend u. s. w„ Dergleichen philosophische Erklärungen findet man mehrere von dem V. angebracht, wir wissen nicht eigentlich für wen. In gottselige Betrachtungen, in Communionandachten gehören sie wohl nicht. Vielleicht gefallen sie einigen gelehrten beaux esprits; aber der einfältige gemeine Christ versteht nicht eine Sylbe von dieser Büchersprache. Es bleibt ihm alles räthselhaft. Der redliche Hr. Ulber entschuldigt sie in der Vorrede damit, „daß wir in einer „Welt leben, die sehr nach Weisheit fragt, und die Religion „immer mit der Vernunft paaren und verschönern will„ Der Rec. dankt für alle Verschönerung, wenn sie auf die Art gemacht wird. Ueber verständliche Religionslehren und wahre innerliche Glaubensempfindungen für den Gemeinsinn eines jeden aus dem Herzen zum Herzen zu reden, das dünkt ihm Weisheit und Kunst des Schriftstellers, der zur Erbauung der Menschen schreibt. Und wie selten ist dies!

Gegen das in dem zweiten Aufsatz zu erkennen gegebene theologische Moralsystem des Achtungswerthen V. hätten wir auch noch manches einzuwenden. Er scheint den Temperamentstugenden gar keinen Werth vor Gott beizulegen, sondern gesellt sie der vom Paulus verworfenen eigenen Gerechtigkeit (die ganz was anders war) zu, und will mit dem, was der Mensch aus eigenen Kräften Gutes thut, nichts zu schaffen haben. Wie lange wird man noch die Begriffe der Menschen in dieser Sache verwirren? Auch Temperamentstugenden sind gut, sie gefallen Gott wohl, und sie sind ursprünglich sein Werk, denn er gab mir das Temperament, das mich zum Guten trieb. Den damit verbundenen Trieben zur unordentlichen Sinnlichkeit soll ich durch die höheren Kräfte des Verstandes und Gewissens, welche die Religion zu stärken vermag, redlich widerstehen, denn sie können mir nie zum Gift werden, wenn ich sie nicht freiwillig dazu werden lasse! Eigene Kräfte hat die menschliche Seele gewiß, und was dadurch Gutes gestiftet wird, rührt alles von dem Schöpfer her, der ihr solche mittheilte. Im Grunde hat das Temperament an jeder Tugend des Menschen Theil. Dann aber wird diese Tugend sicher und fest, wenn sie auf Grundsätzen der Religion und des Gewissens

wissens beruhet. Daraus führe man die Menschen, das mache man ihnen einleuchtend, so wird man sie dahin bringen, daß sie nicht bloß aus Temperament, sondern auch aus Pflicht und Frömmigkeit soviel Gutes üben, als ihnen Gott Gelegenheit und Vermögen dazu giebt. — In der Vorrede sagt Hr. Ulber sowohl leichtsinnigen, als ängstlichen Communicanten mit seiner gewöhnlichen edlen Treuherzigkeit manche nöthige und nützliche Wahrheit.

Versuch in geistlichen Oden und Liedern. 1774 in 8. 40 Seiten.

Versuche dürfen keine Meisterstücke seyn, sagte ein verständiger Mann, als er diese Lieder gelesen hatte. Sind sie gleich keine Früchte einer feurigen Einbildungskraft, so haben sie mir doch mehr Vergnügen gemacht, als die hohen Odengesänge mancher anderer geistlichen Liederdichter, deren Sprache von gewöhnlichen Bewohnern dieser Unterwelt nicht verstanden wird. Einem edeldenkenden Weltmann, der Geschmack daran findet, seine Religionsempfindungen in leichte Verse zu bringen, um andere Christen zu gleichen Empfindungen zu erwecken, hält man gern mit unter einen matten Reim, eine harte Scansion oder eine ungrammatikalische Wortfügung zu gute. Und so urtheilen wir auch davon, ohne weiter daran zu kunstrichtern, welches sonst leicht geschehen könnte, und nach strengem Recht sollte.

Der Catechismus Lutheri in einer kurzen und ausführlichen Auslegung erkläret und mit E. Hochedl. und Hochweisen Raths Genehmhaltung zum öffentlichen Gebrauche herausgegeben von Einem Ehrw. Ministerio der Kayserl. freyen und des heil. Röm. Reichs Stadt Lübeck. Lübeck 1774. gedruckt bey Georg Christian Green, E. Hochedl. u. Hochw. Raths Buchdrucker. 21 Bogen in 8.

Wenn Luther unter uns aufstünde und mit seinen Augen unsrer Zeiten Licht und Bedürfniße schaute, und nach seinem warmen Herzen jenes benutzen und diesen abhelfen wollte; so würde er sich wundern und vielleicht auch

ereifern, daß man noch immer die Elemente kommentirt, durchbuchstabirt, mit unelementarischen Zusätzen bereichert und durch unangemeßene Flickwerke zu einem gelehrten und systematischen Ganzen machen will, welche er für ein rohes und unwissendes Volk, das erst aus dicker Finsterniß herausblikte, aus der ihnen ganz unbekannt gewesenen Schrift gesamlet hatte. Wer weiß aber, ob er so viel Gehör als vormals finden würde, wenn er eine Verbesserung der Lehrform unternehmen wollte.

Hier ist wieder ein Catechismus Lutheri mit einer kurzen Auslegung in 5 Bogen, und mit einer ausführlichen in 16 Bogen. In beyden wird ein Unterricht von Gottes Erkenntniß aus der Natur, und von dem vornehmsten Inhalt der Bibel vorausgeschickt, welches uns sehr wohl gefallen hat, wenn er nur kürzer und rührender wäre, und der ungelehrte mit manchen Definitionen wäre verschont worden, die er nicht faßt und nach seiner Faßung auch nicht bedarf. In der Auslegung des Catechismus selbst siehet man das Bestreben des Verf. denen durch den Vortrag faßlich zu werden, für welche er bestimmt ist; aber die gelehrte und abstracte Sprache war ihm vielleicht zu geläufig, als daß er sich ihrer ganz hätte erwehren können: man muß die Jugend und den ungelehrten Verstand sehr genau kennen, wenn man es immer vor Augen haben soll, daß ihm abstracte Worte und Redensarten leere Töne sind und bleiben. Auf der andern Seite scheinet uns die Faßlichkeit sehr dabey zu leiden; daß die Antworten grossentheis so lang sind, daß sie weder durch einen gewöhnlichen Verstand übersehn, noch ins Gedächtniß gefaßt werden können; daß eine Sache in verschiedenen Verbindungen mehr als einmal gesagt wird; und daß die Antworten, die so schon an Inhalt der Sachen zu voll sind, auch noch durch einen schlaffen und wortreichen Styl verlängert werden. Für Lehrer und Schüler wird der Unterricht dadurch erschwert und eckel. Mit der Jugend und dem gemeinen Verstande kann man nicht kurz, bestimmt und gedrungen genung sprechen, wenn man Eingang finden und Eindruck machen will. Lehrsatz und Beweiß, Vorschrift und Bewegungsgründe müßen, wo möglich, in eine kurze Periode gefaßt seyn: ein triftiger Grund gilt mehr, als viele, die nicht recht verstanden werden. Das ist freylich schwer, aber durch Achtsamkeit und Studium kann es doch gelingen.

Der

Der Verf. hat es auch für nöthig erachtet, in Luthers kurzen Unterricht, der nur den gemeinsten Fähigkeiten bestimmt war, verschiedene theologische Lehrsätze nebst ihren Beweisen und Erläuterungen einzuschieben, die wohl für sie nicht gehören. Aus vielen wir nur der Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an die menschliche Natur Christi, der Art und Weise der Genugthuung und der Gründe dafür erwähnen. Nach unsrer gewißenhaften Ueberzeugung wird unmöglich mehr als Worterkenntniß bey dem großen Haufen dadurch bewirkt. Diese Einmischung stiftet mehr Schaden, als man denkt, und ist keine geringe Ursach zur einreißenden Freygeisterey. Der ganze Unterricht in der Religion wird dadurch schwer, kalt, langweilig, uninteressant; das wenige verstandene verliert sich im schwachen Kopfe unter dem vielen unverstandenen; es wird alles darüber verwirrt und dunkel und unwichtig; und der geringste Zweifel, ein Schein des Lichts, der in den öden Verstand fällt, macht, daß er den ganzen Kram als unnütz und unverständlich hinwegwirft. Man verfolge nur den Gang der Menschen, so wird man Beweise genung davon sehen. Warum will man denn solche Gefahr vermehren, um seine Anhänglichkeit an gewiße Lehrsätze zu beweisen, die ja doch wahr seyn können, und die man selbst für wahr halten kann, wenn man sie gleich für den ungelehrten nicht faßlich und nöthig hält.

Das verdient allen Beyfall und alle ernste Nachahmung, daß bey den befohlnen Pflichten auch die Mittel angezeigt werden, wie man sie ausüben und zur Fertigkeit darin gelangen soll; eine Anweisung, die so nothwendig ist, und gewöhnlich so sehr vergeßen oder gar nicht verstanden wird: und daß verschiedenen herrschenden und nachtheiligen Vorurtheilen der Christen als z. E. dem Glauben ohne Frömmigkeit und Tugend, und der abergläubigen Furcht vor der Gewalt und Verführung des Satanas u. a. m. entgegen gegangen wird.

J. A. Starckii S. S. Theol. Doct. et Prof. Ordin. in Acad. Regiomont. S. R. B. a concionibus aulicis, de Tralatitiis ex Gentilismo in religionem Christianam Liber singularis. Matth. XIX. 8. *Ab initio*

tio non fuit sic. Regiomonti 1774. Impens. G. L. Hartungii. Pag. 70 in 4.

Diese kleine Schrift, welche von einer gelehrten theologischen Belesenheit ihres Hrn. Verfassers zeuget, erregte durch den Titel, den sie führt, unsere Aufmerksamkeit, weil wir hofften, daß der Hr. Doct. sich nicht bloß bey den aus dem Heydenthum entlehnten Gebräuchen und äußerlichen Einrichtungen der Christl. Kirche verweilen, sondern auch auf die dogmata und das ganze theologische System sein Augenmerk vorzüglich richten, und den Einfluß anzeigen würde, den die Heydnische Philosophie, vorzüglich die Platonische und Aristotelische, auf die Form und den Inhalt des Christl. Lehrbegriffs geäußert habe. Darin aber hatten wir uns betrogen, weil der Hr. Verfasser, wie wir ungern bemerkten, wirklich nur bey dem erstern stehen bleibt. Wir wünschen daher, daß er uns eine mit eben so viel Gelehrsamkeit geschriebene Abhandlung de tralatitiis ex gentilismo in dogmata theologiae christianae, und wenn es seyn könte, eine dritte de tralatitiis ex *Judaismo* in ritus et dogmata christianorum liefern möge. Uns dünkt, daß derjenige, der das letzte Feld bearbeiten wollte, eine sehr ergiebige Erndte erwarten dürfte.

N.

Die Vortheile einer frühzeitigen Bekantschaft mit dem Tode. Ein Aufsatz für unstudirte Leser, auf Verlangen eines Religionfreundes entworfen von Sebastian Friedrich Trescho, Diaconus zu Mohrungen in Preußen. Königsberg, bey Hartung. 1774. 11 Bogen. 8.

Als wir den Titel dieser Schrift erblickten, so faßten wir die Hofnung, daß wir diesmal dem Hrn. Trescho mehr würden beypflichten können, als freilich bisher bey seinen übrigen Schriften in unserer Bibl. hat geschehen können. Doch diese Hofnung verschwand, da wir nur den ersten Bogen durchgelesen hatten; und ie weiter wir kamen, desto deutlicher merkten wir, daß wir noch mit dem alten Trescho zu thun hätten. Wir schließen hieraus, daß alle

unsere

unsere wohlgemeinte Erinnerungen für denselben vergeblich gewesen sind; und da wir vermuthen müssen, daß sie künftig nicht mehr ausrichten werden, so wollen wir auch weiter nichts sagen, als was uns um des Lesers willen nöthig zu seyn scheint.

Der Verf. theilet seine Abhandlung in drey Abschnitte ein. Im ersten betrachtet er den Tod und die Ewigkeit überhaupt. Im zweyten zeigt er, worin die rechte Zubereitung zum Tode bestehe; und im dritten redet er von den vortheilhaften Folgen einer frühzeitigen Zubereitung. Man siehet aus dieser Hauptabtheilung schon, daß er nicht genau bey der Ausführung seines Thema geblieben sey, sondern vielmehr alles zusammen geraffet habe, was man überhaupt vom Tode und der Zubereitung zu demselben zu sagen pflegt. Nachdenkende Leser (und dergleichen giebts ia auch unter unstudirten Leuten, für welche der Verf. eigentlich schrieb) hätten dagegen wohl erwartet, daß es im zweyten Abschnitt mit rechter Genauigkeit und Deutlichkeit gezeigt worden wäre, wie iunge Leute schon frühe mit der Zubereitung zum Tode den Anfang zu machen hätten. Statt dessen lieset man hier eine weitläuftige und ziemlich wässeriche Ausführung der sehr gewönlichen Bekehrungsmethode, welche schon aus andern Treschoschen Schriften sattsam bekannt ist. Dies ist nun freilich ein sehr leichter Weg, um 5 bis 6 Bogen anzufüllen; und es kan alsdenn dem Verf. nie an Materie fehlen, wenn er auch noch hundert Erbauungsbücher zu schreiben hätte; so wie wir Prediger kennen, denen ihre Kanzelvorträge sehr geringe Mühe verursachen, weil sie in iedem derselben die ganze längst von ihnen zugeschnittene Heilsordnung nur mit wenig veränderten Worten ausführen. Allein zur wirklichen Erreichung des großen Zwecks, nemlich zur gründlichen Erbauung der Christen, ist das alles nicht zulänglich, und zuweilen offenbar hinderlich. Man hätte auch von einem Trescho, der doch, laut seiner Briefe über die theologische Litteratur, ein Philosoph seyn will, mit Recht verlangen können, daß er den Unterscheid zwischen einer frühen und späten Zubereitung zum Tode genauer bestimmet, und zugleich gezeiget hätte, wie sowohl die Lehrer der Jugend, als auch ein Jüngling selbst an diesem so wichtigen Werke zu arbeiten hätten. Solche altägliche und gedehnte Predigten, als der Verf. hier seinen Lesern hält, passen sich für die Jugend gar nicht. Theils, weiß man ia, wie sehr

diesem Alter der Leichtsinn eigen ist, und wie schwer es daher hält, wenn man bey demselben eine ernsthafte Aufmerksamkeit auf geistliche Betrachtungen erwecken will; theils ist auch unleugbar, daß iunge Leute, bey allen etwa vorgefallenen Ausschweifungen, dennoch selten so weit in Lasterhaftigkeit verfallen, daß man sie eben so, wie andere erwachsene und ausgelernte Bösewichter behandeln könte. So wenig man von der Jugend eben die Tugend fodern kan, zu welcher ein reiferes Alter allerdings verpflichtet ist; so wenig kan man auch bey der ersten eben dieselbe Methode zu ihrer Zurechtbringung und Besserung anwenden, die sonst bey alten Sündern vielleicht von großem Nutzen seyn kan. Die schreckliche Angst bey der Erkentniß der Sünde, das Schreyen und Betteln um Gnade, die lebhafte Versicherung von der erhaltenen Begnadigung, welches alles der Verf. nach seiner Ueberzeugung mit großem Nachdrucke predigt: das sind gleichwol die Sachen nicht, welche man so ohne Einschränkung der Jugend zur Zubereitung zum Tode vorlegen solte. Wir halten überhaupt diese Bekehrungsmethode nicht für richtig und evangelisch, ob wir gleich zur weiteren Beurtheilung derselben hier nicht Platz haben. Aber wenn wir sehen, daß man so gar Jung und Alt ohne Unterscheid nach diesem Leisten formen will; so ist das ein so großer schädlicher Fehler, daß wir ihn unmöglich ungerügt hingehn lassen können. Der Recensent weiß es aus eigenen sicheren Beobachtungen, welche er als Schüler und Lehrer auf zwey berühmten Schulen, wo man die Treschosche Bekehrungsart mit großem Eifer trieb, angestellet hat, wie bald iunge Leute solcher Buß- und Todesbetrachtungen gewohnt werden; wie vielfältig sie das Uebertriebene darinnen entdecken und auf Religionszweifel gerathen; oder wenn ia zuweilen durch das heftige Andringen der Verstand übereilt und das Herz erschüttert und zu gewaltsamen Empfindungen erweckt wird, wie selten daraus gründliche Bekehrung und also wahre Zubereitung zum Tode entstehe, und wie groß wenigstens die Gefahr sey, frühzeitig auf falsche Andächteley und verderbliche Schwärmerey zu verfallen, und, bey allem Schein eines himlischen Sinnes und eines eifrigen Bestrebens nach der Seligkeit, das wirkliche Glück zu versäumen, was man zunächst vor sich hat, oder welches man doch auf andern Wegen weit sicherer und vollkommener erreichen könte. Der Jüngling muß frühzeitig anfangen an seiner Besserung zu arbeiten; er

muß

muß es bald lernen, wie er den Versuchungen zur Sünde widerstehen und dagegen das Gute ausüben könne, und wie er sein jugendliches Herz voll kindliches Vertrauens zu Gott, zu seinem Erlöser und zur Ewigkeit erheben solle. Das ist ohnstreitig die Hauptsache bey einer frühen Zubereitung zum Tode. Hiezu ist aber ganz und gar nicht nöthig, daß man ihm immer die alten Lectionen vom Fall Adams, von der Erbsünde, von Hölle und Verdammniß vorhält, uud dabey mit dringendem Eifer rufet: „bekehre „dich, lerne dein Sündenelend erkennen, gehe zu Jesu, „suche Gnade in seinen Wunden u. s. w.„ oder wenn man den Tod so fürchterlich mahlet, als es nur immer durch Hülfe einer lebhaften Einbildungskraft geschehen kan. Man zeige lieber dem Jünglinge, wie schwach er ohne Beystand der Gottesfurcht sey, wie leicht seine sinnliche Begierden ausschweifend werden können, wie schrecklich die Folgen des Unglaubens und der Lasterhaftigkeit sind; man überzeuge ihn von dem hohen Werthe rechtschaffener Tugend, von den gütigen Gesinnungen Gottes gegen die Menschen und von der Gewisheit eines zukünftigen Standes der Vergeltung; man lehre ihn endlich früh die abwechselnde Schicksale mit Gelassenheit tragen, das Glück des gegenwärtigen Lebens hochachten, ohne es jedoch zum lezten Ziele seiner Bestrebungen zu machen; den Tod aber als ein Uebel betrachten, das zwar nicht zu vermeiden, aber mit unendlichem Vortheil zu überwinden stehe. Man bediene sich dabey so faßlicher Gründe, welche den Verstand ohne alle Ueberrumpelung überzeugen, und dabey so tief in die Winkel des jungen Herzens eindringen, daß ihre Kraft zu keiner Zeit ganz verlohren gehe; man reize die Aufmerksamkeit durch treffende und natürliche Schilderungen, so wie sie die Geschichte des menschlichen Herzens, der Welt, und selbst die heilige Schrift an die Hand geben, und leite auf solche Art den Jüngling auf den Weg der Gottseligkeit, und helfe ihm fort, bis er selbst männliche Stärke und eigene christliche Erfahrung erlangt hat. Alsdenn folgt die Zubereitung zum Tode von selbst, ohne daß man viel davon predigen darf.

Dies sind unsere Gedanken von dieser Abhandlung des Verf. Wir finden einzelne gute Stellen darin, z. E. wenn der Eifer in der Heiligung und der Fleiß in guten Werken angepriesen und und die guten Folgen davon für die Ewigkeit angegeben werden. Aber wenn wir die Anlage des Ganzen und manche besondere Theile betrachten,

so

so glauben wir nicht, daß er seine Absicht glücklich erreicht habe. Für die Jugend, für welche dies Buch doch eigentlich gehört, hat er in der Hauptsache zu wenig, für die Alten zu viel, für beyde aber manches Ueberflüssiges und Unbestimmtes geschrieben.

---

2) Rechtsgelahrheit.

Johann Jacob Mosers neues teutsches Staatsrecht. 1766 — 1775.

Wir setzen diesen allgemeinen Titel voran, obgleich dieses neue Staatsrecht aus lauter einzelnen Büchern besteht, die jedes für sich ein eignes Werk ausmachen, und wovon jedes seinen eignen besondern Titel hat. Die einzelnen Theile sind folgende, in der Ordnung, wie sie auf einander folgen sollen, ob sie gleich nicht in dieser Ordnung herausgekommen sind:

1. Johann Jacob Moser — von Teutschland und dessen Staatsverfassung überhaupt. Nach denen Reichsgesetzen und dem Reichsherkommen, wie auch aus denen teutschen Staatsrechtslehrern, und eigener Erfahrung; mit beygefügten Nachrichten von allen dahin einschlagenden öffentlichen und wichtigen neuesten Staatsgeschäften, sodann denen besten, oder doch neuesten, und in ihrer Art einigen Schriften davon. Stuttgard, bey Mezlern. 1766. 591 Seiten in 4.

2. — — — — von dem Römischen Kayser, Römischen König, und denen Reichsvicarien. Nach denen Reichsgesetzen 2c. Frankf. am Mayn. 1767. 816 S. in 4.

3. — — — — von denen Kayserlichen Regierungsrechten und Pflichten. Nach denen 2c. Erster Theil. Ebendas. 1772. 410 Seiten.

   — — — Zweyter Theil. Ebendas. 1773. mit fortlaufenden Seitenzahlen biß S. 831.

4. — — — — von denen teutschen Reichsständen, der Reichsritterschaft, auch denen übri-

übrigen unmittelbaren Reichsgliedern. Nach ꝛc. Frankf. am Mayn. 1767. 1521 S. in 4.

5. Johan Jacob Moser — von denen teutschen Reichstägen. Nach ꝛc. Erster Theil. Frankf. und Leipz. 1774. 607 S. in 4.

— — — — Zweyter Theil. Ebend. 1774. 631 S. in 4.

6. — — — — von denen teutschen Reichstagsgeschäften. ꝛc. Frankf. am Mayn. 1768. 1479 S. in 4.

7. — — — — von der teutschen Religionsverfassung. ꝛc. Frankf. u. Leipz. 1774. 837 S. in 4.

8. — — — — von der teutschen Justizverfassung. ꝛc. Erster Theil. Ebendas. 1774. 1268 Seit.

— — — — Zweyter Theil. 1774. 1040 Seiten.

9. — — — — von der teutschen Lehensverfassung. ꝛc. Frankf. u. Leipz. 1774. 903 Seiten.

10. — — — — von der teutschen Craysverfassung. ꝛc. Ebendas. bey Metzlern. 1773. 795 S.

11. — — — — persönliches Staatsrecht derer teutschen Reichsstände. ꝛc. Erster Theil. Ebendas. 1775. 674. S.

— — — Zweyter Theil. 1775. 596 Seiten.

12. — — — — von dem Reichsständischen Familienstaatsrecht.

13. — — — — von der teutschen Reichsstände Landen, deren Landständen, Unterthanen, Landesfreyheiten, Beschwerden, Schulden und Zusammenkünften. Frankf. u. Leipz. 1769. 1531 Seiten.

14. — — — — von der Landeshoheit derer teutschen Reichsstände überhaupt. Ebendas. 1773. 339 Seiten.

15. Johann Jacob Moser — von der Landeshoheit im Geistlichen. Frkf. u. Leipz. 1773. 891 Seiten.

16. — — — — von der Landeshoheit im Weltlichen. 1772.

Dieser Theil hat wieder 9 Unterabtheilungen,

1.) von der Landeshoheit in Regierungssachen überhaupt, besonders auch in Ansehung derer Landesherrlichen Rathscollegien, Beamten, Gesetze, u. s. w. Frkf. u. Leipz. 1772. 416 Seiten.

2.) von der Landeshoheit in Justizsachen. Ebendas. 1773. 272 Seiten.

3.) von der Landeshoheit in Militarsachen. 1773. 248 S.

4.) von der L. H. in Steuersachen, wie auch andern Geld- und Naturalabgaben. 1773. 839 S.

5.) von der L. H. in Cameralsachen. 1773. 124 S.

6.) von der L. H. in Policeysachen. 1773. 492 S.

7.) von der L. H. in Gnadensachen. 1773. 87 S.

8.) von der L. H. in Ansehung der Unterthanen Personen und Vermögens. 1773. 247 S.

9.) von der L. H. in Ansehung Erde und Wassers, und was damit einen Zusammenhang hat. 1773. 275 S.

Dazu kommt; Register über des Tractats von der L. H. im Weltlichen sämmtliche 9 Theile. 1773. 5 Bogen.

17. — — — — von der teutschen Unterthanen Rechten und Pflichten. Frankf. u. Lpz. bey Garben. 1774. 568 Seiten.

18. — — — — von der Reichsstädtischen Regimentsverfassung. Ebendas. bey Metzlern. 1772. 568 Seiten.

19. — — — — teutsches nachbarliches Staatsrecht. Ebendas. 1773. 713 Seiten.

20. Jo-

20. Johann Jacob Moser — teutsches auswärtiges Staatsrecht. Frkf. u. Leipz. bey Metzlern. 1772. 477 Seiten.

Diese sämmtliche 20 Theile sind nun herausgekommen, den 12ten vom Familienstaatsrechte ausgenommen, der unter der Presse ist.

Dieses neue Staatsrecht ist eigentlich theils eine Fortsetzung, theils ein Auszug des grössern Staatsrechts des Verf., das bekanntlich in 50 Theilen bestehet. Da mit dem 50ten Theile der Verf. abbrechen muste, so hat er die darinn noch fehlenden Materien nun im neuen Staatsrechte geliefert. Was schon im alten steht, ist hier nur kurz zusammengezogen; doch sind auch bey diesen Materien die neuere Staatshandlungen überall hinzugefügt worden. Man muß also beydes, das alte und das neue Staatsrecht, zusammen haben; beyde machen erst ein Ganzes aus.

Einige Theile des neuen Staatsrechts sind auch in so fern neu, daß sie Ausführungen von Materien enthalten, die noch niemals in der Verbindung zusammen abgehandelt worden sind. Dahin gehöret dann vorzüglich das Territorialstaatsrecht, die Tractate von der Landeshoheit, wohin dann auch die von der Reichsstände Landen und den Rechten der Unterthanen mit gehören. Es sind dieses die erste Schriften, welche die Lehre von der Landeshoheit und der Regierung einzelner Territorien im Ganzen, und dabey so vollständig, abhandeln. Auch die Theile vom Nachbarlichen und Auswärtigen Staatsrecht enthalten neue Ausführungen. In jenem werden die Rechte und Verbindlichkeiten der Reichsstände und der Territorien gegen einander, und in diesem gegen auswärtige Mächte, abgehandelt.

Die Methode des Verf. ist bekannt. In den zuerst herausgekommenen Theilen des neuen Staatsrechts kommen mehr und freyere Urtheile des Verf. vor, als in den nachherigen. Er scheint über jene Verdruß gehabt zu haben. Im Jahr 1769 erklärte der Verf. sogar, daß er die Feder ganz niederlegen, doch aber alles inzwischen ausarbeiten wolle. Neuerlich hat der Verf. erst wieder angefangen, dieses neue Staatsrecht fertig zu liefern. Doch hat besonders der Tractat von den kayserlichen Regierungsrechten eine scharfe Censur aushalten müssen, der

Censor hat weggestrichen und selbst beygesetzt, was ihm gut schien, oft andere Worte statt des Verf. seinen gewählt, u. s. w. Der Verf. hat zwar alle Zusätze des Censors cursiv drucken und incluquiren lassen, damit man sie erkennen und unterscheiden möge; dennoch aber bleiben nun in diesem Theile viele Stellen beym Verf. verstümmelt.

Die neuesten Verhandlungen findet man überall. Im Tractat von den Reichstägen sind die neuesten Nachrichten mitgetheilt, und im Tractat von der Justizverfassung viele Auszüge aus den von uns angezeigten ohnmaßgeblichen Vorschlägen zur Beförderung des Justizwesens beym C. Gericht, und derselben Prüfung, auch Nachrichten von den neuesten Reichstagshandlungen wegen des C. Gerichts gegeben.

Im Tractat von der Landeshoheit im Geistlichen hat Hr. v. M. bey der Frage: aus welchem Grunde unsere evangel. Fürsten ihre Rechte in Kirchensachen haben, das Territorialsystem angenommen und zum Grunde gelegt. Man hat geglaubt, diß System sey den Protestanten nachtheilig, weil die Katholische Landesherren über ihre protestantische Unterthanen eben die Rechte verlangen würden, welche die evangel. Landesherren haben. Allein der Verf. hat allem diesem wohl zu begegnen gewußt, und gezeigt, wie sich auch beym Territorialsystem doch alle die Einschränkungen der Landeshoheit annehmen und erklären lassen, welchen die kathol. Reichsstände in sofern unterworfen sind.

— Wenn dieses klassische Werk nun ganz geendigt seyn wird, so sind wir für unser teutsches Staatsrecht alsdann mit vollständigen und schon gut bearbeiteten Materialien versehen, die einem denkenden Kopf, der uns einmal ein gut ausgearbeitetes System der Staatsrechtslehre geben will, die Arbeit ungemein erleichtern werden.

Rz.

Johann Jacob Mosers — Reichs-Staats-Handbuch auf das Jahr 1773. Erst — biß Viertes Stück. Nebst einem Anhang. Frankf. und Leipzig, 1774. 380 Seiten in 8.

Im Jahr 1768. gab der Verf. nur ein Reichsstaatshandbuch in 2 Theilen heraus, worinn Nachrichten von den seit dem Hubertsburger Frieden biß zum Jahr 1768. vorgefallenen teutschen

schen Staatsangelegenheiten geliefert worden. Diese Nachrichten will der Verf. fortsetzen, und fängt mit den neuesten vom Jahr 1773. an; die Jahre 1769. 70. 71. 72. sollen noch nachgeholet werden. Die Nachrichten sind kurz und summarisch; aber ohne Urtheil, denn die Urtheile im ersten Theil des R. St. Handbuchs von 1768. waren gar übel aufgenommen worden. Das Ganze ist in 3. Kapitul eingetheilt, 1.) von Sachen, welche den Kayser, das Reich, die Reichsgerichte, und ganze Reichsständische Corpora oder Collegia, 2.) einzelne Reichsstände, die Reichs-Ritterschaft, und andere Unmittelbare, 3.) auswärtige Mächte in Rücksicht auf Teutschland, betreffen. Die Nachrichten sind zum Theil aus der Regenspurg. Correspondenz und aus vielen andern Quellen genommen, die nicht jedem offen stehen. So ist z. B. S. 11. f. das Reichshofr. Gutachten vom 6. Nov. 1773. wegen Aufhebung des Jesuiter-Ordens fast ganz eingerückt, und im Anhang S. 395. kommt ein Auszug vor aus einer von dem verstorbenen Churbrandenburg. Subdelegirten zur C. G. Visitation, dem K. Preuß. Geh. Rath Reuter, hinterlassenen wichtigen kleinen Schrift: kurzer Aufsatz, was von dem Visitations-Convent bisher in wesentlichen Stücken geschehen? was zurückgeblieben, oder hintertrieben worden? woran es eigentlich liege, daß der Visitations-Convent noch nicht ein mehreres ausgerichtet habe? was geschehen müsse, um die Visitation zu einem baldigen glücklichen Ende zu bringen, und den wahren Nutzen von derselben zu bewürken? worinn viel specielles von der jetzigen Visitation befindlich ist. Sonst sind auch Auszüge aus Deductionen, und viele Reichshofr. Conclusa eingerückt. Das 3te Kap. von dem, was auswärtige Mächte im Verhältniß gegen Teutschland betrift, nimmt nur wenige Seiten ein.

Ra.

Ioannis Maderi, JCti, Selecta equestria, siue opuscula, iura & statum nobilitatis imperii immediatae in Sueuia, Franconia & ad Rhenum illustrantia, edita & inedita, cum animadversionibus editoris. Tomus I. Francof. & Lips. 1774. 360 S. in 8.

Der Titel zeigt schon, was man hier zu suchen hat; kleine Schriften und Aufsätze, die die Reichsritterschaft und

derselben Rechte betreffen. Die Sammlung scheinet vom Hrn. v. Moser veranlaßt, auch wohl unter seiner Aufsicht gemacht zu seyn. In diesem Theile stehen 2. Dissertationen, 1.) *Weber*. de retractu nobilibus imperii immediatis per privilegia Caesareo concesso, und 2.) *Grasz*. de tutela materna nobilium immediatorum. Die Disputationen sind bekannt. Hinter jeder kommen dann des Herausgebers Anmerkungen. Diese enthalten Zusätze, auch Berichtigungen und Widerlegungen aus neuern Schriftstellern, besonders aus den Moserischen und Cramerischen Schriften, auch aus neuern Kayserl. Verordnungen „ Reichshofraths-Conclusis „ und andern Quellen und Staatsschriften. Dann folgen zwey rechtliche Gutachten, und diß sind die opuscula inedita. Beyde sind von der Göttingischen Juristenfacultät, und, wie es uns däucht, vom Hrn. Geh. Justizr. Böhmer abgefaßt. Das erste handelt von der Revocation veräusserter Stammgüter, und betrift also nicht blos die R. Ritterschaft, sondern den teutschen hohen und niedern Adel überhaupt. Wir bemerken daraus einige Sätze. Erstlich den, daß, da sonst ein *per pactum* festgeseztes Verbot der Veräusserung die nachher geschehende Alienation nicht ipso iure null macht, und keine Realklage, sondern nur eine Personalklage gegen den alienantem begründet, dennoch Familien- Fideicommiß- oder Stammgüter auch alsdann, wenn diese Eigenschaft und die Unveräusserlichkeit derselben sich nur auf pacta gründet, a quocunque possessore vindiciret und revociret werden können. Dem Recensenten ist kürzlich ein Decisum der Gießischen Juristen-Facultät vom Jahr 1772. zu Gesichte gekommen, worinn bey Gelegenheit eines ähnlichen in einer adelichen Familie entstandenen Processes dieser Satz auch behauptet und mit mehrern Gründen bestärkt worden ist. Hernach ist in dem angeführten Götting. Responso auch noch der richtige Satz ausgeführt, daß zwar auch den Söhnen und Allodialerben des alienantis die Revocation als Stamm- und Lehnsfolgern zustehet, jedoch solche in der Eigenschaft als Allodialerben hernach schuldig sind, das pretium zu erstatten. Diß Gutachten ist vom December 1772. Das 2te vom Jul. 1773. betrift die zwischen dem Freyherrn v. Gültlingen gegen den Ritter-Canton am Kocher beym Cammergericht anhängige Streitigkeit wegen der vom Canton gegen jenen gebrauchten Gewalt, und rechtfertiget das Verfahren des Ritterdirectoriums. Am Ende dieses Theils ist eine Vertheidigung gegen eine Recension der

Mose-

Moserischen vermischten Nachrichten von Reichs-Ritterschaft. Sachen in den Erlangischen gelehrten Zeitungen angehängt, die nun freylich hämisch genug war.

Nr.

Johann Jacob Mosers — Reichsstättisches Magazin, oder Sammlung ungedruckter und rarer die kayserliche freye Reichsstädte betreffender Aufsätze, Urkunden, Reichsgerichtlicher Erkenntnisse, u. s. w. Erster Theil. Frankf. und Leip. bey Wohlern, 1774. 428 S. in 8.

In diesem Theil ist enthalten 1.) Herr von Roßkampf (Bürgermeister zu Heilbronn) von Befreyungsrecht in Reichsstädten, in Absicht auf den Gottesdienst der unterschiedenen Religionsverwandten. In der Reichsstadt Heilbronn, die unstreitig eine pur Evangelische Reichsstadt ist, haben die Catholiken im teutschen Ordenshause und im Clarissenkloster einen, jedoch eingeschränkten, Gottesdienst, weiter aber dürfen sie nichts prätendiren, auch ausserhalb jener beyden Orten keine iura parochialia ausüben. Doch ist bißher Kranken und Sterbenden Cathol. Religion erlaubt worden, sich durch die Patres des Carmeliter-Hauses mit den Sacramenten versehen, und diese zu sich kommen zu lassen, welche Erlaubniß jedesmal der amtstragende Bürgermeister gegeben hat. Nun hat die Gemahlin des Kayserl. Geheimen-Raths Freyhrn. von Gemmingen, eine gebohrne Gräfin von Nesselrode, welche sich daselbst aufhält, und sehr kränklich ist, im Jahr 1773 sich ausgebeten, daß sie zuweilen von einem Cathol. Geistlichen, unter verschlossenen Thüren, ohne eines andern Menschen Zutritt, für sich allein eine Haußmesse lesen lassen dürfe, wobey sie sich selbst die Bedingungen gemacht hat, daß sie dieses nur verlange, wenn sie den öffentlichen Gottesdienst würklich nicht besuchen könne, und dieses gar nicht als ein Recht, sondern als ein blosses Precarium und freye Concession, und als eine blosse Haus-Andacht für sich allein, haben wolle. Der Verf. zeigt, daß eine solche Dispensation ihr gar wohl ertheilt werden könne, daß die Religionsverfassung der Stadt dadurch gar nicht geändert werde, und der Magistrat befugt sey, solches zu erlauben. Diese Ausführung ist in sehr toleranten Gesinnungen abgefaßt.

Sie geht von S. 1 biß 26. dann folgt 2.) Geschichte und Rechte der Reichs-Ober- und Unter-Vogtey, wie auch des Schultheissen-Amts, in der des heil. R. R. freyen Stadt Aachen. S. 26. — 113. Diese Deduction ist in den bekannten Streitigkeiten der Stadt Aachen mit Chur-Pfalz vom Hrn. v. Moser im J. 1770. für die Stadt verfertiget worden, und den Pfälz. Schriften, welche die Vogteyliche Rechte des Churfürsten von ältern Zeiten her deduciret hatten, entgegengesezt. Man sieht, daß der Verf. kein Fremdling in der mittlern teutschen Geschichte ist, wie ihm viele Schuld geben. Dieser Schrift sind 13. Urkunden von den Jahren 1269. biß 1348. angehangt. 3.) Verträge zwischen Pfalz-Neuburg als Herzogen von Jülich, und der Reichsstadt Aachen, von den Jahren 1660. und 1661. Diese Verträge ließ Churpfalz zuerst abdrucken, den die Stadt nicht erkennen will, und einen andern Abdruck veranstaltet hat; nach leztern erscheinen sie hier. Sie gehen von S. 113 biß 191. Den grösten Theil dieses Bandes nehmen endlich 4.) Ungedruckte Reichshofräthliche Erkenntnisse in reichsstädt. Angelegenheiten, von S. 191. biß 428. Einige sind schon im Auszuge in des Verf. Reichs-Staats-Handbuche befindlich. Viele scheinen freylich unrichtig zu seyn, und nur der Vollständigkeit wegen da zu stehen. Die Reichsstädte folgen nach dem Alphabet, und dieser Theil schließt mit Goslar.

Ra.

Johann Jacob Moser — von dem Reichsständischen Schuldenwesen, so viel es derer weltlichen Churfürsten, auch regierender Reichs-Fürsten, Cameral-Schulden, und die Art, selbige abzustossen und zu bezahlen, betrift. Besonders nach der würklichen Praxi derer beyden höchsten Reichsgerichte. Frkf. u. Leipz. in der Bergerischen Buchhandlung, 1774. 888. S. in 4. ohne Vorrede und Register.

Dieses Buch umfaßt bey weitem nicht die ganze Materie vom Schuldenwesen der teutschen Landesherren. Nur von Cameralschulden, nicht von Landesschulden, und nur von solchen Schulden regierender Herren, ist hier die Rede.

Die

Die Fragen, die die Verbindlichkeit oder Unverbindlichkeit dergleichen Schulden zu zahlen betreffen, und deßwegen aufgeworfen werden können, sind hier ganz unberührt gelassen. Dann ist davon auch keine Frage, wenn ein Reichsstand Moratoria erhält. Sondern nur davon handelt der Verf., wie alsdann, wenn es ausgemacht ist, daß die Schulden bezahlt werden sollen, solches geschehen könne oder zu geschehen pflege, besonders aber von den kayserl. Debitcommissionen und deren Verfahrungsart. Und doch bey allem dem ein dicker Quartband von 5. Alphabeten! Und doch klagt der Verf., er habe des Verlegers halber abbrechen müssen! So sehr fruchtbar und praktisch ist heute zu Tage diese Materie!

Das erste Buch enthält Beyträge zur Geschichte des Schuldenwesens der Reichsstände, und nimmt den grösten Theil des Buchs ein. Gleich auf der ersten Seite fällts einem schwer aufs Herz; da steht, daß Churfürst Maxim. Eman. von Bayern über 30 Millionen Gulden Schulden hinterlassen habe. Und so folgen hernach Nachrichten von vielen andern weltlichen Fürstlichen und Gräflichen Häusern, zum Theil weitläuftiger, zum Theil kürzer. S. 635. geht das 2te Buch an, diß enthält die rechtliche Betrachtungen, die Conclusionen aus den Prämissen des ersten Buchs. Der Verf. nimmt dreyerley Wege an, wie die Schulden bezahlet werden; entweder ein Reichsstand macht selbst, ohne Zuziehung der Creditoren, oder eines Reichsgerichts, die nöthige Verfügung deßwegen; oder er vergleicht sich mit seinen Gläubigern wegen ihrer Befriedigung; oder ein Reichsgericht tritt ins Mittel, und befördert die Bezahlung. Diese 3. Fälle werden nach einander durchgegangen, und besonders im letztern die Art des Verfahrens, besonders bey Debitcommissionen, weitläuftig aus einander gesezt.

+.

Beytrag zum deutschen Gesandschaftsrechte, in freundschaftlichen Briefen. I. Brief. — Aut virtus nomen inane est, aut decus et pretium recte petit experiens vir. — 1774. 1. Bogen in 8.

Etwas vorläufiges von den gesetzlichen persönlichen Eigenschaften eines reichsständischen Visitators des Kayserl. und Reichs-Cammer-Gerichts. 1774. 1. Bogen in 8.

Als im November 1774. die erste Classe der C. G. Visitation durch die zweyte abgelöset wurde, ward der bißherige Sachsen-Gothaische Rath Balemann, der während der ersten Classe Secretarius bey der Sachsen-Gothaischen Subdelegation war, zum Sachsen-Coburgischen Subdelegirten ernannt. Diese unmittelbare Erhebung eines Legations-Sekretärs zum Gesandten fand anfänglich Schwürigkeiten, endlich aber ist er doch ohne Widerspruch admittirt worden. Diß war die Veranlassung zu diesen beyden kleinen Schriften. Ihre Verfasser sollen zwey andere dasige Legationssekretärs seyn. Sie streiten darinn für den neuen Subdelegirten, und zeigen, daß ihm in der That nichts im Wege stehe.

An seinen persönlichen Eigenschaften, an seinem Charakter, und an seiner Geschicklichkeit ist nichts ausgesezt worden, und kann nichts ausgesezt werden. Die Gesetze verlangen zu Visitatoren Räthe der Stände, die der Processe und Rechte wohl erfahren, dem Geschäfte wohl gewachsen, und dem C. Gerichte in Jahresfrist nicht verpflichtet gewesen. Diß alles trift bey dem obgedachten Subdelegirten ein. Vorher braucht er nicht schon in Diensten des Reichsstandes, der ihn ernennet, und in desselben Gerichten schon angestellt gewesen zu seyn, denn der J. R. A. verlangt nur würkliche, oder wenigstens zu diesem *actu* verpflichtete Räthe; anderer Gründe zu geschweigen. Daß er vorher Legationssekretär gewesen, hindert auch nichts; die Beyspiele, daß ein solcher zum Gesandten befördert wird, sind an Höfen nicht selten, und sind auch schon beym Reichstage vorgekommen; und bey ältern Visitationen sind Personen zu Visitatoren gebraucht worden, die vorher in noch geringern Bedienungen stunden, sogar blosse Advocaten und Practicanten.

Pl.

Christoph Herrmann v. Schweders, Königl. Preuß. Geheimden Pommerschen Regierungs- auch Kriegs- und

und Domänen Raths ꝛc. Gründliche Nachricht von gerichtlich- und aussergerichtlicher Anschlagung der Güther nach dem jährlichen Abnutzen — mit neuen nüzlichen Anmerkungen — zum fünftenmal ans Licht gestellt von einem der Landwirthschaft erfahrnen Rechtsgelehrten. Berlin bey Joach. Pauli 1775. 380 Seiten in 4.

Der in der Landwirthschaft erfahrne Rechtsgelehrte hätte seinen Namen getrost neben den Namen von Schweder setzen können; denn er hat um das Buch durch seine blose Anmerkungen mehr Verdienst, als mancher Schriftsteller, der Bücher und Anmerkungen zugleich schreibt. Da das Werk jezt eine so veränderte Gestalt bekommen hat, so wird man uns auch verzeihen, wenn wir uns länger dabey verweilen, als sonst bey einer fünften Auflage gewöhnlich ist. Seinen Inhalt etwas näher anzuzeigen verlohnt sich auch wol der Mühe, weil es seinen Gegenstand völlig erschöpft, und weil eben derselbe von so großer Wichtigkeit ist, daß wir wünschten, in jeder Gegend von Deutschland möchte gegenwärtiges Buch nachgedruckt, und von einem geschickten juristischen Landwirthe das, was nicht auf die Gegend passet, abgeändert werden. Denn das Landwirthschaftliche in demselben ist blos für Pommern, und ob es gleich der neue Herausgeber in den Anmerkungen gemeinnüziger zu machen sucht, so ist es doch meistens nicht weiter als auf die Preußische Lande überhaupt ausgedehnt. Doch zur Anzeige des Buchs selbst.

Daß der Verf. der Meinung derjenigen sey, welche Güther nach dem jährlichen Abnutzen taxiren, wie es nach Beschaffenheit des Landes bey ordentlicher Kultur, durch Summirung der Einkünfte und Abziehung aller Kosten und Beschwerden, sich ergiebt, zeigt der Titel schon, und wir glauben, die Richtigkeit eines solchen Anschlags brauche von uns nicht noch einmal demonstrirt zu werden. Dies ist der Grundsatz des Verf. und Herausgebers, und nach solchem behandelt er seine Materie. Er redet im ersten Kapitel von Anschlagung der Güther insgemein; im 2ten von den verschiedenen Arten der Güther in Anschlag zu bringen und was davon zu halten; im 3ten von gerichtlicher Anschlagung der Güther nach dem jährlichen Abnutzen

insgemein; im 4ten von dem Richter und dessen Amt hiebey; im 5ten von den zur Taxirung verordneten Kommissarien und deren Pflichten; im 6ten von den zu adhibirenden Notarien; im 7ten von den zu brauchenden Landmessern; im 8ten von den bey der Taxation abzuhörenden Zeugen und deren Aussagen; im 9ten von den Punkten worauf bey dem Anschlag gesehen werden müsse; im 10ten von den Partheyen, die bey dem Anschlag interessirt sind; im 11ten von den Güthern, die nach dem Abnutzen in gerichtlichen Anschlag gebracht werden; im 12ten von der Art und Weise ein Lehn- und Landguth nach dem jährlichen Abnutzen anzuschlagen; im 13ten, und zwar hier in 36 besondern Abschnitten in welchen alle besondre Rubriken der sämtlichen Einnahmen und Ausgaben auch Beschwerden weitläufig abgehandelt werden, davon, wie insonderheit Lehn- und Landgüther in Pommern angeschlagen werden; im 14ten, wie dieses dorten bey Bauerhöfen geschehe, wo wir doch unmöglich allen vorgetragenen Grundsätzen beypflichten können; sodenn im 15ten, was nach eingeschickter Taxe der Kommissarien weiter vorgehe, und wie darüber gehandelt werde; im 16ten von der Wirkung der gerichtlichen Aestimation, und endlich wird im 17ten davon gehandelt, wenn eine solche nicht Statt habe, und durch was für Rechtsmittel dieselbe impugnirt werden könne. Den Beschluß machen drey Anhänge, wovon der erste Anschläge, wie sie jetzt bey der Königl. Preuß. Kriegs- und Domänen-Kammer üblich sind; der zweyte ein Verzeichniß der Pommerschen Städte, welche im Scheffel von dem Berlinischen unterschieden sind, nebst einer Reductionstabelle auf solchen; und der dritte Muster von allerley Anschlägen liefert. Vor dem Buche steht eine kurze Lebensbeschreibung des Verf.

Die Anmerkungen des Herausgebers sind jedem Kapitel und Abschnitte angehängt. In diesen zeigt er mit dem erfahrnen Auge des Kenners viele Fehler, die sich bisher in die Anschläge der Güther eingeschlichen haben, und macht viele Berichtigungen zu seinem Autor; sodenn thut er bey einer jeden Art von Abnutzung sehr gute Vorschläge, den wahren Ertrag der Güther aufs sicherste auszumitteln, und endlich hat er das Werk allgemeinnütziger und auf unsre heutige Landwirthschaftsverfassung passender zu machen gesucht.

Das Publikum ist dem Herausgeber Dank schuldig, und jeder Richter in Deutschland und jeder Kommissär wird

das

das Buch, seiner lokalen Beziehung ungeachtet, wenn er anders Kopf genug hat, es auf seine Gegend anzuwenden, um so mehr mit Nutzen brauchen, da der juristische Theil sich nicht blos auf die Preußische Staaten einschränkt, und gründlich ist.

Dk.

Einleitung zur Kriegs-Rechts-Gelehrsamkeit in Deutschland für angehende Auditeurs und Officiers, von Carl Friedr. Wilh. Zinken. I. V. pr. Braunschw. Lüneb. Fiscal und Auditeur, wie auch der H. D. G. Z. H. und G. Mitglied. Magdeburg, 1774. 10 B. und 2 B. an 7. Vorrede und Zueignung an den reg. Herzog von Würtemberg.

Ohne vieles über einzelne Puncte in dieser Schrift, worinnen wir hin und wieder Präcision, fast aller Orten gute, den Anfängern so nöthige Erklärungen, und manches Zweckmäßiges vermissen manches Zweckmäßiges aber, das mehr in die Kriegszucht und Kriegswissenschaft, als in das Kriegs-Recht gehört, antreffen, wollen wir unsern Lesern nur ihr Skelet vorlegen, und sie sodann selbst über die Ordnung urtheilen lassen. I) Civil-Rechte und Pflichten eines Soldaten. 1) ihre Personen a) die zur Miliz gehörige Personen überhaupt b) Volonteurs c) Hülfstruppen d) eigene Soldaten, ihre Werbung und übrige Rechte. e) ihre Familie. 2) Von den Rechten und rechtlichen Handlungen ihren Stand und Rechte zu erhalten. a) Musterung. b) Gefangenschaft und Ranzion. 3) Verlustarten der Rechte und Pflichten eines Soldaten. a) Abdankung und Beurlaubung b) Arten, den Stand und die Rechte eines Soldaten zu verlieren. c) von dessen Tode und Verlassenschaft. II) Peinliches Kriegsrecht. 1) Verbrechen und Strafen überhaupt a) Verbrechen überhaupt. b) Strafen der Soldaten. 2) Besondere Kriegsverbrechen. a) Desertion und Ueberlaufen zum Feinde. b) Verderbung der Finger oder anderer Glieder wie auch seiner innerlichen Gesundheit, ingleichen Ergreifung unehrlicher Handthierung, um sich Kriegsdiensten zu entziehen. c) Verlassung der Fahnen und Standarten. d) Meuterey, Aufruhr, Verrätherey. e) Verbrechen bey Märschen und Wachten und

und f) an Sachen, die zur Sicherheit im Kriege gegen den Feind veranstaltet sind. — Bey vielen dieser Rubricken verspreche man sich nicht zu viel, auch darf man sich nicht wundern, wenn man zuweilen nicht errathen kann, was der V. unter dieser oder jener wohl erklären möge. Der Vortrag selbst ist nichts weniger als wissenschaftlich, sondern, wenn man es gelind ausdrücken will, mehr historisch. Schriftsteller führet Herr Z. auch viele an, er scheinet aber ihre Arbeiten nur den Titeln nach zu kennen, wenigstens führet er sie nur in folle an. Was er von Kriegsordern und Militair-Subordination hat, gefällt uns am besten. — Daß Herr Z. nur das theoretische Kriegsrecht habe abhandeln wollen, sagt er uns in der Vorrede und noch einmal auf der lezten Seite. Denn von dem practischen habe man schon so viele Anweisungen, und dieses seye nur für einen Auditeur nothwendig, ein Auditeur müsse aber die practische und vorzüglich die peinliche Rechtsgelehrsamkeit schon wissen. Wir denken, die Sache ließe sich auch gut oder füglicher umkehren. Und Herr Z. wollte ja nicht nur für Officiers, sondern auch ausdrücklich für Auditeurs schreiben, und auch für Officiers ist das practische Kriegsrecht so gut und wenigstens so nothwendig, als es das theoretische ist. — Ueberhaupt sieht man dem Buche des Verf. zehnjährige Auditeurs-Dienste wohl an. Vielleicht würde man ihm aber mehr Dank wissen, wenn er nur bey seiner Erfahrung geblieben wäre, wenn er also nur ein besonderes Kriegsrecht geschrieben hätte. Seine Sätze würden in diesem Falle mehr Bestimmtheit bekommen haben. Aber so, da er oft allgemein, und eben so oft ohne Beweis spricht, muß man manchmal in Zweifel gerathen, ob sich seine Erfahrung so weit erstrecke, oder ob er gut abstrahirt habe?

Hk.

---

3) Arzneygelahrheit.

Johann Christian Anton Theden, Königl. Preussisch. dritten Generalchirurgus, Regimentsfeldschers des Artilleriecorps, und Mitglieds der Römischkayserl. Akademie der Naturforscher, Unterricht für die Unterwundärzte bey Armeen, besonders

ders bey dem Königl. preuß. Artilleriecorps. Zwey Theile. Berlin, 1774. bey Fr. Nicolai. 8. 287. Seiten.

Der elenden Erziehung der jungen deutschen Wundärzte beym Barbierbecken, könnte man vielleicht, sagt Hr. Th. durch ein Buch zu Hülfe kommen, in welchem die Anfangsgründe der Chirurgie, und alles, was auch der geringste Wundarzt wissen muß, kurz, deutlich, und auf eine solche Art vorgetragen sind, daß es ohne alle vorausgesetzte Wissenschaft verstanden werden kann. Ein jeder Lehrherr müßte verbunden seyn, dies Buch beym Unterrichte seines Untergebnen als einen Leitfaden zu brauchen; über dieses Buch müßte der Lehrling examinirt werden, ehe er losgesprochen wird; und wenn er nicht besteht, müßte der Lehrling sammt dem Lehrherrn bestraft werden; nämlich der Lehrherr müßte das Lehrgeld wieder heraus geben, und der Lehrling einem andern Herrn von neuen in die Lehre gegeben werden, u. s. w. Dies alles wird man nicht lesen können, ohne den Patriotismus und den lobenswürdigen Eifer des V. für die deutsche Chirurgie hochzuschätzen; aber auch nicht ohne darüber zu seufzen, daß alle diese heilsamen Vorschläge, bey der jetzigen Lage der Sachen wol schwerlich in Ausübung gebracht werden möchte. Dieses angezeigte Buch könnte als ein solcher Leitfaden gebraucht werden, ob es gleich Hr. Th. nur dem Gebrauche seiner Untergebnen bestimmt, deren Unterricht und Bildung sich der V. mit lobenswürdigem Eifer angelegen seyn läßt. — Der erste Theil dieses Buchs enthält die Grundlinien der Anatomie und Physiologie; der Zweyte die Pathologie, Therapie, Chirurgie und Materia medica. Allenthalben ist der V. zweckmäßig kurz; nur in der Chirurgie und Materia medica erlaubt er sich zuweilen eigne Erfahrungen und Kurmethoden kurz anzuführen, die auch erfahrnen Wundärzten dies kleine Buch schätzbar machen.

Ez.

An den Königl. Preuß. Herrn Hofrath, H. Joachim Friedrich Henkel, Professor der Wundarzeneykunst, derselben und der Medicin berühmten Doctor

Doctor in Berlin. Hannover, 1774. bey Schmidt. 4. 44 Seiten.

Der V. dieses Sendschreibens ist Hr. D. Bruns in Hannover; und sein Inhalt betrift einige Wahrnehmungen von Brüchen. Die erste Beobachtung handelt von einem Lungenbruche. Es war eine Geschwulst in der Gegend des Schlüsselbeins von der Größe einer Wallnuß, welche sich wechselsweise hob und senkte, zugleich aber Eyter enthielt. Als man sie öffnete, floß ein wenig Eyter aus; die Lunge hob sich einigemal über das Schlüsselbein in die Höhe, und trat in die Höhle des Abscesses. Wenige Augenblicke nach der Operation starb der Kranke. Aufs Leinöl verläßt sich der V. beym Miserere nicht. Das lebendige Quecksilber hat er bey einer Verstopfung des Mastdarms durch einen harten Körper umsonst gebraucht. Der leere Bruchsack im Hodensacke fühlt sich zuweilen wie ein Netzbruch an. Als ein alter Muttervorfall zurück gebracht wurde, entstanden Schmerzen im Unterleibe, Leibesverstopfung, Beängstigung u. s. w. auf eine so heftige Art, daß man den Mutterkranz wieder wegnehmen, und die Gebärmutter vorfallen lassen mußte. Die Ursache war so wie bey alten und grossen Brüchen die nach und nach entstandene Verengerung der Bauchhöle. Bey eingesperrten Brüchen hat der Verf. das kalte Wasser und einen gelinden Druk verschiednemal mit Nutzen angewendet. Die verschiednen Methoden brandige Brüche zu behandeln, scheinen ihm wenig wesentlichen Vorzug zu haben, er überläßt lieber die Vereinigung des Darms ganz allein der Natur. Ein Versuch einen künstlichen After durch eine Nath zu schliessen, war fruchtlos; die Oeffnung heilte zwar zu, brach aber wenige Tage darnach wieder auf. Die Schreibart dieser Bögen ist höchst bundscheckigt.

Ml.

Chirurgische Wahrnehmungen, von Johann Leberecht Schmucker, Königl. Preußischen ersten Generalchirurgus von der Armee, und Director der chirurgischen militarischen Feldhospitäler. Erster Theil. Von den Verletzungen und Krankheiten des

des Haupts. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai. 1774. 8. 574. Seiten. Zweyter Theil. Von den Verwundungen und Krankheiten der Brust, des Unterleibes, und der übrigen Gliedmassen. Ebendaselbst 1774. 572. Seiten.

Diese Sammlung muß den Wundärzten ungemein willkommen seyn. Ihr Verf. ist einer der erfahrensten deutschen Wundärzte; und ihr Innhalt ist sehr lehrreich. Nicht bey einzelnen Gelegenheiten erzeugte flüchtige Einfälle und Vorschläge, sondern mit Genauigkeit und durch wiederholte Versuche geprüfte, verworfene oder bestätigte, schon bekannte und neue praktische Lehrsätze und Kurmethoden, nicht von seltner, sondern von alltägiger Brauchbarkeit, machen sie auf eine ganz vorzügliche Art schätzbar. Nur noch einige Bücher von dieser Art, und die Ausländer werden bald Ursach finden, sich um die Schriften der deutschen Wundärzte mehr zu bekümmern, als sie bisher gethan haben.

Im ersten Theile sind die Beobachtungen über den Gebrauch des kalten Wassers bey Kopfwunden, und über einige Augenkrankheiten vornemlich neu und merkwürdig. H. S. bemerkte nämlich, daß dem Ansehen nach leichte Kopfwunden, bey der sorgfältigsten Behandlung, nach einigen Tagen, oft erst den zehnten ja zwölften Tag, Kopfschmerzen, Schwindel, Mattigkeit, Fieber, Durchfall, und andre gefährliche Zufälle erregten, und bald darauf tödlich wurden. In den todten Körpern fand er gemeiniglich Eyter, oder eine weißlich gelatinöse Materie, zwischen der pia mater und arachnoidea. Er glaubte, daß die Erschütterung und Quetschung in der mit einer großen Menge lymphatischer Gefäße versehenen tunica arachnoidea eine Anhäuffung und Stockung der Lymphe, und nach und nach eine Auflösung und Eyterung verursachte; und diese zu verhüten hielt er ein Mittel für nothwendig, das diese Gefässe zusammenziehen und stärken, und die Anhäuffung und Stockung der Lymphe zu heben vermochte. Ein solches Mittel schien ihm das kalte Wasser zu seyn, das er noch wirksamer zu machen suchte, indem er unter 40 Pfund desselben vier Pfund Weineßig, sechzehn Unzen Salpeter, und acht Unzen rohen Salmiak mischte. Dies Mittel gebrauchte er nun sowol bey leichten Kopfwunden, als auch in solchen Fällen, wo die

Knochen eingedruckt oder gespalten, wo Lähmungen, Zuckungen, Schlafsucht zugegen waren, ja selbst, wo trepanirt worden war, auf folgende Art. Nachdem die Wunde erweitert, und die Ader geöffnet worden war, ließ er auf den Verband über den ganzen Kopf einen dicken in diese kalte Fomentation eingetauchten, und ein wenig ausgepreßten Frießlappen alle Stunden frisch auflegen, und daneben Laxiermittel, Salpeter, Mittelsalze, und erweichende und reitzende Klystiere gebrauchen. Bey dieser Kurart sturben weit weniger Verwundete, als vorher. Wenn die Kranken bey diesem Verfahren nicht bald wieder zu sich kamen, ließ er 12 ja mehrere Blutigel an die Schläfe setzen, und diese thaten gemeiniglich sehr gute Wirkung. Dies alles ist der Inhalt verschiedner Beobachtungen; wodurch in der That H. S. in einem der schweresten Theile der Lehre von den Kopfwunden den praktischen Wundärzten sehr glückliche Aussichten eröffnet.

Einen schwarzen Staar, der nach einem Fleckfieber entstanden war, hob Hr. S. durch den wiederhohlten Gebrauch des Brechweinsteins, der venetianischen Seife, der Kellerwürmer und spanischen Fliegenpflaster. Oft hat er bemerkt, daß Soldaten bey starken forcirten Märschen, an heißen Tagen, besonders wenn sie zugleich viel zu tragen hatten, plötzlich blind wurden: Aderlässe, und wenn die Krankheit hartnäckig war, sogar aus der Drosselader, nebst dem wiederhohlten Gebrauch des Brechweinsteins stellten in diesen Fällen das Gesicht gemeiniglich wieder her. — Bey heftigen Augenentzündungen empfiehlt er die Anlegung der Blutigel, und ein Augenwasser, das aus 2 Drachmen rohen Alaun, einem Scrupel Bleyzucker und acht Unzen Rosenwasser besteht, gar sehr.

Im zweyten Theile sind die Beobachtungen von den Brustwunden, Brüchen, dem Krebse, und Bisse toller Hunde vorzüglich merkwürdig. Einige Lungenwunden hat Hr. S. mit einem so glücklichen Erfolge behandelt, daß die Kranken nach der Heilung nicht die geringste Empfindung in der Brust verspührten, und ihre Dienste so gar noch viele Jahre verrichteten.

Verhärtete Knoten in den Brüsten hat er sehr oft mit dem glücklichsten Erfolge ausgeschnitten. Beym zweyten Verbande bedekte er gemeiniglich die Wunde mit einem Cerot aus Rosensalbe und lebendigen Quecksilber, um die etwa noch

noch rückständige Härte zu zertheilen. Einmal entstund den vierzehnten Tag nach der Operation ein durch eine Erkältung erregter tödlicher Kinnbackenkrampf. Wenn die Augen roth, und die Meibomschen Drüsen an den Augenliedern entzündet sind, ist der Scirrhus nicht mehr örtlich, und die Ausrottung desselben fruchtlos. Dies ist ein sicheres Zeichen, das dem V. eine wiederhohlte Erfahrung gelehrt hat. Der Schirling hilft nichts; er schadet. Gemeiniglich verursacht er eine große Nervenschwäche, und oft ein Zittern in allen Gliedern. Auch die Bellodonna und gelben Wurzeln haben nie etwas geleistet. Das Emplastrum nigrum sulphuratum Bechholtzii hat drey Geschwüren an den Brüsten, die viele Merkmale eines wahren Krebses hatten, gründlich geheilt. Einige offne Krebsgeschwüre an den Brüsten sind glücklich ausgerottet worden, und die Krankheit kam nicht wieder. Einigemal gelang die Operation nicht; die Kranken aber hatten entzündete Augenlieder.

Einmal stieß H. S. bey der Operation der Bauchwassersucht den Troikart unvermuthet in die Milz, welche ungeheuer groß war, und sich bis herunter ins Becken erstreckte. Es kam statt Wasser ein dickes und schwarzes Blut zum Vorschein, welches man bald stillte; übrigens erfolgten weder Schmerzen noch andre üble Zufälle. Er giebt deswegen den Rath, den Unterleib vor der Operation mit Aufmerksamkeit zu untersuchen, und immer einen solchen Ort zur Operation zu wählen, wo das Schwappern des Wassers recht deutlich zu fühlen ist. Wenn im ganzen Umfange des Bauchs, und an allen Stellen desselben das Schwappern und Anprellen des Waßers schwach und undeutlich ist, so hat man Ursach zu glauben, daß die enthaltene Feuchtigkeit dicke und zahe ist. In einem solchen Falle war H. S. einmal genöthigt, die durch den Troikart gemachte Wunde durch einen Schnitt zu erweitern.

Am sichersten, sagt H. S. heilt man den Bruch gründlich, wenn man bey der Operation den Bruchsak absondert und unterbindet. Zweymal hat dies H. S. gethan; und der Erfolg ist seiner Erwartung gleich gewesen. Einmal fand er im Bruchsacke das Ileum ganz schwarzbraun, und voll strotzender Blutgefäße; er reponirte es demungeachtet, und der Erfolg war glücklich. Wenn im Falle eines eingesperrten Bruchs der anfangs im Unterleibe herumschweifende Schmerz figirt, so ist gewiß der Brand nahe, und die Ope-

ration darf nicht länger aufgeschoben werden. Die Dicke des Bruchsackes schreibt der V. nicht dem Alter, sondern dem Gebrauche der Bruchbänder zu. Ein Mensch, der einen Netzbruch hatte, empfand jedesmal, so oft er sich gerade ausstreckte, heftige Magenschmerzen. In dem Sacke eines Wasserbruchs des Saamenstranges fand man eine Menge Wasserblasen, die ein reines gelatinöses Waßer enthielten. Man thut, sagt der H. S. immer wohl, wenn man einen großen Waßerbruch der Scheidenhaut des Hoden zuerst durch den Troikart ausleert, und die Radikaloperation erst verrichtet, wenn sich das Waßer wieder gesammelt hat. Man entdeckt dadurch, ob der Hode schadhaft ist, oder nicht, und hat, wenn der Bruch klein ist, nicht so viel vom Zufluße der Feuchtigkeiten nach der Operation zu fürchten.

Wenn man bey der Castration genöthigt ist, den Saamenstrang nahe am Bauchringe zu unterbinden, soll man den Hoden nicht abschneiden; weil sich, wenn man dies thut, das kurze übrige Stück des Saamenstranges sammt der Ligatur herauf in den Unterleib zieht, und man dadurch, im Fall sich die Ligatur zu zeitig absonderte, den Vortheil verliehrt, eine zweyte Ligatur anlegen zu können. Nach der Operation empfiehlt der V. dem Kranken eine beständig gerade ausgestreckte Lage, damit der abgeschnittene Theil des Saamenstranges nicht zu tief anwächst, und bey Ausstreckung des Körpers gespannt wird.

Den Blasenstein operirt der V. nach der Methode des H. Ledron. Er findet diese Operation so leicht und sicher, daß er sagt: kein einziger Kranker muß nach dieser Operation sterben, wenn sie der Wundarzt mit der nöthigen Geschicklichkeit verrichtet. Die Punction der Blase durch den Mastdarm hat der V. mit einem so gutem Erfolge verrichtet, daß er sie für die leichteste und sicherste Operation hält, und allen andern Methoden die Blase auszuleeren, vorzieht. Einige Kranke versicherten, daß die Operation nicht den geringsten Schmerz verursachte. — Die Amputation des Stumpfs eines abgeschoßnen Gliedes widerräth er sehr; sie lauft, sagt er, selten gut ab; denn gemeiniglich wird sie erst einige Tage nach geschehener Verwundung verrichtet, wo der Körper durch Schmerz, Fieber und Verlust an Säften entkräftet ist. Es ist nicht einmal nöthig, den hervorragenden Knochen abzusägen, weil er sich gemeiniglich tief im Fleische absondert, und man die Absonderung durch eine öftere gelinde

Bewe-

Bewegung des Knochens, welche nicht statt findet, so bald er abgesägt wird, gar sehr befördern kann.

Die Beobachtungen von dem Bisse toller Hunde sind vorzüglich merkwürdig. H. S. hat aufs zuverläßigste die Wasserschnur durch folgende Kurmethode verhütet. Er ließ die blutende Wunde auswaschen, machte hierauf tiefe Einschnitte in dieselbe, und ließ das dadurch erregte Bluten durch warmes Wasser unterhalten. Alsdann ließ er in die Einschnitte das Pulver von spanischen Fliegen reiben, und die ganze Wunde mit einem spanischen Fliegenpflaster bedecken. Zum innern Gebrauch verordnete er viermal des Tages ein Pulver aus einem halben Quentchen Salpeter und zwey Gran Kampfer. Den Gebrauch des spanischen Fliegenpflasters ließ er 8 — 12 Tage fortsetzen. Gemeiniglich ward die Wunde zuletzt groß und faul, da er sie denn mit dem unguento basil. verbinden ließ. Nach 4 Wochen ließ er die Wunde sich schließen.

Ez.

Samlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche practischer Aerzte. Des zweyten Bandes erstes St. 1775. 190 Seiten.

Den größten Theil dieses Stückes machen die Versuche und Erfahrungen von Percival (Percival) aus, die in der That auch, so wie die übrigen Beobachtungen von Camper &c. aus den Haarlemischen Samlungen &c. sehr lesenswerth sind und unsern Landsleuten willkommen seyn müssen.

Sr.

1. Neueste Nachrichten aus Wien von den vermittelst des Magnets geschehen seyn sollenden Curen. Ohne Druckort. 1 Bogen. 8.

2. Schreiben über die Magnetcur, von Herrn A. Mesmer, Doktor der Arzneyg. an einen auswärtigen Arzt. Wien bey Kurzböck. 1775. 1 Bogen. 8.

3. Anton Mesmers, der Arz. D. zweytes Schreiben über die Magnetcur, an das Publicum.

4. Ueber die neuern Magnetencuren, an einen Arzt von einem Naturforscher. Ohne Druckort. 1775. 8. 1 Bogen.

5. Jochim Friederich Bolten, d. A. D. und Hamburgischen Physici, Nachricht von einem mit dem künstlichen Magneten gemachten Versuche in einer Nervenkrankheit. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandl. 1775. In 4. Zwey Bogen.

6. Beschreibung eines mit dem künstlichen Magneten angestellten medicinischen Versuchs, von Johann Christoph Unzer, D. Prakticus in Altona. *) Hamburg, in der Heroldschen Buchhandl. 1775. In 8. 9 Bogen.

7. Geneeskundige Proefneeming met den door Konst gemaakten Magneet; door den Heere J. C. Unzer, M. D. te Altona; Uit het Hoogduitsch vertaald, en met een Voorreden vermeerdert, door Johann Rudolph Deimann, M. D. te Amsterdam. Te Amsterdam, by Conradi. 1775. In gr. 8. 7½ Bogen.

Eben als man des Herrn Klärichs Beobachtungen von der Wirkung der Magneten wider Zahnschmerzen, wegen der oft fehlschlagenden Versuche, wieder zu vergessen anfing, erhob sich in den Zeitungen ein Geschrey, daß Herr Doktor Mesmer und Herr Pater Hell in Wien mit den Magneten Wundercuren verrichteten. Die erste Ankündigung war so sehr im medicinischen Theaterstyle, daß die Aerzte ein Mißtrauen faßten, und einige gar, aus Eifer, sich so weit vergingen, die Möglichkeit der magnetischen Wirkungen in dem menschlichen Körper gänzlich zu leugnen,

*) Er ist seitdem zum Professor der Naturlehre und Naturgeschichte beym Kön. Christianeo in Altona ernannt.

nen, und alles, was man davon sagte, für läppisch und lächerlich zu halten. Der Herr D. Mesmer ließ endlich sein Schreiben über die Magnetcur, (im obigen Verzeichnisse der Titel N. 2.) ans Licht treten, des Innhalts, er habe schon seit 1766 in einer Abhandlung bewiesen, daß im menschlichen Körper ein eben solcher Magnetismus, wie unter den Weltkörpern, vorhanden sey, den er nun bestätigt zu sehn glaubte, als er einer hysterischen Person in einer convulsivischen Krankheit Magneten, die ihm der P. Hell dazu darlieh, an die Füße und Brust anlegte, und wahrnahm, daß sie davon brennende und reissende und in den Gliedern umher strömende Eindrücke empfand, die sich endlich mit einem Schweiße endigten, und sie von ihren convulsivischen Anfällen befreyeten. So weit gut: aber Herr Mesmer wolte auch gefunden haben, daß die magnetische Materie mit der elektrischen fast einerley sey, daß nicht nur der Stahl, sondern auch Papier, Brod, Wolle, Seide, Leder, Steine, Glas, Wasser, Metalle, Holz, Hunde, Menschen, und alles, was er berührte, die magnetische Kraft annehme, und eben dieselbe Wirkung auf seine Kranke thäte, als die Magneten. Er ladete Flaschen mit der magnetischen Materie, wie mit der elektrischen; er fand zwo Arten die magnetische Kraft so gewaltig zu verstärken, daß die Patientin nicht blos, wie vom Magneten selbst, reissende und brennende Schmerzen, sondern auch wiederholte heftige elektrische Schläge in den Gelenken empfand. Doch bemerkte er auch, daß nicht ieder Mensch einen gleichen Grad des Magnetismus annehme, dagegen andre so sehr dazu disponirt wären, daß einer von ihnen sich der Kranken nicht auf zehn Schritte nähern durfte, ohne ihr die empfindlichsten Schmerzen zu verursachen. Er selbst brachte der Kranken in einer Entfernung von 8 bis 10 Schritten, hinter einer Person oder Mauer, dennoch, an welchem Theile des Leibes er wolte, einen so heftigen Schlag bey, als hätte sie einen Hieb mit einem stumpfen Eisen empfangen. Er stellte durch solche Versuche unterdrückte Blutflüsse auf der Stelle wieder her, stillte damit den Bluthusten, curirte die von Schlagflüssen gelähmten Glieder, und so bald alle dergleichen Zufälle geheilt waren, hörte die Empfindlichkeit der Personen gegen den Magnet auf, und er that bey ihnen die vorigen Wirkungen nicht mehr. Uebrigens glaubte Herr M. daß der Magnet im Nervensafte, durch seine Einflüsse eine künstliche Ebbe und Fluth verursache, und da-

durch in das Nervensystem seine Wirkungen äußere. Herr Mesmer hatte in diesem Schreiben in etwas unbestimmten Ausdrücken den Herrn Hell zum Zeugen seiner Aussagen angeführt: dieser aber fand es für gut, eine Protestation hiergegen in den Zeitungen bekannt zu machen. Diese, nebst Herrn Mesmers Schreiben hat man auf dem Bogen: Neueste Nachrichten (N. 1.) abgedruckt. Es erfolgte hierauf ein zweites Schreiben des Herrn Mesmers über die Magnetcur, an das Publicum, das wir aber nur aus den Zeitungen kennen. (S. N. 3.) Es ist nicht der Mühe werth, dieser kleinen Zänkerey ausführlicher zu gedenken: denn bald darauf erklärte Herr Hell in den Zeitungen, daß er wieder mit Herrn Mesmer ausgesöhnt sey, und daß er nur von den wunderbaren Dingen kein Zeuge seyn wolle, die Herr Mesmer von seinen magnetischen Flaschen und Verstärkungen überhaupt rühmt, ohne übrigens die Hauptsache zu leugnen, daß der Magnet einen großen Einfluß in die Nerven habe, und daß er die angegebenen Wirkungen bey Kranken äußere. Vielmehr ist Herr Hell für diese Sache gar sehr eingenommen, und äußert, nicht ohne Eifersucht auf die Ehre der ersten Beobachtung, daß er erstaunliche Dinge mit den Magneten selbst bewerkstelligt habe. In einem unpartheiischen Berichte von ihm, den wir nur aus den Zeitungen kennen, datirt vom 4. Jenner 1775. sagt er etwas, das wir, um die Geschichte dieser neuen Beobachtung zu ergänzen, mit seinen Worten anführen wollen (S. des Hamb. Correspond. N. 14. 1775.) "Seit "zwey Jahren hatten die Engländer und Franzosen versucht, durch die künstlichen Magnete die Magenkrämpfe "zu heilen. (Journal Encyclopedique) Sie bedienten sich aber gewisser kleiner künstlicher Magneten, "in Form eines kleinen Kreuzes, welches sie auf den Magen hingen ꝛc. da aber diese Figur den magnetischen Wirbeln nicht gemäß war," (eine theoretische Grille des Hrn. Hell: denn man weiß izt, daß auf die Figur der Magneten und die Lage der Pole am Körper nichts ankommt;) "so "waren auch die Wirkungen dieser Magneten in Magenkrämpfen von keiner besondern Folge, und daher ward "diese Cur nicht verbreitet noch gebraucht." (Viel wahrscheinlicher darum, weil die Magneten nur bey wenigen Personen eine medicinische Wirkung äussern.) Dieß bewog Herrn Hell, Magneten von allerley Figuren zu bereiten, deren eigentliches Verdienst in weiter nichts besteht,

als

als daß sie den verschiedenen Theilen und Gelenken des Körpers passender sind. Herr Mesmer blieb in dem zweiten Sendschreiben (N. 3.) steif und fest bey allem, was er im ersten behauptet hatte, ohne sich doch im geringsten darüber zu erklären, worinn die Verstärkungen der magnetischen Kraft, deren er sich rühmte, bestünden, wie er Holz, Papier, und Brod ꝛc. magnetisch machte, wie er seine Flaschen mit magnetischer Materie ladete, und wie er hinter einer Mauer, zehn Schritt von einer Person, derselben die heftigsten Schläge geben konte? Ob er gleich versprochen hat, ein eignes Werk hierüber zu schreiben, so ist doch dergleichen bis izt noch nicht erschienen, und man muß also wegen aller dieser unglaublichen Dinge bisher noch mit der Hofnung sich gedulden, daß er das zweifelnde Publicum doch endlich aus der Ungewißheit reissen werde. Unterdessen hat sich die Wirkung der Magneten in die Nerven durch eine Nachricht von Wilhelm Bauer, der Mathematik öffentlichen Lehrer an der Normalschule in Wien, die Wirkung der von Herrn Mesmer entdeckten Magnetcur betreffend, vom neuen bestätigt, die man in den Zeitungen las, und worin gerühmt wird, daß Herr Bauer durch die Magnetcur, nach Herrn Mesmers besondrer Methode mit Communication und Verstärkung, von einem convulsivischen Schlafe befreyet worden, den er von Jugend auf gehabt hatte. Er empfand vom Magneten Stechen, Reissen, Brennen, und es strömte durch den Rückgrad. Er bekam die fließende güldene Ader, und beschließt endlich so: "Ich "befinde mich gut, schlafe ruhig, nehme zu, und hoffe von "meinem martervollen Zustande gänzlich befreyt zu bleiben." Unterdessen daß Herr Bauer dieß hofft, hoffen wir andern mit Sehnsucht, nur einmal zu erfahren, worin die Communication und Verstärkung in der besondern Methode des Herrn Mesmers bestehe.

Es war zu vermuthen, daß Herr Mesmer, wegen seiner theoretischen Meinungen und wegen der unglaublichen Dinge, die der von ihm aufgerufne Zeuge, Herr Hell, ihm selbst als Chimären zurück gibt, nicht unangefochten bleiben würde. In der That erschien auch gar bald das Schreiben über die neuern Magnetencuren an einen Arzt, von einem Naturforscher, (N. 4.) welches aber im Grunde ein voreiliges Werk eines Mannes ist, der, ohne genugsame Beobachtungen abgewartet zu haben, nur gern sagen wolte, daß er sich wenig oder nichts von der ganzen Magnet-

cur verspräche. Und warum das? "Weil das Mittel nur "unter einigen besondern, nicht leicht zu bestimmenden Um"ständen wirksam ist?" Hätte der Magnet nur eine einzige unleugbare Wirkung in die Nerven gehabt, und wäre diese auch nicht einmal heilsam, sondern gar schädlich gewesen; so verdiente die schon alle nur mögliche Aufmerksamkeit und Untersuchung eines Naturforschers. Sind aber seine Wirkungen oft bemerkt worden, und so gar in manchen Fällen Curen solcher Krankheiten, die aller andern Hülfe der Arzneykunst zu spotten pflegen; wie sehr sollte nicht ein Naturforscher die Beobachter aufmuntern, ein solches neues natürliches Wunder tief zu erforschen, anstatt sie niederzuschlagen! Aber "die Alten haben schon die Kräfte des Magne"ten bey Krämpfen und Nervenschmerzen gerühmt?" Erinnerte sich der V. hierbey nicht, wie viel vernachlässigte Mittel des Alterthums schon zum Vortheile der Kranken in neuern Zeiten wiederhergestellt worden sind? Ueber die dem Glase und andern Körpern von Herrn Mesmer mitgetheilte magnetische Kraft urtheilt der V. bloß aus seiner Theorie, als ob sie eine blosse Einbildung wäre. Allein Herr M. hat seine Erfahrungen noch nicht bekant gemacht, und wie mißlich sind in einer so dunkeln Sache, wie die Lehre vom Magneten ist, theoretische Entscheidungen? Ist hier nicht das Urtheil zu voreilig, und zu dreist? Die Wirkungen, die der V. vom Magneten in die Nerven zugibt, sollen bloß von der Berührung des kalten oder warmen Eisens herrühren; denn für beydes hat er seine Theorie fertig: hätte er aber nur einem einzigen solchen Versuche beygewohnt, wie Herr Mesmer und besonders Herr Unzer beschrieben haben, so könte ihm ein solcher Gedanke nicht eingefallen seyn. Er meint, wenn der Magnet als Magnet in den Körper wirken solte, so müste er das Eisen im Körper an sich ziehn. So schließt ein Naturforscher? Weil der Magnet, als Magnet, Eisen an sich zieht, dreht er sich nicht darum auch als Magnet nach Norden, und kan er nicht, als solcher, auf verschiedene andre Körper noch andre Wirkungen haben? Wie könte er die Wirkungen, die er in den Nerven äussert, wol dadurch verrichten, daß er die Eisentheilchen im Körper zusammen rufte? Der V. hält sich sehr dabey auf, daß der Magnet bey Gesunden nichts, sondern nur bey Kranken wirke. Wir sezen noch hinzu: bey sehr wenigen Individuis in einerley Art von Nervenkrankheit! Was thut aber dies wider die natürliche Glaubwür-

dig-

digkeit der magnetischen Wirkungen? Alle Gesunde, und sehr viele Kranke riechen Bibergeil, Moschus, Campher, u. s. w. ohne die allergeringste Wirkung in ihren Nerven davon zu erfahren: aber einzelne hysterische Personen, und doch bey weitem nicht alle, werden davon ohnmächtig, fallen in Convulsionen, oder werden aus Ohnmachten und Convulsionen, die sie von andern Ursachen erleiden, dadurch augenblicklich hergestellt. Dies sind völlig analogische, und von Jedermann erkante Wirkungsarten, pro receptivitate, wie die magnetischen Ausflüsse sie etwa in die Nerven äussern müßten. "Ob nicht die Ausdünstungen eines nicht „magnetischen Eisens, oder andrer Metalle, wenn sie nicht „mit der Gewalt magnetischer Wirbel in die Nerven wir„cken, etwas Aehnliches wircken könten?" davon hat der Recensent in den bisherigen Schriften über diese Materie noch nichts gefunden. Dieß verdient gar sehr versucht zu werden, und würde ein neues Licht in der Sache geben. So viel wir sehen, hat noch Niemand dem Magneten ausschließungsweise diese Kraft auf die Nerven zugeschrieben. Der Magnet bot sich nur der Erfahrung zuerst an, und man hat sich bisher blos angelegen seyn laßen, das Daseyn dieser Kraft in ihm festzusezen, ohne sich darum zu bekümmern, ob er sie mit andern Metallen gemein habe. Eben so wuste man lange Zeit noch nicht, wie viel andre Körper der Electricität außer dem Bernsteine und Siegellack fähig waren. Daß übrigens die dem Magneten zugeschriebenen Wirckungen keine Wirckungen der Einbildungskraft der Krancken sind, wie der V. glaubt, ist aus den schon bekanten Versuchen bereits völlig entschieden.

Der Fall, welchen der Herr D. Bolten, in Hamburg, bekant gemacht hat, (N. 5.) ist an sich zwar merckwürdig genug, erläutert aber die Kraft der Magneten auf die Nerven nicht. Die Person, welche mit heftigen Krämpfen geplagt war, hat sich von der Anlegung der Magneten nichts gebeßert gefunden, auch gar keine von den Empfindungen verspüret, die diejenigen angeben, bey welchen sie wircken. Eben so wenig hat bey ihr der Bibergeil, Moschus, Kampher, Mohnsaft und andre Nervenarzneyen, ja selbst die Electricität gewirckt. So wie nun hieraus nicht folgt, daß Bibergeil, Moschus, Campher und die Electricität in Nervenkranckheiten unwirckſame Mittel wären, weil sonst diese Patientin bey ihrem Gebrauche nicht so ganz hülflos hätte bleiben können; so wenig läßt sich

auch

auch dieses von den magnetischen Ausflüßen sagen. Viel-mehr bestätigt dieser Fall nur, was schon Herr Mesmer gesagt und noch niemand bezweifelt hat, daß nicht alle Personen der magnetischen Einflüße fähig sind.

Herr D. Joh. Christoph Unzer der jüngere, in Altona ist der erste, dem wir eine ausführliche Beschreibung einer Magnetcur zu dancken haben. (N. 6.) Er ließ sich, auf das erste Gerücht in den Zeitungen, von Herrn Mesmern aus Wien Magneten kommen, um keine Ausflucht wegen der Güte der Mittel übrig zu laßen, wenn etwa die Versuche mislingen solten. Er legte sie einer hysterischen, contracten und mit sehr schmerzhaften Krämpfen behafteten Person, nach eignem Gutdüncken, an, weil er von Herrn Mesmer die erbetenen Erläuterungen zum eigentlichen Gebrauche nicht erhielt, außer etwa der, daß allezeit die untern Theile mit Magneten versehen werden müßten. Die Wirkungen, welche hier die Magneten thaten, sind so merckwürdig, so unerhört, so augenscheinlich und in ihrer Art einzig, daß kein Mann, der Wahrheit und Unterricht sucht, dieses Beispiel einer neuen Wunderkraft in der Natur ohne Nuzen und Befriedigung lesen wird. Unmöglich können wir hier aus diesem, ohne alles Vorurtheil, kaltblütig, genau, und vorsichtig verfaßtem Journale einen Auszug liefern, und diß ist auch desto weniger nötig, da es bereits in aller Wißbegierigen Händen ist. Herr U. hat sich klüglich aller Erklärungen enthalten, und bleibt bey der simpeln Erzählung des Geschehenen. Man findet hier weder Mesmersche noch Hellsche Theorie, und nur blos am Ende hat er die Gründe gesamlet, aus welchen er die erzählten Erscheinungen für Wirckungen der magnetischen Ausflüße zu halten bewogen worden. Diese Schrift wird in der neuen Lehre von den Magnetcuren künftig Epocham machen, da man von Wien aus noch nichts als superficielle Nachrichten darüber hat.

Der Herr D. Deimann, in Amsterdam, welcher Herrn Unzers Schrift ins Holländische übersezt hat, (N. 7.) erzählt in der Vorrede eine in Amsterdam von ihm selbst bewerckstelligte Magnetcur an einer Frau, die unter eben denselben magnetischen Wirkungen, welche die Unzersche Pattentin erfahren, von einer 12wöchentlichen Lähmung des lincken Arms und einer gänzlichen Taubheit des lincken Ohrs binnen eilf Tagen vollkommen curirt worden ist.

Wir

Wir haben uns dießmal bey den Recensionen dieser kleinen Schriften ein wenig aufhalten müßen, weil vermutlich in der Folge diese Materie noch oft wieder vorkommen wird, und man aus dieser Recension den Anfang der Magnetcuren nehmen kan. Das Resultat der bisherigen Beobachtungen scheint uns dieß zu seyn: daß die Magneten nach der Art derienigen Nervenarzneyen wircken, die, indem ihre Ausflüße das Nervensystem durchdringen, nur bey solchen Personen unnatürliche Veränderungen hervorbringen, deren Nerven durch eine ihnen zur Zeit eigene Idiosyncrasie dazu fähig sind. Man versteht aber unter der Idiosyncrasie eine persönliche Empfindlichkeit gegen einzelne sinnliche Eindrücke in die Nerven, welche den meisten Personen von ähnlicher Leibesconstitution mangelt. Wenn diese Idiosyncrasie den Nerven nur durch eine Krankheit eigen werden kan, so sind alle Gesunde von den Wirckungen des Arzneymittels frey, und dieß kan der Fall beym Magneten seyn. Wenn einerley Art der Nervenkranckheiten in verschiedenen Personen nicht notwendig eben dieselbe Idiosyncrasie hervorbringt, so kan das Arzneymittel bey einzelnen Personen, die einerley Art Kranckheit haben, bald wirksam, bald unwircksam seyn; und auch dieß scheint beym Magneten Statt zu finden. Wenn die durch dergleichen Ausflüße erregten unnatürlichen Veränderungen die Ursache einer vorhandenen Kranckheit zu vertreiben vermögend sind, so wird dadurch die Cur dieser Kranckheit bewerckstelligt; außerdem aber sind sie selbst Kranckheit. Heben die Ausflüße durch ihre Wirkungen zugleich diese besondre Idiosyncrasie der Nerven auf, so wircken sie alsdann nicht mehr; gibt aber irgend Etwas den Nerven diese Empfindlichkeit wieder, so erregen die Ausflüße die vorigen Veränderungen in den Nerven vom neuen. Daß Arzneyen von dieser Art schon in der Natur vorhanden sind, beweisen die Dünste aller starckriechenden Dinge, des Moschus, Bisams, Camphers, Asands, Bibergeils, u. s. w. wie auch die Dünste der gährenden Flüßigkeiten, der Fäulniß, der giftigen Dämpfe, und der Electricität, wohin vielleicht auch die der Gewitterwolcken zu zählen sind, durch ihren bekanten Einfluß in das ganze Nervensystem. Viele derselben wircken bey Gesunden und Krancken, die für sie keine Idiosyncrasie haben, nichts; bey andern von beiden hingegen machen sie entweder Kranckheiten, oder gereichen zur Cur andrer schon vorhandener, wircken zu einer Zeit sehr

lebhaft,

lebhaft, zu andrer nichts. Daß Ausflüße dieser Art, durch fleißige und genaue Bebbachtungen und Versuche, zu recht eigentlichen Arzneymitteln, deren Gebrauchsregeln sich allgemein bestimmen lassen, gemacht, mithin auch die magnetischen Wirkungen in der Heilkunst noch sehr wichtig werwerden können, ist unstreitig, da man verschiedene derselben, z. E. die Dünste der gährenden Flüßigkeiten, (aerem fixum,) der electrischen Körper, u. a. schon in der medicinischen Praxis glücklich anzuwenden gelernet hat.

Ky.

* * *

Nachschrift.

Nachdem die vorstehende Recension bereits ausgefertiget war, ist dem Recensenten folgender Aufsatz in den Zeitungen zu Gesichte gekommen, welcher als ein merckwürdiges Stück zur Geschichte der Magnetcuren wohl aufbehalten zu werden verdient. Ich (der Recensent,) theile ihn von Wort zu Wort mit, ohne in meiner Recension eine Silbe zu verändern.

Gutachten einiger Mitglieder der Königl. Academie der Wißensch. über den Inhalt des Schreibens über die Magnetencur vom Herrn D. Mesmer in Wien. ꝛc.

„Als ich bey der Kön. Ac. der Wiß. den ersten Vortrag von dem Schreiben des H. D. Mesmer that, und ihr den Inhalt deßelben in einem kurzen Auszuge vorlegte, fand ich diese Geselschaft nicht geneigt, sich in eine nähere Untersuchung und Beurtheilung desselben einzulaßen. Man urtheilte durchgehends, daß sowol das, was der Herr D. Mesmer von seinen magnetischen Curen erzählt, als insbesondre das, was er von seinen Versuchen über die Mittheilung der magnetischen Kraft an sehr vielerley Arten von Körpern und deren Auffamlung in Flaschen sagt, so sehr wichtigen Zweifeln unterworfen sey, und daß insonderheit der leztere Punckt den bisherigen zuverläßigen Erfahrungen über die magnetische Kraft so gerade zu widersprechen,

sprechen, daß man auf die zu unbestimmten Erzählungen des Herrn Mesmers noch keinen hinlänglichen Grund habe, seine vermeinten Entdeckungen in ernstliche Ueberlegung zu nehmen. Da ich aber in einer nachherigen Versamlung der Academie vorstellte, daß man vermutlich des Kais. Kön. bevollmächtigten Ministers an dem hiesigen Hofe, Hrn. Bar. van Swieten Hochwolgebornen eine Gefälligkeit thun würde, wenn man gedachtes Schreiben und deßen Inhalt in nähere Prüfung nähme, so erboten sich verschiedene Mitglieder der physischen und mathematischen Klaßen, das gedachte Schreiben zu lesen und ihre Meinungen darüber zu eröfnen.

Dieses ist nun geschehen, und die übereinstimmende Urtheile dieser Herren kommen auf folgendes hinaus:

1. Daß man die Facta wegen der verrichteten Cur dahin gestellt seyn laße, den Schluß aber, daß solche eine Wirkung des Magneten sey, für sehr unsicher halte, ob man gleich sonst nicht leugnen wolle, daß die magnetische Kraft einige Wirkung auf den menschlichen Körper haben könne.

2. Daß wider alle bisherige Experimente streite, daß die magnetische Materie andern Körpern und Materien, als dem Eisen, könne mitgetheilt werden, und sich so gar in Flaschen concentriren laße; daß, um ein solches Vorgeben zu behaupten, ganz andre Beweisthümer angeführt werden müßten, als die Empfindungen einer mit Krämpfen behafteten Person, und daß besonders auch müße gezeigt werden, daß das vom Herrn Mesmer magnetisch gemachte Papier, Brod, Wolle ꝛc. auch wircklich Eisen anziehe.

3. Daß bey dem vorgeblichen der Patientin aus einer Entfernung von zehn Schritten beygebrachten magnetischen Schlage allem Ansehn nach ein Trugschluß vorgegangen sey, indem die bey der krancken Person sich äußernden Schmerzen und heftige Empfindungen gar wohl andern Ursachen, als den vermeinten magnetischen Schlägen zugeschrieben werden können.

4. Daß der Umstand, nach welchem die magnetische Materie auf die Patientin keine Wirckung mehr gehabt habe, nachdem sich die Zufälle der Kranckheit geleget hatten, die ganze Observation verdächtig mache, und daß sich daraus

daraus schließen laße, daß die der magnetischen Kraft zugeschriebenen Empfindungen der Patientin vielmehr Wirckungen der Kranckheit selber gewesen seyn.

5. Daß der Herr D. Mesmer den Danck aller Naturforscher gewiß verdienen würde, wenn er sein Verfahren, alle Körper magnetisch zu machen, und die magnetische Materie in Flaschen zu laden, dergestalt bekant machte, daß man Versuche wiederholen könte; daß dieses auch das einzige Mittel seyn würde, deßen er sich bedienen könte, den Verdacht, daß er in die fallaciam non causæ vt causæ verfallen sey, von sich abzulehnen.

Nachdem der Königl. Academie dieses Gutachten einiger ihrer Mitglieder eröfnet worden, fand sie nicht nötig, sich in nähere Untersuchung und Beurtheilung dieser Sache, die noch auf so gar ungewißen und unbestimmten Fundamenten beruhet, einzulaßen.

Berlin — J. G. Sulzer.

den 24sten März. 1775.

Ioannis Gottlieb Walteri, M. D. Physicis & Anatomiae Prof. primarii, Coll. Med. Chirurg. et Ac. scient. Berolin. Membri ordinarii, Observationes anatomicæ; historia monstri bicorporis duobus capitibus, tribus pedibus, pectore pelvique concreti; curæ renovatæ de anastomosi tubulorum lactiferorum mammæ muliebris; concrementa terrestria; venæ capitis & colli. Cum figuris ad vivum expressis. Berolini, apud Lange. 1775. in fol. 1 Alph. nebst 13 Bogen Kupferstichen.

Dieses sehr saubre gedruckte Werk enthält ungemein viel wichtige Sachen. Die erste Beschreibung einer zweyleibigen Mißgeburt ist aller nur möglichen Aufmerksamkeit würdig, und Herr W. hat sie meisterlich erzählt und in unübertreflichen Zeichnungen dem Leser vor Augen gelegt. Diese Beschreibung besteht aus vier Abschnitten. Im ersten, wozu die drey ersten Kupfertafeln gehören, wird die äusserliche Struktur, nebst den Muskeln der Brust und des Unterleibes dargestellt; im zweiten und auf der vierten Tafel, die in der Brust enthaltenen Theile, und die Lage der Lebern

im

im Unterleibe; im dritten und der fünften Tafel, die Lage der Eingeweide, die im Peritonäum eingeschlossen waren, und endlich im vierten Abschnitte und der sechsten Tafel, die Lage der Eingeweide ausserhalb dem Pritonäum, und der Lauf der Gefässe in der Brust und dem Unterleibe. Es versteht sich, daß man dieß alles selbst lesen und sehn muß, wir dürfen nur sagen, daß der Leser hier keine gewönliche unfruchtbare Beschreibung einer gemeinen Mißgeburt, sondern eine wahre volkommen Kunstmäßige Zergliederung dieses seltenen Stücks, in so klarer Darstellung, als sähe man sie den Verfasser selbst verrichten, antreffen wird. Beyläufig versichert Herr W. S. 18. daß der Urachus ein von Natur allezeit offener und selbst bey Erwachsenen und sehr alten Leuten nicht verwachsender Canal sey. Sein Nutzen ist wahrscheinlich der, daß er in der Frucht diejenige Feuchtigkeit in der Harnblase, die man, obwohl uneigentlich, Urin nennet, zurückführe.

Das zweite Kapitel ist das praktischste unter allen, und zugleich leider! ein Zeugniß von der Mißlichkeit unsrer Ueberzeugungen. Vor nicht gar langer Zeit berichteten wir unsern Lesern mit Vergnügen, bey Gelegenheit der Meckelschen Schrift: de finibus venarum ac vasorum lymphaticorum in ductus visceraque excretoria, (A. D. B. 16. B. 2. Th. S. 479. u. f.) wie weit Herr Mekel die Gewisheit in der dunkeln und schwierigen Lehre von den lymphatischen Gefäßen, durch seine künstlichen Einsprizungen und scharfsichtigen Beobachtungen getrieben habe. Unter andern in dieser wichtigen Schrift festgesezten Lehren waren auch die, wovon Herr W. in diesem Kapitel gerade das Gegentheil darthut. Also hier Erfahrung gegen Erfahrung, Scharfsinn gegen Scharfsinn, Kunst gegen Kunst: und das zwischen zween Männern, wie Mekel und Walther. Nun gehe man hin und poche auf Erfahrungen und auf die künstlichsten vorsichtigsten Versuche. Konte ein Mekel so fehlen, oder kan es ein Walther; welchen andern Beobachtern soll man dann trauen: denn wie viele kan wohl Europa aufweisen, so zuverläßig, wie diese zween? Herr W. zeigt gleich anfangs den Fehler, den Mekel beym Einsprizen der Milchgänge durch die Oefnungen in den Brustwarzen begangen haben muß, und durch den man verführt wird, zu glauben, was Mekel behauptete, (A D. B. 16 B. 2 Th. S. 481.) daß die kleinsten Zweiglein der Milchgänge anastomosirten. Nach Herrn W. S. 36, ist dieß ein ausgemachter Irtum des grossen Zergliederers. Aber dieß ist nicht das einzige. Herr W. beweiset

weiset auch wider Mekel, daß zwar die conglomerirten Brustdrüsen sehr genau unter einander verbunden sind, aber daß gleichwol ihre kleinen Ausführungsgänge keinesweges mit einander anastomosiren. S. 37. Herr W. führt außer seinen anatomischen Gründen, noch andre überredende Beweise von seinen Säzen, und was den gegenwärtigen betrift, so unterstüzt er ihn, unsers Erachtens, sehr bündig, durch den langsamen Fortgang und durch die fast untrügliche Cur des Ausschneidens des verborgenen Krebses: denn wenn alle Milchgänge der Milchdrüsen anastomosirten, so würde nicht nur die ganze Brust mit einem mahle vom Krebse durchdrungen werden, sondern es wäre auch vom Ausschneiden desselben gar keine Hülffe zu erwarten. Noch mehr. Meckel glaubte bewiesen zu haben, daß die lymphatischen Gefäße der Brüste keine wahre Milch, sondern nur eine dünne Wäßerigkeit davon zurückführten: Herr Walther hingegen beweiset, S. 39. daß die lymphatischen Gefässe allerdings die Milch selbst und nicht blos eine Wäßerigkeit aus den Milchgängen zurückführen, und daß sie durch Nebenzweige mit den Blutadern anastomosiren. Uebrigens beschwert er sich auch, daß Herr Meckel (de finibus &c. §. 6.) gesagt habe, "es sey die Anastomosis der Blutadern mit den Endungen der Milchröhren "noch keinem Schriftsteller bekant, auch durch keine Versuche "festgestellt worden:" da doch der berühmte Mann sehr wol gewust, daß Herr Walther schon vor vielen Jahren diese Versuche gemacht hatte. — Was soll man nun sagen? Meckel ist todt, und wer möchte nicht seine Beantwortung auf alles dieses lesen! und wie viel würde die Kunst nicht dabey gewinnen! Izt muß man sich an das halten, was Herr Walther gethan hat, um die Kenner in Stand zu sezen, über Meckel und ihn zu richten, und das ist gerade der interessanteste Theil dieses Kapitels für den anatomischen Künstler. Herr W. erklärt sich umständlich über die Vortheile und Werkzeuge und Materien bey der sehr feinen Arbeit des Einsprizens so zarter Theile, und erläutert die Sache durch Zeichnungen. Das werden ihm die Künstler und auch diejenigen besonders danken, die geschickt genug sind, die Versuche zu wiederholen, wobey Meckel geirrt haben soll. Bis dahin wollen wir schweigen.

Das dritte Kapitel enthält vielerley seltene Beobachtungen, die dem Herrn V. bey seinen häufigen Leichenöffnungen vorgekommen sind, und die hauptsächlich Steine und steinigte Verhärtungen, oder ähnliche Concretionen im Körper de-

betreffen. So lieset man hier z. E. Beobachtungen von Steinen im Gehirne S. 42; in der Brusthöle S. 43; von terrestrischen Concrementen in der Muskelhaut der Arterie Poplitäa S. 44; auch in Venen S. 44. 45; von einer Verwandelung des Stamms der Vena Cruralis in ein terrestrisches beinigtes Concrement, ebend. wie auch von Leber und Gallensteinen S. 46; ferner, von Würmern, die den Ductum Choledochum und Hepaticum angefüllt hatten S. 53; von Steinen in der Drüse Thyroidea, in der Epididymis eines Erwachsenen; von einem durch ein terrestrisches Concrement ganz verhärteten Testikel; von Steinen in der Gebährmutter S. 53; ingleichen Beobachtungen des Herrn Pallas, von 72 Steinen unter einer Vorhaut, und von einer versteinten Crystallinse, S. 54. Das Merkwürdigste in diesem Kapitel ist der Versuch einer ausführlichen und methodischen Abhandlung von den Gallensteinen, worüber uns Hr. W. noch zu einer chymischen Untersuchung Hofnung macht.

Das vierte Kapitel ist das Resultat von mehr als zweyhundert Leichenöfnungen und Ausspritzungen, worunter der V. diejenigen ausgesucht hat, die ihm zu seinem Zwecke am besten gelungen waren. Es fehlte uns bisher eine getreue und vollständige Abbildung der Venen des Haupts. Die natürlichen Schwierigkeiten, sie zu liefern, und die Herr W. in der Vorrede anzeigt, machen diese um desto schäzbarer. Wegen der Fallen an den Mündungen so wol der grossen als kleinern Blutadern, deren Menge unglaublich ist, gerathen die Einspritzungen selten, und ohne das Glück, drey Köpfe so glücklich ausgesprizt zu haben, daß die feinsten balsamischen Oehle, die H. W. zu seinen Einsprizungen zu nehmen pflegt, nicht nur in die innere Haut des Mundes, Schlundes, der Nase, ins Inwendige der Augen, des Gehirns, in die Beinhaut und in die innere Substanz, welche das Meditullium in sich hält, eingedrungen, sondern auch in die zartesten Pulsadern übergegangen wären, weil in diesen Subjecten diese Fallen mangelten, würden wir auch dieß gegenwärtige System der Kopfblutadern noch nicht haben. Herr W. hat aus den vielfaltigen Variationen in einzelnen Subiecten das Allgemeinere gesamlet, und hiernach seine meisterhaften Abbildungen geliefert, wobey er den Fleiß und die Geschicklichkeit des Zeichners, Herrn Hopffers, billig rühmt. Er verspricht zugleich die Abbildung der tiefer liegenden Kopfblutadern bald nachzuliefern, und alle Kenner

erwarten die Erfüllung dieser Zusage gewiß mit großem Verlangen.

Ky.

Der graue Staar und dessen Herausnehmung, nebst einigen Beobachtungen, beschrieben von Johann Caspar Hellmann, Stadtchirurgus zu Magdeburg. Magdeburg, in der Scheidhauerschen Buchhandlung, 1774. 8. 368 Seiten.

Mit Vergnügen sehen wir, daß endlich einmal ein deutscher Wundarzt sich einer Operation annimmt, die bisher fast ganz aus der Chirurgie verstoßen gewesen ist. Daß H. H. diese Operation mit Fertigkeit verrichtet, und die nöthigen anatomischen und pathologischen Kenntniße vom Auge hat, beweißt dies Buch, in welchem er das vornehmste, was bisher von dieser Krankheit und Operation gesagt worden ist, nebst einigen eigenen Beobachtungen kurz und deutlich vorträgt. Die verschiednen Gattungen des grauen Staars bestimmt er nach H. Henkels Anleitung. Auch er hält es schwer, den häutigen Staar vor der Operation zu erkennen. Nur einmal hat er die Kapsel verdunkelt und die Linse durchsichtig gefunden. Bey der Operation stüzt er seinen Fuß auf den Stuhl, worauf der Kranke sizt, und den Arm, womit er operirt, aufs Knie. Die Augenlieder öffnet er selbst mit dem Zeigefinger und Daumen; die Hornhaut öffnet er mit dem Wenzelschen oder Richterschen Messer: zur Eröffnung der Kapsel bedient er sich einer schmaalen lanzenförmigen Staarnadel. Nach der Operation bedekt er das Auge mit kaltem Waßer und Brandewein; denn er fürchtet, daß warme Breye das Auge zu sehr erschlaffen, und die Entzündung vermehren. Das Auge öffnet er bey der Erneuerung des Verbandes täglich einmal behutsam und nur wenig, um einen etwa entstandnen Fehler im Auge bey Zeiten zu entdecken; auch glaubt er, daß bey diesem Verfahren das Auge sich weniger entzündet. Den Verlust eines mäßigen Theils der gläsernen Feuchtigkeit hat auch er unschädlich gefunden. Die Absonderung der hervorhängenden gläsernen Feuchtigkeit überläßt er der Natur. Oft hat er gesehen, daß die Ungleichheit der Pupille nach der Operation dem Sehen nicht hinderlich war. Am Ende werden funfzig Operationen erzählt

zählt. Unter diesen funfzigen sind zwey und dreißig vollkommen geglückt. Auch die unglücklichen Fälle erzählt er offenherzig. Einmal zerriß der Staar, der ungewöhnlich groß war, die Pupille, und dennoch erhielt der Kranke ein gutes Gesicht; ja die Pupille behielt sogar ihre Beweglichkeit. Einmal wollte sich die Wunde der Hornhaut nicht schliessen, die wäßerichte Feuchtigkeit floß lange aus, und das Auge ward zulezt klein und unbrauchbar. — Wir wünschen gar sehr, daß der glückliche Erfolg der Bemühungen des V. mehrere deutsche Wundärzte zur Nachahmung reizen möge!

Ez.

Anatomische und chirurgische Fragen und Antworten, zum Nuzen und Gebrauch derer, welche sich der Heilungskunst befleißigen wollen, herausgegeben von Johann David Homberg, der W. A. K. B. Breslau, bey Korn. 1775. 8. 140 Seiten.

Kaum der Anzeige werth!

* *

Joachim Friedrich Henkels, Med. et Chir. Doct. et Prof. &c. Abhandlung der chirurgischen Operationen. Viertes Stück. Von den Brüchen. Berlin, 1772. 8. Bey Winters Wittwe. 139 Seiten.

Ebendesselben Abhandlung der chirurgischen Operationen. Fünftes Stück. Von allen Näthen, und den dazu gehörigen Krankheiten. Ebendaselbst. 1773. 239 Seiten.

Ebendesselben Abhandlung der chirurgischen Operationen. Sechstes Stück. Von Abnehmung der Glieder, dem Nasengewächse, der Oefnung der Luftröhre, und dem Krebs an der Brust. Ebendas. 1774. 254 Seiten.

Da unsern Lesern die Einrichtung dieses Wercks bereits bekannt ist, und der Titel jedesmal den Inhalt jedes Stücks anzeigt, ist es genug, hiermit blos die ununterbrochne Fortsezung desselben anzuzeigen.

* *

Beschreibung einer neuen sehr bequemen Maschine, das Fußbette genannt, zur Heilung des Schinnbeinbruchs; von Karl Posch, der Wundarzney und der Geburtshülfe Meister. Wien, bey Kurzböck, 1774. 8. 49 Seiten.

Diese Maschine ist ein mit Gurten versehenes Bettgestelle, auf welchem der zerbrochne Fuß gleichsam in der Schwebe liegt. Einen mit einer Schnalle versehenen Gurt legt man unter dem Knie um den zerbrochnen Fuß; das andre Ende dieses Gurts befestigt man vermittelst zweyer Riemen an die zwey obern Bettständer. Dieser Gurt verrichtet die Gegenausdehnung. Die Ausdehnung verrichtet man durch ein andres ähnliches Gurt, welches über den Knöcheln um den Fuß geschnallt wird. Zwey am untern Ende dieses Gurts befestigte Riemen legt man um eine am untern Ende des Bettgestells angebrachte, und mit einem Stellrade versehene Winde, durch welche man also den Fuß, wenn und auf welchen Grad man will, ausdehnen und verlängern kann. Eine genauere Beschreibung ist hier unnöthig, und ohne das Kupfer immer undeutlich. Die Bequemlichkeit und Vortheile, die beym Gebrauch dieser Maschine sind, sucht der V. durch ein paar Beobachtungen zu erläutern, und zu bestätigen. Der Wundarzt kann vermöge dieser Maschine alles, was beym Beinbruche zu thun ist, allein und ohne Gehülfen verrichten. Der Fuß bleibt da, wo er eingerichtet wird, sogleich liegen. Der Kranke kann sein Lager zuweilen verändern, aufrechts sitzen, und sich legen, ohne den zerbrochnen Fuß im geringsten zu bewegen oder zu verruken. Ja man kann den ganzen Fuß bewegen, und dadurch eine Steiffigkeit im Kniegelenke verhüten, ohne den Bruch zu verrucken.

Cz.

Joseph Jacob Plenck, der Chirurgie Doktor, der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe ordentlichen öffentlichen Lehrers auf der Universität zu Tyrnau, Lehrsätze der praktischen Wundarzneywissenschaft. Zum Gebrauch seiner Zuhörer. Erster Theil. Wien, bey Gräffer, 1774. 8. 248 Seiten.

Dem V. fehlte ein Lehrbuch, das ihn in den Stand setzte, in seinen Vorlesungen die ganze Chirurgie innerhalb zehn Monaten vorzutragen; und deswegen entschloß er sich, gegenwärtige Lehrsätze drucken zu lassen. Dieser erste Theil enthält die Abschnitte von den Wunden, Geschwüren, Geschwülsten und Vorfällen. Ordnung und Genauigkeit in der Abtheilung der verschiednen Untergattungen dieser Krankheiten beobachtet der V. ganz vorzüglich: nur zu kurz, und dadurch wirklich fast unvollständig scheint er uns zu seyn; denn auch in einem Buche, das zu akademischen Vorlesungen bestimmet ist, und durch mündlichen Vortrag erläutert und ergänzet werden soll, müßen die besten und vorzüglichsten Curmethoden alle wenigstens genennt werden, die vornehmsten Mittel angezeigt werden; und dies hat der V. gar oft nicht gethan.

Nl.

Geschichte und Heilung einer sieben und zwanzigjährigen Krankheit, welche durch einen Stein in der Harnröhre verursacht wurde; beschrieben von G. Gladbach, Hannöverischen Regimentschirurgus. Göttingen, bey Dietrich, 1775. 8. 48 Seiten.

Der Stein verursachte eine Geschwulst im perinaeo, die fast einer halben Faust groß war, und mancherley Beschwerden erregte, die der Kranke, der übrigens vollkommen gesund war, viele Jahre, ohne jemand um Rath zu fragen, ertrug. Endlich aber entzündete sich die Geschwulst unter heftigen fieberhaften Zufällen und brach auf. Bey dieser Gelegenheit entdeckte man ganz deutlich, daß die Ursach der Geschwulst ein Stein war; da aber der Kranke das Messer scheuete, ließ man den Stein unangetastet, und be-

gnügte sich die Geschwüre nach mancherley Mühe und Schwierigkeit zuzuheilen. Der nach dieser Kur fortdauernde eytrige Ausfluß aus der Harnröhre, und der zurückgebliebne Stein, ließen unzweifelhaft vermuthen, daß diese Kur von keiner Dauer seyn konnte. Oeftere neue Anfälle von Entzündung und die Entstehung verschiedner fistulösen Oeffnungen, brachten endlich den Kranken zu dem Entschlusse, sich der Operation zu unterwerfen. H. G. verrichtete sie auf die gewöhnliche Art, und nahm den Stein stückweise aus. Einige Stunden nach der Operation entstand eine heftige Blutung, die endlich durch den Druck gestillt wurde. Da der Urin lange Zeit durch die Wunde abging, suchte man die Harnröhre durch Bougies zu erweitern, welche auch die erwartete Wirkung thaten. Die Heilung der Wunde verzögerte der Sack, in welchem der Stein gelegen hatte, in welchem sich immer Urin sammelte und aufhielt, der durch die Wunde abfloß. Indessen heilte doch ungeachtet dieser Schwierigkeit die Wunde endlich nach 6 Monaten zu. Der Stein wog 2 Loth. Man muß sich wundern, daß dieser große Stein bey den Bewegungen des Körpers, und vorzüglich beym Reiten nicht die geringste Unbequemlichkeit verursachte.

M.

Matthaei Francisci Alix, Med. et Chirurg. Doct. etc. Observata chirurgica. Fasciculus I. Altenburgi, ex officina Richteria, 1774. 8. 116. Seiten.

Einige von diesen Wahrnehmungen verdienen bemerkt zu werden. — Eine durch den Blitz verursachte Verletzung am Fuße, mit Unempfindlichkeit, starker Geschwulst, und Neigung zum Brande, wurde durchs Goulardsche Bleywasser geheilt. — Nach einer starken Anstrengung der Kräfte bey Aufhebung eines schweren Sacks empfand ein Bauer einen heftigen Schmerz in der Brust; zu welchem sich in der Folge ein starkes Herzklopfen, ein schwerer Othem, schleichendes Fieber, trockner Husten, u. s. w. gesellte. Nach 6 Monaten starb er. Man fand in der linken Brusthöhle anderthalb Pfund stinkende Gauche; die vierte und fünfte wahre Ribbe cariös; den Herzbeutel voll Wasser; das Herz ungewöhnlich groß; am linken Herzohr ein aneurisma; und im Herzen zwey Polypen. Alles Folgen, wie der

der V. glaubt, der starken Anstrengung. — Eine Fröschleingeschwulst an der linken Seite der Zunge, von der Größe eines Hühnereys, die das Schlucken und Othemholen erschwerte, schnitt der V. in ihrer ganzen Länge auf. Nachdem er eine halbe Theetasse voll von einer zähen klebrigen Materie ausgenommen hatte, schnitt er mit einer Scheere vom Sacke, so viel als möglich, ab. Das Bluten stillte er durch Agarikus, den er einige Stunden mit dem Finger andrucken ließ. — Ein Bruch der untern Kinnbacke wurde den sechsten Tag tödlich. H. A. weiß nicht, ob er die Ursache des Todes in der Erschütterung des Gehirns, oder in einem durch einem in den fleischichten Theilen liegenden Knochensplitter erregten besondern Reitze suchen soll. — Nach einer starken Anstrengung der Kräfte entstand ein heftiger Schmerz, und eine Geschwulst im Hode, die zur Größe zweyer Fäuste anwuchs, daß man sich endlich entschließen mußte, ihn abzuschneiden. Man fand den Hoden ganz schwarz und faul, und in demselben 6 Unzen einer scharfen, schwarzen stinkenden Feuchtigkeit. H. A. glaubt, daß während der Anstrengung ein Gefäß zerrissen, und Blut in die Substanz des Hoden ausgetreten sey. — Drey Knoten in der Brust, die nach einem Wochenbette zurück geblieben waren, verschwanden von sich selbst, sobald man die bißher aussengebliebne monatliche Zeit wieder hergestellt hatte. Eine Speichelfistel wurde durch die Kompreßion geheilt. — Ein Hieb durch die Achillessehne, den ein unwissender Wundarzt bereits drey Tage lang mit Charpie ausgestopft hatte, wurde noch glücklich auf die gewöhnliche Art geheilt. Eine Eytergeschwulst in der Parotis verschwand plötzlich, worauf ein heftiger Durchfall erfolgte. Als dieser aufhörte, bekam der Kranke ein Fieber, und eine entzündete Geschwulst in der Gegend des Nabels, die durch erweichende Mittel zur Eyterung gebracht und geöffnet wurde. — Ein Brand am Arme eines zwey und siebenzig jährigen Mannes stieg langsam und innerhalb zwey Jahren bis ans Achselgelenke; darauf fiel der Arm aus diesem Gelenke von sich selbst, und ohne alle Blutung ab, und der Kranke befand sich darauf ganz wohl.

Ez.

4) Schöne Wissenschaften.

Olivie. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Joh. Christ. Brandes. Leipzig, bey Dycks, 1774. 8. Bogen in 8.

Wir freuen uns, daß Hr. Brandes fortfährt seine schriftstellerischen Talente für die Schaubühne mit vielem Fleisse auszubilden, und daß er mit jedem neuen Schauspiele, welches er uns liefert, der Vollkommenheit auf eine merkliche Art näher kömmt. Der Inhalt dieses Stücks, oder doch wenigstens die Intrigue desselben, hat viel Aehnlichkeit mit der Erzählung der Ginevra im fünften Buche des Ariost, und mit dem viel Lärmens um Nichts von Shackespear, welches man gemeiniglich aus jener Geschichte entlehnt glaubt. Man sieht überall, daß der Verf. mit Einsicht gearbeitet hat. Der geschmeidige, natürliche Dialog seiner Lustspiele herrscht auch in den Unterredungen dieser Tragödie; wiewohl wir gestehen, daß wir ihn zuweilen etwas nervichter und gedankenvoller gewünscht hätten. Auf die Zeichnung und Kontrastirung der Characktere ist gleichfalls ein rühmlicher Fleiß verwandt; sollte indeß Bardonia's Denkungsart nicht fast zu wild, zu ungeheuer und verabscheuungswürdig, und eben dadurch kein recht theatralischer Charakter seyn. Den Riccaldo, so nöthig er zur Ausführung der Handlung war, hätten wir doch wirksamer und an derselben theilnehmender gewünscht. Im Leontio ist vielleicht die ihm natürliche Heftigkeit des Zorns nicht genug durch die damit verwebte Heftigkeit seiner Liebe nüancirt; auch scheint er uns anfänglich, ehe er sichtbar überzeugt zu seyn glaubt, Bardonia's Verläumdungen zu leicht für wahr anzunehmen. Die poetische Gerechtigkeit ist durch den sehr wohl gewählten Ausgang dieses Trauerspiels vollkommen beobachtet.

Dz.

Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes verdeutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt. Giessen. 1774. 8.

Göt-

Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Auf Subskription. Leipzig 1774. 8.

Neueröfnetes moralisches und politisches Puppenspiel. Leipzig und Frankfurt 1774. 8.

Prometheus Deukalion und seine Reisegefährten. Voran ein Prologus, und zulezt ein Epilogus. Leipzig 1775. 8.

Pätus und Arria, eine Künstler-Romanze. Und Lotte an Werthers Grabe; eine Elegie. Leipzig und Wahlheim 1775.

Wieland und seine Abonnenten. Ein musikalisches Drama, halb in Reimverslein, halb in ungebundener Rede gestellt. Weimar auf Kosten der Gesellschafft. 1775. 8.

Die drey ersten Stücke sind allgemein und laut Hrn Göthe, ohne seinen Widerspruch, zugeschrieben worden. Es ist vielleicht eine Zeit gewesen, wo er geglaubt hat, er dürfe sich über alle angenommene Anständigkeit hinaus setzen, dürfe jeden mit Namen nennen, dürfe von jedem sagen, was ihm gut dünke, u. s. w. Wenn wir aber nicht irren, so ist diese Zeit schon vorbey, oder wird nächstens vorbey seyn. Wo kein Landfrieden ist, und's Faustrecht gilt, da kan zwar ein starker Kerl viel treuherziger zuschlagen, als wenn auf den ersten Schlag gleich die Wache geholt wird; aber nach kurzer Zeit wird eben so treuherzig wieder geschlagen, und denn schlagen immer fünf oder sechs auf den einen, der ausgeschlagen hat, welcher denn zuweilen wohl eine gute Policey herwünschen möchte, damit er nur wieder mit heiler Haut davon wäre. Es wird davon im Prolog zum Puppenspiel gar kräftig gesagt:

Da kommt mir ein Titanensohn
Und packt den ganzen Hügel auf,
Mit Städt und Wäldern in einem Hauf
Und trägt sie eben in einem Lauf
Zum Schemel des Olymps hinauf.
Des wird Herr Jupiter ergrimmt,

Sein

Sein' ersten besten Strahl er nimmt
Und schmeißt den Kerl die kreuz und quer
Hurliburli ins Thal daher
Und freut sich seines Siegs so lang
Bis Juno †) ihm macht wieder bang.
So ist die Eitelkeit der Welt
Ist keines Reich so festgestellt
Ist keine Erdenmacht so gros
Fühlt alles doch sein Endelooß!

Es könnte also gar wohl eine Zeit kommen, wo es Hrn Göthe gereuete, diesen unanständigen Ton angegeben zu haben. Und zwar nicht bloß, weil es ihn nicht freuen dürfte, wenn er einst wider ihn selbst gebraucht würde, sondern auch noch aus einer andern Ursach. Es kann einer sonst ein ganz guter Mann seyn, der nur die Gewohnheit hat, sich in seinem Zimmer, in Unterhosen und Schlafpelze zur bessern Bequemlichkeit auf der Erde herum zu wälzen. Das hat nichts zu sagen. Wenn er aber anfängt, sich in eben dem Aufzuge auf öffentlichen Markte herum zu wälzen, so wird er merken, daß er sich besudelt, daß die Fleischerhunde gegen ihn die Zähne fletschen, daß die kleinen Jungen mit Fingern auf ihn weisen, und daß vernünftige Leute das Gesicht von ihm kehren und die Achseln zucken, und so ist tausend gegen eins zu wetten, er bleibt zu Hause, und wird wohl des Welzens ganz überdrüßig.

Abgerechnet alle Persönlichkeiten, haben wir den Prolog mit Vergnügen gelesen. Die Schrauberey ist fein und ohne Bitterkeit. Wir dächten, D. Bahrdt müste selbst Spaas verstehen, wenn ihm folgende Anrede an die vier Evangelisten in den Mund gelegt wird:

Daß ichs euch kürzlich sagen thu
Es ist mit eurer Schriften Art
Mit euren Falten und eurem Bart,
Wie mit den alten Thalern schwer
Das Silber fein geprobet sehr,
Und gelten dennoch itzt nicht mehr.
Ein kluger Fürst, der münzt sie ein,
Und thut ein tüchtigs Kupfer drein,
Da mags denn wieder fort kursiren!

So

†) Jn ***

So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren
Euch in Gesellschaft produziren,
So müßt ihr werden, wie unser einer;
Geputzt, gestutzt, glatt, —'s gilt sonst keiner,
Im seidnen Mantel und Kräglein flink
Das ist doch gar ein ander Ding.

Im Puppenspiel ist viel drolligtes, doch auch, wenns erlaubt ist zu sagen, viel ganz plattes, das, wenn's im Hans Sachs stünde, gelitten würde, aber ietzt machts Hans Sachsens alter Schustermantel nicht allein aus, wenn nicht ein kluger Mann drinn steckt. Das Beste ist im Jahrmarkt zu Plundersweilen. Man merkt die Anspielungen bald, wenn der König Ahasverus mit seinem Minister Haman sich unterredet, welcher deßen Unterthanen

— will belehren
Und zum Unglauben sie bekehren.

worauf König Ahasverus antwortet:

In so fern ist mirs einerley
Doch brauchts all, dünkt mich, nicht's Geschrey.
Laßt sie am Sonnenlicht sich vergnügen,
Fleißig bey ihren Weibern liegen,
Damit wir tapfre Kinder kriegen.

Und der gutmüthige Mardochai

Dems am Herzen thut liegen
Die Menschen in einander zu fügen,
Wie Krebs und Kalbfleisch in ein Ragu
Und eine wohlschmeckende Sauce dazu.
— — — —
Möcht sie all gern modifiziren
Und ein Ganzes draus combiniren:
Daß die Gemeine zu Corinthus
Und Rom, Coloß und Ephesus
Und Herrenhut und Herrenhaag
Davor bestünde mit Schand und Schmach.

Und der Schattenspieler, welcher wie H. in der allerältesten Urkunde ruft:

Lichter weg. mein Lämpchen nur!
nimmt sich sonst nicht aus.
Ins Dunkle da, Mesdames

Und

Und der darauf singt:

Ach wie sie is all dunkel
Finsterniß is
War sie all wüst und leer
Hab sie nicks auf der Erd gesehn.
Sprach sie Gott's werd Licht
Wie's hell da 'rein bricht,
Wie sie all durk einander gehn
Die Elemente alle vier.
In sechs Tagen alles gemacht is
Sonn, Mond, Stern, Baum und Thier
u. s. w.

Götter, Helden und Wieland ist das schlechteste Stück unter den dreyen. Der Anlage nach, des Verfassers unwürdig. Nur in dem kurzen Abriß der Alceste des Euripides S. 25. merkt man den guten Kopf; sonst ist alles sehr platt. Was würde Hr. G. sagen, wenn jemand unter dem Titel: Zigeuner, Lumpengesindel und Göthe ein Pasquill auf seinen Götz von Berlichingen machte, und führte ihn darinn auf als einen einfältigen Tropf, wie er in diesem Stücke Herrn Wieland aufführt. Ueberdieß sollte man denken, der Mann, der im Stande wäre, auch bloß nur die Scene von Martin zu machen, schämte sich, so was ungereimtes über Tugend und Moral zu sagen, wie er hier den Hercules (S. 32 u. f.) sagen lässet. Die Art, wie Hr. Wieland sich in seinem Merkur, über dieses sehr plumpe Pasquill, (denn keinen andern Namen verdient es) erklärt hat, macht ihm wahre Ehre.

Den Prometheus hat Hr. Göthe öffentlich von sich abgelehnt, und berichtet, daß einer, Namens Heinrich Leopold Wagner der Verfasser sey, der sich ihm entdeckt habe. Dieser Bericht des Hrn. Göthe kam zu rechter Zeit, um seine Ehre zu retten. Denn, nebst der unverschämten Oscitanz, der karrenschiebermäßigen Grobheit, mit welcher verschiedene Gelehrte, die über die Leiden des jungen Werthers öffentlich ihre Meinung gesagt haben, in diesem Pasquille angeschnarcht werden, ist doch darinn eine eigenthümliche Kraft, und eine trotzige Unbekümmerniß, die man gar wohl Hrn Göthe zutrauen, hingegen dem H. L. Wagner, der durch nichts, als durch gewisse sehr elende confiscable Erzählungen bekannt ist, gar nicht hätte zu-

trauen

trauen sollen. Es ist uns daher, um Hrn Göthens Ehre willen, wirklich lieb, daß er durch seine öffentliche Erklärung es ausser Zweifel gesetzt hat, daß Er wenigstens der Verfasser des Prometheus nicht ist. Ob Wagner oder ein anderer der Verfasser sey, steht indessen doch noch dahin, und möchte am sichersten bey dem Formschneider Dannheuser in Offenbach zu erfahren seyn, der am besten wissen wird, wer die Holzschnitte zu diesem Possenspiel bey ihm bestellt hat, und für wen sie gewesen sind. Ist Wagner der Verfasser, so hat er sich wirklich in wenigen Monaten gar sehr gebessert, und da er so schnell ein so ungemeines Genie zeigt, kann er gewiß, wenn ihm nur erst wird der Bachantenzahn ausgebrochen, die Hörner abgestoßen, die Glieder behobelt und das Salz der Weisheit auf die Zunge gestreut worden seyn, ein recht wackerer Bursch werden. Bis dahin sey er eingedenk, daß es ihn sehr schlecht kleide, wenn er Leute, die zum Theil so gut und besser sind, als er, so tölpelhaft scurril angrunzt, und daß er dadurch alle Gaben, die er haben mag, schände. Selbst sein Freund und Epilogus, Hans Wurst, sagt es ihm gar fein, was er hätte thun sollen:

Thut doch, bitt üch, ums Himmels willä
D' glehrte Welt nit immer mit Unsinn füllä
Schwätzt ä bissel wenger unn denkt desto mehr
'S greicht üch wärli zur größeren Ehr.
Müßt nit glich alle Dreck rus sagä,
Wenn ihr nit wöllt d'Schellenkapp tragä.

Eine sehr nöthige Warnung für alle junge Leute, welche, wie dieser Wagner, oder wie er sonst heißen mag, nicht nur über jeden, der ihnen im Wege steht, ohne einige Rücksicht und Verschonen herfallen, sondern auch gleich bissigen Hunden allen Vorübergehenden, besonders wenn sie wohlgekleidet sind und ein starkes Gefolge haben, ins Bein zu fahren suchen.

Pätus und Arria ist eine Romanze, in einem lächendern und feinernen Ton. Der Verf. ist nicht bekannt, sie würde aber auch Hrn Göthe eben keine Schande machen. Sie scheint dadurch veranläßt zu seyn, daß die Leiden des jungen Werthers in Leipzig zu verkaufen verboten worden.

Die klugen Leute in Leipzig werden über diesen kleinen Possen wohl Scherz verstehn, daher wollen wir immer den Anfang hieher setzen:

In einer Stadt, wo alles frey
Wird aus und ein passiret:
Und wo, wenns den Transit bezahlt,
Auch wohl Genie passiret,

Da kam auch einst ein junger Mann
Auf die berühmten Messen,
Der hatt' an Kunst und an Gefühl
Den Gecken sich gefressen,

Und hatt' der Jugend goldne Zeit
Mit Schnitzeln sich verdorben,
Schnitt Arria und Pätus aus,
Just wie die Narr'n gestorben.

— — — —

Und nun stellt er vor Weigands Thür
Das Bild gar aus zum Schauen,
Und alles läuft hin, jung und alt,
Die Männer und die Frauen.

Unter ihnen kam auch der schöne Geist, der Verfasser der Freuden Werthers,

Der zeigt' durch seine Lehren:
Das Interesse dieses Werks
Beruhe auf Chimären.

Nächstdem kamen beym Schulexamen auch zwey Knaben über diesen Text zu disputiren.

Die zeigten durch den Mendelsohn
Und die Empfindungsbriefe,
Daß aller Selbstmord in der Welt
Am Ende dahin liefe:

Daß man im Unglück sich so ließ
Durch Sinnlichkeiten rühren,
Die höh're Seelenkräfte nicht
Das Ruder ließe führen. u. s. w.

In Leipzig gieng es unterdessen so bunt,
— daß man sogleich
Den Männern und den Frauen
Bey Hundert Thalern Straf verbot,
Das Bildchen anzuschauen. u. s. w.

Die noch angehängte Elegie: Lotte bey Werthers Grabe, ist etwas wortreich, und phrasenreich, und schwerlich von dem Verfasser der Romanze. Die beygefügte Melodie zur Romanze, aus einem alten Schlemperliede genommen, ist ganz passend. Aber die Composition der Elegie ist etwas steif. Das Wort gebüßt, im Niederschlage, und noch dazu im Sprunge herauf zu setzen, daß es klingt, wie ein Spondäus gebüßt, ist wohl sehr unschicklich.

Wieland und seine Abbonenten, ist ein schändliches Pasquill, voll Unvernunft und voll der gröbsten Personalitäten, zwischen denen hin und wieder ein leidlicher Einfall schwimmt. Wenn nichts Hr. Göthen von seiner ehemaligen Manier, jedermann ohne irgend eine Rücksicht namentlich anzugreifen, zurückbringt, so bringt ihr dieser Mißbrauch, mit welchem jetzt schon ein nichtswürdiger Mensch diese Manier übertreibt, denn so weit hat Hr. G. wohl nie gehn wollen. So geht es aber, wenn ein Mann von Talenten thut, was nur Dummköpfen ziemt. Zwar verdienen niederträchtige persönliche Beschimpfungen, besonders gegen einen Mann von Hrn Wielands unstreitigen Verdiensten, nur bloße Verachtung; aber wenn die Zügellosigkeit so fort gehet, so wird sich jedermann schämen müssen, bey verständigen Weltleuten ein Gelehrter zu heißen, weil sie endlich durch solche Schmähschriften verleitet werden möchten, Gelehrten, und Leute, die sich einander mit Kothe werfen, für gleichbedeutende Wörter zu halten.

N.

---

5) Romanen.

Dorset und Julie, eine Geschichte der neuern Zeiten. Zweiter Band. Leipzig bey Hilscher. 1774. 280 S. 8.

Gränzt eben so nahe an Galimathias als der erste Theil, der in unserer Bibl. XXIII. I. 158. angezeigt ist. Die seltsamen Sprünge, die der V. macht durch Zwischenscenen, an welchen die Phantasie allein, die Vernunft aber gar keinen Antheil zu haben scheinet, unrecht angebrachte Gelehrsamkeit, empfindsame Mordgeschichte und unbändiges Raisonnement, müssen auch den gutartigsten und gedultigsten Leser, der bey seiner Lectüre nur mit schwarz auf weiß vorlieb nimmt, ermüden. Das schlimmste ist noch, daß die Geschichte mit diesem Bande nicht einmal hinaus ist; doch hören wir, daß den V. sein Genius beym Ohr gezupft, und ihm zugerufen hat: ohe jam satis est!

Vm.

Geschichte der Englischen Gräfin von K**, von ihr selbst aufgesezt. Aus dem Englischen. Frankfurt und Leipzig. 1774. 20 B. 8.

Geschichte eines Englischen Jubeliers und Mahlers, von ihm selbst aufgesezt. Aus dem Englischen. Ebendas. 1774. 17 B. 8.

Geschichte der Frau v. F. gebohrner von D. ein Original. Chemnitz, bey Stößel. 1774. 290 S. 8.

Alles insgesammt, Original so wohl als Uebersetzungen sind deutsche Manufakturwaaren aus dem Büchermachergäßgen, zu reden mit Oncle oder Neveu Bramble aus Humphry Klinkers Reisen, zu nichts brauchbar als zu Emballage. Possierlich ist es, daß die Romanschreibergilde bald auf Original, bald auf Uebersetzung speculirt, um den Produkten ihres armen Witzes Vertrieb zu verschaffen.

Vm.

Verwirrte und bedenkliche Schicksale einiger reisenden Personen beyderley Geschlechts zu Wasser und zu Lande. Regensburg, 1774. in der montagischen Buchhandlung. 8. 25 B.

S.

So wie der Titel besagt, verwirrt und bedenklich.

Vm.

Karolinens Tagebuch ohne ausserordentliche Handlungen, oder gerade so viel als gar keine. Geschrieben von M. A. S. Prag, bey Wolfgang Garbe. 1774. 204 S. 8.

Geschrieben ist das Buch; aber ob Herr oder Madam M. A. S. beym Schreiben auch gedacht hat, das läßt sich schwerlich sagen, wenigstens ist auf keiner der 204 Seiten dieses kindischen Gewäsches davon die geringste Spur zu finden.

Hr.

6) Weltweisheit.

N. Burkhaeuser Institutiones metaphysicae, quas in usum auditorum philosophiae elucubratus est. Pars tertia, de Deo siue theologia naturalis. 1774. 8vo. 23½ Bogen. Bamberg und Würzburg, bey Goebhardt.

Dieser Theil handelt 1. vom Daseyn, 2. von den Eigenschaften, 3. von den Werken Gottes. Es versteht sich nach Art der Römischen Kirche. Der Verfasser getraut sich eine ungleich bessere Welt zu gedenken, als die so wirklich ist. Er wird also ein Gemälde ohne Schatten haben wollen, und kennt den Nachdruck des Haec olim meminisse iuvabit, nicht genug. Jedoch sagt er S. 260, daß hier nicht von der besten unter allen möglichen Welten, sondern nur von derjenigen Welt die Rede seyn könne, welche unter denen, die erschaffen werden können, die beste seyn würde. Seine Worte sind eigentlich: neque de mundo omnium possibilium optimo, sed de mundo, qui reipsa inter omnes, si crearentur, optimus futurus esset, quaestionem esse posse. Wir verstehen hier kaum oder gar

nicht, was der Verfasser sagen will. Das Ideal der besten Welt wird doch wohl mittelst der Schöpfung derselben können erreicht werden. Eine Welt, die nicht wirklich werden kann, ist vom Unding und von Chimaeren wenig verschieden. Wir wollen übrigens noch einen Satz anführen, welcher deutlicher zeigt, was für feine Unterschiede der Verfasser zu bemerken weiß. Der 211. Satz lautet folgendermaassen: Si quid Deus non velit agere, quod tamen agere posset, id ideo non vult agere, quia illam actionem vult omittere. d. i. Wenn Gott das, so er thun könnte, nicht thun will, so will er es deßwegen nicht thun, weil er es unterlassen will. Wir gestehen es, daß wir diesen Grund nicht würden gefunden haben. Wir hätten geantwortet, weil es zum Plan des Ganzen nicht gehört. Der feine Unterschied, so der Verfasser zwischen unterlassen wollen und zwischen nicht thun wollen findet, wird wohl dieser seyn, daß das nicht wollen etwas verneinendes, das unterlassen wollen etwas bejahendes oder ein wirkliches Wollen ausdrücken soll. Dabey bleibt nun aber das verneinende noch immer in dem Worte unterlassen zurücke. S. 295 — 298. kömmt ein Versuch vor, das Geheimnis der göttlichen Dreyeinigkeit philosophisch begreiflich zu machen. Der Versuch scheint uns nicht so ganz neu, da wir längst schon von einem ehemaligen Schüler der Jesuiten in Italien etwas ganz ähnliches gehört, übrigens eben so unzulänglich befunden haben.

J. Zallinger Interpretatio naturae seu Philosophia, Newtoniana methodo exposita. Tomus secundus. 1774. Augsburg, bey Wolf. 8. 30 Bogen, 6 Kupferbl.

In der Vorrede sagt der Verfasser, man habe ihm wider die Newtonsche Lehrart zween Einwürfe gemacht, die er, eben weil sie ihm selbst seyen gemacht worden, anführen und beantworten wollen; Der erste Einwurf bestehe darinn, daß diese Methode bey der Beobachtung der Naturgesetze fast ganz stehen bleibe, und nicht in die innere Natur der Körper, Kräfte, Urstoffe 2c. eindringe, da doch ein ächter Philosoph den Ursachen der Dinge viel weiter hinauf nachforschen müsse. Dieser Einwurf ist nun nicht so ganz neu; man muß nur darinn Newton von seiner Methode unterscheiden: Newton übernahm es, die mechanischen

Gründe

Gründe der Naturlehre und Sternkunde aufzufinden. Es gelang ihm, so weit er darinn gehen konte. Man sahe ihn deßwegen als einen großen Weltweisen an. Leibniz forderte nun, daß ein Philosophus omnibus numeris absolutus, nicht ein bloß mechanischer Naturlehrer, sondern auch ein Metaphysiker, Naturrechtslehrer, Moraliste, Politiker, ꝛc. seyn müsse. Da nun Leibniz sich auf seine Metaphysik etwas zu gute hielt, so suchte er Neuton in dieses Feld hineinzulocken. Dieser aber wolte mit den tricis Metaphysicis nichts zu thun haben. So weit Neuton. Seine Methode geht aber weiter, und selbst die metaphysischen Begriffe müssen sich nach derselben herausbringen und berichtigen lassen, wenn man nicht in leere Grübeleyen verfallen, oder unbewiesenes und verworrenes Zeug vortragen will. Der andere Vorwurf, der dem Verfasser gemacht worden, besteht darinn, daß man ohne mathematische Kentnis Newtons Vertrag nicht verstehe, weil dabey alles auf analytische Formeln und geometrische Constructionen ankomme; dieses sey aber für die meisten Lehrlinge zu schwer, und diene eher sie abzuschrecken, als aufzumuntern ꝛc. Diese Leute dachten nun freylich nicht an das, was Plato über seinen Hörsaal oder Schulthür schreiben ließ, und ungefehr so viel sagen will, daß, wer weder Zahl noch Maaß, weder Zirkel noch Lineal näher kennen und gebrauchen lernt, der thut besser, wenn er das Studiren ganz unterläßt. Der Verfasser beantwortet auch seiner Seits diese Einwürfe ganz gut, auch gebraucht er in diesem 2ten Bande die Newtonsche Methode besser als im ersten, freylich hat er auch einen gebähntern Weg vorgefunden, da die Gesetze der Bewegung und des Gleichgewichtes, die hier vorgetragen werden, schon so zimlich ins reine gebracht sind. Der Verfasser nimmt in den zween letzten Abschnitten noch die mechanischen Gesetze des Sonnensystems vor, und berührt auch die Kräfte, womit die Planeten in einander wirken. Er bemüht sich gleich anfangs, die bekannten Grundregeln, die Newton seinen Principiis vorgesetzt zu erläutern, und besonders macht er bey diesem Anlasse zwischen gleichartigen und ungleichartigen Ursachen einen Unterschied, auf welchen man allerdings Achtung geben muß, wenn man bey zusammengesetzten Wirkungen entscheiden will, was dabey addirt und was hingegen mit einander multiplicirt werden muß. Die Anwendung hat aber oft ihre beträchtliche Schwürigkeiten. Es ist zwar unstreitig, daß nur homo-

genea addirt werden können; Man sieht aber nicht immer so gleich ein, worinn die homogeneitaet zu setzen ist. Und dann folgt daraus nicht, daß die bloße heterogeneitaet schon Grundes genug sey, um an das multipliciren zu denken.

Sw.

B. L. Tralles de animae existentis immaterialitate et immortalitate cogitata. 1775. 8vo. Breslau bey Mayer. 12 Bogen, 1 Octavblatt.

Hr. T sagt in der Vorrede, daß man zwar nicht viel aber doch auch nichts Neues bey ihm zu suchen habe, und daß etwann auch die von ihm gewählte Art des Vortrages nicht ohne Nutzen seyn werde. Diese hat viel rednerisches, und dabey können alle Arten von Argumenten gebraucht werden. Wenn man dann schon nicht jedes einzeln genau abwiegt, so fühlt man am Ende doch, daß alle zusammen genommen ein nicht geringes Gewicht haben. Hr. T. nimt die Immaterialitat der Seele zuerst vor, und untersucht sehr umstandlich, ob im Gehirne das Geringste anzutreffen sey, das zugleich zur Materie des Leibes gehöre und eines Bewustseyns fähig sey. Verschiedene Weltweisen, und unter diesen auch solche, die dem Materialismus gar nicht anhiengen, haben zugegeben, daß in dem Gehirne so genannten materiellen Ideen den Gedanken der Seele entsprechen, oder daß wenigstens Empfindungen und Gedanken Spuren in dem Gehirne zurücke laßen. Hr. T. gibt zwar zu, daß die Seele eines gesunden und gut gebildeten Gehirnes bedörfe, er zieht aber ersterwahnte Spuren in Zweifel, weil sie sich gar nicht gedenken laßen. Dieser Grund ist nun wohl nicht hinreichend. Das ganze System der Begriffe und Erkenntnis eines Menschen ist dergestallt an das Nervensystem gebunden, daß z. E. bey einem Blindgebohrnen alle Begriffe von Licht, Farben, scheinbarer Gestallt der Cörper rc. wegbleiben, und wenn sie schon in der Seele ligen, doch erweckt werden, biß dem Blinden zu Gesichte geholfen wird. Eben so bekannt ist es, daß, wenn uns Begriffe, Sätze, Vorstellungsarten ja ganze Theile der Erkenntnis recht geläufig werden sollen, dieses nicht nur Aufmerksamkeit sondern wiederholte Uebung gebraucht, wodurch die Fibern dies Gehirns in der ihnen eingedruckten Bewegung beharren und ofte wiederum in dieselbe gesezt werden. In vielen Fällen kömmt noch eine ganz ähn-

ähnliche Uebung der Gliedmaaßen mit hinzu. Wer nur die Noten und die Tangenten der Orgel kennen gelernt hat, dem fehlt noch viel, biß er jedes auch noch so schweres Stück vom ersten Anblicke an vollkommen rein wegspielen kann. Hier müssen Augen, Kopf und Hände gleich geübt werden. Man lasse den grösten Organisten viele Jahre ohne Uebung, wie sehr werden die Muskeln, Nerven, Fibern ihre Eindrücke verlieren und wie mühsam wird dann die ehemalige Fertigkeit wieder erlangt! Wir wollen also vorerwähnte Spuren noch weiter in nichts als in der Fähigkeit suchen, die zu solchen Uebungen erfordert, und die dadurch zur Fertigkeit wird. Ferner wird z. E. von der Wahrheit eines geometrischen Lehrsatzes niemand überzeigt, bevor er den Beweis gelesen. Ehe demnach die mit der Vorstellung des Beweises verbundenen Bewegungen im Gehirne und theils auch in den dabey gebrauchten Sinnen vorgegangen, erweckt sich in der Seele der Begriff von der Wahrheit des Satzes eben so wenig als bey dem Blindgebohrnen die Begriffe der Farben. Daß aber beym Nachdenken die Fibern des Gehirns ohne daherrührende Bewegung seyn sollten, wird wohl deßwegen nicht zuzugeben seyn, weil man bey langem Nachdenken müde wird, einen stärkern Zufluß von Feuchtigkeit nach dem Gehirne, und etwann auch Kopfschmerzen empfindet. Jede Bewegung im Leibe zieht Feuchtigkeit gegen die bewegten Theile. Der Zufluß der Feuchtigkeit wird nach und nach grösser und schneller, und ist dann oft allein schon hinreichend die Bewegung ganz oder zum Theil fortzusetzen. Man erklärt hiedurch, warum das Bild der Sonne, nach dem man das Auge weggewendt oder geschlossen, noch lange in der Empfindung bleibt, warum man oft Gedanken nicht aus dem Sinne schlagen kann, warum zuweilen bey starkem Nachdenken, auch wenn man damit aufhören will, der Gegenstand sich doch wieder darstellt ꝛc. Gesetzt nun, daß der Zufluß der Feuchtigkeit sich das erstemal den Weg bähnen müße, und etwa eben dadurch das stärkere und schnellere Ermüden verursache, welches z. E. beym lernen oft die Kinder abschreckt und unwillig macht, so wird eben dieses Wegbähnen näher aufklären, daß Empfindungen und Gedanken Spuren im Gehirne zurücke lassen. Es macht übrigens alles dieses das Daseyn einer immateriellen substanz in dem Menschen nicht nur nicht entbehrlich, sondern noch eher mehr nothwendig. Denn so weit man immer den Mechanismus des Gehirns in Absicht auf Empfindungen und Gedanken aufklärt,

findet man noch nichts als ein überaus künstliches Clavir, das wenn nichts davon fehlt, alle seine Tangenten, Sayten und Register in brauchbaren Zustande hat, allenfalls mittelst eines Uhrwerkes mehrere Stücke herspielet, etwa auch die Sayten eines andern gleichgestimmten Clavires zum Zittern und Tönen bringt von allem diesen aber nicht das geringste Bewustseyn hat. Die Seele stellt sich alles, was Materie, Bewegung und Maschine heißt, als außer sich vor. In sich erkennt sie nichts als das Denken und Wollen und die mit dem Willen verbundene Kraft, die Gliedmassen des Leibes nach Gutfinden in Bewegung zu setzen, wiewohl, da die Seele eher die Folgen als das Thun dieser Kraft empfindet, indem keine bemerkbare Zeit zwischen beyden verfließt, diese Kraft von mehrern in Zweifel gezogen worden ist. Man hat aber vieleicht nicht genug auf die Fälle Achtung gegeben, wo die Seele erst lernen muß dem Leibe mehrere Bewegungen zugleich zu geben. Wer darüber selbst einen sehr leichten Versuch machen will, der bemerke an beyden Händen 4 oder 5 Finger ohne Ordnung und setze sich vor, dieselben mit einem male und geschwinde in die Hand legen, so daß die übrigen ausgereckt bleiben. Hier ist erstlich der blosse Vorsatz. Dieser macht aber die Sache nicht aus. Um ihn zu erhalten muß die Seele erst lernen gewiße Bewegungen zugleich herfür zu bringen. Sie versucht es erst mit einer, dann mit zwo, und so nach und nach mit allen, und widerholt es biß es gelingt. Ein angehender Flöten oder Clavirspieler macht es nicht anders. Dieser Vorsatz und dieses Lernen läßt sich durch einen bloßen Mechanismus nicht erklären. Bey einer Maschine würde der Vorsatz ein äußerer Druck oder Antrieb seyn, und da voraus gewählte Theile in Bewegung kommen sollen, so müßte dieser Drucke je viel Verstand haben, sich so lange anders zu äußern biß die verlangten Theile der Maschine die verlangte Bewegung erhalten. In mechanischen Dingen richtet sich die Kraft nicht nach der Wirkung sondern die Wirkung nach der Kraft. Hier ist es umgekehrt. Die Wirkung ist voraus bestimmt, und dir Kraft muß derselbe gemäß modificirt werden. Dieses aber muß erst erlernt oder gar ausstudirt werden. Dazu aber gehört ein Wesen, das Bewußtseyn und Ueberlegung hat, und die Kraft äußern und zur Thätigkeit bringen kann. Wir haben uns übrigens nicht ohne einigen Vorsatz bey diesen Betrachtungen aufgehalten, da sie manchem Leser zu fernern Nachsinnen Anlaß geben können, und wie wir hoffen, selbst dem

Hr.

Hr. T. nicht zuwider seyn werden. Wir übergehen die von ihm gebrauchten und größtentheils bekannten moralischen argumente, die unstreitig eine nicht geringe Stärke haben und nichts weniger als Speculationen oder Grübeleyen sind. Uber diß hängt das wirkliche Denken und Wollen der Seele nach dem Tode des Leibes sehr stark von dem göttlichen Willen und dem demselben gemäß getroffenen Lauf der Dinge in der Welt ab, so daß, da wir von dem Zustande der Seele nach dem Tode nichts a posteriori wissen können, die von dem göttlichen Willen, von der Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes hergenommene Gründe das meiste entscheiden müßen.

Sw.

---

7) Mathematik.

Herrn Georg Simon Klügel, öffentlichen Lehrers der Mathematik zu Helmstädt, Abhandlung von der besten Einrichtung der Feuersprützen zum Gebrauche des platten Landes, welche die eine Hälffte des von den König. Preußischen General- Ober- Finanz- Kriegs- u. Domainendirectorio auf das Jahr 1772 ausgesetzten Preises gewonnen hat, nebst den die andere Hälffte des Preises und die nach vorläufig angestellten Versuchen wirklich geschehenen Verfertigung einer der Preisfrage gemässen Feuersprütze betreffenden Anzeigen. Berlin 1774 im Verlag der Buchhandlung der Realschule. (5 Bogen Text, in 4; 2 Kupfer in Fol.)

In Absicht auf die Anfertigung der Sprützen um den bestimmten Werth von hundert Thalern, hatte sich der Handfeuersprützenmacher Insel in Berlin am besten legitimirt. Der Preiß wurde also zwischen ihm und dem H. Prof. Klügel getheilt; und jener erbot sich, eine Sprütze nach des letztern Maaßen zu verfertigen. Sie wurde, unter Aufsicht des Oberbaurath und Professors H. Lambert,

mit vier bereits vorhandenen und besonders dazu ausgesuchten Sprützen verglichen, und der Erfolg dieser Versuche wird hier beschrieben und geprüfet, auch in einer angehängten Vergleichungstabelle neben einander gesetzt. Sie fallen sehr zum Vortheil der Klügelischen Sprütze aus. Denn 12 Arbeiter treiben, in einer Minute, auf eine Höhe von 60 Füssen, mit den schlechtesten der alten Sprützen nur 198 Pfunde Wasser, mit der besten 263, und mit der neuen bis 669 Pfunde.

Bey Gelegenheit dieser Versuche werden verschiedene sehr wichtige und practische Anmerkungen gemacht, z. B. Die fürnehmste Ursache des Unterschiedes, zwischen den berechneten und den durch Versuche bestimmten Höhen, ist darin zu suchen, daß bey engern Gußröhren das Wasser sich leichter und früher in Tropfen zertheilet als bey weitern. Hieraus ziehet man die wichtige Folge, daß die Oeffnung des Gußrohres zu der Geschwindigkeit, mit welcher das Wasser heraus fähret, gehörig proportionirt werden müsse. Sonst kann es sich zutragen, daß, wenn man durch eine engere Röhre verhofft, das Wasser desto höher zu treiben man es nicht so hoch treibt, sondern daß man mit gleicher Kraft, durch eine weitere Röhre, noch mehr Wasser zu eben der Höhe hätte bringen können. Die Versuche geben, daß für eine Höhe von 60 Fuß eine Fußröhre von 6 Linien Oeffnung im Durchschnitt ganz recht ist. Ferner wird auch untersuchet, welcher Abänderungen die gecrönte Sprütze, in mehrern Absichten fähig ist: was sie nehmlich für Würkung haben würde, wenn man die Weite der Stiefel, des Gußrohres, oder die Anzahl der Arbeiter änderte, und alles übrige beybehielte.

Hierauf folgt nun die Preisschrift selbst. Sie ist kurz (nur zwey Bogen lang,) ohne affectirte Auskramung von mathematischen Tieffinn, und dabey verbreitet sie sich doch über Theorien sowohl, als über das Handwerksmäßige bey würklicher Verfertigung der Sprützen, und giebt Ursache an von der vorgeschlagenen Einrichtung aller und jeder einzelnen Theile. Sie hat, aus Sparsamkeit, keinen Windkessel, auch nur einen Stiefel, aber mit doppelten Kolben, so daß er beym auf- und niedergehen Wasser giebt. Die Bearbeitung (das Manöver beym Gebrauch) geschieht durch Schiebstangen, weil da mehr Arbeiter angesetzt werden und ununterbrochen arbeiten, auch es länger aushalten können. Das Gestelle ist ein Schlitten; der aber auf einem

Wa-

Wagen an Ort und Stelle gebracht und da abgehoben wird. Herr Klügel ziehet die Muschelventile allen andern vor. Die Kolben sind, nach gewöhnlicher Einrichtung, von ledernen Scheiben. Die Leitröhre darf nicht zu enge seyn, wegen Verminderung der Geschwindigkeit; und nicht zu weit, wegen des Zerplatzens — vielleicht sind 3 oder $3\frac{1}{2}$ Zoll die rechte Weite. Das Gußohr muß durchaus nicht conisch seyn, weil die Beschleunigung geringer und das Reiben grösser ist, als in der cylindrischen. Die Ursache wird hier fein entwickelt, aber dabey eingestanden daß sie sich nicht berechnen lasse. Wir wissen gleichwohl nicht, ob die angegebene Ursache nicht auch bey der blos durchlöcherten Platte statt finden müste, wo doch der zusammen gezogene Wasserstrahl zu erkennen giebt, daß die sich gänzlich überlassenen Wassertheilchen nicht eben der ungehindertsten Bewegung folgen. Der H. Verf. hält ein Gußrohr, das aus einem Kegelstück und Cylinder gehörig zusammen gesetzt ist, in Absicht auf die Wassermenge für das vortheilhafteste.

Sp.

Gesammelte Nachrichten von dem Verfahren der Holländer, wenn sie wasserdichtes Mauerwerk machen. In Zwey Sendschreiben, nebst beygefügten zwoen Kupfertafeln, einem guten Freunde mitgetheilt von *. Dreßden und Leipzig, in der Gerlachischen Buchhandlung. 1774, 8. zwey Bogen.**

Ziegel und Traß sind die Materialien dazu. Es wird also hier zuerst eine Nachricht, von der Verfertigung und den verschiedenen Arten, Maaßen und Preißen der holländischen Ziegel gegeben. Wir sind gleichfalls der Meynung, daß in der sorgfältigen Zubereitung der Erden und im guten Brennen der wahre Grund liege, von der vorzüglichen Güte der holländischen Ziegel, und warum in Holland, der häuffigen Regen, und sehr feuchten Nebel ohngeachtet die flachesten Ziegeldächer sehr lange in gutem Stande verbleiben. Bey der Beschreibung der Kleymühle finden wir noch einige Schwierigkeit und Dunkelheit; und doch haben wir selbst dergleichen, in der Gegend um Leiden, gesehen; aber freilich nicht von innen, weil der Be-

ſitzer ſauer daran gieng, ſie zu öffnen und wir ihm, zum Dank für ſeine übrige Bereitwilligkeit, nicht verdrüßlich machen wollten. Wir ſehen den Nutzen des mitlern, in die Höhe ſtehenden, Meſſers nicht ein; auch iſt die Lage der drey Meſſer, an jedem Zweige, nicht beſchrieben und in der Zeichnung falſch vorgeſtellet. Was ſteht ſchröge: die Zweige an der Spindel, oder die Meſſer an den Zweigen? dem Text nach, iſt erſteres; der Zeichnung nach, letzteres. Was iſt der Grund von dem einen oder dem andern? da, unſern Gedanken nach, die Zweige mit der Spindel, und die Meſſer mit den Zweigen, rechte Winkel machen ſollten, und zwar ſo, daß die Schneide der Meſſer ſenkrecht, und die Klinge quer über den Zweigen ſtünde. Endlich begreifen wir nicht, warum das Loch, im abgeſchnittenen Stücke Kleyerde, nur ſo groß gezeichnet iſt, wie die Spindel? noch weniger, wie es, über dem ziemlich breiten Pfannenbalken, ſo glatt und gerade in zwey Theile brechen kan, als es die Figur vorſtellet?

Der zweyte Brief beſchreibt den Bau des waſſerdichten Behältniſſes, nach dreyerley Methoden. Wir begnügen uns, ein Verfahren dabey anzuführen, aus dem man wenigſtens die Sorgfalt der holländiſchen Bauleute abnehmen kann, die man allezeit hoch zu ſchätzen hat, auch da, wo ſie vergebens iſt. Damit, während den Bau, das Quellwaſſer nicht die untern Lagen aufhebe; ſo werden in dieſen Lagen runde Oeffnungen gelaſſen und mit eingeſetzten bleyernen Röhren verſehen, in denen das Waſſer, zu ſeiner gewohnlichen Höhe, aufſteigen und ſich alſo Luft machen kann. Dieſes Mittel ſcheint uns ohne Würkung zu ſeyn. Denn wenn nun das Waſſer, in der Röhre, zu ſeiner Höhe geſtiegen iſt; ſo höret es deswegen nicht auf, von unten gegen den Boden des Gemäuers eben ſo ſehr zu preſſen, als wenn keine Löcher und keine Röhren da wären. Man darf ſich nur hierbey an den bekannten Mariotiſchen Verſuch, mit dem beweglichen mit Gewichten beſchwehrten Faßboden, und der eingeſetzten mit Waſſer gefüllten Röhre, erinnern. Könnte das geſtiegene Waſſer irgendwohin abflieſſen, ehe es ſeine völlige Höhe erreichte; ſo würde dadurch der Bau, mehr oder weniger erleichtert. Daß aber dieſes der Fall nicht ſey, erhellet aus der Nachricht, daß die obige Röhren etwas länger ſind, als daſiger Orten das Waſſer aufzuſteigen pfleget. Es bleibet alſo in den Röhren ſtehen und wendet blos denjenigen Theil des Drucks des Quellwaſ-

ſers

sers vom Gemauer ab, der auf die Basis der Hölung der Röhren würcket, und der mit dem Ganzen in gar keine Vergleichung kommt. Es müste denn seyn, daß man mit der Röhre gerade die Oeffnung der Quelle getroffen, und, in Absicht auf das Gemauer, so gut als verstopft hätte. Daß aber dieses der Fall wieder nicht sey, schließen wir daraus, weil nur überhaupt gesagt wird, man lasse in einem solchen Boden eine, auch wenn das Behältnis groß ist, mehrere Oeffnungen. In der That wäre es auch so gut als unmöglich, die Quelle, zumal in einem Boden wie Holland hat, so in Röhren fassen zu wollen, daß nichts beyhin liefe. Läuft aber Wasser beyhin; so ist es eben so viel, als wenn gar keines in die Röhre käme. Ist der Bau fertig, und hat alles gehörig gebunden; so werden die Röhren dem Boden des Behältnisses gleich abgehauen, und mit einem in Talg getauchten Gorksspunte, oder mit starkem Traß und Steinen, verstopfft.

Pi.

J. Fr. Ungers Entwurf einer Maschiene, wodurch alles, was auf dem Clavier gespielet wird, sich von selber in Noten setzt. Im Jahr 1752 an die Königl. Akademie der Wißenschaften zu Berlin eingesandt, nebst dem Hrn. Director Euler darüber geführten Briefwechsel und einigen andern diesen Entwurf betreffenden Nachrichten. 1774. 4to. Braunschweig in der Waisenhausbuchhandlung. 50 Quartseiten, nebst Vorrede. 8 Kupferbl.

Der Wunsch, den die hier angezeigte Maschine erfüllt, mag schon manchem Virtuosen im Sinn gekommen seyn. Indeßen wird, so viel bekannt ist, erst im Jahr 1747 in den Englischen Transactionen öffentlich davon Erwähnung gethan, wo ein Geistlicher, Namens Creed, als derjenige angegeben wird, welcher auf die Erfindung einer solchen Maschine mit einigem Erfolge bedacht war. Hr. Unger fiel seinem Angeben nach bereits im Jahr 1745 auf eben solche Gedanken. Einige Jahre nachher gelang ihm die Sache so weit, daß er 1749 die Zeichnung der Maschine an die K. Akademie zu Berlin einschickte, in Hoffnung,

daß

daß sie daselbst durch einen geschickten Mechanicus zu Stande würde gebracht werden. So viel wir aus den Memoires der Berlinschen Academie 1771 sehen, geschahe dieses bereits 1749. Es fand sich auch Hr. Hohlfeld, welcher bey der ersten Nachricht von einer solchen Maschine, so gleich auf die Art verfiel, sie nicht nur zu Stande, sondern auch bey jedem Claviere anzubringen, und sie auch wirklich verfertigte. Er hatte schlechten Dank davon, da diejenigen, die sie vor der Erfindung als das nützlichste und wünschenswertheste ansahen, nach der Erfindung nichts mehr davon wißen wollten, sondern nunmehr anfingen, ein Clavier zu wünschen, wo die Töne, so lang man wollte, fortdauren sollten, wie bey der Geige. Der gute Hohlfeld erfüllte auch diesen Wunsch, und starb. Hrn. Unger gieng es kaum beßer. Seine Abhandlung und Zeichnungen sollte in den Memoires der Academie ohne vielen Verzug erscheinen. Sie blieb liegen. Und da nun endlich die Holfeldsche Maschine darinn vorkömt, so hat Hr. Unger endlich den Entschluß gefaßt, seine Erfindung selbst bekannt zu machen, und alle die Beweisstücke beyzufügen, wodurch er darthun kann, wie es mit seiner Erfindung zugegangen. Die Maschine selbst hat mit denjenigen, wodurch die Länge und Stärke des durchlaufenen Weges sich selbst auf einem Papiere abzeichnet, sehr viele Aehnlichkeit. Man gedenke sich, um die Sache am einfachsten anzuzeigen, unter den Tangenten des Claviers ein Papier, so mittelst zwoer Walzen durchgezogen werden kann. Unten an jeder Tangente sey ein Bleystift, so biß nahe an das Papier reicht. Drückt man die Tangente herunter, so berührt das Bleystift das Papier, und weil dieses immer fortrückt, so zieht das Bleystift Linien darauf, welche durch ihre Länge die Dauer des Tones, durch ihre Lage aber den Ton selbst bestimmen. Dieses ist die Einrichtung überhaupt. Es kommen aber noch alle die besondern Bestimmungen hinzu, wodurch die Maschine bequem und zum Gebrauche sicher gemacht wird, z. E. daß beym starken Herunterdrücken das Papier nicht durchstochen werde rc.

Rostens astronomisches Handbuch. Neue Auflage. Vierter und letzter Band. 1774. 4to. Nürnberg in der Peter Monatschen Buchhandlung. 1 Alphabet. 17 Kupfer.

Wegen

Wegen vieler Geschäfte hat Hr. Dr. Kordenbusch die grammatische Verbeßerung des Textes nebst der Verfertigung des Registers einem andern übertragen. Für sich behielt er folgende Zusätze: 1) die Wargentinschen Jupiterstrabantentafeln aus dem lateinischen in das deutsche zu übersetzen; 2) die Instrumente der practischen Sternkunde selbst mit anzuhängen. Die zum dritten Bande gehörigen sphärischen Tabellen, nebst der daselbst versprochenen Nachrede soll künftig a parte heraus kommen. Wir haben uns äußerst verwundert, daß Hr. Dr. K. von den neuen Wargentinschen Tafeln gar nichts zu wißen scheint, weil er die, so 1741 in den Actis upsaliensibus das erstemal herausgekommen, hier liefert, an welchen Hr. Wargentin seit der Zeit so viel gebeßert und nachgeholt hat.

J. G. Stegmanns kurze Beschreibung einer Saug- und Druckpumpe, wie beyde angewendt und gebraucht worden zu einer Brust- und Milchpumpe, verschiedenen Arten von Sprützen, Schröpf- und Ranchtobacks-Klystirinstrumenten, nebst einer Anzeige eines besondern Rauchtabacks-Klistirinstruments. 1774. 8vo. $1\frac{1}{4}$ Bogen, 1 Kupferbl. Cassel, in der Waysenhausbuchdruckerey.

Wir können die Anzeige des Titels genug seyn laßen, da derselbe den Inhalt umständlich genug anzeigt. Bey den Instrumenten hätten die Maaße angegeben werden sollen.

L. Voch Lexicon über die Hydraulick und Hydrotechnik oder Handbuch der Kunstwörter bey dem Brunnen und Waßerbau. 1774. 8vo. Augsburg bey Lotter. 7 Bogen.

Die Sprache hat in Ansehung der Künste, Handwerker, so wie des Hauswesens in besondern Provinzen Deutschlandes einen ihr eigenen Schwung genommen, und geht oft von einem Dorfe zum andern in der Auswahl der Benennungen und Redensarten von sich selbst ab. Daher so oft der Wunsch geäußert worden, daß die, welche Kräuter,

ter, Ungeziefer, Werkzeuge ꝛc. in ihren Schriften nennen, sich um Namen umsehen möchten, die allgemeiner bekannt sind. In den gewöhnlichen Wörterbüchern herrscht in dieser Absicht ein allgemeiner Mangel, da ihre Verfaßer gewöhnlich nur das mitnehmen, was im engern Verstande zur Prose und Poesie gehört, eigentliche Kunstwörter und was nicht gemeinsames Deutsch ist, so zimlich weglaßen. Der Verfaßer empfand diesen Mangel in Ansehung der Brunnen und Waßerbaukunst, und bemüht sich, das, was dabey in verschiedenen Provinzen Synonyma sind, in Form eines Wörterbuchs zu ordnen. Von diesen wird gewöhnlich eines erklärt, die übrigen aber auf das, so erklärt worde, verwiesen. Es ist ein Versuch, welcher durch fernere Bemühung vollständig werden kann, zumal wenn die Kunstbeflißene in jeder Provinz mit dazu wollten beytragen helfen, da es ihnen doch am meisten daran gelegen ist, sich untereinander zu verstehen. Es würde gut gewesen seyn, mit anzuzeigen, aus welcher Gegend jedes Wort sich herschreibt, zumal solche, deren Herkunft nicht so gleich errathen werden kann. Doch dieses kann künftig nachgeholt werden, da wir wünschen, daß der Verfaßer seine Bemühung fortsetzen, und auch in andern Künsten und Gewerben gute Nachfolger finden möge.

J. M. Hassencamp kurze Geschichte der Bemühungen, die Meereslänge zu erfinden. Zweyte sehr vermehrte und verbeßerte Auflage. 1774. 8vo. Lemgo in der Mayerschen Buchhandlung. 8½ Bogen.

Diese zweyte Auflage hat um die Helfte mehr Blätter. Die Vermehrung besteht theils darin, daß hier eine Zuschrift hinzugekommen, theils daß auch von den in beyden vorgehenden Jahrhunderten vorgefallenen Bemühungen, den Weg des Schiffes und die Länge zur See zu bestimmen, Nachricht gegeben wird. Hin und wieder sind auch Erläuterungen und Beyspiele eingeschaltet.

D.

J. H. Hetmuth Gestirnbeschreibung nach den von Bayer gebrauchten griechischen Buchstaben, und den

den seit seiner Zeit an der scheinbaren Größe der Sterne geschehenen Veränderungen. 1774. 8vo. Braunschweig, in der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung. 24 Bogen. 3 Kupferbl.

Personen von gesitteten Ständen haben sich auch gegen den Verfaßer darüber beschwert, daß die astronomischen Lehren für sie zu hoch, die Größe und der Abstand der Weltkörper zu unglaublich groß, und der Nutze der vor einigen Jahren gemachten weitläuftigen Anstalten zur Beobachtung des Durchganges der Venus gar nicht abzusehen sey. Freylich können solche Personen den Nutzen aller weitläuftigen Anstalten zu einem Carrousel, oder Balmasqué, oder Schlittenfahrt oder Parforce-Jagd desto beßer einsehen, je mehr sie selbst Antheil daran zu nehmen die Gelegenheit haben. Hr. H. wünschte daher eben solchen Personen darinn dienlich zu seyn, daß er sie in Stand setzen will, nebst ihren irrdischen Vergnügungen auch diejenigen zu genießen, die ihre Quellen in den Tiefen des Firmaments haben. Er machte sich in einem gedruckten Blatt anheischig, die ersten Gründe der Sternwissenschaft auf eine solche Art abzuhandeln, daß auch solche Leser, die der Mathematik unkundig sind, die astronomischen Wahrheiten mit Gewißheit erkennen, und sich aus eigener Einsicht davon überzeugen könnten. Hr. H. schickt nun hier die Gestirnbeschreibung voraus, weil sie für den übrigen Theil seines Werkes zu weitläuftig gerathen war. Er betrachtet hier den gestirnten Himmel nach vier verschiedenen Jahrszeiten, theils, weil man in Europa nicht alle Sterne zugleich sieht, theils, weil der Stand der Sternbilder in Ansehung der Weltgegenden sich nach den Jahrszeiten abändert. Nach diesem Entwurfe erstreckt sich seine Anleitung auf die Kenntnis aller der Sterne, die Bayer mit Buchstaben benennet hat, und am Ende fügt der Verfaßer noch eine umständliche Vergleichung der Bayerschen und Doppelmayerschen Buchstaben bey. Auch bemerkt er diejenigen Sterne, die dermalen eine andere Größe zu haben scheinen, als sie zu Bayers, oder beßer zu sagen, zu des *Tycho Brahe* Zeiten hatten.

Dem Werke ist eine Einleitung vorgesetzt, wo einige geometrische und sphärische Namen und Kunstwörter erklärt werden. Denn freylich müßen diejenigen, die gern auch etwas

etwas von den Sternen wissen möchten, doch wenigstens so viel Geometrie besitzen, daß sie Triangel von Vierecken, so wie auch senkrechte Linien von gleichlaufenden unterscheiden können. Wir fügen der Anzeige dieses Werkes so gleich noch folgendes bey.

M. Fr. W. Heyn Versuch einer Naturgeschichte des gestirnten Himmels. 1774. 8vo. Dresden, in der Waltherschen Hofbuchdruckerey. 45½ Bogen. 2 Kupferbl.

Die zwey Kupferblatten sind Coniglobia, die man aufziehen und zum Aufsuchen der Sterne gebrauchen kann. Den meisten Sternen sind die Beyerschen Buchstaben beygesetzt, und der südliche Theil ist mit des *La Caille* neuen Sternbildern bereichert. Der Verfasser liefert zu erst die Geschichte der Sternkunde, und sucht begreiflich zu machen, wie man nach und nach darauf verfallen, sich die scheinbare Bewegung der Sterne vorzustellen. Die Circul der Sphäre werden bey diesem Anlasse erklärt. Hierauf wird die Entstehung des Weltbaues nach den Begriffen der Alten angeführt, und diejenige Art beygefüget, die der Verfasser als die wahrscheinlichste ansieht. Doch ehe er die Erzählung von des Descartes und Whistons Lehrbegriffen verläßt, findet er nöthig, sich für solchen Leuten, die dem berüchtigten Stauzius gleichen, zu seegnen, oder wie es im alten Sprüchworte lautet, für denselben ein Creutz zu machen. Er gebraucht die Attraction, wo ein Scheidekünstler Affinitäten gebrauchen würde. Nemlich anfangs war alles ein Chaos, darein aber doch solche Kräfte geprägt waren, daß das Ungleichartige sich trennen, das Gleichartige sich gesellen, und an unzähligen Orten Mittelpuncte entstehen mußten, gegen welche die Materien von allen Seiten her sich hinzogen, und beym Anhäufen förmliche Kugeln bildeten, welches dann nunmehr die Körper der Firsterne und Irrsterne sind. Die dabey vorkommende Subordination leitet auf den Gedanken eines Centralcörpers des ganzen Weltsystems, und fällt auf die Vermuthung, daß Sirius dieser Körper seyn möchte. Diese Vermuthung könnte eben so gut auf den Canopus fallen, welcher dem Sirius an Glanz und Größe nichts nachgeben soll. Hr. H. nimmt hierauf die Sternbilder vor, und fügt jedem seine mythologische Geschichte bey.

Der

Der Stand des Himmels in jedem Monate gibt sodann Anlaß, die Sternbilder leichter kennen zu lernen. Endlich nimmt der Verfasser auch die Planeten vor, und bringt dabey so ziemlich alles vor, was sich erzählungsweise davon sagen läßt. Den Beschluß macht ein Anhang, wo der Gebrauch der Sternkegel in Aufgaben gewiesen wird. Der Verfasser hat überhaupt gute, auch die neusten astronomischen Schriften genützt. Er zeigt den Weltbau besonders auch als das Werk des Allerweisesten. Sein Vortrag ist deutlich und unterhaltend, und so wird dieses Buch vorzüglich Anfängern sehr gute Dienste leisten.

Eine biblisch-astronomische Abhandlung, in welcher erwiesen wird, daß die Copernicanische Meynung vom Weltbaue der heiligen Schrift nicht entgegen sey; anfänglich als eine Glückwünschungsschrift einem herzlichgeliebtesten Vater an seinem Geburtstage, den 24. des Hornungs 1765 übergeben, nun aber zum Druck befördert, von desselben Sohne, einem Prediger und Liebhaber astronomischer Wissenschaften. Nebst einer Abhandlung von den Vorbedeutungen einer Mondensinsterniß am Geburtstage. Frankfurt und Leipzig, bey Adam Friedrich Böhme. 1774. (11 Bogen in 8. mit 1. Kupfer.)

Ob wir gleich nicht so recht wissen, wem zu gefallen heut zu Tage diese Gründe, die grösstentheils schon so oft und so lange her gesagt worden sind, aufs neue gesagt werden: denn wer mit gutem natürlichen Verstande begabt, und mit der Astronomie nur etwas bekannt ist, wird sie leicht selbst finden: und wer die Astronomie gar nicht kennet, wird die Gründe dennoch nicht verstehen: und wem Aberglaube mehr gilt, als Menschenverstand, sie nicht gelten lassen; so wollen wir doch gerne gestehen, daß sie, an sich betrachtet, so wie auch die Art ihres Vortrages, unsern Beyfall haben. Auch entkräftet den vorigen Tadel der H. Verf. in der Vorrede dadurch, daß er ihn einräumet, und versichert — die Abhandlung sey erst dem Druck bestimmt worden, da in den Dresdner gelehr-

ten Anzeigen, im J. 1766 und 67, diese Streitfrage, als eine noch unausgemachte, wieder öffentlich zu beantworten sey vorgegeben worden. Aber nicht so leicht verzeihen wir einem so bescheidenen und von vielen Vorurtheilen seines Standes so entfernten Manne den in der Zuschrift geäusserten Gedanken; die großen Weltkörper sind nur da, dem Menschen sein Alter in diesem Leben abzumessen, (dazu wären, ohnmaßgeblich, einige wenige hinreichend gewesen) und wenn sie ihm diesen Dienst werden gethan haben, so sind sie nichts mehr.

Nach einer vorläufigen kurzen Geschichte und Erklärung des Copernicanischen Systems, werden, in der ersten Abtheilung, diejenigen Beweise vorgetragen, welche durch die Untersuchung verschiedener Stellen der h. Schrift entstehen. Es wird nehmlich von den vornehmsten Stellen, die man gegen das System anzuführen pflegt, dargethan, daß sie theils weder für noch gegen dasselbe reden, theils ganz füglich und ungezwungen sich nach ihm erklären lassen. Zu dem Ende wird gezeigt, in welchem Falle man von der buchstäblichen Bedeutung abgehen müsse. Alles dieses ist gut, aber, wie wir glauben, viel zu umständlich und zu ängstlich. Man räume kurz und gut ein, die Schrift spricht so, wie damals alle Leute sprachen, und wie sie noch jezt sprechen; solte sie etwa anders reden?

Die andere Abtheilung enthält Beweise, die von der Gütigkeit Gottes hergenommen sind, die sich in der Offenbarung durch die Werke der Natur zeigt. Wäre (so argumentirt der H. Verf.) erweislich, daß wir die Gütigkeit Gottes aus den Augen setzten, wenn wir den so natürlichen Weltbau der neuern Astronomen verwürfen; so würde eben daraus folgen, daß man der h. Schrift keine Ehre anthue, wenn man sagen wolte, daß sie es sey, die ihm widerspreche. Das erste wird so bewiesen: Gott hat sich uns durch die Ordnung im Weltbau zu erkennen geben wollen: es ist ein Beweis seiner Gütigkeit, wenn er es auf eine für uns leicht zu begreiffende Weise gethan hat. Nun ist der Copernicanische am leichtesten zu begreifen; wer also einen schwerern für wahr hält, der hält Gott für minder gütig. u. s. f. Unsers Theils glauben wir, Gott habe die weisesten Gesetze zu seinem Weltbaue erwählet; ob diese für uns immer die faßlichsten sind, lassen wir dahin gestellt seyn. Wie, wenn der Gegentheil sagte: Gott ist unbegreiflich, sollen wir ihn

also

also aus seinem Weltbau dafür erkennen, so muß uns dieser auch unbegreiflich seyn. Dergleichen Beweisgründe scheinen uns schwerer und zweifelhafter, als die Sache selbst, die man mit ihnen erweisen will. Nachdem der H. Verf. die vortrefliche Uebereinstimmung des Copern. Weltbaues mit den Gesetzen der Natur gezeigt hätte; so war noch übrig, die schlechte Uebereinstimmung der übrigen Systeme mit der Natur zu zeigen. Er verweiset aber hier, wie billig, bloß auf astronomische Werke, und begnüget sich, es an einer einzigen Hypothese, nehmlich des seel. D. Val. Ernst Löschers, darzuthun. Denn er glaubet, wenn es sich an dieser zeigen lasse, so gebe es eine grosse Rechtfertigung für das Copern. System (wenigstens zernichtet es die Einwürfe dieses D. Löschers); denn wenn jemand geschickt gewesen wäre, einige Unrichtigkeiten darin zu zeigen, so würde dieser Mann solches zu leisten im Stande gewesen seyn (wir dächten umgekehrt: da das Löscherische System so ganz und gar unsystematisch ist, wie unser H. Verf. hier umständlich darthut; so war jener wohl nicht der Mann, der das Copernicanische umstürzen kunnte, gesezt auch, daß es nicht so gar feste stünde, als es würklich stehet.)

Die dritte Abtheilung, von Beweisen, welche aus den Hindernissen sich ergeben, die verursachet haben, daß der Copern. Weltbau bey vielen Widerspruch gefunden hat. Vorurtheile, stolze Unwissenheit, Faulheit, Aberglauben, Pabst, H. Officium, Scheiterhaufen — — alles dieses ist doch wohl genug, einer, mit allem was man für heilig hält, und bisher mit innigster Ueberzeugung zu wissen glaubte, im Widerspruch begriffenen Wahrheit eine Zeit lang im Wege zu stehen, und nur ganz stille, verzagte, oder wohl gar unter dem feindlichen Haufen fechtende, Anhänger zu verstatten. Und dennoch ist diese Wahrheit, zum Beweis ihrer unwiderstehlichen Kraft, durch alle diese Hindernisse durchgedrungen. Man lese die Galiläische Abschwörung (vox faucibus haeret!) des Copernicanischen Systems (von der hier eine Abschrift gegeben wird) — corde fincero & fide non ficta, abjuro, maledico et detestor suprà dictos errores et haereses — (solem esse centrum mundi, et immobilem esse, et terram non esse centrum, ac moveri,) und frage sich ein wenig, zu welcher Hypothese man etwa damals sich öffentlich würde bekennt haben!

Die kurze Abhandlung von den Vorbedeutungen einer Mondenfinsterniß am Geburtstage; bey Gelegenheit, als an dem Geburtstage eines ehrwürdigen Greises eine Mondenfinsterniß einfiel, aufgesetzt von desselben Sohne. 1766. — hat uns ganz und gar nicht erbauet. Was braucht es viel Fragens, was eine Finsterniß bedeutet? Was sie am Geburtstage bedeutet? Was der etlich und siebenzigste Geburtstag etwa bedeuten mag, dächten wir ohne Mondsfinsterniß voraus zu sagen. Und denn, weil doch nun einmal die Frage aufgeworfen war; so hätten wir uns wenigstens auf eine etwas bessere Antwort besonnen, als: die heutige Mondverfinsterung hat nichts ausserordentliches zu bedeuten! weiter nichts, als daß der Mond auf einige Viertelstunden nicht so helle scheinet, als zuvor und hernach. (das bedeutet ja die Finsterniß nicht, sondern das ist eben die Finsterniß, daß er nicht scheint!) Und nun kommen physische Nothwendigkeit, und festgesetzte Naturgesetze, und der Drache, und die Trummel, und der Satan mit seinem Mummenwerk, und eine ganze Reihe von Schriftstellen, daß man ihm und seiner Brut den ägyptischen und chaldäischen Astrologen ja nicht glauben, sondern es wie der Hiob machen soll, der mit großer Zufriedenheit über sich selbst fragt: habe ich das Licht angesehen, und den Mond wenn er voll gieng? Wir glauben nicht, daß unsere Zeiten und Gegenden hauptsächlich wegen abgöttischer Verehrung des Vollmondes merkwürdig sind. Ueber die Drangsalen, die er bey seiner Verfinsterung zu dulten hat, haben wir noch hin und wieder ein frommes Müttergen seufzen hören, auch wohl weinen sehen: diese mögen sich denn künftig damit trösten, daß es nichts zu bedeuten habe.

Pi.

---

8) Naturlehre, Naturgeschichte und Chymie.

Beyträge zur allerältesten und natürlichen Historie von Hessen; oder Beschreibung des Habichwaldes und

und verschiedener anderer Niederhessischen alten Vulcane in der Nachbarschaft von Cassel, von Rud. Erich Raspe. Cassel, bey Cramer. 1774. Sechstehalb Bogen in Großoctav, mit einem Kupfer.

Der Verf. erweist auf eine überzeugende Art, daß einige Berge um Cassel ehedem wahre Vulcane gewesen seyn müssen. So wohl das äussere Ansehen dieser sich von den übrigen Bergen dieser Gegend sehr unterscheidenden Berge, unter welchen der, worauf der sogenannte Winterkasten angelegt ist, einer der bekanntesten ist, als auch ihre innere Beschaffenheit, und die Materien woraus sie bestehen, die der Verf. einzeln erzählt, kommen mit dem, was man bey andern Vulcanen bemerkt hat, vollkommen überein.

X.

Joh. Jac. Ferbers Beyträge zu der Mineralgeschichte von Böhmen. Berlin, bey Himburg 1774. in groß 8. 11½ Bogen, mit einem Kupfer und einer grossen illuminirten Karte.

Des Verf. gründliche Einsichten in diese Art von Gegenständen ist so bekannt, daß gleich ein jeder Kenner um so viel begieriger auf diese kleine Schrift seyn wird, da der Kaiserl. Königl. Hof die Bekanntmachung aller die dortigen Bergwerke angehenden Nachrichten verboten hat.

Ausser ein paar Aufsätzen vom Hrn. Prithner zu Prag, erhalten wir hier von dem Verf. selbst eigne Bemerkungen über die vornehmsten Böhmischen Bergwerke, von denen manche so sehr merkwürdig sind. Unser Verf. kennt sie aus eignen Befahrungen und sorgfältig eingesammelten Nachrichten. In der Gruben-Karte werden die Joachimsthaler Bergwerke vorgestellt.

Ein eben so wichtiges Werk dieses vortreflichen Mineralogen ist:

Joh. Jac. Ferbers Beschreibung des Quecksilberbergwerks zu Idria in Mittelcrain. Berlin, bey Himburg. 5¼ B. in groß 8. und 3 Kupfer.

Man macht in Idrien aus der Art, die dortigen sehr reichen Quecksilbererze zu behandeln, ein Geheimniß. Nachdem unser Verf. die Beschaffenheit der dortigen Gebirge mit ihren Gängen, wie auch die Art der Erze beygebracht hat, so giebt er von dem dortigen Bergbaue selbst Nachricht, entdeckt endlich die Behandlung der Erze im Feuer, und zeigt so gar, daß sie ansehnlich verbessert werden könnte.

X.

Die Säugthiere in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen. Erster Theil: der Mensch, der Affe, der Maki, die Fledermaus. Erlangen, bey Walther, 1775, in großquart. 190 S. Text und 67 Kupfer.

Dieses Werk, das in einzelnen Heften monathsweise herausgekommen ist, rührt vom Herrn Hofr. Schreber zu Erlangen her. Es sollen darinn alle diejenigen Thiere, die Linne' zu der ersten Classe (Mammalia) rechnet, getreu abgebildet geliefert und die Kupfer mit einer kurzen Naturgeschichte begleitet werden. Die Kupfer kann man schwarz, und auch ausgemahlt erhalten.

Die Zahl der Arten von Thieren der ersten Ordnung der Säugthiere, welcher dieser erste Band bestimmt ist, ist ungleich grösser, als bey Linne', denn der Verfasser hat aus andern Schriftstellern mit Fleiß die dem Ritter noch unbekannten Arten zusammengetragen und gehörigen Orts eingeschaltet. Die Beschreibungen sind kurz, aber wohl abgefaßt: die Kupfer getreu und auch sonst nicht zu verachten; zum Theil aus andern Werken entlehnt, zum Theil nach Originalzeichnungen gestochen.

Einem so brauchbaren Werke, wie dieses ist, wird es gewiß nicht an Käufern und Beförderern fehlen, die es in allem Betracht verdient: wirklich sind auch schon von dem folgenden Theile einige Hefte herausgekommen.

X.

L. C.

L. C. Schmahlings, Predigers zu Trebra und Grazungen 2c. Naturlehre für Schulen. Göttingen und Gotha, bey Dietrich. 1774. Octav. 93 Seiten und 2½ Bogen Vorrede.

Eine kleine Schrift, von der sich auch nur ein klein wenig Gutes sagen läßt. Unvollständigkeit wollen wir nicht daran tadeln, ob wir gleich glauben, so ganz kurz müsse eine Naturlehre für Schulen nicht seyn, wie diese, worinn auf 93 S. allgemeine Physik, Astronomie, Geographie, Naturgeschichte, Physiologie des menschlichen Körpers, etwas Medicin, Psychologie, etwas von den Wissenschaften, Künsten und Handwerkern und sogar oben drein noch manches aus der praktischen Philosophie vorgetragen wird. Aber in der Ordnung der Sachen und im Vortrage verräth der Verf. keine grosse Lehrgabe; die Dinge sind erstaunend durch einander geworfen, und wirkliche Unrichtigkeiten in Ansehung der vorgetragenen Sachen liessen sich auch nicht schwer auffinden.

Ungleich besser sind die nur aufs neue wieder aufgelegten und sonst schon bekannten Bücher:

Adam Daniel Richters Lehrbuch einer Naturlehre. Dritte Auflage. Bautzen, bey Deinzer. 1774. und

Ebendess. Lehrbuch einer Naturhistorie. Leipzig, bey Müller. 1775. in Octav.

Freylich noch nicht sehr gut, hin und wieder auch mit Unrichtigkeiten durchwebt, aber doch weit eher zu empfehlen, als Schmahlings Buch.

Tz.

Ichthyologiae Lipsiensis specimen, auctore Nathan. Godofr. Leske, Philos. D. et Med. Baccal. Lips. bey Crusius. 1774. Großoctav. Sechstehalb Bogen.

Verdient hauptsächlich wegen einiger genauern Bestimmungen der Leipziger Fischarten aus dem Karpenge-

schlechte (denn bey diesem Geschlechte bleibt der Verf. ste-hen) Aufmerksamkeit. Es sind auch ein paar neue Arten darunter. Die Beschreibungen sind kunstmäßig.

X.

Des Herrn von Rosnay Naturlehre für das schöne Geschlecht. Leipzig, bey Schwickert. 1774. 14 Bogen in Octav und 1 Kupfer.

Wozu eine Uebersetzung von einem Buche, das man höchstens nur mittelmäßig nennen kann? und in Deutschland, wo wir schon ein unendlich viel besseres Buch dieser Art an den Briefen an das schöne Geschlecht über verschiedene Gegenstände aus den Reichen der Natur und an dem bekannten Eulerischen Werke haben?

Tz.

Anweisung zur Experimentalphysik. Aus dem Französischen des Herrn Siegaud de la Fond. 1. und 2. Theil. Dresden, bey Walther. 1774. in Großoctav. 38 Bogen 22 Kupfer.

Das Werk selbst ist nicht eigentlich schlecht, aber es zeichnet sich auch durch nichts in so fern aus, daß es einer deutschen Uebersetzung davon bedurft hätte, da es uns an theils eben so guten, theils noch bessern kurzen Handbüchern über die Experimentalphysik gar nicht fehlt. Die Sachen, die Siegaud de la Fond hier vorträgt, sind nicht neu; die Ordnung, wie er sie vorträgt, ist die in Frankreich gewöhnliche, wo man die theoretische Naturlehre in einer gewissen Absonderung von den Versuchen, worauf sie sich doch gründet, lehrt: eine Methode, die uns doch bey weitem unter der in Deutschland gewöhnlichern Lehrart zu stehen scheint, wo man beyde näher mit einander verbindet. — Die Uebersetzung ist sonst getreu und nicht übel zu lesen.

Tz.

Beyträge zur Naturgeschichte, sonderlich des Mineralreichs; aus ungedruckten Briefen gelehrter Natur-

turforscher und aufmerksamer Freunde der Natur. 1. Theil. Altenburg, bey Richter. 1774. 14 Bogen in Groszoctav, mit ein Paar Kupfern.

Diese Beyträge bestehen in Auszügen, die ein Ungenannter aus dem von einem Freunde der Naturgeschichte mit unterschiedenen Gelehrten geführten hinterlassenen Briefwechsel gemacht hat. Man verspricht drey solcher Bände zu liefern. Der gegenwärtige erste enthält allerley kleinere und grössere Beschreibungen und Nachrichten, von denen manche freylich nicht sehr bedeutend sind, andere aber mehr interessiren; und im Ganzen (so muß man freylich die Sammlung beurtheilen) sind diese Beyträge allerdings brauchbar.

X.

Der Preußische Sammler liefert kurze Auszüge aus Schriften zur Känntniß der Naturgeschichte, zur Verbesserung der Land- und Stadtwirthschaft, des Policey- und Finanzwesens, wie auch zur Ausbreitung der Preußischen Geschichtkunde und Alterthümer. Nisi vtile est, quod facimus, stulta est gloria. Erster Band, nebst Register. Königsb. 1774. bey Hartung, in Groszoctav.

Dieß ist der vollständige Titel einer Wochenschrift, die an dem angezeigten Orte 1773 wöchentlich zu einem Bogen ausgegeben worden ist, und die wir unter die nützlichsten und besten in ihrer Art zählen. Was man darinn zu suchen habe, zeigt der Titel an; wir müssen hinzusetzen, daß die Wahl der gelieferten Aufsätze sehr wohl gerathen, und die ganze Sammlung von der Beschaffenheit ist, daß gewiß dadurch erheblicher Vortheil gestiftet werden wird. Wir wünschen die Fortsetzung derselben.

X.

Herrn Karl Bonnets, wie auch einiger anderer berühmten Naturforscher, auserlesene Abhandlungen aus der Insectologie. Aus dem Franzöf. übers. mit

mit einigen Zusätzen von Joh. Aug. Ephr. Goeze. Halle, im Gebauer. Verl. 1774. 16½ Bogen in Großoctav, mit 7 Kupfertafeln.

Der fleißige Uebersetzer verdient Dank, daß er unterschiedene lesenswerthe Aufsätze von Bonnet und andern, die meistens aus den Memoires étrangers hergenommen sind, einer grössern Zahl von Lesern in die Hände giebt. Seine eignen beygefügten Bemerkungen betreffen mikroskopische Gegenstände, enthalten auch verschiedenes Merkwürdiges, sind aber gleichfalls mit der etwas ermüdenden Weitschweifigkeit abgefaßt, die wir schon einmal an Hrn. G. getadelt haben.

X.

Adolph Albrecht Hambergers allgemeine Experimentalnaturlehre, auf eigne Erfahrung und Vernunftschlüsse gegründet. 1 Theil. mit Kupfern. Jena, bey Fickelscheer. 1774. 8. 30 Bogen.

Der Verf., ein Sohn des ehemaligen berühmten Jenaischen Lehrers, liefert hier den Anfang eines neuen Systemes der Naturlehre, wodurch er alle vorhergehenden über den Haufen zu werfen gedenkt. Neu ist sein System freylich: weder die anziehende Kraft als eine Ursache der Schwere, an deren Daseyn ietzt wohl nicht leicht Jemand zweifeln wird, noch die mathematisch erwiesenen Gesetze des Stosses für unelastische und elastische Körper, nimmt der Verf. an. So viel sonderbares und einer gesunden Metaphysik offenbar widersprechendes bringt unser Verf. bey unterschiedenen Gelegenheiten sonst noch bey, daß wir eben nicht glauben, daß sein System ein besonderes Glück machen werde. Das System selbst aber hier vorzustellen geht aus zweyerley Ursachen nicht an: erstlich, weil es der Verf. noch nicht ganz bekannt gemacht hat: dann auch, weil ein solcher Auszug seines Buches in der That mehr Platz wegnehmen würde, als wir mit gutem Gewissen darauf verwenden dürfen.

Tz.

Beyträge zur Beförderung der Naturkunde. Erster Band. Halle, bey Trampe. 1774. in 26 groß Octavbogen.

Eine

Eine der Naturkunde allein gewidmete und Beyfall verdienende Wochenschrift, in der sowohl Kenner, als blosse Liebhaber Unterhaltung finden werden.

X.

---

9) Geschichte, Erdbeschreibung und Diplomatik.

Kurze Geschichte der geoffenbarten Religion. Vornehmlich zum Gebrauche für solche Christen, welche keine Theologen sind. Von D. G. F. Seiler, 3te verbesserte Ausgabe. Erlangen, bey Walther 1774. 364. 8.

Hier finden sich einige schlechte Kupfer, eine Karte Palästinens nach Bachiene und ein paar Zeittafeln nach Uesser. Was soll ich sagen, wenn mein Verfasser nichts sagt? Wiederholen, wie er, kann ich nicht. Die Bibliothek beurtheilt die neue deutsche Litteratur, welche durch solche Bücher weder verbessert noch verdorben wird.

IZ.

F. S. Zicklers, Lehrers zu Jena — Entwurf der Kirchengeschichte des alten Testaments. Jena, bey Kröckers Wittwe, 1774. 564. 8.

Obwol diese Schrift Kirchenhistorie genannt wird, ist sie gleichwol ausser dem Fach der historischen Anzeigen; sie enthält Paraphrasen, Auslegungen, Nutzanwendungen und Widerlegungen. Solche unrühmliche Handarbeiten, welche keinen Schritt weiter bringen, dürfen bloß angezeigt werden; ihre Unwichtigkeit bewahret sie vor scharfen Tadel; ganz dürfen sie aus dem Gemälde deutscher Litteratur nicht wegbleiben: mahlt man doch selbst ins Paradis lastbare Thiere. Wäre die Kunst solche Bücher zu machen nicht

so

so leicht, so würde die jährliche Vervielfältigung dieser Dinge uns in einige Verwunderung setzen.

IZ.

Praelusio Chronologiae fundamentalis, qua omnes anni ad solis et lunae cursum accurate describi, et novilunia a primordio mundi ad nostra vsque tempora et amplius ope epactarum designari possunt: in Cyclo Iobeleo Biblico detectae et ad Chronologiam tam sacram quam profanam applicatae, a IO. Ge. FRANK, Superint. Dioeces. Holnstedtensis etc. Cum praefat. I. C. GATTERERI. Goettingae, ap. Abr. Vandenh. Vid. 1774. Ohne Zuschrift und Vorrede, 81. S. 8.

So wie der sel. Heilmann in einer eigenen Schrift gezeiget hat, was die Religion für einen vielfachen Einfluß in die Philosophie gehabt habe, so empfahl der sel. Gesner, als einen würdigen Gegenstand einer Untersuchung; die Frage: wie viel die Zeitrechnung der Religion zu danken habe? (S. Isagoge in Erudit. univers. c. praelectt. ex ed. I. N. Niclas. To. I. p. 382. sq.) Der Verfasser der angezeigten Schrift hat ohnfehlbar diese Frage am gründlichsten und zur völligen Ueberzeugung eines jeden aufmerksamen Lesers beantwortet, indem er bewiesen hat, daß die biblische Jobel-Rechnung sich auf die richtigste astronomische Kentniß-Gründe, und um ihrer anderen Vorzüge willen verdiene, daß sie statt Scaligers Julianischer Periode, welche zu sehr auf Hypothesen beruhe und zu hoch hinauf steige, als die sicherste Fundamental-Chronologie angesehen, und künftig gebrauchet werde.

Der V. hat den besten Theil seines Lebens diesem höchst mühsamen Untersuchungen und Ausrechnungen gewidmet; und sein vollendetes Werk vor etwa 8 Jahren dem Königl. Grosbritannischen historischen Institute zu Göttingen zur genaueren Prüfung überschicket. Hr. HR. Gatterer erzählet dieses in der dieser Schrift vorgesetzten Vorrede, und hiernächst noch folgendes, daß auf sein Anrathen der V. sich habe bewegen lassen, erst das ganze Publikum, so weit solches über so wichtige Gegenstände der Chronologie zu urtheis

theilen im Stande ist, um seine Meynung zu fragen, bevor das ganze Werk an das Licht trete.

Was daher der Leser gegenwärtig erhalten hat, ist Abriß und Auszug: nicht aber das Werk selbst. Der Verfasser ersuchet alle Chronologen, seine vorgetragene Meinung, seinen Plan und seine Grundsätze aufrichtig und scharf zu prüfen: zu dem Ende legen wir die Hauptsätze des Verfassers hier unsern Lesern vor, damit sie durch unsere deutliche Vorstellung in den Stand gesetzet werden, die neue Methode desselben einzusehen, oder ein Verlangen empfinden, das Buch selbst durchzulesen. Allgemeine Zweifel und Einwendungen, dergleichen schon Hr. HR. Gatterer einige in seiner kurzen Vorrede angeführt hat, sind nicht das, was den V. abschrecken kann: wer prüfen will, muß das ganze System und alle Ausrechnungen desselben durchgehen, welchen Zweck hier unsere Recension nicht haben kann. Wir bleiben bey dem Inhalte allein stehen.

Das ganze Werkchen ist in zwey Theile oder Capitel eingetheilet.

Das erste Capitel (S. 1 : 56) handelt de Chronologia Iobelea *technica*, und beschreibet die Art, wie der Jobel-Cirkel berechnet worden ist. Die Hauptstelle der h. Schrift, worauf sich alles gründet, ist 3. B. Mos. 25, 8. 9. 10. Der V. bringt alles, was er hernach behaupten und weiter ausführen will, unter folgende Sätze: 1) die Jobel-Zeit ist ein großer Umlaufkreiß, der aus 49 Jahren bestehet und mit dem Herbste anfänget. 2) die Jahre dieses Kreislaufes sind nicht reine Monden-Jahre, auch nicht reine Sonnen-Jahre, sondern aus beiderlei gemischet, (Sonnen-Mond-Jahre) indem sie so wol nach dem Monde, als nach der Sonne gezählet werden. 3) das 50te Jahr ist ein fortgeführtes Monden-Jahr, das von 49 Sonnen-Jahren nicht verschieden, sondern darinne begriffen und daher eingeschaltet ist. 4) die Einschaltung desselben Jahres geschiehet nicht erst am Ende des Kreislaufes, sondern jährlich, oder wird in jede einzelne Jahre vertheilet. 5) das Jobel-Jahr ist daher ein Theil des funfzigsten Monden-Jahres, das mit dem 11ten Tag des siebenden Monates dieses Jahres anfängt, und bis an den Schluß des Kreislaufes mit dem 49ten Sonnen-Jahre zu Ende läuft.

Wir wollen etwas bestimter reden, nachdem wir die allgemeinsten Sätze vorausgeschicket haben. Jobel-Jahr heißt so viel als Schalt- oder Epacten-Jahr, annus ἐπαγό-

μενος:



μενος; und Jobel-Cykel ist ein Epacten-Cykel, d. i. der durch eingeschaltete Tage oder Monate in die bestimte Gleichheit gesetzet und darin erhalten wird. Der hebräische Ausdruck יובל Jobel komt von dem Zeitworte הוביל her, das so viel als Einzufügen, επαγειν bedeutet. Demnach bestehet die jüdische Jobel-Periode in einer solchen Zeitrechnung, die nach dem Sonnen- und Monden-Lauf zugleich bestimt wird, dergestalt, daß der Lauf der Sonne und des Mondes durch die genauste Berechnung in eine übereinstimmende Parallele gesetzet, die Neu- und Vollmonde für alle Jahre seit der Schöpfung der Welt, wo sie anhebet, bis auf alle künftige Zeiten bei nahe astronomisch berechnet, und weil sie den ganzen großen Umfang der Zeiten umschliesset, alle nur mögliche Aeren, die in der Geschichte und bei einzelnen Völkern vorkommen, darnach, als nach einen allenthalben zureichenden Maas-Stabe, verglichen werden können: um deswillen auch der Verfasser sie eine Fundamental-Chronologie genennet hat, d. i. die allenthalben als ein Maasstab der Zeiten zum Grunde geleget werden kann, der lang genug ist, daß darnach alle verschiedene Zeitberechnungen zurückgeführet und auf einerlei Jahres-Rechnung gebracht werden können.

Die Berechnung der Jobel-Cykel geschiehet also, daß immer Sonnen- und Monden-Cykel in demselben enthalten sind, und damit aufgehen. Er wird immer mit 7mal 7 oder 49 astronomischen Mond- Sonnen-Jahren geschlossen. Es enthält nemlich

das Monden-Jahr 354 T. 8 St. 48′ 38″ 12‴;
das Sonnen-Jahr 365 T. 5 St. 48′ 54″ 4‴;

Jene Summe von dieser abgezogen, ergiebt sich, daß das Sonnen-Jahr das Monden-Jahr übersteige um

10 T. 21 St. 0′ 15″ 52‴

Dies leztere giebt die Epacte, oder die Anzahl von Tagen, Stunden u. s. w. die zu dem Monden-Jahre hinzugesetzet werden müssen, wenn es dem Sonnen-Jahre gleich werden soll. Wird diese Epacte eines Jahres 49mal genommen, so entstehet die Summe von

532 T. 21 St. 12′ 57″ 18‴

die genau $1\frac{1}{2}$ Monden-Jahr, 1 Tag und 8 Stunden ausmachen, und die Epacte sind, welche zu 49 Monden-Jahren hin-

hinzugesetzet werden müssen, um solche 49 Sonnen-Jahren gleich zu machen. Es sind folglich 49 astronomische Sonnen-Jahre gleich, 50 1/2 astronomischen Mond-Jahren 1 T. 8 St.; und eben aus dieser Ursache ist es gekommen, daß in der Mosaischen Verordnung das 49te Jahr zugleich auch das 50te Jahr genennet worden ist: es war das 49te Sonnen- und das 50te Mond-Jahr.

Es fragt sich noch, auf welche Art die Einschaltung geschehen sey? Sie konnte alle Jahre durch einzelne Tage: oder alle 2 bis 3 Jahre durch Monate geschehen. Ist sie auf die erstere Art geschehen, so durften die Juden nur zu jedem Mond-Jahre, das aus 354 T. bestand, 11 Tage hinzusetzen, und vor dem Anfange des Jobel-Jahres noch 10 Tage nach göttlicher Verordnung einschalten, so gab dies in 49 Jahren 17895 Tage, oder, bis auf wenige Stunden und Minuten, die daran fehlten, 50 1/2 astronomische Mond-Jahre; und setzten sie noch 1 Tag hinzu, so hatten sie 49 astronomische Sonnen-Jahre, wieder nur wenige Stunden und Minuten ausgenommen. — Geschahe hingegen die Einschaltung nach 2 oder 3 Jahren durch Monate, so glaubt der V. daß die Vertheilung füglich auf folgende Weise habe gemacht werden können: die Epacten wurden auf 49 bürgerliche Mond-Jahre gerechnet, und verhielten sich dann etwas verschieden, um letztere 49 wahren Sonnen-Jahren gleich zu machen. — Ein bürgerliches Mond-Jahr bestehet nur aus 354 Tagen; — folglich dergleichen 49 mit eben so viel natürlichen Sonnen-Jahren verglichen, ergiebt eine andere Rechnung von Epacten. Nemlich:

17896 T. = 49 natürlichen Sonnen-Jahren.
17346 T. = 49 bürgerlichen Mond-Jahren.

550 T. = den Epacten, die gerade 18 Monate von 30 Tagen; und noch 10 Tage ausmachen.

Ist nun von diesen 18 Monaten alle 2 oder 3 bürgerlichen Mond-Jahren, ein Monat von 30 Tagen eingeschaltet worden, so giengen sie mit dem 48ten Julianischen Jahre auf: es waren dann noch die 10 Tage nach der göttlichen Verordnung einzuschalten, und darauf folgte das Jobel-Jahr, welches dieser Berechnung zu Folge ein gemeines bürgerliches Mond-Jahr von 354 Tagen war, und das 50te Mond-Jahr, oder jene 10 Tage mit zugerechnet, das 49te Mond-Sonnen-Jahr gab.

Wir müssen uns begnügen, nur so viel von dem ganzen System angezeiget zu haben, und erwähnen nur noch, daß der V. zur leichteren Anwendung der Jobel-Chronologie auf andere Aeras, und zur völligen Ueberzeugung, daß darin ein genauer astronomischer Cykel enthalten sey, durch welchen 501/2 astronomische Mond-Jahre in fortdaurender Gleichheit mit 50 astronomischen Sonnen-Jahren erhalten werden, ingleichen zur Belehrung, wie die Neu- und Vollmonde auf alle Jahre fast astronomisch bestimmt werden können, eigene Calendaria und andere Tabellen S. 9. 15. 17 - 19. 21. 22. 25 eingeschaltet habe.

Es folget S. 37 der zweite Theil oder das zweite Capitel, darin de Chronologia Jobelea *Historico-Biblica* gehandelt wird. Nachdem in dem ersten Hauptstücke die chronologischen Grundsätze vorausgesetzet worden sind, wird nunmehro gezeiget, daß die ganze Zeitrechnung der biblischen Geschichte auf jene gebauet sey. Wir schreiben nur einiges ab. Die Zeit der Jüdischen Republik, von der Austheilung des Landes Canaan, bis auf den Tod Christi, faßt einen Zeitraum von gerade 30 Jobel-Cykeln in sich, und wird um deswillen von dem V. die Jüdische Jobelperiode genennet. Theilt man diese Jüdische Jobelperiode in drei gleiche Theile, so reichen die ersten 10 Cykel oder 490 Jahre bis auf das erste Jahr der Regierung des Königes Assa, in welchem die große Reformation bei eingerissener Abgötterei unter den Juden vorgenommen worden: die zweiten 10 Cykel oder 490 Jahre gehen bis auf den Anfang der Danielischen Periode; und die dritten 10 Cykel oder 490 Jahre führen bis auf den Tod Christi. Vom Anfange der Welt (das erste Jahr der Welt fängt nach der Jobel-Rechnung mit dem Abend des 23ten Septembers an und fällt in das 533te Jahr der Julianischen Periode) bis auf die gänzliche Zerstörung der Jüdischen Republik sind gerade 8 mal 532 Jahre oder so viele Mond-Sonnen-Cykel verflossen. Mit dem Ablaufe des 41ten Jobel-Cykels ist Abraham gebohren worden. Von dessen Geburt bis auf die Austheilung des Landes Canaan sind gerade 15 Jobel-Cykel; und eben so viele von der Zeit an bis auf das 15te Jahr des Königs Hiskias verflossen, welches die Mitte der jüdischen Jobel-Periode ist; denn von da an, bis auf den Tod Christi sind gerade wieder 15 Jobel-Cykel. Besonders merkwürdig komt es dem V. vor, daß von dem Anfange der jüdischen Republik bis zu Ende der Danielischen Periode, oder bis

zu

zu dem völligen Untergange jener Republik eben 1512 Jahre sind, welche eine Jahrperiode machen, nach welcher die gemeinen Jahre von 365 Tagen mit tropischen Jahren verglichen werden können, indem 1512 tropische Jahre eben 1513 Jahre von 365 Tagen machen.

Den Beschluß machen von S. 67 bis 80 chronologische Jobel-Tafeln von Josua bis auf den Untergang des jüdischen Staats, parallel mit anderen Aeren und Begebenheiten.

Obgleich die angezeigte Schrift selbst nur ein vorläufiger Auszug aus einem größeren Werke ist, hat doch der Sohn des Verfassers, Hr. Pastor Franke zu Roßdorf, ohnweit Göttingen, Anlaß bekommen, von der Erfindung und dem System seines Vaters eine noch kürzere und populäre Erklärung mitzutheilen. Für Liebhaber der Geschichte, die kein besonderes Studium aus der Chronologie gemacht haben, ist es vielleicht ein angenehmer Dienst, daß wir hier die Anzeige anhängen, diese Abhandlung des jüngeren Hrn. Franke finde sich in dem Hannöverschen Magazin v. J. 1775. St. 32. 33 und 34. unter dem Titul: Schreiben an einen Freund, die Erläuterung der, von dem Hrn. Superintendent Frank in Hohnstedt, entdeckten Jobel-Periode betreffend.

Kr.

Reisen eines Franzosen, oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt, nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit, in Briefen an ein Frauenzimmer abgefaßet und herausgegeben von Hr. Abt Delaporte. 13. Theil. Leipz. bey Bernh. Christ. Breitkopf und Sohn. 1774. 1 Alph. 7½ Bogen. in 8.

Dieser Band erstreckt sich in dem gewöhnl. Ton über Paraguay, und Brasilien, geht zu den Französischen und Portugiesischen Inseln bey Africa fort, und schließt mit der Beschreibung von Abißinien, Nigritien und Monomotapa. Die Uebersezung geschieht so handwerksmäßig, daß man bey Paraguay nicht einmahl darauf bedacht gewesen ist, die Aenderung, die durch Vertreibung der Jesuiten mit der Einrichtung dieses Landes vorgegangen ist, zu erwähnen,

wodurch denn also dieser Band für das Jahr 1774. um 10. Jahr zu späte kommt.

Jz.

Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante. Aus dem Franz. übersezt und mit einigen erläuternden Anmerkungen begleitet von Christ. Wilh. Dohm. Leipzig, bey Casp. Fritsch. 1774. 18. Bog. in 8.

Für den V. des Originals ist der Hr. Bar. v. Riedesel, eben der, deßen Reise nach Sicilien 1771. herausgekommen ist, öffentl. angegeben worden. Er mag deswegen auf dem Landtag der Gelehrtenrepublik seine Verantwortung thun, daß er als ein deutscher französisch geschrieben hat: inzwischen hat er damit einem Uebersetzer etwas zu thun gegeben. Er hat seiner Reisebeschreibung den wahren Titel gegeben; es sind würklich Bemerkungen, wie solche von einem Reisenden in einem durch Alterthümer merkwürdigen Lande niedergeschrieben zu werden pflegen. Sie betreffen Smyrna, Ephesus, die vornehmsten Insuln des Archipelagus, als Scio, Samos, Mycone, Tine, Delos, Norxia, Paros und Antiparos, Syra und Scia, ingleichen Athen, Metelino, Tenados und Constantinopel. Die Bemerkungen gehen gröstentheils über die an jedem Ort vorgefundene Alterthümer und Ueberreste der griechischen Baukunst, und können dahero bey einem Lande, das schon so oft bereist und beschrieben worden ist, nicht alle neu seyn: wie denn manche Beschreibungen, und zum Theil weitläuftiger, selbst in dem Compilator la Porte zu lesen sind. Doch läßt man sich dergl. Nachrichten von einem so intereßanten Lande von jedem Reisenden immer gerne noch einmal sagen; und Hr. v. R. betrachtet zuweilen seine Alterthümer von einem Gesichtspunkte, daß sie das Anschaun der Neuheit gewinnen. Sorgfältig ist er auch in Aufzeichnung griechischer Aufschriften gewesen, wovon einige schon eine kritische Beleuchtung verdienen. Nun kommen noch in einigen Capiteln gleichsam die Resultate dieser Reise in Vergleichung der neuern Griechen mit den Alten, in Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Türken, Reflexionen über die Geseze, Religion und Policey der Türken, und über das Clima der Levante und deßen Einfluße, in einigen historischen und politischen Bemerkungen über Con-

Constantinopel und das türkische Reich, und in einer lesenswürdigen Nachricht von dem Handel der Franzosen und der übrigen Nationen in der Levante, und vom Handel auf dem schwarzen Meere. Die heutigen Griechen findet der V. größtentheils, so gar in ihren Tänzen, den alten ähnlich. Die Reflexionen über die Religion, Sitten und Geseze der Türken fallen sehr zu ihrem Vortheil aus. Vielleicht ist ein wenig Partheylichkeit dabey.

† †

---

10) Gelehrte Geschichte.

Nachrichten von Thomas Murners Leben und Schriften. Ein kleiner Beytrag zur Reformationsgeschichte. Gesamlet von G. E. Waldau, Hospitalprediger zu Nürnberg. Nürnberg, bey Hausse. 1775. 112. 8.

In dem schönen Jahrhunderte der Medicis schwang sich auch der Norden aus seiner Barbarey empor. Die Fesseln, welche die Religion angelegt hatte, wurden zerschlagen, Partikularen schon seit langem um Geld abgelöset. Verachtungsvoll für die Scholastik warf der Mann von Geist alles Regelnjoch ab und sein Wiz hatte freyen Lauf. Noch hatte der Despotismus den Nationalgeist nicht unterdrückt, noch die Menschen heruntergesezt. Sittenstrenge war selten und gegen den Ton damaliger schönen Welt. Unser Deutsch hatte Nachdruk, unsre Schriftsteller einen naifen Vortrag, und selbst in Werken des Wizes Erfindungsgeist, ja Menschenverstand. Der Norden hat sich nachmals vom erleuchtetern Süden getrennet und ihn verabscheuet; seine Städte und Länder sind unter strengre Regeln gezwungen worden, als in den Klöstern beobachtet worden waren; über Abendmal, Prädestination, Uebiquität, Formeln und Secten vergaß man reichhaltigere und schönere Gegenstände vorzustellen und abzuhandeln. Lebensbeschreibungen der schönen Geister, welche vor diesem Rückfall gelebt haben, lassen uns errathen, was ohne diese Hindernisse aus den Deutschen geworden wäre, was ihnen noch mangelte, wie ihr Geist in Freyheit würkt, was Re-

ligionsstreitigkeiten und zu unsrer Zeit andre Beschwerden uns zu werden verhindert. Ob nun gleich Murner aus Mangel guter Leitung nicht ward, was er fähig war, so sind diese Auszüge einiger seiner Schriften gleichwol nicht unmerkwürdig; merkwürdiger hätten sie gemacht werden können, wenn sich der Hr. Samler nicht genennt, oder wenn er sich etwas mehr in Murners Zeit versezt und ihn gewissermassen geliebt hätte. Es wird übrigens nicht unangenehm seyn, wenn er dergleichen Samlungen fortsezen und keine Reflexionen oder Nuzanwendungen beifügen will. Man könnte wol mehr fodern, aber nicht von ihm.

Iz.

Joachimi Camerarii Memoria, anno cummaxime emortuali redintegrata, cum eius oratione de studio bonarum litterarum atque artium. Cura *Jo. Frid. Eckhardi*, Gymnasii Isenacensis Directore &c. Gothae ap. C. W. Ettingerum MDCCLXXIV. 76. Seiten. 8vo.

Obgleich Joach. Camerar's Leben bereits mehrere Schriftsteller beschäftiget und noch zulezt an Hrn. Prof. Fischer (S. Oratio de Joachimo Camerario, Grammatico pariter atque Theologo excellente, Lipsiae 1762 ab *Jo. Frid. Fischero* habita 4.) einen vortreflichen Lobredner gefunden hat, ist doch Hr. Dir. Eckhard zu Eisenach dadurch nicht abgeschrecket worden, das Sterbejahr dieses großen Mannes durch eine neue Schrift über den nemlichen Gegenstand zu bezeichnen, um dadurch sein Zeitalter auf das Leben eines so würdigen Musters aufmerksam zu machen. Er, als ein Mann, dem es sein Beruf auflegte, jede Gelegenheit, den Studien junger Leute zu nützen, vortheilhaft anzuwenden, that allerdings sehr wol, durch das von neuen vorgezeichnete Bild des Camerars, unserer jungen Welt eine nachdrückliche und lebhafte Ermunterung zu verschaffen, nicht auf neumodische Weise die Anlage zu seichten Studien zu machen, sondern so wie den Camerarius selbst, so auch dessen Art zu studiren lieb zu gewinnen. Allenthalben findet man die Spuren, daß es Hrn. Eckhards einzige Absicht gewesen sey, zu zeigen, daß griechische und lateinische Gelehrsamkeit die sicherste Grundlage eines Mannes

nes bleibe, er widme sich hernach, welchem Brodstudio er wolle. Nulla omnino, sagt er S. 13 sehr richtig, humanitatis pars ac disciplina est, cuius sive praecepta sive exempla non his veterum libris contineantur, ut qui eos sedulo et curiose legerit, hanc ipsam ob caussam artis nullius rudis haberi possit.

Neue Nachrichten von Joach. Camerarius muß niemand in dieser Schrift suchen. Diese sind gar nicht die Absicht des Verfassers gewesen. Es scheinet so gar, derselbe habe nicht die Schriften des sel. Mannes in der besonderen Absicht von neuen durchgelesen, um genauere Nachrichten von ihm aufzusuchen, wie wir uns erinnern, daß Hr. Prof. Fischer es in der angezeigten Schrift gethan habe. Vielmehr zeigen sich Spuren, daß Hr. E. kein anderes Buch, als Adami vitas Germanorum, als die Quelle einzelner Nachrichten oder Anecdoten gebraucht habe. Und doch müssen wir sagen, daß dieser kurze Abriß lesenswerth sey. In einer reinen und angenehmen Schreibart, in dem der Geschichte eigenen natürlichen Tone erzählet der Verf. mit der feinsten Auswal, theils, durch welche von der Natur erhaltene Talente und durch welcherlei Erziehung Camerar der große Mann geworden sey, der er war, theils, in welchen Aemtern, durch was für Schriften und durch welche andere Verdienste er seine Größe bewiesen habe.

Die Einrichtung der kurzen Lebensbeschreibung ist folgende. Nachdem der V. voraus seine Leser dadurch schon aufmerksam gemachet hat, daß er Zeugniße häufet, die beweisen, daß Camerar von den größten Männern seines und des folgenden Zeitalters gelobet worden, beschreibet er 1) die Bildung oder Erziehung desselben. Helt und Crocus hatten das meiste Verdienst, was Humaniora betrift. Im 14ten Jahre ließt er schon zuweilen, für Crocus, Collegia. Den Beschluß macht eine Anmerkung über den Umfang von Wissenschaften, die Camerar zu erobern getrachtet: nicht bloß Griechisch und Latein, als Sprachen betrachtet; nein, hauptsächlich die Wissenschaften, die darin vorgetragen sind, folglich eine gründliche Philosophie, auch Mathematik u. s. w. 2) Die Anwendung seiner erworbenen Kenntniße in den von ihm verwalteten Aemtern: 6 Jahre am Gymnasio zu Nürnberg, 5 Jahre auf der Universität zu Tübingen; von seinem 41 Jahre an als Professor in Leipzig. — Camerar war nicht nur ein gelehrter Mann, sondern auch fein in der Aufführung, reich an Weltkenntniß, die er bei

Verschickungen und in Staats-Geschäften bewiesen hat. Dies ist die letzte Schilderung, mit welcher die Abhandlung geschlossen wird.

Die angefügte Antrittsrede des sel. Camerars, die er als Prof. in Leipzig gehalten, ist ohnfehlbar der nemlichen Absicht gemäß, die Hr. Eckhard bey seinem ganzen Unternehmen gehabt hat, von neuen abgedrucket worden, nemlich durch das merkwürdige Beyspiel eines Camerars unserem Zeitalter die alte Gelehrsamkeit zu empfehlen.

Kr.

II) Erziehungsschriften.

Niedersächsisches Wochenblatt für Kinder. Hannover, in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Helwing. 1774. in 8. Erstes, zweytes und drittes Bändchen, mit fortlaufender Seitenzahl, die sich mit 618 endigt. Ein viertes Bändchen soll noch hinzukommen, auch wird die Schrift noch fortgesetzt.

Wir fangen an einen grossen Reichthum an Schriften für die Jugend zu bekommen, und diese gehört nicht zu den schlechtern unter denselben. Allenthalben zeigt sich gesunder Verstand; der Vortrag ist sehr faßlich und den Fähigkeiten der Jugend angemessen und dann findet die junge Seele hier lauter Materien, wodurch sie zur Gottesfurcht und zur Menschenliebe erweckt werden muß, wenn sie anders gute Gedanken und Empfindungen anzunehmen fähig ist. Wir treffen auch eine ziemlich grosse Mannigfaltigkeit in der Wahl der Sachen und in der Einkleidung an. Bald lassen die Verfasser für Kinder an sich unter einander schreiben, bald sie Unterredungen anstellen, bald kommt eine Fabel oder ein Lied, bald kommt etwas aus der Naturgeschichte, bald aus der Geschichte, und bald endlich etwas aus der Fabellehre vor. Daß alles indessen nicht gleichen Werth hat, müssen wir doch auch gestehen. Die poetischen Stücke sind insonderheit nicht alle genug nach Geschmack gemacht oder gewählt. So wie das Wochenblatt aber ist, wird es gar viel Gu-

tes bey allen, die es lesen, stiften. Wir rathen dennoch nicht, daß die Verfasser mehr, als den zweyten Jahrgang, hinzuthun. Werden dergleichen Werke stark: so scheut sich besonders izt, da so vieles gedruckt wird, mancher vorm Kaufen.

G.

Entwurf der Einrichtung des von Sr. Hochfürstl. Durchl. dem Herzoge von Curland in Mietau neugestifteten Gymnasii Academici. Mietau, bey Jacob Friedrich Hinz. 1774. 72 Seit. in 4.

Dieser Entwurf wird immer ein bessers Denkmal des Ruhms für den Stifter des Gymnasiums seyn, als es eine Bildsaule oder Lobrede seyn könnte. Zwar wollen wir hoffen, daß noch einmal die Zeiten kommen, da man die ernstliche Sorge für eine weise Einrichtung der Erziehungsanstalten nicht mehr zu den seltnen Regententugenden rechnen wird; allein diese Tugend ist noch leider so etwas seltnes, daß man es jedem Fürsten sehr zum Ruhm anrechnen muß, wenn er Sorgen dieser Art zu einer seiner wichtigsten Regierungsangelegenheiten macht. Und welch ein Glück für das Mietausche Gymnasium, daß einem so einsichtsvollen und weisen Manne, als wir in dem Verfasser dieses Entwurfs kennen lernen, das Geschäft aufgetragen ist, den Plan zu der Einrichtung desselben zu entwerfen! Der Durchlauchtige Stifter hat es genehmigt, daß ausser denen, welche die neuern Sprachen, das Französische, das Englische und Italiänische lehren sollen, und ausser den Exercitienmeistern, neun Professores angenommen würden, und ob das Gehalt derselben gleich hier nicht genannt wird: so wissen wir doch, daß in der Hinsicht weit besser für die Lehrer an diesem Gymnasium gesorgt ist, als es bisher zu geschehn pflegt. Der verkehrte Erspahrungsgeist, nach welchem man durch einige wenige Lehrer unsäglich viele Dinge will getrieben haben, und da man an gewisse dem Staat oft ganz unnütze Bediente grosse Summen verschwendet, und Köpfen, welche denken können, es zumuthen will zu glauben, daß sie nicht übel daran seyn, wenn sie beym eifrigen Bestreben, die heranwachsende Menschheit durch Kenntniße und Tugend zum Genuß der Glückseligkeit hinzubringen und selbige zum Dienst des Staats tüchtig zu machen, unter überhäufter Arbeit erliegen und kaum kümmerlich ihren Unterhalt finden; dieser

verkehrte und jeder billig denkenden Seele so anstößige Erspahrungsgeist zeigt sich in allen diesen Einrichtungen nicht. Jeder Lehrer hat nur eine Sache zu treiben und hat wöchentlich 7 bis 8 Stunden. So kann er in seinem Fach ein grosser Mann seyn, kann in allen Kenntnissen, die er liebt, fortarbeiten und auch noch sich und der Gesundheit leben. Hiezu kommt dieß, daß hier keiner genöthigt wird so nachzudenken, wie ihm ein andrer vordenkt. Ihnen ist nicht ein Gelehrter vorgesetzt, der ihnen in ihren Geschäften und Lehren den Weg stets vorzeichnet, den sie gehen sollen. Jeder ist Meister in seiner Sache und fühlt sich so frey, als ächte Denker und weise Menschen seyn müssen. Das Rectorat wechselt jährlich unter Allen ab und Alle sind sich übrigens an Rang und Vortheilen gleich. Bloß die Zeit der Ankunft bestimmt den Vortritt. Was endlich in diesem Entwurf vorgeschrieben wird, ist so ausgemacht vortheilhaft für Lehrende und Lernende, daß kein denkender und edler und freyer Mann etwas dawider haben kann. Nun steht es also in der Macht der Regierung die vortreflichsten Männer immer an dieses Gymnasium hinzuziehen. Nur werden die weisesten Maasregeln zu der Aufsuchung und Auswählung derselben genommen werden müssen. Fallen diese Lehrstellen nicht sehr einsichtsvollen, weisen und thätigen menschenfreundlichen Männern in die Hände: so wird das, was dieser Einrichtung sonst einen hervorstechenden Werth giebt, dem Institut selbst zum größesten Nachtheile gereichen. Wie gerne hätte mancher unpatriotischer und unthätiger Mensch das Glück sehr unabhängig seyn, sein gutes Auskommen haben und mechanisch und gemächlich sein ihm nicht zu lästiges Amt verwalten zu können! Soll also der große Vortheil, die das Land von dieser Anstalt erwarten kann und muß, in Sicherheit gesetzt werden: so ist zu wünschen, daß der Herzog von eben dem einsichtsvollen Mann, der gegenwärtigen Entwurf gemacht hat, einen Plan zur Wohleinrichtung machen lasse, dadurch alle Partheylichkeit im Wählen unmöglich gemacht wird. Werden zu Aemtern Männer nach weise eingerichteten Wahlgesetzen gewählt: so werden die Aemter gut verwaltet, wenn es auch an weisen Verordnungen zur Amtsführung fehlt. Kann aber leicht ein schlechter Mann gewählt werden: so bewirken auch die weisesten Verordnungen es nicht, daß das Amt wohl verwaltet werde. Auch wird dafür gesorgt werden müssen, nicht so wohl, daß dem Institut Aufseher, dem es untergeordnet ist, bestellt werden, als daß die Erfolge der

Arbei-

Arbeiten, so wie sie sind, immer öffentlich sichtbar werden. Gewisse Aufmunterungsmittel sind auch bey den besten Lehrern und Lernenden, wie bey jedem auch vortrefflichen Staatsbedienten nicht überflüßig. In dem Entwurf selbst hätten wir endlich noch gerne bestimmte Vorschriften von den besondern Pflichten des jedesmaligen Rectors, von der Art, wie sie in ihren Versammlungen nützliche Dinge vorschlagen, beschließen, und überhaupt etwas ausmachen sollen. Z. E. der Rector muß nicht allein über alles Vorschlage thun dürfen, sondern auch jeder Lehrer. Ist darüber nichts bestimmt; so bekommt einer leicht das Ansehen der Zudringlichkeit, und ist einer ein bescheidner Mann und ist der Rector etwas eifersüchtig auf etwannige Anmaßungen: so unterbleibt viel Gutes. So sollte auch die Art des Votirens genau bestimmt werden. Dieß ist ein Punkt, auf den überhaupt in Gerichten wenig gesehen wird, und der von gar großer Wichtigkeit ist. Das mündliche Stimmgeben hat z. E. die schlimme Folge, daß nicht alles genug abgewogen wird, und daß, indem ein Mann von Ansehen zuerst stimmt, die andern aus Gefälligkeit oder Gemachlichkeit dessen Stimme beypflichten. Nachdem die Sache von allen Seiten gehörig ins Licht gesetzt ist: so sollte jeder für sich sein Votum niederschreiben; so würde sich am Ende es finden, was jeder für sich über eine Sache geurtheilt hätte. Auch könnten so die widrigen Eindrücke nicht entstehen, die dadurch veranlaßt werden, wenn ein Nachfolger im Stimmen ganz von den Vorgangern abgeht, deren Urtheil er mit angehört hat. Daß die Lehrer sich in die besondere Aufsicht auf die Jugend theilen sollen, ist hier weise verordnet; aber auch darüber sollten jedem bestimmte Anweisungen gegeben werden. Wenn die Lehrer das selbst ausmachen sollen: so können leicht verschiedene Meynungen und kleine Zwiste entstehen, wozu alle Anlasse sorgfältigst zu vermeiden sind. Zwo Vorschriften könnten in der Hinsicht hinlänglich seyn. Erstlich bekäme jeder diejenigen unter seine Aufsicht, die ihm von den Aeltern etwa in Pension gegeben würden; zweytes fiele der Zuerstankommende der Andern dem Rector, der folgende dem zuerstbestellten Lehrer, der dritte dem darauf folgenden Lehrer u. s. w. zu. Da Privatvorlesungen auf Schulen und Gymnasien immer die Wirkung haben, daß die öffentlichen vernachlaßigt, oft mit Fleiß vernachlaßigt werden, und daß, indem ein und der andre Lehrer, um viele Zuhörer zu Privatvorlesungen zu bekommen schädliche Nachsicht hat oder sich auf Kosten andrer Lehrer

rer beliebt zu machen sucht, macherley böse Zwiste und Unordnungen in Absicht auf die Lehrer und die Disciplin entstehen: so wäre es höchst nöthig, daß Privatvorlesungen über diejenigen Sachen, welche in den öffentlichen Lehrstunden vorgetragen werden, zu halten gar nicht erlaubt, und daß für eine Privatvorlesung über einen gewissen einigen Gymnasiasten etwa sehr wichtigen Theil der Wissenschaften ein sehr mäßiges Geld festgesetzt würde. Wenn der Vortheil nicht genug der Arbeit angemessen ist: so wird nicht leicht eine Begierde, eine Privatvorlesung zu Stande zu bringen, beym Lehrer entstehen. Endlich dürfte noch es sehr heilsam seyn, wenn es den Lehrern zur Pflicht gemacht würde, wöchentlich mit den Studirenden, die sich nicht durch übles Betragen dieser Ehre unwürdig machten, eine Conversationsstunde zu halten, um dadurch die Sitten der jungen Leute zu bilden. Das wäre etwa das, was wir nach Durchlesung dieser vortrefflichen Schrift noch zu vermissen geglaubt haben. Damit die Leser der Bibliothek aber sehen, was dieser Entwurf, der mit so weiser Beurtheilung alles dessen, was der innern Natur nach, oder mit Rücksicht auf unsre Zeiten in den menschlichen Kenntnissen vorzüglich brauchbar und nützlich ist, und ohne alle Vorliebe zu einer Lieblingswissenschaft abgefaßt ist, und der voll von vortrefflichen zur besten Lehrmethode gehörigen Erinnerungen ist, überhaupt in sich enthält, und damit wir jedem, der sich um die Verbesserung der Erziehungsanstalten bekümmert, oder sein Werk aus dem Erziehungsgeschäfte macht, desto mehrern Anlaß geben diesen Entwurf oft zu lesen und sorgfältig zu nutzen: so wollen wir noch den Inhalt ganz kurz anzeigen. Der Verf. hat alles unter sechs Hauptabschnitte gebracht. In dem ersten zeigt er den Zweck und die allgemeine Beschaffenheit des Gymnasiums an. Im zweyten findet sich eine allgemeine Anzeige dessen, was gelehret werden soll, und der verschiedenen Lehrämter. Es sind nämlich berufen ein Professor der Theologie, der Rechtsgelehrsamkeit, der Philosophie, der Physik, der Mathematik, der Historie, der Beredsamkeit, der lateinischen Sprache, und endlich der griechischen Sprache. Darauf kommt drittens eine allgemeine Anweisung für sämmtliche Lehrer überhaupt, wie dieselben ihr Lehramt verwalten sollen, eine Anweisung, die ganz vortrefflich ist. Nun erfolgt viertens die nicht weniger vortreffliche nähere Anweisung für jeden Lehrer insbesondere in Absicht auf die Lehrart. Diesem Abschnitt ist zuletzt ein Artikel hinzugefügt, der von den Lectionen

nen handelt, die unter dem Namen deutscher Lectüre aufgeführt sind. Man vermuthet bey diesem Ausdrucke leicht, daß gewisse Stunden zum Lesen deutscher Schriftsteller bestimmt sind, welches von den Lehrern mit der Jugend angestellt werden soll. Eine bisher noch wenig übliche aber sehr nützliche Sache! Im fünften Abschnitt findet man die Bestimmung und Austheilung der Lectionen beyder Klassen des Gymnasiums. Die Klasse der Litteratur oder die untere Klasse hat wöchentlich 28 Lectionen, unter welchen 8 zur lateinischen, 6 zur griechischen Sprache, 4 zu deutschen Uebungen, 4 zur deutschen Lectüre, 2 zum Rechnen, 2 zur Geographie und 2 zur Historie bestimmt sind. Die Klasse der Wissenschaften oder die obere Klasse hat wöchentlich in allen 34 Stunden, wovon 2 Stunden zu lateinischen Autoren, eine zu griechischen Autoren, 1 zur raisonnirten Geographie, 1 zu chronologischen Tabellen 3 zur eigentlichen Historie, 3 zur Beredsamkeit, 4 zur Mathematik, 4 zur Physik, 4 zur Philosophie, 2 zum Recht der Natur, 2 zu den römischen Antiquitäten, 2 zur Erklärung des neuen Testaments, 2 zur hebräischen Sprache, 1 zur Kirchengeschichte, 2 zur dogmatischen Theologie und zu Uebungen im Predigen bestimmt sind. Da zum Unterricht in der Religion keine Stunden für die Klasse der Litteratur festgesetzt sind: so wird, wie es scheint, vorausgesetzt, daß diejenigen, welche das Gymnasium zu besuchen anfangen, überhaupt schon confirmirt sind, und daß die Wenigen, welche noch nicht confirmirt seyn möchten, sich besonders Unterricht geben lassen müssen. Im sechsten Abschnitt wird endlich von dem Concilio Professorum, der von demselben auszuübenden Disciplin und andern zur guten Ordnung abzielenden Geschäfften gehandelt.

G

Akademische Rede von der Stufenmäßigen Einrichtung der niedern und höhern Landschulen in Rücksicht auf die Churbayerischen Lande, welche an dem höchsterfreulichen Geburtsfeste Sr. Churfürstlichen Durchlaucht in Bayern in dem akademischen Saale in München den 28 Merz 1774 abgelesen worden von Johann Adam Freyherrn von Ickstatt, Sr. Chur-

Churfürstl. Durchl. in Bayern wirklichen geheimen Rathe u. s. w. Ingolstadt. S. 61. in 4. nebst 6 Tabellen.

Es kann der Welt nicht mehr unbekannt seyn, wie vieles im Beyerschen seit einiger Zeit zur Verbesserung der Erziehungsanstalten geschieht. Freylich muß daselbst sehr vieles geschehen, wenn die Wissenschaften zu dem Flor kommen sollen, worin wir sie in einem beträchtlichen Theile von Deutschland finden; und wenn das Land, das so lange von Aberglauben und Unwissenheit beherrscht ist, zu dem Grad der Erkenntniß und des Geschmacks gelangen soll, als man über den beträchtlichsten Theil von Europa verbreitet sieht. Aber wenn nicht nur Männer, die wie Braun denken und deren Beruf es vorzüglich ist, ihre Nebenmenschen zur Erkenntniß und Tugend zu führen, mit Wärme die Verbesserung der Erziehungsanstalten zu bewirken sich bestreben, sondern auch die angesehensten Staatsbedienten daran arbeiten, so kann auch sehr bald sehr vieles geschehen. Nicht ohne innige Freude sehen wir aus gegenwärtiger Rede, daß selbst am Geburtsfeste des Churfürsten ein geheimer Rath desselben die Erziehungssache vielmehr, als etwas anders zum Inhalt seiner Rede hat machen wollen. Noch mehr freuen wir uns, daß wir darin allenthalben so viele Aeusserungen einer herzlichen Neigung finden Menschen durch Erkenntniß und Tugend glücklich zu sehen, und glücklich zu machen. Auch hat der V. den Werth der verschiedenen Kenntnisse zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit richtig angegeben. Vorzüglich dringt er darauf, daß alles, was getrieben und gelernt wird, brauchbar im gemeinen Leben seyn möge. Auch in den geringsten Schulen soll die Jugend mit dem Wichtigsten aus der Naturgeschichte und Naturlehre und den mathematischen Wissenschaften bekannt gemacht werden. Ganz richtig bemerkt er, daß so der Verstand am besten in den Stand gesetzt wird überhaupt vorsichtig auf dem Wege der Wahrheit einherzugehen und sich vor abergläubischen und unnützen Grillen-Meynungen zu hüten. Es ist etwas so wichtiges, wenn angesehene Staatsbediente auf die Weise denken, wie hier ein von Ickstatt denkt, daß es ein Uebelstand wäre, wenn wir die Rede eines solchen Mannes, blos als ein Stück der Beredsamkeit scharf beurtheilen und es anmer-

merken wollten, was etwa an Ausdruck und Wendung zu tadeln wäre.

G.

Gedanken von der Verbesserung der deutschen Schulen, besonders auf dem Lande, weisen Menschenfreunden zur Prüfung übergeben von Friedrich Wilhelm Mascho, Rector der Schule zu Bergedorf. Halle, verlegt und gedruckt bey Joh. Christian Hendel. 1774. 287 S. in 8.

Der Verfasser hat sich schon seit graumer Zeit, als einen Mann bekannt gemacht, der selbst denkt, seine Nebenmenschen gerne auf dem Wege zur Glückseligkeit wandeln sieht, und mit Redlichkeit sagt, was er denkt. Aus allem, was er hat drucken lassen, haben wir Ursache zu schließen, daß er ein Segen für den elenden Ort ist, wo er sich befindet. Er scheint sehr thätig und geschäfftig zu seyn, um unter den Menschen, worunter er lebt, allerley gemeinnützige Kenntnisse auszubreiten. Nicht ohne große Verwunderung sehen wir, daß er wöchentlich 50 Stunden informirt. Wir wollen es nicht denken, daß ihm mehr, als die Hälfte dieser Stunden zu informiren, zur Pflicht gemacht ist. Und da erwirbt er sich durch einen so wichtigen Zusatz von Arbeit ein großes Verdienst. Bey so vielen Arbeiten ist es nicht zu erwarten, daß er uns Schriften liefere, die einen gewissen Grad der Vollendung bekommen. Für denkende Leser und für solche, die sehr auf eine schöne Einkleidung sehen, finden wir hier auch nicht Auswahl genug in Gedanken und zu viele Nachläßigkeit in der Schreibart. Dächte der Verf. also an diese Leser, und wollte er deren Erwartung befriedigen: so erhielt er nicht genug seine Absicht. Wer mit den Schulschriften der neuern Zeit bekannt ist, findet hier nichts, das er nicht in andern Schriften besser gesagt gefunden hat. Kann er aber vermuthen, daß sein Buch viel von den Einwohnern seiner Gegend oder von vielen Familienvätern oder Müttern in Hamburg gelesen werde: so wird sein Buch viel gutes bewirken. Auch ist zu wünschen, daß es unter allerhand obrigkeitlichen Personen, die sich nicht um Erziehungsangelegenheiten bekümmern, viel gelesen werde. Die weisen Menschen-

freunde, denen er sein Buch zur Prüfung übergiebt, werden ihn als einen thätigen und sehr nützlichen Mann ehren und lieben und ihm macte virtute tua! zurufen, aber doch zu viel triviales und allgemein bekanntes finden, als daß sie sich für Lesung des Buchs ganz belohnt fänden. Er hätte daher den Brandenburgischen Schulverbesserern diese Schrift just nicht, als eine Hülfsarbeit, übergeben sollen. Er sagt nun zwar nicht gerade zu, daß sie darzu dienen solle; allein alles ist doch auf die Weise eingekleidet. Etwas weniges müssen wir doch zur Rechtfertigung unsers Urtheils aus seinem Buch anmerken. S. 2 sagt er: „Sollten sie (die Schulverbesserer) bey einer solchen Schulreformation zugleich noch etwas mehr thun; wollten sie z. B. einen für unsere Zeiten eingerichteten gedruckten Unterricht der christlichen Religion veranstalten: so würde ihr Verdienst desto grösser seyn.„ Gerade als wenn überhaupt eine Schulreformation besonders in Absicht auf Landschulen ohne Rücksicht auf die christliche Religion Statt finden könnte. Und haben wir itzt nicht schon einen beträchtlichen Vorrath von sehr guten Lehrbüchern? S. 12 und 13 erklärt sich der Verf. mit Recht fürs ziemlich viele Buchstabiren; sagt aber übers Lesenlernen gar zu viel bekanntes. Bey dem, was er von der Naturgeschichte S. 14. u. s. w. sagt, wird er auch, eben so, als bey dem, was Diät und Arzney betrifft, viel zu weitläuftig. Tissot empfiehlt er mit vieler Wärme so wie Zückert zum Gebrauch für Landprediger, Küster und andre und mit vielen Recht, drückt sich aber nicht genug mit Bescheidenheit über das aus, was Aerzte über den Gebrauch solcher Hülfsmittel sagen und erwogen haben wollen. S. 23 empfiehlt er das Trinken des kalten Wassers zur Abwendung der Schwindsucht und sagt zugleich: doch befördert es die Schwindsucht, wenn ein Jüngling einer frühzeitigen Brantweinsäuferey, Hurerey und Unzucht ergeben ist. Warum setzte der Verf. das frühzeitig dazu? Diese Laster haben ja nicht etwa bloß in der Jugend sehr nachtheilige Folgen. S. 40 und viele Seiten hindurch spricht der Verf. gar viel von einem doppelten Lesebüchlein. Zum eigentlichen Lesenlernen ist das Weißische sehr gut. Zur Fortsetzung der Uebung können viele Bücher, die da sind, bequem dienen. Sulzers Vorübungen, Iselins und Funks Sammlungen sind dazu ja vorhanden. Der Verf. will zu dem zweyten Buch ein Lehrbuch zu allerley nützlichen Kenntnissen gebraucht haben

und

und redet von so vielem, welches dahinein sollte, daß, wenn alles das genommen werden sollte, ein gar dickes Buch daraus werden müßte. Es ist auch nicht schwer zu sagen, was ein vortreffliches Lehrbuch enthalten sollte. Die grosse Schwierigkeit findet sich in der Verfertigung des Buchs und in der weisen Zusammenordnung der nützlichsten Dinge nach den Verhältnüssen der grössern oder mindern Wichtigkeit und in der populären Einkleidung. S. 108. erklärt sich der Verf. wider das ß in der Mitte. Aber thut das ß uns oder wenigstens den Ausländern nicht einen wahren Dienst? Daß wir Deutschen die Wörter Füße und Flüsse ganz verschieden aussprechen, ist bekannt genug, auch dieß, daß in einigen Provinzen die Aussprache fehlerhaft ist. Warum wollen wir solchen Provinzialeinwohnern und den Ausländern diese beyden Doppelessen nicht gönnen um dadurch zur rechten Aussprache hingewiesen zu werden? Es ist also nicht unnütze grammatische Grillenfängerey, wenn ich sage: das einfache s brauche in Weise (sapiens) das gezogene ß in weiße, (albus) Füße, Grüße u. s. w. und das ss nach einem kurzen Selbstlauter in Wissen, Risse und dergleichen. Was der Verf. von des ungelehrten Kaisers Verbesserung der Bibelübersetzung alles sagt, ist höchst ermüdend weitläuftig, größtentheils ganz unwichtig und des Verfassers auf keine Weise würdig.

G.

---

12) Kriegswissenschaft.

Die Geschichte Moritzens, Grafen von Sachsen, Herzogs von Kurland und Semigallien und Generalfeldmarschalls der französische Armeen aus dem Französ. des Freyherrn von Espagnai. 2 Theile. Leipzig. Schwickert. 1774. 31½ Bogen in gr. 8.

Dieses Werk des Herrn von Espagnai verdiente um so viel eher eine Uebersetzung, da Deutschland das Vaterland des Helden, deßen Leben er schildert, und der Franzose gezwungen ist, in ihm die Verdienste eines Deutschen zu bewundern, welches ihm gemeiniglich sehr sauer wird. Sein Leben ist für Krieger, die das Herz haben, einmal

große Generals zu werden, gesezt auch sie sind selbst Originale, sehr lehrreich und für bloße Nachahmer ein wahres Muster. Nicht allemal aber können würdige Männer französisch und für diese ist die Uebersetzung, die überhaupt wohl gerathen und in einer fließenden und ungezwungenen Schreibart abgefaßt ist.

Q.

13) Finanzwissenschaft.

Des Grafen von Veri, K. K. Cammerherrns, Geh. Raths und Präsidenten des Commerzwesens zu Mayland, Betrachtungen über die Staatswirthschafft. Aus dem Italienischen. Dreßden 1774. 8vo. 226 Seiten.

Von dem Originale ward kurz nach der Ausgabe eine französische Uebersetzung veranstaltet, aus welcher die wohlgerathne, deutsche gemacht zu seyn scheint. Voran, ein weitschweifiges lauter bekannte Dinge enthaltendes Sendschreiben des französischẽ Uebersetzers an die litterarische Gesellschaft zu Lausanne, größtentheils ein Panegyricus der ältern und neuern italienischen Litteratur; drauf, die kurze bescheidne Vorrede von dem Verfasser des Buchs selbst. Vom Handel, Geld, Staatsreichthum, Vertheilung des Vermögens, Zünften, Ausfuhrgesetzen, Freyheit des Kornhandels, Monopolien, gesetzmäßigen Waarenpreisen, Industrie, Zinsen und deren Erniedrigung, Banken, Circulation des Geldes, Handelsbalanz, Bevölkerung, Ackerbau und vornehmlich von den Auflagen, u. s. w. wird in 40 Abschnitten welche doch alle unter einander in Beziehung und Verbindung stehen, auf eine scientifische Art, mit ausgebreiteten Einsichten, vieler Erfahrung und großem Scharfsinn gehandelt. Durch einen Auszug würden wir zu weitläuftig werden, und überhaupt dem Verfaßer zu nahe thun. Seine Raisonnements sind zu genau mit einander verbunden; es sind keine röstige Glieder in der Kette seiner Schlüße; man kann also nichts weglaßen. Aber empfehlen müßen wir das Buch allen philosophischen Freunden der Staatswirthschafft

zu

zu wiederhohlter Lesung; den Vertheidigern der Kopfsteuer vornehmlich, was von dieser Art der Auflagen p. 170 u. f. und den Liebhabern der Lotterieen von jeder Art, was von dieser Finanzeinrichtung p. 181 u. f. gesagt worden. — Ueber oder vielmehr gegen das neue System der Auflagen auf die Grundstücke, welches sonst der Menschenliebe eines Quesnoy, Dupont, Bodnau so viel Ehre macht, erinnern wir uns nicht, in der Kürze etwas gründlicheres und einsichtsvolleres gelesen zu haben.

Tr.

14) Handlungswissenschaft.

Ueber den Buchhandel in dem Kaiserl. Königl. Erblanden. Berlin und Leipzig 1774. 116 Seiten.

Dieses ist, in aller Betrachtung eine sehr lesenswürdige Schrifft. Daß die itzige Verfassung des Buchhandels in den K. K. Erblanden fehlerhaft sey, erhellt daraus sehr deutlich, und daß wirklich auch der guten und nützlichen Litteratur daselbst eher nicht abzuhelfen ist, bis diese fehlerhafte Verfassung verbessert wird, kann man leicht einsehen, wenn man nur S. 65 und 66 mit Verwunderung lieset, in welcher sehr drückenden Einschränkung Buchhändler und Leser von der Censur gehalten werden. Der Verfasser thut Vorschläge, die Censur zu verbessern, aber uns dünkt doch noch immer, der Formalitäten und der Bedenklichkeiten sind noch viel zu viele. Wo die Gelehrsamkeit in solchem Zwange gehalten wird, kann sie sich unmöglich durch die ganze Nation wohlthätig verbreiten. Man gebe Freyheit, und die guten nützlichen Schriftsteller werden sich vermehren. Verschiedene lokale Umstände kann zwar ein Auswärtiger nicht beurtheilen, aber so viel ist leicht einzusehen, daß in diesem ganzen mit der Gelehrsamkeit so genau verbundenem Handlungszweige sehr wichtige Fehler sind, und fast sollte man glauben, sie wären in dieser kleinen Schrifft noch nicht einmahl sämmtlich angezeigt.

Am Ende ist die K. K. Ordnung für Buchhändler von 1772 abgedrückt, und mit einigen Anmerkungen begleitet.

Kr.

15) Haushaltungskunst.

Schriften der leipziger Societät. Zweiter Theil. gr. 8. Dreßden 1774. Mit Kupfern. 19 Bogen.

Im Jahr 1771 kam der erste Theil heraus, davon wir in unserer Bibliothek bereits gehandelt, die Einrichtung und Absicht derselben bemerket und sie unsern Lesern als ein vorzüglich gutes ökonomisches Buch empfohlen haben. Durch gegenwärtigen zweiten Band werden wir in unserer damaligen guten Meinung sehr bestärket, in welchem folgende Abhandlungen befindlich sind:

I. Natur und Oekonomie. Beschreibung der Gegend um Quenstedt von Hrn Pastor C. G. Nimrod S. 1 — S. 50. Diese verräth einen aufmerksamen und fleissigen Beobachter der Natur und Einsichtsvollen Landwirth, der alle Aufmunterung verdienet, ähnliche Aufsäzze dieser Art zu liefern. Ein hier S. 49. angerühmtes Mittel wieder den tollen Hundesbiß wäre wohl werth, mehr bekannt gemacht und näher bestimmt zu werden.

II. Abhandlung von dem Gebirgischen Getreide- und Grasbau in Sachsen, mit den dazu gehörigen Gründen und Verbesserungs-Vorschlägen, von Herrn M. Wagenern S. 51 — S. 96. Der leztere kann zum Muster für alle Landwirthe dienen, um ihren Heuschlag ergiebiger zu machen, da in den meisten Gegenden Deutschlandes die natürlichen Wiesen leider nur alzu sehr vernachlässiget werden.

III. Abhandlung von der wechselseitigen Bestellung der Felder zum Graß- und Getreidebau von Herrn Pastor Nimrod S. 97 — S. 118. enthält die Theorie von dieser Bauart, deren Vortreflichkeit die Hollsteinische und Mecklenburgische so genante Koppelwirthschaft zur Genüge bestättiget. Diese Abhandlung ist vorzüglich gründlich und wünschten wir wohl, daß solche besonders gedruckt und mit den gemachten Proben, davon der V. am Ende derselben redet, bereichert, allen denkenden Landwirthen und sonderlich Guthsbesitzern in die Hände gegeben würde.

IV. Anmerkungen über den Zittauischen Acker- und Flachsbau, von Herrn Adam Daniel Richtern Direct. Gymnas. Zittav. S. 119 — S. 128. Mit dem erstern

ist

ist der V. gar nicht zufrieden und tadelt mit Recht verschiedene Fehler, hauptsächlich die Vernachläßigung des Gras- und Futterbaues, zeigt auch, wie man selbigen verbessern solle. Den Flachsbau verwirft er ganz und gar, und hat ebenfalls nicht Unrecht, weil alle mögliche Fehler nach seiner Erzählung dabei begangen werden. Letzteres gerichet denen dortigen Landwirthen um so weniger zu Ehre, da ihre ansehnliche Leinewandsfabriken dieses Produkt so häufig verarbeiten, und allen Flachs aus Böhmen und Schlesien verschreiben müssen.

V. Herrn Verwalter Walthers — Abhandlung vom Hordenschlage S. 130 — S. 143. Ein jeder Oekonom weiß es, daß eine von den schweresten Einrichtungen bei der Landwirthschaft der Hordenschlag ist, indem sehr viele Umstände beobachtet werden müssen, wenn man mit selbigem nicht zu viel oder zu wenig thun will. Um den gehoften Nutzen davon zu erreichen, und das nicht so leicht zu bestimmende Verhältnis richtig zu finden, giebt der V. die sichersten Regeln hiezu, die der Landwirth mit Vergnügen lesen wird.

VI. Abhandlung vom Hopfenbau S. 144 — S. 181. Hier wird behauptet, daß man in Sachsen kein Grundstück höher nuzzen könne, als durch den Hopfenbau, zumahl man im Lande nicht so viel erzeuget, als man verbraucht und daher fremden Hopfen kaufen muß. Von den verschiedenen Arten des Hopfens, von dem besten Erdreich dazu, dem Bedüngen, legen, und der fernern Bearbeitung, Erndte, dörren, u. s. w. wird sehr ausführlich und gründlich gehandelt.

VII. Abhandlung von Holzsparenden Stubenöfen S. 182 — S. 248. Der V. hat des Leutmanns und Lehmanns Schriften von diesem Gegenstand zum Theil zum Grunde gelegt, und durch seine eigene Erfahrungen und Kenntnisse diese wichtige Materie außerordentlich fleißig bearbeitet, so daß diese Abhandlung sehr vollkommen geworden ist. Die meisten in diesem zweiten Theil befindlichen Kupfer gehören hieher.

VIII. Versuch einer mineralogischen Beschreibung der Gegend um Meissen von Herrn C. G. Pötzschen S. 249 — S. 284, kann außerhalb Sachsen von wenigen Nuzzen sein.

IX. Bemerkungen die nicht existirende Feivel bei Pferden betreffend. Von Herrn D. Christoph Friedrich Weber

Oberthierarzt. S. 285 — S. 288. Herr W. lässet in diesem kurzen Aufsatz so viele gründliche Einsicht in der Heilungskunst der Thiere und sonderlich des Pferdes blicken, daß Sachsen sich von diesem geschickten Manne zum gemeinen Besten in diesem Fache vieles versprechen kann. Die Feivel ist eigentlich eine Colik des Pferdes, die ihren Sitz nicht dem gemeinen Wahn nach hinter den Ohren sondern im Unterleibe hat. Die vorgeschlagenen Mittel sind sehr einfach, leicht zu haben und leicht anzuwenden. Er eifert mit Recht wider die unverständigen Vieharzte. Ein Land von mittelmäßigem Umfange könnte in jedem Jahre leicht den Schaden von Tonnen Goldes vermeiden, wenn ein jeder Vieharzt die Geschicklichkeit eines Webers besäße. So wichtig ist im Ganzen ein Gegenstand der leider in den meisten Ländern noch äußerst vernachläßiget wird.

So.

Briefe über die Stallfütterung von einem Mitgliede der oekonomischen Gesellschaft in Bern. 8. Bern. 1774. 5 Bogen.

Gern möchten wir jedem Landwirth diese Briefe in die Hände geben, um sich daraus überzeugend zu belehren was für grosse Vorzüge die Stallfütterung vor dem Weidgang habe. Nicht nur dieses wird mit den bündigsten Beweisen dargethan, sondern die besten Regeln zu solchem Verfahren, Die Behandlung des grünen Futters, die Sammlung des Düngers u. d. g. werden hier deutlich beschrieben. Der Recensent hat selbst die Stallfütterung schon lange bewährt gefunden, und kann den Inhalt dieser Briefe aus Erfahrung loben, nur wünscht er, daß es einem erfahrnen Landwirth gefallen mögte, gegen das einzige Uebel dabey ein sicheres Hülfsmittel auszufinden, nemlich daß die Kühe, wenn sie auch noch so ofte von dem Saamenrind oder Bollen bestiegen werden, dennoch nicht oder sehr schwer empfangen und trächtig werden.

L.

Johann Friedrich Mayers — Vierte Fortsetzung der Beyträge und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft nach den

Grund-

Grundsätzen der Naturlehre und Erfahrung entworfen. 8. Frankfurth am Mayn. 1774. 1 Alphab. 2 Bogen.

Die in dieser vierten Fortsetzung enthaltenen Abhandlungen sind folgende

XXVII, Meine Gedanken über der Duldung der Religionen, als einer reichen Quelle der Bevölkerung und des Glücks des Staaten. Der Herr V. fürchtet daß verschiedene seiner Glaubensgenossen nicht einerlei Meinung mit ihm sein dürften, allein was gehet ihm dann die Rotte der blinden Zeloten an? Genug daß er den vernünftig und billig denkenden Christen und Weltweisen auf seiner Seite hat. Diese Abhandlung ist vortreflich ausgearbeitet und zeuget von denen nicht gemeinen Kenntnissen des V. in der Geschichte, der Staatskunde, und der Gottesgelahrtheit.

XXVIII, Ist es in Absicht auf eine zu verbessernde Landwirthschaft nützlich den Bedienten des Staats insonderheit der Geistlichkeit ihre Feld- und Pfarr-Güter zu entziehen, und ihnen den Ankauf eigener Grundstücke verwehren? Der Herr V. bejahet und verneinet diese Sache, so wie er sie von jeder Seite ansiehet, weil allerdings sich gar vieles dafür und dawider sagen lässet, welches er hier auf eine meisterhafte Art thut. Am Ende trift er eine Temperatur die dem Uebel bei dieser Sache abhilft und das Gute beybehält, die in jedem Lande solte befolgt werden.

XXIX, Woher kommt es daß bei gleichen Umständen das gemeine Volk der Protestanten allezeit begüterter ist als das gemeine Volk der Catholiken? Wird in einem Antwortsschreiben von einen Freund ausgeführet, und der Grund in der Erziehung, in den vielen Feyertägen, vielen Abgaben u. s. w. der Catholiken gefunden.

XXX, Eine Anklage der Juden wenn sie das was sie jezt sind, bleiben; eine Bitte aber für sie wenn sie sich zum Besten der Staaten in gute Bürger verwandeln und umschaffen. Der Herr V. will sie von ihrem betriegerischen Handel entwöhnen, und zu bürgerlichen Gewerben auch selbst zur Landwirthschaft anführen; ja der Jude soll auch Soldat werden können, und er meinet daß ein Husaren Regiment von bärtigen Juden die wegen ihres lebhaften Temperaments hurtig und feurig sind, dem Feinde fürchterlich

genung werden dürfte. Er redet hier wie ein Patriot, der alles in einem Staate zum Besten desselben nutzen will, und seine Gründe sind stark.

XXXI, Ist es dem gemeinen Wesen vortheilhafter und nützlicher, daß der Bauer Land oder nur bewegliche Güter zum Eigenthum besitze, und in wie weit soll sich das Recht des Bauers auf dieses Eigenthum erstrecken, daß es am nützlichsten für das gemeine Wesen sey? Bekanntermaaßen war dieses eine Preiß-Frage, welche vor einigen Jahren von der Petersburger freien oekonomischen Gesellschaft aufgegeben und durch viel geschickte Federn bearbeitet wurde, welche das Publikum mit verschiedenen gründlichen Abhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand beschenkten, und darunter gegenwärtige Abhandlung unsers Herrn Verfaßers einen nicht geringen Platz behauptet.

L.

Gottlieb Rammelt — Unterricht von Küchen- und Baum Gärten nebst einigen ökonomischen Abhandlungen. Dritter Theil. 8. Halle, 1774. 20 Bogen.

Die beiden erstern Theile dieses guten praktischen Buchs sind in unserer Bibliothek bereits mit einem wohlverdientem Lobe angezeigt worden. Der V. welcher diesen dritten Theil in seinem hohen Alter herausgiebt, nimt in der Vorrede von seinen Freunden und Gönnern Abschied und sagt, daß es seine lezte Arbeit seyn würde. Garten Liebhaber und Landwirthe werden mit Vergnügen bemerken, daß alles was der V. hier schreibt, Wahrheit sey und auf lange geprüfte Erfahrungen beruhe. Wie schätzbar sind nicht solche Schriftsteller! zumahl die ökonomische Welt leider mit so vieler Windbeutelei angefüllet ist; dann jeder elende Scribent wird ein Schriftsteller und Lehrer der edlen Landwirthschaft und was derselben anhängig ist. Was in diesem dritten Theil von Vermehrung der Bäume und niedrigen Holzgeschlechter gesagt wird, hat uns vorzüglich gefallen. Die ökonomischen Abhandlungen in diesem Theil sind aus der Feder des Verwalter Heering zu Benkendorf und ebenfalls sehr gründlich.

L.

Alber-

Alberti de Haller de Lue bovilla agri bernensis commentatio. 4. Göttingæ. 2½ Bogen.

Nachdem der Verf. die Kennzeichen der Krankheit und ihren Fortgang im Anfang beschrieben, und viele Schriftsteller angezogen, welche eben diese Anmerkungen gemacht haben, so findet er ihren eigentlichen Siz in der Lunge, indem er am Ende des §. 6 sagt: „nobis non dubium est, quin lues nostra bovilla à peri„pneumonia incipiat, inque pulmonis gangrenam aut in „tabem progrediatur. Er führet hier beiläufig an, daß die Griechen bereits, benebst Columella, eben diese Bemerkungen gemacht haben. Von Arzeneien gegen dieses Uebel hält der V. nichts, und führet die triftigsten Gründe an; alles Heil dagegen bestehet einzig und allein in den anzuwendenden Mitteln, den Ausbruch der Viehseuche und ihre Ausbreitung zu verhindern.

So.

Herrn Johann Dicks vollständige Gartenkunst, worinn die bewährtesten Methoden, alle Arten von Bäumen, Gewächsen und Blumen, nach alphabetischer Ordnung beschrieben, zu ziehen; nebst ausführlichen Regeln für die Gartenarbeiten überhaupt enthalten sind. Nach dem Engländischen herausgegeben, von Dr. Johann Ernst Zeiher — Zwei Theile. gr. 8. Leipzig. 1774. 4 Alphabet.

Aus der vorangesezten Nachricht des Engl. Verfassers erhellet, daß dis Werk aus den besten vorhandenen Büchern vom Gartenbau, die so wohl in England, als anderwärts, herausgekommen, zusammengetragen und mit den eigenen Beobachtungen und Erfahrungen des V. bereichert ist. Er sagt dabei, daß er am Ende eines jeden Artikels die Quellen, woraus er geschöpfet, angezeiget habe; es kann aber sein, daß der Herr Uebersetzer solche als ein unwesentliches Stück ausgelassen, ansonsten der V. sein Wort nicht gehalten hat, denn nur selten findet man andere Schriftsteller angezogen. Der Inhalt und die Einrichtung gehet aus dem sehr ausführlichen Titel hinlänglich hervor, und wir merken hier überhaupt nur so viel an, daß der Kräu-

terkenner und Blumenliebhaber mit diesem Buch am meisten zufrieden sein wird, denn die Artikel von dieser Materie sind meistens vortreflich, hingegen sind diejenigen von der Baumzucht bei weitem nicht so gut gerathen, wie der Sachverständige Leser selbst finden wird. Die lateinischen Nahmen nach dem Linnäischen System sind hier deutsch gegeben, welches freilich noch sehr neu klinget; wir billigen aber diesen vom Prof. Titius zuerst eingeführten Gebrauch sehr, und hoffen mit dem Herrn Zeiher, daß sich die deutschen Ohren mit der Zeit daran gewöhnen werden. Die Uebersetzung, welche der Herr M. Heun gemacht hat, können wir in Ermangelung des Originals zwar nicht beurtheilen, allein unter der Aufsicht eines gelehrten Zeihers lässet sich von ihrer Richtigkeit das beste vermuthen.

So.

M. Terentius Varro von der Landwirthschaft, mit Anmerkungen von Johann Friedrich Meyer — 8. Nürnberg. 1774. 18 Bogen.

Die Uebersetzung ist nach der schönen Gesnerischen Ausgabe gemacht; und da, wo wir sie verglichen haben, ganz richtig, da wir indessen dis alte gute Buch hier nicht als Sprachkundige, sondern als Landwirthe beurtheilen, so kann es uns gleich gelten, im Fall auch dieses und jenes nach der Strenge betrachtet, zierlicher und denen Regeln der Uebersetzungskunst und Wortfügung angemessener hätte gegeben werden können. Uns ist es genug, denen gelehrten und ungelehrten Oekonomen ein Buch, das so viel Gutes vom Feldbau, von der Viehzucht, vom Gartenbau und von allen dahin einschlagenden Materien enthält, in unserer Muttersprache anzuzeigen, davon das Original vor zweitausend Jahren geschrieben ist. Jeder Landwirth, der den Varro lieset, wird erstaunen, wie viel Einsicht die Römer, und vor ihnen schon die Griechen, in der Landwirthschaft besessen haben, und wie traurig das Schicksal dieser ältesten und ersten Kunst ist, daß, da in diesem großen Zeitraum alle andere Künste und Wissenschaften sich empor geschwungen, jene allein zurück geblieben, und in den Händen des einfältigen Bauers weit unter den Grad der Vollkommenheit herabgesunken ist, den sie zu jenen Zeiten, da der Weltweise und der Feldherr den Pflug regierten, noth-

wendig erreichen muste, und bereits erreichet hatte. Wie weit würden wir anjezt sein, wenn unsere Gelehrten auf diesen guten Grund fortgebauet, und die herrlichen Hülfsmittel aus andern Wissenschaften, beim Landbau angewendet hätten! so aber fangen wir jezt erst an, mühseelige Proben bei vielen Gegenständen der Landwirthschaft zu machen, die damals schon als ausgemacht angenommen wurden. Z. E. von der streitigen Lehre des Schaafmelkens, darüber sich viele unserer heutigen Landwirthe noch zanken, schreibt Varro S. 145: „wer es aufs beste machen wolle, muß „niemals melken, weil die Mutterschaafe so dann nicht allein mehr Wolle, sondern auch mehr Lämmer bringen „würden. Die Uebersetzung ist nicht aus der Feder des Herrn Meiers, er hat sie indessen, wie er in der Vorrede schreibt, durchgesehen und mehrmals durchgedacht; seine hinzugefügten Anmerkungen sind nicht überflüssig, sie berichtigen manches, und manches passen sie unserer jetzigen Wirthschaft genauer an.

4.

Plan zur Auseinandersetzung ganzer Gemeinden (mit ihren Ländereyen) in Gegenden wo das Erdreich von verschiedener Güte und Beschaffenheit ist, ökonomisch abgehandelt von Gottfried Rudolph Graßmann — 8. Berlin u. Stralsund. 1774. 11 Bogen und 3 Kupfer.

Der Herr V. welcher Prediger zu Sinzlow und Kortenhagen in Pommern ist, hat sich seit kurzen durch verschiedene sehr gute ökonomische Abhandlungen bekannt gemacht, und gegenwärtige kleine Schrift, die wir den Guthsbesitzern und vorzüglich denen Auseinandersetzungscommissarien zu lesen anrathen, ist eine neue Probe seines Fleisses und seiner Geschicklichkeit in einem Fache, das er doch nur als ein Nebengeschäfte betreiben kann. Wenn doch mehrere von denen Herren Landgeistlichen dem rühmlichen Beispiel eines Bertrand, Gruner, Maier, Graßmann, Schulze u. a. m. folgten, und anstatt der Stubenwirthe in den Städten, ihre praktischen Kentnisse und Erfahrungen in der Landwirthschaft mittheilen, so würden die Buchläden

den nicht mit so vielen unnützen Schmierereien überschwemmet werden, sondern gute brauchbare Sachen liefern.

L.

Physikalisch : ökonomische Abhandlung von den schädlichen Raupen der Obstbäume, und bewährten Hülfsmitteln — von Johann Friedrich Glaser — . gr. 8. Frankfurt und Leipzig, 1774. 10 Bogen.

Nachdem der Herr V. von den verschiedenen Gattungen der Schmetterlinge und der davon herrührenden Raupen weitläuftig gehandelt hat, so komt er S. 80 auf die Mittel, wodurch dem Schaden, welchen diß Ungeziefer an den Obstbäumen thut, theils vorgebauet, theils abgeholfen werden soll. Ein zur Nachtzeit im Garten gemachtes helles Feuer soll vorzügliche Dienste zur Vertilgung der Nachtschmetterlinge thun, welche die meisten Raupen zeugen. Der Gartenliebhaber wird hier Gelegenheit finden, vieles zu versuchen, und das grosse Uebel des Raupenfraßes wenigstens zu vermindern, wenn es auch bis jezt nicht gänzlich gehoben werden kann.

So

M. D. Bertrand — Kunst, die Wiesen zu wässern, oder vollständige Abhandlung von dem Wasser, wie solches in der Landwirthschaft und dem Feldbau nützlich zu gebrauchen. Nebst einigen Abrissen von Wasserleitungen. Aus dem Französischen übersezt. Zweite verbesserte und viel vermehrte Auflage. 8. Nürnberg. 1774. 13 Bogen mit Kupfern.

Im X. B. I Stck. S. 286. unserer Bibliothek haben wir die erste Ausgabe dieser gründlich ausgearbeiteten Schrift mit mehrerem angezeigt. Selbige kam im Jahr 1765 heraus und seit dem hat der gelehrte Herr V. seine eigene neue so wohl als fremde Erfahrungen und Beobachtungen sorgfältig gesammlet, und zum Vortheil dieser neuen

Aus-

Ausgabe genuzzet. Auch derjenige Landwirth, der wegen der Lage seiner Wiesen nicht Gelegenheit hat, selbige zu wässern, wird dennoch aus diesem Buche vielleicht eine Menge neuer Ideen sammlen, die seine ökonomischen Kenntnisse sehr bereichern können.

L.

Christian Reicharts — Anhang zu denen sechs Theilen des Land- und Gartenschatzes. — 8. Erfurth. 1774. 10 Bogen.

Dieser Anhang bestehet 1) in einigen Supplementen zum Land- und Gartenschatz und übrigen Schriften, die mit diesem guten und praktischen Buche von gleichem Werthe sind. 2) In einer Abhandlung von Ausartung derer Gewächse in eine andere Gestalt und Ansehen, welche der V. denen verschiedenen Arten des Erdreichs des mehreren oder wenigern Regens u. d. g. zuschreibt, diese seine Meinung aber niemanden aufdringen will. 3) Gedanken und Erfahrungen von dem Blumenstaube, welcher die Gewächse und Kräuter befruchten soll. Hiewider findet der V. vieles einzuwenden, und will ihm solches gar nicht schmecken. Indessen da er ein 89jähriger würdiger Greiß ist, welcher unter andern durch seine praktisch guten Schriften der Welt Nutzen geleistet hat, so würde es sehr unrecht seyn, wenn man seinem hohen Alter dieses nicht zu gute halten wollte, wohin denn auch seine von ihm hier eingerückte Lebensumstände gehören, die freilich den Leser nicht sonderlich interessiren werden.

L.

Abhandlung von Holzsparenden Stubenöfen. gr. 8. Dreßden. 1774. 5 Bogen.

und

Abhandlung vom Hopfenbau. gr. 8. Ebendaselbst. 3 Bogen.

Zeigen wir hier bloß an, weil solche in den Schriften der berühmten Leipziger Societät von diesem Jahr schon

schon befindlich sind, und ihrer bei dieser Gelegenheit bereits Meldung geschehen ist.

V.

16) Vermischte Schriften.

Freymüthige Briefe an Hrn. Grafen von V. über den gegenwärtigen Zustand der Gelehrsamkeit, der Universität, und der Schulen zu Wien. Frankfurt und Leipzig. 1774. 184 S. 8.

Den Zustand der Gelehrsamkeit einer ganzen Stadt öffentlich beurtheilen, ist eine mißliche Sache, mißlicher noch bey einer Stadt, wo eine Universität ist; denn die Professoren einer Universität, sind genöthigt ihre Person von der tadelnswürdigen eben so wie von der lobenswürdigen Seite mehr öffentlich zu zeigen, folglich auch mehr Preis zu geben, als die Gelehrten in andern Städten, welche bloß auf ihrer Studierstube schreiben. Aber eben deswegen will man auch bemerkt haben, daß sie ein genus maxime irritabile seyn sollen. Indessen sind freymüthige Urtheile über den Zustand der Gelehrsamkeit sehr lehrreich und angenehm, wenn sie von einsichtsvollen und unpartheyischen Leuten herrühren.

Einsicht kann man den Verfassern dieser freymüthigen Briefe nicht absprechen. Besonders scheint derjenige, der sich Freyer unterzeichnet, und über juristische und politische Gelehrsamkeit urtheilt, desgleichen D. Helm, der von Arzneygelahrheit schreibt, Leute zu seyn, die diese Wissenschaften nicht mit dem alltäglichen Blicke eines Wortgelehrten durchschauet haben.

Was die Unpartheylichkeit betrifft, so kann freylich überhaupt derjenige, der niemals in Wien gewesen ist, nicht von der Richtigkeit der vorgetragenen Thatsachen urtheilen. Wir wollen auch wohl glauben, daß vieles wahr seyn mag. z. B. daß in der Theologie sehr wenig auf die Bibel, mehr aber auf das Compendium Dogmaticum geachtet wird, daß der ganze Religionsunterricht im Memoriren bestehet, daß die Disputationen Spiegelfechten sind, daß die Doktor Patente erkauft werden, daß große Feyerlich-

lichkeiten, auch mit Trompeten und Paucken, der Gelehrsamkeit nichts nützen, und einem vernünftigen Zuschauer langweilig werden, daß bey gehaltenen oder vorgelesenen Reden, die Zuhörer gähnen, daß die Professoren hin und wieder Pedanten sind, und ihre Sätze wie Orakelsprüche daher sagen, daß die Studenten mit dummen Fleiße die geringfügigsten Worte ihrer Lehrer nachschreiben, die Worte nachbeten, und den Sinn nicht verstehen. Daß dieß alles, und wohl noch mehreres in Wien anzutreffen sey, kann man leicht glauben, denn es ist, mit wenigen Veränderungen, die Ort, Zeit, Religion ꝛc. an die Hand geben, leider! tout comme chez nous!

Wir wollen auch wohl glauben, daß man in Wien bey der Schulverbesserung Fehler begangen haben mag, daß man mit der Normalschule anfänglich den vorgesetzten Zweck nicht gleich mag erreicht haben, denn wo ist wohl jemals bey einer solchen allgemeinen Verbesserung gleich der Zweck vollkommen erreicht worden? Besonders wenn des P. Parhamers militarische Art, die Waisenknaben zu erziehen, so beschaffen ist, wie sie die V. S. 128 u. folg. beschrieben, so ist sie höchst widersinnisch, und einer vernünftigen Erziehungsmethode, die freye, edle denkende Wesen bilden soll, gerade entgegen gesetzt.

Indessen kommt man bey manchen Erzählungen auf den Verdacht, daß die Verfasser die Dinge gelb gesehen haben, weil sie sie durch ein gelbes Fernglas ansahen. Ja man wird auf die Verf. ungehalten, wenn man siehet, daß sie wirklich gelehrten und verdienten Männern, z. B. Hrn. Hofr. Martini, dem Hrn. Staatsrath v. Gebler, dem Hrn. Abt Felbiger, dem Hrn. Prof. Collin und andern, auf eine unanständige Art mitspielen. Dieß schadet der Glaubwürdigkeit ihrer übrigen Urtheile, selbst, wenn sie an andern Stellen Recht haben mögen.

Auch findet man viele gewitzelte und sehr platte Stellen, z. B. S. 5. daß der Syndikus Raum lieber Platz heissen sollte. S. 19. vom Pudel u. a. m.

Diese Briefe sollen, wie wir hören, in Wien das gröste Aufsehen gemacht, seyen verboten, und die Verfasser aufgesucht worden. Dieß ist unserm Bedünken nach, zu weit gegangen. Unsers Erachtens, dürfen wirklich verdiente Leute von sich getrost alles, was man will, sagen lassen. Allenfalls können ja auch falsche Nachrichten widerlegt werden.

den. Daß aber wirkliche Fehler und Mißbräuche angezeigt und gerügt werden, ist heilsam und nützlich.

Bm.

D. Christian August Crusius, Bedenken über die Schröpferischen Geisterbeschwörungen. Mit antiapokalyptischen Augen betrachtet, von D. Balthasar Becker, den jüngern. Berlin, (eigentlich Gotha) 1775. 36 S. in gr. 8.

Nachricht von den berüchtigten Johann Schröpfer in Sachsen, und seinen Geisterbeschwörungen, 1775. 1 Bogen. 4.

Schröpfer ein Caffeeschenke in Leipzig, war ein Windbeutel, der allerhand Rollen in der Welt gespielt hatte, und der alle Mittel, ohne Unterschied brauchte, um seine zu spielende Rollen zu unterstützen. Nachdem er schon durch ein unordentliches Leben ziemlich in Schulden gerathen war, mißbrauchte er den Freymäurerorden, dessen sehr unwürdiges Mitglied er war, theils vielleicht, um etwas Geld zu erhaschen, theils wenigstens, um sich ein Ansehen zu geben, um sich einen Anhang zu machen, und sich dadurch noch eine Weile empor zu halten. Er gab vor, der Freymäurerorden sey der ungezweifelte Weg, die Menschliche Natur vollkommener zu machen, aber nur dahin und zur höchsten Zufriedenheit zu gelangen, müsse man fasten, beten, seine Sünden bereuen und Buße thun. Er gab schon damals zu verstehen, daß eine genauere Gemeinschaft mit den geistigen Wesen, durch Abziehen der Seele von der Sinnlichkeit, durch Buße und Bereuung der Sünden zu erlangen wäre, wozu er den Leuten, die sich an ihn wendeten Wege an die Hand geben zu können, vorgab. Unter dem Vorwande, sie zu präpariren, bethörte er ihren Verstand, und entflammte ihre Einbildungskraft. Man weiß, was für Sprünge die Einbildungskraft thut, wenn sie einmahl anfängt mit dem Verstande davon zu laufen, man hat dieses leider! an viel besseren Leuten gesehen, als Schröpfer und seine damaligen Jünger waren. Kein Wunder, daß allerhand seltsame Dinge erfolgten. Einige von Schröpfers Jüngern wurden über ihren Bußübungen tiefsinnig, andere glaubten von ihm ganz ausnehmende Geheimnisse zu vernehmen

nehmen, und dünkten sich etwas erhalten zu haben, da sie nichts hatten.*) Schröpfern wuchs unterdessen der Muth. Er wollte sich hier und da nothwendig machen. Er fieng an in der Leipziger Loge Unruhen zu verursachen, wovon in den oben angezeigten Anmerkungen über D. Crusius Bedenken S. 31. etwas weniges vorkommt. Er machte auf den Vorsteher derselben ein Pasquill, welches ihm eine Injurienklage zuzog, er begieng noch andere Unbesonnenheiten, welche ihm eine öffentliche Prostitution zuzogen. Er muste sich nach derselben um so viel mehr von Leipzig wegbegeben, da unterdessen seine Vermögensumstände concursmäßig worden waren.

Er gieng weg, wohin, ist einerley, aber so viel ist gewiß, er fieng nunmehr an eine ganz ernsthafte Rolle zu spielen, und wuste, als ein abgefeimter Bube, wie man zu sagen pflegt, aus allem Holze Pfeifen zu schneiden. Bey frommen Leuten verstand er die Kunst eine große Gottseligkeit zu affektiren. Bey Leuten, die Geheimnisse suchten, verstand er die Kunst, was er wuste, und was er nicht wuste, was er errieth, und was er erlog, so gut als geltend zu machen, daß er manchem, der ihm auf den Zahn fühlen wollte, Erstaunen erweckte, und vielleicht mehr herauslockte, indem er nur mit einer geheimnißreichen Mine die Antwort vermied, als er selbst hätte erwarten können. Bey Leuten, die das Wunderbare liebten, verstand er die Kunst seine Kenntniß der geheimen Kräfte der Natur, seine Bekanntschaft mit den geistigen Wesen, so meisterhaft geltend zu machen, er wuste ihnen ein so blendendes Gauckelspiel vorzumachen, daß man die Köpfe zusammensteckte, und anfieng, ihn für einen außerordentlichen Menschen zu halten. Er verstand endlich die Kunst, eine Neigung, die sich bey Leuten, welche Gottseligkeit, Geheimnisse und Wunderbares lieben, auch sehr wohl nebenher finden kann, die Neigung Reichthümer zu besitzen, sehr schlau zu seinem Zwecke zu ge-

*) Es kann leicht seyn, daß der Vorwurf, den der Uebersetzer des Westinders, S. 33. die Frau Fulmer ihrem Manne machen lässet: „weißt du noch wohl, wie du die Leute zu rechten Freymäurern machen wolltest„ u. s. w. auf Schröpfers damalige phantastische Arbeiten ziele.

gebrauchen; indem er sich hin und wieder merken ließ, daß die geheime Bekanntschaft mit den Geistern auch zu den geheimen in der Erde verborgenen Schätzen führe, und in dieser Absicht that er, wo er glaubte es thun zu können, ungeheure aber unbestimmte Versprechungen.

Er gieng nach Sachsen zurück, und das Gerücht, daß er ein ganz außerordentlicher Mensch sey, gieng vor ihm her. Schröpfer nutzte es, dieses Gerücht, und gab nun ganz laut vor, daß er ganz außerordentliche Wissenschaften besitze, besonders Geister zu beschwören, und Todte heraufsteigen zu lassen. Er machte zu verschiedenen mahlen den Neugierigen zwar sehr grobe aber doch scheinbare Blendwerke vor, indem er bald diese bald jene Gestalt erscheinen, und bald diesen bald jenen Ton oder Spruch hören ließ. Er erhitzte, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Einbildungskraft seiner Zuschauer durch alle nur mögliche Mittel, durch Freymäurergebräuche, durch Religionsgebräuche, Lesen der Messe, Gebrauch des h. Abendmals, durch stundenlanges Beten, auf dem Erdboden liegend. Dabey ließ er einige drey Tage lang fasten, und gab andern, ehe die Loge geöffnet wurde, starken von ihm selbst gemachten Punsch zu trinken. Man kann leicht denken, daß durch dergleichen vorhergegangene Vorbereitungen die Gemüther der Zuschauer schaudervoller Eindrücke empfänglicher waren, als wenn sie ganz ruhig und kalt zu diesen Geheimnissen wären gelassen worden. Gleichwohl war Schröpfer dabey sehr vorsichtig. Er ließ nicht nur bloß die Personen zu, deren Gesinnungen er vorher erforscht hatte, und recusirte alle andere, sondern bediente sich auch des Verbots, kein Metall an sich zu haben, meisterlich, damit nicht jemand bewafnet seyn und ihn etwan unversehens überfallen möchte. Zum Ueberfluß drängte er noch seine Zuschauer in einen beschränkten Winkel zusammen, und drohte das gröste Unglück, wenn sie diesen Schranken überschreiten würden. Aus diesem Winkel sahen sie denn voller Schauder, was Schröpfer wollte, daß sie sehen sollten, die Geister, die durch die geöffnete Thür hineinhüpften, heulten, vor dem Crucifixe niederfielen, u. s. w. Der Enthusiasmus pflanzte sich fort, viele Leute hielten Schröpfern für einen Wunderthäter. Er trieb indessen die ärgerlichste und plumpste Charlatanerie, gab sich nicht allein für einen geheimen theurgischen Philosophen, sondern auch für einen natürlichen Sohn

eines französischen Prinzen, und für einen französischen Obersten aus, setzte einige Leute in Contribution von ganz ansehnlichen Summen, indem er andern ganz unermeßliche Einkünfte versprach, verwickelte sich endlich selbst in seine eigne Entwürfe so sehr, daß er, da er wohl merkte, daß er sich mit Sachen eingelassen hatte, aus denen er sich nicht ungestraft herauswickeln könnte, den 8ten October 1774. vor Aufgang der Sonne mit vier Begleitern ins Rosenthal*) bey Leipzig gieng, und nachdem er von ihnen abseits gegangen war, sich mit einer Sackpistole erschoß.

Wer sich wundern sollte, daß sich würklich so viele angesehene, verständige und rechtschaffene Leute von diesem groben Betrüger haben hintergehen laßen, müste wirklich von der wahren Geschichte so vieler Gauner, Ebentheurer und Glücksritter, die in allen großen Städten Europens, mit der schamlosesten Dreistigkeit, unter gar sehr verschiedenem Vorwande, eine Zeitlang eine wichtige Figur machen, gar nichts wissen. Es würde in der That unbegreiflich seyn, daß solche Buben von ihrem Spiele, nach der Plumpheit, mit der sie es treiben, nur den geringsten Erfolg zu sehen hoffen könten, wenn nicht die angespannte Einbildungskraft sehr schnell auf Abwege zu bringen wäre, wenn nicht Aberglauben und Vorurtheile noch sehr allgemein regierten, und wenn nicht oft die rechtschaffensten Leute deshalb am ersten hintergangen würden, weil sie von andern auf sich schließen und sich nicht vorstellen können, daß irgend jemand List und Verstellung bis auf einen gewißen Grad treiben könnte. Auch werden zuweilen verständige Leute durch Umstände veranlaßt, gewisse obgleich unwahrscheinliche Projekte nicht gleich geradezu zu verwerfen, weil sie einigermaßen den Erfolg abwarten, und sich, wenn er der Erwartung nicht entspricht, zurückziehen wollen, ob sie denn freilich gleich zuweilen weiter geführt werden, als sie anfänglich dachten. Dieß war gewiß bey manchem verständigen Manne, der den Schröpferschen Entwürfen nachgieng, der Fall, und da Schröpfer für alle seine herrlichen Versprechungen nichts als leere Worte und Blend-

S 2 werke

*) Ein Lustwäldchen bey Leipzig. In der Mietauischen allgemeinen theologischen Bibliothek, steht eine in verschiedenen Umständen ganz falsche Nachricht von dieser Geschichte. S. derselben III. Theil S. 182.

werke zeigen konnte, so würde, wenn er den Knoten nicht gerade durchgehauen hätte, der Betrug bald an den Tag gekommen, und der Betrüger bestraft worden seyn.

Indessen war zu der Zeit, da er sich erschoß, der Glaube an ihn, besonders in Sachsen, aufs höchste gestiegen. Die Art seines Todes selbst verursachte allerhand grillenhafte Bedenklichkeiten. Die Schwärmer glaubten, sie sey eine Folge seiner magischen Arbeiten, und gewisse Leute, die sehr geneigt sind zu glauben, ein Selbstmörder, besonders wenn er sich bey kaltem Blute erschießt, müsse eine besondere Stärke der Seele besitzen, vermeinten immer noch bey seiner Todesart etwas heiliges und heeres, verendum quid, zu finden. Dazu kam, daß Schröpfer, der sein Gaukelspiel bis aufs Ende spielen wollte, Billete hinterlassen hatte, worinn er drohete, „daß die, die er riefe, ihm „würden folgen müssen,„ und versprach: „daß um „Weihnachten eine unbekannte Person alle seine Schul„den bezahlen würde, u. d. gl. Man nehme hiezu, daß Schröpfer durch List von allerley Art sich Anhänger zu machen gesucht hatte, die sich nicht auf einmahl wollten beschämt sehen, und daß gewöhnlicher Weise Leute, die das Wunderbare lieben, es durchaus nicht natürlich erklärt wissen wollen, und man wird sich nicht wundern, daß Schröpfers Anhänger auch nach seinem Tode erwarteten, daß wichtige und außerordentliche Begebenheiten vorgehen würden, und mit geheimnißvoller Mine und abgebrochenen Worten zu verstehen gaben, man werde schon sehen, was noch erfolgen würde. Der Rumor währte also beständig fort, und Personen, welche doch gerne wissen wollten, wie es mit den magischen Arbeiten Schröpfers beschaffen gewesen seyn möge, befragten deshalb schriftlich verschiedene Gelehrte, unter andern den Hrn D. Crusius in Leipzig, dessen Bedenken hier abgedruckt, und mit spöttischen Anmerkungen begleitet, erscheint.

Wer den Hrn. D. Crusius einigermaßen kennet, kann gleich voraus sehen, wie das Bedenken beschaffen seyn werde. Man weiß, daß dieser Gelehrte alle gegenwärtige physische und moralische Begebenheiten mit bewundernswürdiger Leichtigkeit durch die Mitwürkung des Teufels erklärt, und von allen künftigen Begebenheiten durch Vor-

bilder

bilder und Prophezeihungen die genauesten Nachrichten hat. Es ist in der That weit weniger sonderbar, daß Hr. Crusius, auf geschehene Anfrage, und nach seinem einmahl angenommenen abentheuerlichen System, den Schröpfer für einen der falschen Propheten erklärt, von denen in der Apokalypse geweissagt worden, als daß z.B. Hr. Lavater, der doch für einen Mann von Verstande, und nicht für einen Schwärmer gehalten werden will, Gaßners tölpische Blendwerke, aus eigenem Triebe, ungefragt, ohne sie untersucht zu haben, bloß auf das Gerücht eines abergläubischen vornehmen und geringen Pöbels, D. Semlern, als wichtige Thatsachen vorweisen kann, wodurch dessen Meinung von den Besessenen im N. T. könne zweifelhaft gemacht werden.

Es sind daher die meisten zu D. Crusius Bedenken gesetzte Anmerkungen, einige wenige historische Nachrichten ausgenommen, ziemlich überflüßig. Vielleicht scheinen unsern Lesern die Anmerkungen interessanter, die ein anderer Gelehrter, Hr. Moses Mendelsohn, schon vor einigen Monaten, über Hrn D. Crusius Bedenken, auf Begehren einer Standesperson, aufgesetzt hat. Wir wollen sie hier abdrucken laßen, und fügen nur noch hinzu, daß die obangeführte Nachricht von Schröpfern nichts als ein Auszug aus D. Crusius Bedenken ist, ohne ihn zu nennen. In der sonst ziemlich albernen Vorrede wird gewünscht, daß die Obrigkeit die Schröpferische Sache genauer untersuchen möchte. Dieß würde freylich, besonders wenn es gleich nach Schröpfers Tode geschehen wäre, vielleicht den Betrug aufs geschwindeste ans Licht gebracht haben.

Cm.

„Herrn Moses Mendelssohns Anmerkungen über einen schriftlichen Aufsatz, die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfers betreffend.„

„Daß Schröpfer seine sogenanten Arbeiten nicht in Gegenwart des Hrn Dr. Crusius hat vornehmen wollen, wundert mich gar nicht. Obgleich dieser Gelehrte „das Mitwürken böser und guter Geister anzunehmen pflegt; „so würde er dem künstlichen Arbeiter dennoch, durch sei-

„nen scharfen Beobachtungs- und Untersuchungsgeist, auf „mancherley Weise beschwehrlich gewesen seyn. Die Gei- „ster des Schröpfers sollen auch den Hrn Dr. Ernesti recu- „sirt haben. Wenn dieser Gelehrte nicht ein gar zu guter „Naturforscher wäre; so hätte es vielleicht dem Schröpfer „noch ehe gelingen können, ihn zu überraschen, als „den Hrn Dr. Crusius. Jener würde Spott und Verach- „tung mitgebracht haben, und in dieser Laune kan man zu- „weilen leichter hintergangen werden, als wenn man die „Sache selbst für möglich hält, und die Absicht mitbringet, „sie mit aller Aufmerksamkeit und mit dem feyerlichsten „Ernst zu untersuchen.

„Daß die Berichte, die man von den Arbeiten des „Schröpfers hat, nicht in allen Umständen übereinkommen, „beweiset zwar nichts in Absicht auf die Hauptbegebenhei- „ten; so viel aber läßt sich doch mit Grunde daraus schlies- „sen, daß die Nachrichten entweder nicht authentisch sind, „oder von Augenzeugen herrühren, die nicht mit der gehö- „rigen Aufmerksamkeit beobachtet haben. Schröpfer scheinet „sich Zeugen gewählt zu haben, die entweder die Sache zum „voraus gewünscht, oder gefürchtet haben. Die Freymäu- „rer, an die er sich mehrentheils zu wenden pflegte, sollen, „wie man sagt, in ihren Zusammenkünften, durch geheim- „nisvolle Gebräuche und Anstalten, auf große Erwartun- „gen hingehalten werden. Ihre ganze Seele wird gleichsam „auf Erwartung gespannet, und ich glaube bemerkt zu haben, „daß, je liebreicher und wohlgesinnter die Mitglieder dieser „Gesellschaft sind, desto schimärscher sind die Hofnungen, „mit denen sie sich täuschen lassen. Man weiß, wie sehr sich „Betrüger eine so liebenswürdige Disposition zu Nutze zu „machen wissen. Wer leicht hoffet, ist leicht betrogen.„

„Die Furcht macht die Täuschung noch leichter, als „die Hofnung. Das Fürchterliche hat, wegen der Idee „des Erhabenen, mit welchem es in Verbindung stehet, ei- „nen starken Reitz für die Menschen. Man kan sich kaum „enthalten, auf einen fürchterlichen Gegenstand wenigstens „einen schüchternen Blick zu werfen, der aber zu flüchtig ist „zur Untersuchung. Die entfernteste Aehnlichkeit zeigt uns „alsdenn das Gefürchtete in seiner ganzen Gestalt. Wir „sehen nicht, was da stehet, sondern was wir fürchten.„

„Der

„Der Erzehler, von dem in dem Aufsatze die Rede ist, scheinet mir weder von Furcht noch von Hofnung frey gewesen zu seyn, als er den schröpferischen Arbeiten beywohnte. Er war zum voraus geneigt zu glauben, heißt es, daß die Sache von einem guten *Principio* herzuleiten sey. Er blieb weg, sobald er merkte, daß ein Geheimniß der Bosheit dahinter sey, und machte sich ein Gewissen darüber, ob er Recht gethan, daß er bey den schröpf. Künsten so oft zugegen gewesen. Er wollte den entsetzlichen Knall nicht abwarten, den Schröpfer hören zu lassen versprach. Diese Umstände zeigen gnugsam, daß das Gemüth dieses Zuschauers nicht uneingenommen gewesen, und vielmehr zwischen Furcht und Hofnung gleichsam geschwebt habe. Er spricht, wie von einer ausserordentliche Sache, von der sogenanten Anmeldung der Geister, die damals, als er zugegen war, in einem Klange bestand, dem ähnlich, wie wenn man an ein Glas schlägt, als wenn es nicht ein leichtes wäre, dergleichen Klang hervorzubringen, und setzt hinzu, durch diesen Klang schien das ganze Zimmer gleichsam zu beben. Dieser Zusatz ist offenbar aus der belebten Einbildungskraft des Erzehlers genommen, und zeiget zur Genüge, wie wenig sich die Verfassung, in der er sich damals befand, zum Beobachten tauglich war.„

„Was mich betrift; so halte ich die ganze Sache für einen künstlichen Betrug, ob ich es gleich nicht übernehme, alle erzehlte Umstände aus dieser Voraussetzung zu erklären. Hierzu fehlen mir die wichtigsten Data. Wird doch sogar nicht einmal angegeben, ob Schröpfer seine Künste nur in einem dazu bestimmten Zimmer, oder in jedem andern, wo man es verlangt, oder endlich, wie einige wollen, auch auf freyem Felde habe machen können? ob er sie des Nachts, oder an hellem Tage vorgenommen? ob er den Zuschauern gewisse Plätze angewiesen? u. d. g. Alle diese Umstände aber müssen sorgfältig untersucht werden, bevor man sich versprechen kan, mit hinlänglicher Gewißheit hinter den Betrug zu kommen. Wenn die übrigen Umstände damit übereinstimmen; so habe ich den Verdacht, daß eine Zauberlaterne vornehmlich dabey gebraucht worden. Wie vermittelst dieser Maschine ein Gespenst kan vorgestellt werden, lehret Guyot in dem dritten Theile seiner physikalischen und

„mathematischen Belustigungen, (Augspurg. 1773. in „8.) (S. die 44. Belustigung). Ja man kan eben „dieselbe Erscheinung in einem Rauche vorstellen, und „gleichsam nach und nach aus demselben hervorsteigen las„sen, wodurch sie noch fürchterlicher anzusehen seyn muß, „weil der Umriß wallend und unbestimmt, ꝛc. und die „ganze Figur gleichsam wie schwimmend erscheinet. Das „Räuchern, dessen sich Schröpfer bediente, wird ihm ver„muthlich hierzu gedient haben.„

„In der Vermuthung einer Zauberlaterne bestärken „mich vornehmlich auch folgende Umstände. Die Geister „schienen sich zu bewegen, ohne einen Fuß zu regen, nur „als schwebend. Durch die Fortrückung des Bildes in der „Zauberlaterne kann man die Erscheinung fortschweben las„sen, aber den Füssen keine besondere Bewegung mittheilen. „Dieser Umstand scheinet mir von nicht geringer Wichtigkeit „zu seyn. Aus eben der Ursache werden auch wohl die Gei„ster Arme und Hände auf die Brust geschlagen getragen „haben, wie in dem Aufsatze erzehlt wird. Sie erschienen „ferner in verschiedenem Lichte, auch die anwesenden „Personen sahen sich in verschiedenem wunderschönen „Lichte. Wie dieses durch eine Zauberlaterne zu machen, „ist leicht zu errathen. Die Gesichter der Geister sahen, „wie ein geformter Dunst aus, welches vermittelst des „Rauchs gar leicht zu bewerkstelligen ist. Die beiden Spie„gel, in die er öfters hineinzusehen pflegte, geben zu dieser „Vermuthung fernern Anlaß. Daß andere darin nichts ent„decken konnten, thut zur Sache nichts, und lehret der ange„führte Schriftsteller, wie dieses vermittelst einer Schnur „und einer Rolle gar leicht ins Werk zu richten sey. Der „beschwohrne Stern am Himmel scheinet auch blos durch „gut angebrachte Gläser und Hohlspiegel so große und dicke „Stralen geworfen zu haben.„

„Durch eben dergleichen Hohlspiegel kan man einen „Schall, wohin man will, reflektiren lassen, und den Schein „hervorbringen, als wenn eine Antwort, die eine verbor„gene Person giebt, von einem Bilde gegeben würde. Durch „die Reflexion wird der Schall dumpfig und hohl, so wie er „in dem Aufsatze beschrieben wird, und von Schröpfern die „Sprache der Geister genennt worden. Es sind noch viele „andere Wege und Mittel bekannt, wie mit dem Schall

„Gau-

„Gaukeley getrieben werden kan, und schon oft getrieben „worden ist. Die näheren Umstände müssen an die Hand „geben, welcher Mittel sich der künstliche Betrüger bey je„dem Vorfalle bedient habe. Ich begnüge mich nur Mög„lichkeiten anzugeben, und zwar, meines Bedünkens, weit „möglichere Möglichkeiten, als die blos metaphysische, die „in dem Aufsatze angeführet wird, daß so wohl gute als böse „Geister unmittelbar auf unsere Nerven würken können. „Ich habe nichts wider die metaphysische Möglichkeit, daß „der Kayser von China mit seinen Mandarinen jetzt auf mei„ner Kinderstube Blindekuhe spielte. Wenn aber 10 oder „20 der glaubhaftesten Zeugen itzt kämen, und mir dieses „einbilden wollten; so würde ich versichert seyn, sie müßten „selbst sich irgend einen Schein haben blenden lassen, oder „die Absicht haben mich zu täuschen.„

Poems consisting chiefly of translations from the asiatick languages. Altenburgh. G. E. Richter. 1774. 8.

Diese Gedichte sind bekanntermassen von dem berühmten Kenner der orientalischen Sprachen W. Jones zu Oxford. Die auf dem Titel nicht angezeigten, aber angehängten 2 Versuche 1) von der orientalischen Poesie und 2) von den nachahmenden Künsten, sind sehr interessant.

Collection of new Plays by several hands vol. I. Altenburgh. Richter. 1774. 8.

Der erste Band dieser Sammlung, deren Absicht ist uns mit den besten unter den neuesten englischen dramatischen Werken bekannt zu machen, enthält: 1) the West-indian, a Comedy by *Cumberland.* 2) the mistakes of a night, a Comedy by *Goldsmith.* 3) Alzuma, a Tragedi, by A. *Murphey.* 4) the Monument in Arcadia, a dramatic Poem by G. *Keate.*

Essays by O. Goldsmith. Altenburgh. Richter. 1774. 8. Mit des Verf. Bildnisse.

Diese Essays sind des Verfassers des Vicar's of Wakefield würdig. Voll Geist, voll Laune, voll Menschengefühl.

Miscellaneous Pieces in Prose, by J. and A. L. Aikin. Altenburgh. Richter. 1775.

Eine Sammlung von ganz unterhaltend geschriebenen Aufsätzen: On the province of Comedy, on Romances, Selama an Imitation of Ossian, against Inconsistency in our Expectations on Monastic Institution, on the heroic Poem of Gondibert. u. a. mehr.

The Beauties of the Magazines and other periodical Works selected for a series of Years &c. II. Voll. Altenburgh. Richter. 1775. gr. 8.

Eine Sammlung von wohlgewählten kleinen Aufsätzen, die fortgesetzt zu werden verdient.

Uebrigens sieht man aus den eben angezeigten vier Werken, daß Hr. Richter fortfährt Ausgaben nützlicher englländischer Bücher zu liefern. Sie sind eben so sauber und correct als die ersteren, die aus seiner Presse gekommen sind.

The History of Tom Jones, a Foundling by Henry Fielding. Dresden printed for G. C. Walther. III Voll. 1774. 8. Mit Kupfern, die aus der vor verschiedenen Jahren bey eben dem Verleger gedruckten französischen Uebersetzung dieses Werks genommen sind.

Diese Ausgabe ist eben so sauber als die Richterschen gedruckt, und so weit wir sie durchgesehen haben, auch sehr correkt. In eben diesem Verlage ist auch eine schön-

gedruck-

gedruckte Handausgabe des Petrarchs erschienen, unter dem Titel:

le Rime di Petrarca. Dresda presso C. G. Walther. 1774. 8.

Die deutschen Buchhändler, besonders die eigene Druckereyen besitzen, können nicht genug aufgemuntert werden, uns saubere und correcte Ausgaben der besten ausländischen Schriften zu geben. Sie machen sich dadurch um unsere Nation weit mehr verdient, als wenn sie mittelmäßige und schlechte deutsche Originalschriften verlegen, die oft schon sechs Wochen nach der Messe, in der sie erscheinen, vergessen sind, oder uns mit Ladungen von fabrikenhaften Uebersetzungen von Büchern, die nicht hätten übersetzt werden sollen, und die noch dazu meistens erzschülerhaft übersetzt sind, überhäufen, die bloß dienen den Meßkatalagus zu vergrößern, und das Makulatur zu vermehren. Bloß nur an engländischen Werken fehlen uns noch Ausgaben vieler klaßischen Schriftsteller; z. B. Shaftesburys Characteristicks, Yorick's Sermons, Enfield's Sermons for Families, Hume's Essays, Hume's History of England, Richardson's Romanen, Robertson's History of Scotland, und Hist. of Charles V. Shakespeare's, Addison's, Prior's Works; u. a. m.

The Moral Miscellany or a Collection of select Pieces in Prose and Verse, a new Edition. 8. Züllichau printed for the House of orphans.

Die erste in Deutschland gedruckte Auflage dieser nützlichen Sammlung kam 1764. heraus. Sie ist in des XII. Bandes 1ten Stücke dieser Bibl. S. 393. angezeigt.

Original english Letters on Business, Duty, Amusement, affection, Courtship, Marriage, Friendship, et other subjects, with Directions for writing Letters,

tors, etc. revised by W. Thompson. Francfort printed for Garbe. 1775. gr. 8.

Diese Sammlung ist für Anfänger, besonders die engländisch wollen schreiben lernen, sehr brauchbar.

An Attempt to facilitate, the study of the english Language, by publishing in the present cheap Manner, a collection of Lettres etc. by F. W. Streit. 8. *Ronneburgh. Rothe.* 1774. 8.

Diese Sammlung ist recht gut gemeint, aber die Auswahl ist nicht die beste, unter dem Guten ist sehr viel schlechtes. Unter den engländischen Text sind deutsche Noten gesetzt.

Mes Vacances ou Lettres à vn Etudiant. Francfort sur l'Oder. 1774. 344 S. in 8vo.

Mit dem Styl, den Geistes-Gaben, der Weltkenntnis, und der Gelehrsamkeit eines Sprachmeisters schreibt hier jemand Briefe sur La conversation, sur la naissance, sur les voiages. Zur Probe diene folgendes, S. 66. über das Reisen: „Quand vous serés à Rome voyés L'Eglise „de St. Pierre, le Palais Iustiniani *où l'on compte dix buit* „*cent soixante sept antiques*, le palais Colonne où il doit „y avoir *huit mille tableaux originaux*: admirés *la très* „*antique louve qui alaite Romulus et Remus, le Laocoon*, le „Marc aureli à Cheval, la Niobe, l'Hercule Farnese, le Colisée, le Pantheon, le Térence, le Virgile, le Pline du „Vatican, la Transfiguration (dernier et meilleur tableau „de Raphael) et mille autres curiosites. Voyés tout cela, „tout cela est digne dêtre rû. Hierauf folgen Auszüge aus den bekannten Briefen der Mdme. de Pompadour; ein Gespräch zwischen Boileau und dem Herzog von Montausier über die Schmeicheley, das nicht ganz verunglückt ist; und zuletzt Auszüge aus den Souvenirs der Mdme. de Caylus, der

Nie-

Niece der Mdme. di Maintenon. Diese letztern sind noch das merkwürdigste im ganzen Buche, indem sie uns an diese Sammlung Anecdoten erinnern, die mehr werth ist, als aller geschriebene und noch zu schreibende Esprit du Siecle de Louis XIV. Dem gemeinen Auge sind sie zwar nur ein Recueil de bons mots, dem Kenner hingegen bleiben sie immer herrliche und deutliche Inscriptionen, worin er die Geschichte des Menschengeistes damaliger Zeit mit Vergnügen liest, sieht, wie damalige Politesse, Galanterie, guter Humour, Beschränktheit des wahren Wissens, Anhänglichkeit an die Religion in allen Ständen, — jezo durch unsre neue Philosophie, die alles umspannt, durch unsere Infinitesimalpolitik, und allgemeinen Ennui glücklich aus der Welt vertrieben worden.

Za.

Miscellanien. Erstes Pacquet, von einem, der wollt' und konnte. Leipzig, bey Jacobäern, 1775. 10 B. in 8.

Den Anfang machen ein paar Worte über Klopstocks deutsche Gelehrtenrepublik. Ihm wird, in einem nicht unglücklich nachgeahmten altdeutschen Tone, Dank gesagt für seinen Patriotismus; dann werden einige vor den Aldermännern angeklagt, die in der gelehrten Republik heillose Künste treiben; zuletzt aber werden einige Beschwerden wider das Gesetz wegen des Lateinischschreibens vorgebracht, und nicht ohne Grund. Die lateinische Sprache bleibt allemal der kürzste und bequemste Weg, unsre Kenntnisse fremden Nationen mitzutheilen, und die ihrigen mitgetheilt zu erhalten; sie ist zu nothwendig zur Lesung der Alten, und zur Führung öffentlicher Geschäfte mit Ausländern. Indeß wird für die Aufhebung der Scholiastenzunft gedacht; wiewohl wir ohne mancherley Einschränkung diesem Danke nicht beystimmen möchten. Wer die Bemühungen und den Einfluß der Wortkritik etwas genauer kennt, wird sie gewiß nicht so allgemein verschreyen, wie in der gelehrten Republik geschehen ist, wo ein übelverstandner Eifer wider die Scholiastenzunft den Verf. bis zu persönlichen Beleidigungen hinriß. — Es folgen kurze Sittensprüche und Anekdoten,

ten, meistens altdeutscher Art; bey manchen hätten wir die Quellen angezeigt gewünscht; von andern gehört wenigstens die Einkleidung dem Verfasser selbst. Es freut uns, daß unsre Landesleute anfangen auf den Witz ihrer Vorfahren aufmerksamer zu seyn; und wie sehr, und wie vortheilhaft für unsre Sprache und Literatur, würde diese Aufmerksamkeit allgemeiner werden, wenn Hr. Leßing seinen Vorsatz ausführte, einen Vorrath aus alten Dichtern und Prosaisten gesammelter Denkwürdigkeiten unter dem Titel: Altdeutscher Schimpf und Ernst herauszugeben! — Die Lehren des Alten an den Jüngling sind sehr eindringend geschrieben, und die Beyspiele meistens aus dem Polyän entlehnt. Aus eben dieser Quelle sind verschiedne der unmittelbar folgenden Anekdoten geschöpft. Die kurze Nachricht von dem Leben und Tode des Schwedischen Ritters Olof von Dalin, die, besonders in der Geschichte seiner Krankheit, nichts weniger als kurz ist, erwarteten wir hier nicht; wiewohl der Titel des Buchs jeder Materie den Zugang öffnet. Gleich darauf folgt ein Gedanke über den Casanovischen Sardonyx, den der Verf. für ein hochzeitliches Gemach (*thalamus*) hält, wo die Braut angekleidet wird. So wird auch S. 49. die Knöflerische Vorstellung des Apollo gegen Boden und Kloz kürzlich vertheidigt. Von S. 51. an folgt ein Briefwechsel über das Basedowische Elementarwerk, der Aufmerksamkeit verdient. Es ist hier nicht allgemein hin geurtheilt, sondern geprüft, und das Elementarwerk nach seinen einzelnen Theilen durchgegangen. Manches Harte, aber vielleicht auch manches Wahre wird bey dieser Gelegenheit gesagt, und wenn gleich B. Vertheidiger das letzte Wort behält, so merkt man doch bald, daß der Gegner ihm überlegen ist. Die Vergleichung B. mit Wolfgang Ratich, (S. 109) ob sie gleich mehr angedeutet als wirklich angestellt wird, hätten wir doch hinweggewünscht. Unter den folgenden Stücken ist der Aufsatz über des Würtenbergischen Hofmalers Guibal Lebensumstände einer der längsten. Zuletzt sind auch des Herrn v. Sonnenfels Vorschläge zur Verbesserung der deutschen Schaubühne eingerückt.

Dz.

Eine

Eine Erfindung aus gedrucktem Papiere wiederum neues Papier zu machen, und die Druckerfarbe völlig heraus zu waschen, von D. Justus Claproth. Göttingen, bey Barmeiern. 1774. ½ Bogen in 8.

Die Erfindung, daß das bedruckte Papier, welches bisher nur zu Pappen gebraucht worden, nachdem mit weniger Walkererde die Farbe ausgewaschen worden, wieder zu Zeug gemacht, und zu Papier verarbeitet werden kann, macht Hrn D. Claproth viele Ehre. Sie ist auch von Hrn D. Bucholz in Weimar und von andern nachgemacht und bewährt befunden worden. Indessen verdienen die Einwürfe, die der sehr erfahrne Papiermacher Kefferstein in dem Hallischen Intelligenzblatte dawider gemacht hat, unpartheyisch erwogen zu werden. Zu denselben ist noch hinzuzusetzen, daß das Auswaschen mehr als hundert Jahre alter und geleimter Papiere, wie die Erfahrung gelehret hat, viel besser von statten gehet, als neubedruckter und ungeleimter Papiere, als welche ungleich schmutziger werden.

Uebrigens scheint es, wenn nicht die Buchhändler ihre unermeßliche Makulaturniederlagen, die sie aus Liebe zu dem theuer bezahlten Eigenthume immer noch für etwas bessers halten, aufthun wollen, so dürfte es bald an Materie zum Auswaschen fehlen. Makulatur ist eine viel gangbarere Waare, als die Bücher selbst. Es wird zu sehr vielen Dingen im gemeinen Leben gebraucht, ohne daß es dürfte zu Pappen verstampft werden, und daß die zerrissenen Stückchen Papier, wie die leinenen Lumpen sollten gesammlet werden, ist nicht zu erwarten. An allen den Orten, wo nur irgend eine lebhafte Handlung ist, kann es nicht, wie Hr. Cl. meint, durch das Löschpapier ersetzt werden, welches gar nicht in hinlänglicher Menge vorhanden ist.

Wem bewußt ist, wie ungeheure Summen jährlich nach Holland für Packpapier und für Pappen gehen, wird einsehen, daß wir noch lange nicht genug von diesen verachteten, aber nützlichen Dingen besitzen. Hr. Schäfer hat aus verschiedenen Pflanzen verfertigte Papierproben angezeigt, die allen

Anschein zu sehr guten Packpapieren geben. Verschiedene dieser Pflanzen sind perennirend, und vertragen den dürresten Boden. Wir überlaßen sorgfältigen Landwirthen, besonders Edelleuten, die auf ihren Gütern eigene Papiermühlen haben, ob es nicht der Mühe werth seyn möchte, öde Flecke, die sonst zu nichts dienen, mit solchen Pflanzen zu besetzen.

Kr.

M. Immanuel Karl Heinrich Börners Sammlungen aus der Natur-Geschichte, Oekonomie, Polizey-Kameral- und Finanz-Wissenschaft. Erster Theil. Mit Kupfern. Dresden, in der Hilscherischen Buchhandlung. 1774. gr. 8. . . . S.

Der H. B. theilt seine Quellen, die er in seinen kameralischen und ökonomischen Schrifften gebrauchet, hier ganz mit, und zwar nur die ausländischen in Uebersetzungen, denen sich auch originelle Abhandlungen des H. B. mit beygesellen mögen. In diesem Ersten Theile sind enthalten: 1) von Rohrs Streitschrifft, daß das ökonomische Studium sowohl von Prinzen als Privatpersonen getrieben werden müsse. (Nur Schade, daß es eine Streitschrift ist.) 2) Linne vom Nutzen der Naturgeschichte. 3) Naturgeschichte des Weidenbohrers. 4) Naturgeschichte der Ameisen. 5) D. Külbel von den physischen Ursachen der Fruchtbarkeit der Erde. 6) Kießling von den Säfften der Pflanzen. 7) Wolf von den Ursachen, warum vornehme Kinder häuffigern Krankheiten ausgesetzt sind, als Arme? Zuletzt folgen noch 4. eigene Abhandlungen: I) Daß Plato recht geurtheilt habe, wenn er die vielen Advokaten und Aerzte in einem Staate für ein trauriges Kennzeichen einer schlechten Verwaltung desselben ausgibt. (Ist eine Biographie des Plato für Ungelehrte.) Die Rechtfertigung Platons steht auf der letzten Seite. Rabener, frommen Andenkens, hat sich darüber kürzer gefaßt; man sehe das Register seiner satyrischen Schrifften unter A. Advokaten, glückselig ist das Land, wo sie verhungern. II) Von den physikalischen Ursachen des Mißwachses des Getreides. Nässe, Kälte, Hitze (Noch kürzer; die Elementen.)

III) Von

III) Von der Anlegung und Ordnung eines ökonomischen Naturalien- und Kunstkabinets und dem Nutzen einer geographischen Beschreibung eines Landes. Jenes nach Denso, dieses nach eigenen Gesichtspunkten: 1) moralischer Character der Einwohner nach den Ständen, nach der Verschiedenheit der Stände. (Was haben z. E. die Schneider für einen gemeinschaftlichen Charakter? die Buchbinder? die Gelehrten? die Studenten?) 2) Einrichtung der Städte; 3) der Dörfer. H. Börner hat die Gabe, viel über eine und dieselbe Sache unter andern Veranlaßungen zu schreiben; ohne daß man schlechterdings sagen kan, er schreibe sich aus. IV) Die Kunst, sich das Landleben angenehm und nützlich zu machen. Das ist der Titul eines kleinen Linnäus. Alles schon da gewesen.

Fz.

Alfred, Roi des Anglo-Saxons par Mr. le Baron de Haller. traduit de l'Allemand. à Lausanne, chez la Societé typographique. 1775. 8.

Eine gute Uebersetzung dieses unter uns rühmlichst bekannten Werks, die auch vermuthlich unter den Augen des Hrn von H. gemacht ist.

Em.

Neue Briefe und allerhand ausbündige und zu Recht bestehende Obligationes, Contracte, Reverse, Vergleiche, Bestallungen, Verträge, Stiftungen und dergleichen, herausgegeben von Menantes. Von neuem übersehene und durchgängig verbesserte Auflage. Kopenhagen, bey F. C. Pelt. 1775. $51\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Daß dieser elende Briefsteller im Jahre 1775 neu gedruckt worden, ist ein wahres Pasquill auf das Jahr 1775. Ohnerachtet es noch viele einfältige Leute in der Welt giebt, so sollte doch billig niemand so gar einfäl-

tig seyn, zu glauben, man dürfe noch im Jahre 1775. so wie Menantes schreiben.

Sz.

B. P. z. R. Beantwortung der wichtigen Frage: Ob der Mensch eine Verbindlichkeit habe, seine Schönheit zu erhalten? nebst noch einigen andern.

Sich von der Sonne braun brennen zu lassen, oder die Füsse einwärts zu setzen, ist an sich keine Sünde; wenn aber das Mägdchen weiß, daß ein feines Gesicht etwas beytragen kann, sie glücklich zu machen, und sie in den Stand zu setzen, daß sie anderer Glück mit befördern kann, wenn der Jüngling weiß, daß ihn eine gute Stellung Leuten anfangs empfiehlt, durch die er ferner der Welt brauchbar werden kann, so versteht sich, daß jene ihr Gesicht in acht nehmen, und dieser dem Tanzmeister gehorchen wird. Den schweren Beweis dieses Satzes zu führen, redet Herr P. z. R. von physischer und moralischer Verbindlichkeit, der letztern im allgemeinern und engern Verstande, nachdem sie eine Klugheitsverbindlichkeit, oder eine Tugend, oder gesetzliche Verbindlichkeit, oder Schuldigkeit ist, tugendhaften, zierlichen und politischen Wohlstande, dem decoro universali und particulari, in der Sprache Hr. Crusens, dessen Klugheit vernünftig zu leben §. 476 u. f. er dabey anzuführen für nöthig findet. Zur künstlichen Schönheit, dahin er Schminke, Kleidung, Frisur ꝛc. rechnet, hat, nach Hrn. P. z. R. Ermessen, kein Mensch eine Verbindlichkeit, nur ein Recht, in so fern er einen erlaubten Zweck vor Augen hat, und sein moralischer Charakter dadurch nicht verlezt wird. Bey dieser tiefsinnigen Bestimmung hat er noch eins vergessen: Sofern dadurch der Gesundheit kein Schaden zugezogen wird, z. E. bey Schnürbrüsten, zusammengeklebten Haaren, u. s. w. Einige andere Aufsätze in diesen Bogen sind überschrieben: Vom Gebrauche der Zeit; Ich der Mensch, Etwas von Nichts u. s. w. Alles ganz gemeine, übrigens meistens richtige Gedanken, die der V. wie aus der angeführten Probe erhellet, manchmal philosophischer, als der Mühe werth

werth wäre, einkleidet, manchmal auch dabey witzig seyn will. Nun kann es immer noch Leute geben, denen seine Philosophie noch neu, und sein Witz unterhaltend ist, und also kann man ihm auch die Freude gönnen, sich gedruckt zu sehen.

J.

Beytrag zur empfindsamen und moralischen Lectüre. Altenburg, bey Richter. 1774. 82 S. 8.

Bey der ietzigen empfindsamen Epidemie ist es gar kein Wunder, wenn einem Jünglinge ein wenig Empfindsamkeit anwandelt; aber wenn diese Seuche anfähgt, den schlechten Menschenverstand zu verdrängen: so geht das zu weit, und dann ist es Pflicht, daß man einen solchen süßen Träumer beym Arm ergreift, kräftig schüttelt und ihn aus seiner Phantasie erweckt. An dem V. möchten wir wohl dieses Werk der Barmherzigkeit ausüben. Man höre nur: Der V. tröstet seinen Patron über den Verlust einer Tochter, die er unterrichtet hat, in einer prosaischen empfindsamen Epistel. Hier läßt er die Verstorbene für das Leben ihres Vaters S. 26. zu den guten frommen Göttern beten, ein paar Seiten darauf glänzt sie aber als ein Seraph vor dem Throne des Ewgen. Da soll nun der betrübte Vater nach der ungestümmen Forderung des empfindsamen Informators aus diesem Gewäsche Trost schöpfen. O den leidigen Tröster! Was soll denn die Anbeterin der frommen Götter vor dem Throne des Ewigen, die befindet sich ia in Elysium; oder ist sie ia in den hohen Olymp aufgenommen: so reicht ihr ein lächelnder Amor eine Schaale voll Nectar oder Ambrosia. Aber in dem empfindsamen Paroxismus nimmt der V. das Gemengsel der heidnischen und christlichen Theologie nicht wahr. Abgeschmackter als alles übrige ist die Zugabe mit der Ueberschrift ohne Ordnung und Zusammenhang, wo der V. dem ehrsamen Publico erzählt, daß er nur einen simpeln Rock hat, der ziemlich abgeschabt ist, und noch ein Küsftgen, (vermuthlich ist das in seiner Sprache auch ein Rock oder Bratenweste) das besser, auch bezahlt ist, und vorn an seiner Stubensthür hängt S. 76. Wenn doch junge Leute erstlich denken lern-

lernten, ehe sie schrieben, oder das geschriebene nicht klug drucken liessen!

*

Die Kunst Porcellain zu machen, unter Approbation der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris herausgegeben von dem Herrn Grafen von Milly. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen vermehrt und den nöthigen Kupfertafeln versehen. Brandenburg, bey Hallen. 1774. in Quart. 123 S. 6 Kupfer.

Zuerst vom Porcellain überhaupt. Dann eine Abhandlung über das sächsische Porcellain. Die Verfertigung des Porcellains. Von Reaumurischen, das aus Glas gemacht ist. Eine Abhandlung über die Farben das Porcellain zu malen. Dieß ist der Inhalt dieses guten, obgleich vielleicht nicht genug vollständigen und ausführlichen Buches.

Tz.

Schreiben eines Bayern an seinen Freund über die Möglichkeit der gänzlichen Abstellung des Bettelns und der Versorgung der Armen in einem Lande. Nürnberg, bey Schwarzkopf. 1774. 8. 55 Seiten.

Der V. drückt seinen Nahmen mit J. F. von E. k. r. aus, in dessen Dechiffrirung wir uns nicht einlassen wollen. Wir sind mit seiner Denkungsart zufrieden; denkt zwar nichts neues, Soldatenstand, Arbeitshäuser, Waysenhäuser sind seine Mittel gegen das Betteln. Aber es ist immer Verdienst, auch bekannte und vergessene oder geringgeschätzte Wahrheiten von Zeit zu Zeit wieder Augenfallig zu machen. Indessen wünschten wir doch unter den Vorschlä-

schlägen auch einen zu finden, wie das Betteln der abgedankten Officiers, der processirenden Edelleute, der verunglückten Spieler, der verwelkten Schönheiten unter dem Nahmen der Officiers Wittwen, der abgesetzten liederlichen Geistlichen und vagirenden Studenten, der reisenden Virtuosen, der in Gold schamarrirten oder in fromme Tracht gehüllten Hof- und Kirchen-Neujahrbettler ꝛc. abzustellen seyn möchte, der noch frömmern privilegirten Bettlerarten, männlich- und weiblichen Geschlechts, sie heissen Franziscaner oder Klarissen ꝛc. nicht einmal zu gedenken, denn ein einziger solcher Bettler trägt auf einmal soviel aus einem Hause weg, daß man 20 Elende mit Brod und Hellern damit abfertigen kann.

Hk.

Der Buchdrucker, von Johann Ludwig Schwarz, 1 Theil, 2te vermehrte Auflage. Hamburg. 1775. 8.

Desselben zweyter Theil. Hamburg. 1775. 8.

Die erste Auflage ist in dieser Bibl. XII. Bds. 1ten Theile S. 398. angezeigt. In dem 2ten Theile hat der Verf. auch viel nützliche Dinge abgehandelt, und wider viele Misbräuche geeifert. Nur mischt er immer mehr Dinge ein, die allzuuninteressant sind, Injurienprocesse, schlechte Reime u. d. g. will das Publicum nicht lesen.

Rr.

Verschiedenes zum Lesen für die Liebhaber der guten Sitten und schönen Wissenschaften. Aus dem französischen übersetzt, mit Anmerkungen und Beiträgen vermehrt von Jordan Simon, öffentli-

chen Lehrer auf der berühmten Universität zu Erfurt. Zweyte Auflage. Augsburg, verlegts Matthäus Rieger und Söhne. 1774. 8. 316 Seiten.

Eine Sammlung moralischer Abhandlungen und Geschichten aus den Variétés philosophiques & litteraires. A Londres MDCCLXII übersetzt, weil das Buch dem Uebersetzer gefiel. Gut kann man nicht sagen, und schlecht soll man nicht sagen, das verbittet Hr. S., weil er glaubt, was ihm gefällt, gefällt allen, und weil seine Leute, für die er übersetzt hat, auch sein Deutsch verstehen.

Indem wir dieses schreiben, werden wir gewahr, daß nur um ein verlegenes Buch ein neuer Titel geschlagen worden, nämlich: Verschiedenes zum Lesen von Monsi. Raodin 1768. welches im ersten Anhange S. 667 ist angezeigt worden. Raodie ist also Jordan.

Ez.

Der Bürgerfreund, zur Beförderung des Christenthums, der Naturgeschichte und anderer Wissenschaften, nach Anleitung der besten Schriftsteller. I. Bandes I. bis VItes Stück, jedes von 4 Bogen. Arnstadt, gedrukt im Waysenhause. 1774.

Die Absicht dieser Bogen scheint zu seyn, um Lesern von bürgerlichem Stande, die mit der Litteratur keine Bekanntschaft haben, und denen daher die zu ihrem Unterrichte bestimmte Schriften nicht in die Hände kommen, eine ihren Umständen und Kenntnissen angemessene Lectüre zu verschaffen. Zu dem Ende handelt jedes Stück in dreyen Abschnitten, vom Christenthum, von der Naturgeschichte und von vermischten Sachen, die aus Erzählungen, Gedichten, Fabeln, Briefen, öconomischen Vorschlägen und Haus:

Hausmitteln bestehen. In so ferne der Herausgeber diese Fächer mit fremden Arbeiten und aus andern Büchern ausfüllt, so mag er seine Absicht gröstentheils erreichen, zumal durch Tiedens Unterhaltungen in den Abendstunden, von denen er in jedem Stück einige einrückt. Wo er aber selbsten die Feder für seine Bürger angesetzt hat, da werden sie sich nicht viel erbauen. Nach Tiedens Unterhaltungen folgen allemal in jeden Stücken verbesserte Uebersetzungen, oder Erklärungen der Schrift, die sind im höchsten Grad unerheblich und vielmals lächerlich: sie scheinen die erste Arbeit eines jungen Studentchens zu seyn. Noch elender sind seine Einfälle, wenn er witzig seyn will: davon überzeuge sich, wer Geduld hat, aus dem Brief von der Coffeefabrik, samt dem responso von der Sorbonne in Frivolstadt S. 115. Von seiner Poesie sey dieß eine Probe:

So viel mir von der Eh' *) bekannt,
Will ich euch jezt zu wissen fügen:
Es ist ein angenehmer Stand,
Ein Stand voll Anmuth und Vergnügen:
Wenn Mann und Frau in ihrer Jahre Blühte,
Nebst einem billigen verträglichem Gemüthe
Und guten Mitteln, in die Eh'
Gesunde, wohlgebildete
Und starke frische Körper bringen u. s. w.

*) Anmerk. Unter der Eh' verstehe ich die Christliche, da man sich auf eine hübsch ehrbare Art, nach vorhergegangener priesterl. Einsegnung verheyrathet, nicht, wie die Hottentotten, ohne Gesang und Klang, auf ein halbes Stündchen.

Jz.

Todesfälle.

1775. den 13. May, starb zu Potsdam der durch seine Gelehrsamkeit berühmte K. Preußische Charles Guichard, genannt Quintus Icilius, im 51ten Jahre seines Alters.

Druckfehler.

In diesem XXVI. Bandes I. Stück.

S. 65. letzte Zeile: XXV. B. II. St. l. XXVI. B. I. St.

An=

Anhang.

Schreiben an den Herausgeber der Allgemeinen deutschen Bibliothek.

Das Urtheil, welches der Herr Recensor in der algemeinen deutschen Bibliothek (24. Band. 1. Stück, p. 190.) von dem Tage-Buch Peter des Großen gefällt, scheinet sich mehrentheils auf dasjenige zu erstrecken, was in diesem Werke zur Staatsverfassung von Rußland brauchbares enthalten ist. Man kann aber demselben nicht denienigen Werth absprechen, den es als ein Beytrag zur Geschichte des Krieges zwischen Schweden und Rußland mit Recht verdienet, deshalb wird Ihnen vielleicht dieses Urtheil über das Tage-Buch Peter des Großen nicht unangenehm seyn, weil Ihre militairische Leser daraus ersehen werden, daß dieses Werk interessante Beyträge zu den damaligen Nordischen Kriege enthält.

Das Urtheil des Herrn Recensors in der algemeinen deutschen Bibliothek ist vollkommen gegründet, wann er die-

dieses Werk nicht für algemein interessant hält. Ein Leser, welcher sich darinn von der Russischen Staats-Verfassung unterrichten wolte, würde schwerlich seine Wißbegierde befriedigen können, welches aber auch, wie der Herr Recensor recht erinnert, in einem Werke, welches nur bloße Kriegs-Operationen enthält, wohl nicht zu erwarten ist. Aber man würde zu weit gehen, wenn man darum denselben allen Verdienst absprechen wolte. Denn obgleich der Herr Recensor einige Unrichtigkeiten in den Berichten findet, welche in diesem Tage-Buch von verschiedenen Vorfällen gegeben worden, so sind doch gewiß in eben diesen Berichten wichtige und interessante Nachrichten enthalten, welche zur Vollständigkeit und zu Erläuterung derer Begebenheiten dieses Krieges ein vieles beitragen, und zugleich manches unterrichtendes für einen militairischen Leser enthalten. Die Grenzen, welche man sich bey diesem Urtheil vorgesetzt, erlauben nicht, dieses weitläuftig auszuführen. Wir wollen nur zum Beyspiel einige Stellen aus denen Berichten anführen, mit welchen der Herr Recensor am wenigsten zufrieden ist, und welche demohngeacht für einen militairischen Leser und Geschichtschreiber sehr schätzbar seyn. Wir nehmen sie aus den Erzehlungen der Schlachten bey Narwa, Leßna und Pultawa, nach der Französischen Edition des Tage-Buches Peter des Großen. Nirgends findet man das Fehlerhafte in der Schlacht-Ordnung der Russen, welches den Verlust der Schlacht bey Narwa nach

sich

sich zog, kunstmäßiger aufgezeichnet, als in dem Bericht, welchen uns dieses Tage-Buch davon giebet. (p. 23.) Die Russen, heisset es daselbst, hatten zwischen den Flanken ihrer Bataillons zu große Intervallen, und fochten nur in einem Treffen. Peter der Große findet diese Stellung selbst elend und fehlerhaft, und schreibet sie der Unwissenheit seiner Generale in der Stellungskunst zu. Dieses Urtheil ist sehr den Grundregeln der Stellungskunst angemessen, und das Fehlerhafte in dieser Stellungsart zog so wohl hier den Verlust der Schlacht bey Narva nach sich, als es die Ursache war von der Niederlage der Franzosen bey Ramillies, und in andern Treffen mehr, wo man in eben diesen Fehler verfiel. Die Schweden, welche die Brustwehr der Verschanzung bey Narva überstiegen hatten, warfen sich in den Zwischenraum der Russischen Bataillons, und da diese von keiner andern Linie unterstützet wurden, fielen ihnen die Schweden ohne Gefahr in die Flanken, und wurfen sie bald über den Haufen. Dieses Exempel beweiset vortrefflich dasjenige, was Puysegur und Feuquiers über diese Art Schlachtordnung sagen. Wir sehen hieraus, wie weit es die Russen damahls in der Stellungs-Kunst gebracht hatten, und werden zugleich von derjenigen Ursache unterrichtet, welche den Verlust der Schlacht nach sich zog, und diese interessante Stelle haben wir dem Tagebuche Peters des Großen zu danken. Der Erzehlung des Treffens bey Leßna fehlet es auch nicht an dergleichen nützlichen Stellen; man

weiß,

weiß, daß dieses Treffen durch den Marsch, welchen der Schwedische General Löwenhaupt 1708 that, um zu den König zu stossen, veranlasset wurde. Peter gieng, um diese Vereinigung zu verhindern, selbst mit einem starken Corps dem Löwenhaupt entgegen, wäre der Rußische Monarch ihm bey dem Uebergang der Dnieper zuvorgekommen, so würde die Vereinigung sehr schwer dadurch geworden seyn. Der Schwedische General sahe dieses wohl ein, und fürchtete, daß er schwerlich den Uebergang erzwingen würde, er nahm also seine Zuflucht zu einer Kriegs-List, wodurch er die Russen in ihren Marsch aufhielte, und welche das Tagebuch Peter des Großen uns aufbehalten hat. (p. 200) Er gewann einen Juden, welcher den Russen die Nachricht bringen mußte, daß die Schweden noch nicht über die Dnieper gegangen wären, und selbiger erboth sich zugleich die Russen zu führen, welche sich ihm auch anvertraueten, und ihm bis an den Dnieper folgeten. Es hatte auch schon ein Theil ihrer Truppen über diesen Fluß gesetzet, als der Betrug entdecket und der Jude gehenket wurde. Wäre diese List dem Löwenhaupte geglücket, so würde er so gut über die Soszа als über die Dnieper gekommen seyn, und das Treffen bey Leßna vermieden haben, vielleicht wäre ihm auch dieses noch gelungen, wann Peter der Große nicht gleich solche Maaßregeln ergriffen hätte, welche den Aufhalt, den ihm die List des Löwenhaupts verursachete, nicht durch einen geschwinden Marsch wieder ersetzet hätte. Er sahe die Nothwendigkeit

ein,

ein, Infanterie bey dieser Unternehmung zu gebrauchen, aber auch zugleich den Aufhalt, welchen sie in seinen Marsch machen würde, daher ergriff er das Mittel, nach den Bericht des Tagebuchs (p. 202.) seine Infanterie auf Pferden zu setzen, wodurch er die Schweden einholte und das Treffen bey Leßna veranlasset wurde. Diese Stellen tragen also sehr vieles zur Erläuterung dieses merkwürdigen Marsches bey, und man lernet daraus, was eigentlich zum Treffen bey Leßna Anlaß gab. Die Erzehlung selbst, welche man von diesem Treffen in dem Tagebuch findet, stimmt mit den einseitigsten Schwedischen Berichten überein, ausgenommen einige Vergrößerungen, welche leicht kenntbar werden. Auch in dem Bericht von der Schlacht bey Pultawa findet man in diesem Tagebuche vortreffliche Materialien, welche einem Manne vom Handwerk, der diese Schlacht umständlich beschreiben wolte, sehr schätzbar seyn müssen. Man ersiehet z. B. hieraus, daß der Vorwurf nicht gegründet sey, welchen man den Schweden in dieser Schlacht machte, daß sie die Rußische Cavallerie nicht weit genug verfolget, und daß sie dieselbe in den einen Morast hätte jagen können: die Befehle, welche Peter der Große dem General Bauer gab, zeigen, daß der Monarch seine Cavallerie, welche sich vor den Schweden zurückzog, davor schützete. Er befahl dem General Bauer solche Stellung anzunehmen, daß er seine rechte Flanke an den Berg (an dessen Fuß der Morast war) lehnen solte, die linke solte er

gegen

gegen die Verschanzung setzen, weil, wenn er den Berg im Rücken hätte, er leicht von den Schweden gedringet und in den Morast gejaget werden könte. (p. 236.) Noch eine schöne Bewegung finden wir in dem Bericht, welchen dieses Tagebuch von der Schlacht bey Pultawa giebet und die Peter der Große mit seiner Cavallerie im Angesicht des Feindes machte. Als der Rußische Monarch seine Infanterie mit vieler Ordnung, wie solches sehr gut in dem Tagebuch beschrieben ist, aus den Verschanzungen hatte rücken lassen; so zog er im Angesicht der Schweden einen ansehnlichen Theil seiner Reuterey vom rechten Flügel auf den linken; Kaum hatte sie sich daselbst gesetzet, so gieng sie vorwärts, griff zuerst an (p. 238) und warf die Schweden übern Haufen. Wie selten und dreiste dergleichen Bewegungen im Angesicht des Feindes sind, ist jedem Kriegsverständigen bekannt. Wir sahen sie mit Bewunderung den braven General Seydlitz bey Roßbach machen, und sie krönet noch sein Andenken mit Ruhm und Ehre. Uns deucht, daß diese angeführte Stellen für die Kriegs-Geschichte viel interessantes enthalten. Einem Geschichtschreiber, welcher den Krieg zwischen Carl den XII. und Peter den Großen beschreiben wollte, wird dieses Tagebuch von großen Nutzen seyn, wann er es mit andern Berichten vergleichet, er wird manchen deutlichen Begriff von den Märschen beyder Armeen dadurch bekommen, und viel interessantes zur Erläuterung dieser Geschichte und zum Nutzen seiner militairischen Leser daraus zie-

ziehen können. Wir zweifeln also sehr, daß er dieses authentische Werk, mit dem Herrn Recensor in der allgemeinen deutschen Bibliothek, für 650 Blätter voller Nichts halten werde, vielmehr wird er denenjenigen, welche die Herausgabe dieses Werks besorget haben, für ihre Mühe Dank wissen. Eine zierliche Schreibart findet man selten in Nachrichten von dieser Art, welche, wie das Tagebuch Peters des Großen, aus den Archiven gezogen und nicht in der Absicht öffentlich bekannt gemacht zu werden, geschrieben sind. Listen von Todten, Bleßirten und eroberten Siegeszeichen findet man in den meisten Berichten von Schlachten, und die unrichtige Schreibart der Oerter hat dieses Rußische Werk mit mancher vortreflichen Französischen Kriegsgeschichte gemein, worüber man sich aber wohl mit den Herrn Recensianten beklagen kann. Es ist auch gewiß, daß ein Leser, der niemahls etwas von der Geschichte des Kriegs zwischen Peter dem Großen und Carl dem XII. gelesen hat, und sich allein aus diesem Tagebuche Peters des Großen davon unterrichten wollte, nicht eben einen sehr vollständigen Begriff von diesen Feldzügen hieraus erlangen würde. Vergleichet man aber die Nachrichten in diesem Tagebuche mit den Schwedischen Berichten, und folget beyden mit Zuziehung der Charten und Plans, so wird diese Arbeit unterrichtend und nützlich, und man wird viele Begebenheiten durch Hülfe des Tagebuches Peter des Großen deutlicher verstehen lernen. Diesen Werth kann man dem-

sel-

selben nicht absprechen. Ich habe es von solcher Seite betrachtet. Wollen Sie, mein Herr, dieses militarische Urtheil über das Tagebuch Peter des Großen als eine Ergänzung Ihrer Recension in die allgemeine deutsche Bibliothek einrücken, so werden Sie vielleicht einigen Ihrer Leser einen Gefallen erzeigen.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sechs und zwanzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1775.

Verzeichniß
der in diesem zweyten Stück des sechs und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Wohl-

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

Domi-

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schö-

5) Schöne Künste, Mahlerey und Kupferstecherey.

6) Romanen.

7) Weltweisheit.

8) Mathematik.

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

10) Philologie, Kritik und Alterthümer.

M. Io.

X. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

12) Kirchengeschichte.

13) Erziehungsschriften.

14) Haushaltungskunst.

Gedan-

15) Vermischte Nachrichten.

VIII.

Briefe, die deutsche Sprache betreffend, von Johann Friedrich Heynatz. Vierter Theil. Berlin, bey Mylius. 1774. 11 B. in 8. Fünfter Theil. e. d. 1774. 9 B. in 8.

Den Anfang dieses Theils macht der Beschluß des zwey und zwanzigsten Briefes, worin von der Schrift über die deutsche Tonmessung die Rede ist. Der Verf. macht darüber noch einige gegründete Erinnerungen, und zeigt das Ungereimte, das aus der Befolgung einiger darin zu allgemein oder zu unbestimmt gegebenen Regeln entstehen würde. Er glaubt, daß einige Aesserungen dieser Schrift einen Schweizerischen Verfasser verrathen. „Diese Herren, sagt er, S. 124. besitzen oft eine so eigne Vaterlandsliebe, die sie unmöglich verleugnen können, und wenn sie auch im voraus wüßten, daß das ganze eigentliche Deutschland gegen sie wäre. So liest ganz Deutschland nicht ohne manches Aergerniß, in einem gewissen neuern Buche, wenn von Wohlklang und Versbau die Rede ist, die Beyspiele mehrentheils aus Schweizerischen Gedichten.„ Dieser Vorwurf, von dem der Leser bald errathen wird, wen er treffen soll, hat an sich wohl seine Richtigkeit, ob wir gleich die Anmassung, eine so gehäßige Ursache davon anzugeben, nicht billigen können. — Der 23ste Brief betrifft die gute Einrichtung einer Fibel. Der Verf. gieng ehedem selbst damit um, eine herauszugeben, und scheint auch itzt diesen Vorsatz noch nicht ganz fahren zu lassen. Er meldet seinem Freunde, was er für das Dienlichste bey einem solchen Lesebuche

 hält,

hält, und fügt einen Vorschlag zur wohlfeilern Einrichtung eines Lesekästchens für Kinder hinzu. — Der 24ste Brief, dem der vorhergehende, wie es scheint, die Bahn brechen sollte, kritisirt Herrn Weissens ABCbuch. Zuerst eifert der Verf. über den theuren Preis desselben; dann, und nicht immer mit Unrecht, über manche Unrichtigkeiten, die es in den Erklärungen der Buchstaben und einigen grammatischen Regeln hat, wiewohl der Verf. selbst zu einigen dieser Unrichtigkeiten Gelegenheit gab, da fast alle Beyspiele der Aussprache aus seiner Sprachlehre entlehnt wurden. Dann werden auch gegen die Gedenksprüche, Erzählungen und Gebete für Kinder verschiedene Erinnerungen gemacht, und selbst die beygefügten Kupferbilder mit ihren Versen kommen nicht ungetadelt davon. Auf das alles folgt nun, wie sichs gehörte, ein Schlußcompliment gegen Hrn. Weisse, als einen Schriftsteller der Nation, in dessen Werken der Verf. ungemein viele Stellen so schön findet, „daß er sie nicht missen wollte, und wenn auch „dafür die Hand irgend eines kritischen Freundes alle „mittelmäßige Stellen gut, und alle schlechte mit„telmäßig machte!„ — Im folgenden 25sten Briefe lehnt der Verf. den Verdacht von sich ab, daß er Verfasser der jämmerlichen Beurtheilung der Ramlerischen Oden sey, die vor zwey Jahren in Hamburg heraus kam. Wir wissen indeß kaum, ob dieser Verdacht eine nachtheiligere Meynung von Hrn. H. erregen könne, als sein Urtheil über diese elende Schrift: „daß ihr Verfasser viel Geschmack „und Einsicht besitze.„ Für dieß Kompliment wird ihm hoffentlich ein gegenseitiges aus dem schwarzen Winkel der Hamburgischen freywilligen Beyträge oder der Bützowischen kritischen Sammlungen wiederhallen — Der Inhalt des 26sten Briefes ist

der

der Fortgang, den die Bemühungen um die deutsche Sprache nach Gottscheds Tode gehabt haben, und eine Einleitung zu den folgenden Briefen, welche diese Bemühungen einzeln durchgehen sollen — Br. 27 Ueber Hrn. Heinzens Anhang zu seinen übersetzten Reden des Cicero. Sonderbar ist es, daß der Verf. sich auf die lateinischen akademischen Reden beruft, um zu zeigen, daß wir eine deutsche Beredsamkeit haben, weil ihre Verfasser geborne Deutsche sind. Sonst wird in diesem Briefe viel Gutes gesagt, besonders in Ansehung der Uebersetzungen aus dem Lateinischen. (S. 173.) Uebrigens waren die meistens sehr geringfügigen Wortklaubereyen des Herrn H. des Verlusts so vieler Worte nicht werth, ob wir gleich gestehen, daß der Verf. billiger und richtiger über das urtheilt, was jener oft bloß aus Vorurtheil und Eigensinn tadelt. — Der 28ste Brief betrifft das Grammatikalische in Hrn. Lindners Lehrbuch der schönen Wissenschaften und seinem Inbegrif der Aesthetik ꝛc. Die Anmerkungen betreffen nicht sehr erhebliche Dinge, und so diktatorisch ihr Ton ist, so möchte ihnen doch wohl nicht Jedermann beypflichten, z. E. S. 198. „Nach Hause gehn ist unstreitig lange so gut nicht, „als zu Hause gehn.„ — 29ster Brief: Ueber Wolfens Unterricht zur Rechtschreibung der deutschen Sprache. Das Brauchbarste darin sind die sogenannten drey Wörterbücher — 30ster Brief: Ueber Bodmers Grundsätze der deutschen Sprache. Die darin vorgebrachte Meynung, Luther habe fast noch ganz die Sprache der Minnesinger vor sich gefunden, hätte der Verf. widerlegen sollen; die Periode jener Dichter hatte schon vorher aufgehört, und die bekannten Meistersänger, die auf sie folgten, hatten der Sprache schon eine sehr von jener verschiedne Gestalt gegeben — Der letzte, 31ste Brief liefert

endlich noch einige Zusätze zu den vier Theilen dieser Briefe — Auch in diesem vierten Theile sind, so wie in den drey vorigen, häufige Zudringlichkeiten gegen unsre Bibliothek; der Verf. soll aber dießmal die Freude nicht haben, daß wir uns darauf einlassen.

Fünfter Theil. Im 32. Briefe werden Anmerkungen über Hrn. Schirachs Schrift von der Harmonie des Stils, nach Marmontel, gemacht, und damit dasjenige verglichen, was Hr. Ramler in der dritten Ausgabe seines Batteux S. 116 bis 198 über eben diese Materie beygebracht hat. Um diese Zusammenstellung weniger sonderbar und beleidigend zu finden, wisse man, daß in den meisten Fällen Marmontel das gesagt hat, was hier seinem sehr flüchtigen Uebersetzer, Herrn Schirach, beygelegt wird, der meistentheils nichts that, als deutsche Beyspiele zu französischen Regeln geben, und diese letztern stehen ließ, ohne ihre Anwendbarkeit auf unsre Sprache zu prüfen, oder oft vielleicht prüfen zu können. Der Mann schreibt selbst so nachläßig, daß man von ihm wohl keine geprüfte Sprachregeln erwarten kann. — Br. 33. über Joh. Heinr. Fabers, erste Grundsätze der Sprachkunst. Es ist zu akademischen Vorlesungen bestimmt und der Verf. erklärt es auch für ganz brauchbar dazu. Seine einzige Quelle scheint Gottsched gewesen zu seyn. Dasjenige Lesebuch, meynt der Verfasser, sey das beste, welches die meisten streitigen Sätze wirklich anzeigt, die dabey gegebene Entscheidung mag seyn, wie sie will. Diese letzte wäre dann also ganz überflüßig; und so, dächten wir, gäbe es ein noch besseres mögliches Lehrbuch, dasjenige nämlich, wo man die streitigen Sätze ohne alle Entscheidung vorträgt; wiewohl es dann noch immer sehr gewagt ist, die richtigste Entscheidung von dem Lehrer zu erwarten, der es erklärt, und

auch nun wieder einseitig oder eigensinnig urtheilen kann. — S. 25. hätte noch können bemerkt werden, daß z. E. der zwiefache Pluralis des Worts Ehemann: Ehemänner und Eheleute auch eine zwiefache Bedeutung gebe — Br. 34. von Hrn. Hemmers Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz. Seine Freymüthigkeit und Wärme mußte ihm nothwendig Widerspruch erwecken. Auch geht er oft in seinem Tadel zu weit; und scheint mehr Sprachlehrer als gute Schriftsteller gelesen zu haben. Der Verf. zeigt ihm selbst manche Sprachfehler und Unrichtigkeiten in seiner Schrift — Der 35ste Brief recensirt die Streitschriften, welche in der Pfalz durch Hrn. Hemmers Buch veranlaßt sind, und die unsre Bibliothek zu seiner Zeit angezeigt hat. Der Verf. geht sie mit einer ermüdenden Ausführlichkeit durch, deren Zweck wir nicht recht einsehen; es müßten denn alle darüber gemachten Anmerkungen entscheidende Aussprüche seyn sollen, die der Verf. als Schiedsrichter ertheilt. Hrn. Hemmers eigne Vertheidigungsschrift wird wieder, wie ein Schulexercitium, durchkorrigirt. Des Verf. Geduld ist bewundernswürdig; aber weit mehr wäre es die Geduld solcher Leser, die dergleichen ohne Ermüdung durchgehen könnten — Br. 36. Ueber das Schreiben eines Landpriesters an die Zeitungsschreiber, welches gleichfalls in unsrer Bibliothek angezeigt ist — Suffisant (S. 88.) wird besser durch die schon ziemlich gebräuchlichen Wörter selbstgenügsam oder selbstzufrieden, als durch zuversichtlich gegeben. Der Verf. verspricht in einem Hauptstücke seines Antibarbarus ein weit grösseres Verzeichniß solcher ausländischen Wörter, an deren Stelle man einheimische setzen könnte und sollte. — Br. 37. Anzeige der Fortsetzung: Ueber Merkwürdigkeiten der Litteratur; insbesondre

von Hrn. Klopstocks Dialogen über die Aufnehmung der griechischen Sylbenmaße, worüber viele recht gute Erinnerungen gemacht werden; und dann, über die in jener Schrift befindliche Beurtheilung des Deutschen in Herrn Michaelis Bibelübersetzung, deren Fortsetzung gewünscht wird, da die Erfüllung des Wunsches, dieser Ungenannte möchte mit Hrn. M. gemeinschaftlich arbeiten, wohl viele Schwierigkeiten haben möchte — Der 38ste Brief ist von Herrn Heinze an den Verfasser, und betrifft Hrn. Funks Meynung von dem unveränderlichen Stande oder der Adverbialform der Beywörter, die seiner Uebersetzung der Schlegelschen Abhandlung über die Vortheile und Mängel des Dänischen ꝛc. beygefügt ist. Beyde scheinen uns zu weit gegangen zu seyn; Hr. F. indem er die Regeln von der Fügung der Beywörter (Adjecktiven) ganz aus der Sprachlehre verbannen will; und Hr. H. indem er viele Wörter für keine Adverbien will gelten lassen, sondern sie zu Adjecktiven macht, die doch nicht anders, als sehr gezwungen, dafür gelten können — Der 39ste Brief enthält ein Verzeichniß aller deutschgrammatischen und orthographischen Schriften bis 1747, nach Anleitung Hrn. Reichards in seiner bekannten Historie der deutschen Sprachkunst.

H.

IX.

Io. Sal. Semleri Institutio ad Doctrinam Christianam liberaliter addiscendam Auditorum Vsui destinata. Halae Magdeburgicae, impensis Caroli Hermanni Hemmerde. MDCCLXXIV. 8. 690. Seiten.

So

So sehr man berechtigt ist, von der Gelehrsamkeit und Freymüthigkeit des Hrn. D. Semlers zu erwarten, daß er uns in jedem seiner wichtigen Werke durch Aufklärungen und Berichtigungen der Materien, die er abhandelt, neue Beweise seiner vorzüglichen Einsichten und seines Eifers für die Verbesserung des theologischen Studium geben werde; so scheinet doch ein theologisches Lehrbuch, in der Absicht geschrieben, um die studirende Jugend in dem festgesetzten Lehrbegriff der Kirche zu unterweisen, kaum irgend einige beträchtliche Aufklärungen und freymüthige Aeusserungen zuzulassen. So etwas läst sich ohne merkliche Abweichungen von der vorgeschriebnen Lehrform nicht wohl gedenken, und diese Abweichungen, die noch immer dem weit grössern Theil der Lehrer und Häupter der Kirche sehr anstößig sind, müssen den Unwillen der dagegen eingenommenen Gemüther, insonderheit in einem Lehrbuche, wodurch Lehrer der Kirche gebildet werden sollen, äusserst erregen. Unbemerkter und ungeahndeter schleicht eine Abweichung oder Neuerung in jeder andern Schrift und bey Gelegenheit vorgetragen durch, als in einer eigentlichen Dogmatik oder vollständigen und zusammenhängenden Vorstellung aller Kirchenlehren. Hier ist es ohnedem mancher Ursachen wegen nicht wohl zu vermeiden, daß dem durchsuchenden Auge des theologischen Visitators unter den Contrabanden, die er aufspürt, nicht manche wirkliche oder anscheinende Inconsequenzen auffallen sollten, und einige Blössen gegeben werden; nicht sowohl aus Unachtsamkeit des Schriftstellers, als vielmehr aus der Ursache, weil er genöthigt ist, manches zu schonen und unangefochten stehen zu lassen, was sich mit den übrigen Erkenntnissen, die er ans Licht zu ziehen wagt, nicht wohl vereini-

einigen läßt, und weil er nur Stückweise, nicht im Ganzen bessern kann. Diese oder ähnliche Betrachtungen scheinen den Verf. dieser Dogmatik bewogen zu haben, bey Verfassung derselben alle mögliche Vorsichtigkeit anzuwenden, das Geschrey der Eiferer nicht zu vermehren, und dennoch freymüthig zu seyn, (eine schwere Kunst!) damit er eines Theils den besorglichen Vorwurf, die Sache der Kirche, wozu er sich bekennt, verrathen zu haben, von sich ablehnen möchte, und andern Theils die auf dem Titel gegebene Verheissung erfüllte, eine Anleitung zu geben ad doctrinam Christianam liberaliter addiscendam, oder die theologische Erkenntniß nicht durch sectirisches Nachbeten, sondern durch eignes Nachdenken der Studirenden zu befördern. In der Anzeige, die ich von diesem insonderheit durch die mögliche Vereinigung dieser beyden Stücke merkwürdigem Buche geben werde, will ich dasjenige anführen, was der V. in dieser Absicht geleistet hat.

Die ausführlichen Prolegomena enthalten eine historische Einleitung zur Dogmatik, nach deren Durchlesung kein aufmerksamer und uneingenommener Leser den wichtigen Satz, womit der V. anhebt, daß das theologische Studium immer neue Bemühungen zu seiner weitern Vervollkommnung erfordere, in Zweifel ziehen wird. Ueberhaupt sind diese Prolegomena sehr lesenswürdig. Wenn gleich einige Lieblings-Gedanken des Verf. oft darin wiederhohlt werden, so sind sie doch wichtig, dahin gehöret die Vorstellung, daß das eigentliche Christenthum nicht in einer gewissen Sammlung theoretischer Begriffe und Lehrsätze, sondern lediglich in den practischen Wahrheiten bestehe, wodurch eigentlich der Mensch gebessert wird, daß das Christenthum, insonderheit die Theorie desselbē, in frühern Zeiten bey weitem sich der Vollkommenheit, der allgemeinen Uebereinstimmung der Lehrer nicht zu

rühmen

rühmen habe, die man demselben gemeiniglich beyzulegen pflegt u. s. w. Die Ordnung dieses Lehrbuchs scheint mir natürlich und bequem zu seyn. In vier Büchern werden folgende Hauptstücke abgehandelt. Im ersten Buch wird gehandelt von der jüdischen Religion, von dem ältern Zustande der christlichen Religion; in dem zweeten von der heil. Schrift, von Gott und den göttlichen Eigenschaften, von der biblischen Theologie, von der Dreyeinigkeit oder von Gott dem Vater, Sohn und heiligem Geist, von Gott dem Vater, Schöpfer und Regierer aller Dinge; vom Stande der Unschuld, von der Fürsehung und Regierung Gottes, von der Sünde; im dritten, von der Geschichte Christi, von dem Geschäfte oder Amte Christi, von den verschiednen Ständen Christi; im vierten von dem heiligen Geist, von der verschiednen Vorstellung der von Christo den Menschen erwiesenen Wohlthaten, von den Hülfsmitteln dieser Wohlthaten, dem Worte Gottes und den Sacramenten, von der Kirche oder der Gesellschaft der Christen, wobey zuletzt die sogenannten letzten Dinge mit abgehandelt werden.

Diese Hauptstücke nebst ihren zahlreichen Unterabtheilungen handelt der V. auf folgende Weise ab. Zuförderst legt er die symbolische und angenommene Lehre der Lutherschen Kirche in ihrer Reinigkeit vor; und man kann ihm dem Vorwurf nicht machen, daß er hier etwas verstellt oder verhehlt habe. Der angehende Gottesgelehrte kann sich darauf verlassen, daß er hier die sogenannte alte ächte Lehre aus den bewährtesten Systematikern der Kirche, oft in den eignen Worten derselben, ausgezogen finden wird. Der V. hat sich die Mühe nicht verdriessen lassen, die berühmtesten Compendien und Systeme eines Hutters, seiner Ausleger, Deutschmanns, Calovs, Quenstedts, Gerhards u. a. m. mit allem Fleiß durchzulesen und für

 sein

sein Buch zu benutzen — Für diejenigen Leser, denen die Citata aus diesen Schriftstellern nicht Genüge thun möchten, reicht er aus Rich. Barters Schriften dann und wann eine Erquickung und eine Art von Entschädigung dar. — Hierauf zeigt er, (und dies ist eines der wichtigsten Verdienste dieses Lehrbuchs) wie der Lehrbegriff nach und nach entstanden, wie viel ein jeder der nachfolgenden Lehrer zu dessen allmähligen Ausbildung beygetragen u. s. w. Bey Anführung und Beurtheilung der gewöhnlichen Beweisstellen bedient sich der V. der Freyheit, anzumerken, wie selten sie ihrem Zweck Genüge thun, wie oft sie insonderheit zum Beweis der eigenthümlichen Lehren des Christenthums aus dem Alten Test. auf eine ganz ungeschickte Weise angezogen worden, ein Unwesen, das, wie der der V. irgendwo richtig bemerkt, daher entstanden, daß man voraussetzte, es sey die ganze gelehrte Theorie des Christenthums und das vollständige Religions-System desselben bereits völlig in dem A. Test. ausgedruckt, und Beweise davon in allen Theilen und Büchern desselben anzutreffen. Durch diese freymüthige Beurtheilung des biblischen Grundes der Kirchenlehren sucht der V. den edlen Zweck eine freyere Untersuchung der gelehrten Theorie der Religion zu befördern und dem sclavischen Nachbeten, das nirgends mehr als bey Anführung der Beweisstellen herrscht, Einhalt zu thun. Doch das Wichtigste, was er zu Erreichung dieser Absicht geleistet, ist in den Anmerkungen geschehen, die er jedem Artickel beygefüget, und worin er seine Gedanken sorgfältig von den Kirchenlehren unterschieden hat. Hier untersucht er die Wichtigkeit einer jeden Lehre, oder ihr Verhältniß zu dem wesentlichen Inhalt und den Hauptzweck des Christenthums, wodurch er sich sowohl von der jüdischen, als heidnischen Religion unterscheidet, zeigt, wie oft, diesen Haupt-

Inhalt

Inhalt und Hauptzweck des Christenthums unbeschadet, mannigfaltige und sehr abweichende Vorstellungen von einer und eben derselben Sache statt finden, und worauf es eigentlich ankomme, und hätte ohne Zweifel auch oft zeigen können, wie viele beym ersten Anblick und obenhin betrachtet sehr verschieden scheinende Vorstellungsarten, im Grunde, wo nicht völlig zusammen treffen, doch nicht sehr weit von einander abweichen.

Ich hatte mir nun noch vorgenommen, an einem oder dem andern Artikel dieses vorzüglichen Lehrbuchs die Methode des V. und seine Bemühungen und Verdienste um den christlichen Lehrbegriff vorzulegen; aber ich sehe, daß mich dies zu einer grossen Weitläuftigkeit verleiten würde; ich will mich also nur mit einer Anmerkung über den Vortrag und die Schreibart des V. begnügen. Ich will es nicht eben rügen, daß ich hin und wieder einige Verwirrung und Undeutlichkeit in Auseinandersetzung der Sachen selbst bemerkt, vornemlich in jenen spitzfindigen, häckeligten und delicaten Artikeln, wo man um der Schreyer willen sehr leise treten muß, und wo ich es einem Schriftsteller so sehr nicht verübeln kann, daß ich ihn nicht verstehe, da es so äußerst schwer ist, sich hier selbst zu verstehen. Man sehe unter andern den Artikel von der Dreyeinigkeit. Allein dies kann ich nicht billigen, daß der V. auch da, wo er die eben gedachten Entschuldigungen nicht für sich anführen kann, nicht mehr Mühe angewandt hat, seinen Ausdruck fliessender, faßlicher und bestimmter zu machen, daß er sich oft so schwankend und allgemein ausdruckt, daß seine Worte keinen festen und präcisen Begriff angeben, daß er sich an gewisse Lieblingsworte und Wendungen (wohin insonderheit das ille und iste gehören) so sehr gewöhnt hat, daß deren öftere Widerkehr nothwendig eine widrige

drige Wirkung machen muß. Aber durch wie viele anderweitige Vorzüge hält der V. uns für diese Mängel schadlos! Wie schätzbar und wichtig sind die hin und wieder angebrachte Anmerkungen und Erläuterungen aus der Geschichte. Es lasse sich also Niemand durch die Schwierigkeiten, die er überwinden muß dieses Buch gehörig zu verstehen, abschrecken, sondern studire dasselbe, so wird er in unser Urtheil einstimmen, daß der V. zur Aufklärung und Berichtigung des theologischen Lehrbegriffs zwar nicht alles, was man von ihm erwarten durfte, aber doch so viel geleistet, als in einem Lehrbuche bey der Vorsichtigkeit, die er anwenden muste, in Ansehung der Zeit, worin er schrieb, und der gegenwärtigen Beschaffenheit unsrer Kirche geleistet werden konnte.

Bs.

X.

Der philosophische Arzt; erstes Stück. Frankfurt, Hanau und Leipzig. 1775. gr. 8. 219 Seiten.

Der uns unbekannte Herr Verfasser, „der sich „vorgesezt hat, etwas zur Geschichte der „Menschheit, zur Aufklärung des Menschen„verstandes und zur Ruhe und Zufriedenheit der „Menschenherzen beyzutragen, und der sich deshalb „bey denen, die von der Dummheit der Menschen le„ben, und denen daran gelegen ist, das Menschenge„schlecht immer in abergläubischer Furcht und Nie„dergeschlagenheit zu erhalten, ein freyes Geleit aus„bittet, um seine Meinungen ohne Verstellung,

„Heu=

„Heucheley oder Zwang bescheiden vorbringen zu dür„fen, hat sich, wie er sagt, die Freyheit genommen, „manchmal einigen Punkten der Menschenge„schichte mit Unpartheylichkeit und Ueberlegung „nachzuforschen, und wird einige von den dabey „geschöpften Gedanken, die etwa sich noch am „ehesten bey dermaliger algemeinen Nervenschwä„che der Adamskindern mögen verdauen lassen, „zu seiner Zeit zusammen bringen.„ Zum An„fange also gibt er uns izt folgende zwölf Brocken zu verdauen: Auszug aus der Geschichte des Menschen; von Begriffen, Verstandeskräften, Träumen und Urtheilen; vom Unterschiede zwischen Thieren, Menschen, Narren; von der ursprünglichen Verschiedenheit der Fähigkeiten; ob der Körper dem Geiste im Menschen hinderlich sey; von der Zeugung und andern Umständen, welche auf die Fähigkeiten des Menschen einen Einfluß haben: von der Wirkung des Clima; der Erziehung; von dem, was man Gewissen heißt; von der Geschichte der Seelen, ihrem Wohnsitze und Eigenschaften; von dem Leben, Alter, Tode; vom Selbstmorde.

Aus dem Tone, worinn der V. sein Werk hier ankündigt, wird man schon merken, daß er ein frey denkender Mann sey, der sich berufen fühlt, die Menschen von ihren Vorurtheilen zu befreyen, und das läßt sich freilich nicht wol anders thun, als daß er die Grundsätze ihrer Philosophie, Sittlichkeit und Religion ein wenig castigirt. Fern sey es von uns, ihn deshalb weder zu verachten, noch zu verkeßern. Ein jeder sage unserthalben frey, was er wider unsre Grundsätze Meinungen und Ueberzeugungen hat: die Wahrheit wird immer dabey gewinnen, er sage uns Schlechtes oder Gutes. Wir haben der moralischen Staarste-

cher schon so viele gehabt, daß das gröste Uebel bey einem Neuen bloß darinn bestehn kan, wenn er in seiner Kunst nicht weiter, oder gar nicht einmal so weit gekommen ist, als seine Vorgänger, und dieß möchte etwa das einzige seyn, was wir unserm V. zur Last zu legen hätten, wenn er uns Nervenschwachen Adamskindern in der Folge nichts Unverdaulicheres anzubieten haben solte, als was er uns hier vorsezt, und das wir größtentheils schon oft glücklich verdaut haben. Uebrigens sprechen wir ihm das Verdienst eines forschenden Mannes und eines geistreichen und unterhaltenden Schriftstellers nicht ab, glauben auch, daß es wol sein Ernst seyn möge, uns unter der Hand zu erleuchten.

Wir nehmen uns die Freiheit über diese Schrift, nur in so fern sie ins medicinische Fach gehört, zu urtheilen. Die Sittenlehrer werden den V. vielleicht auslachen, daß er die alten Sachen mit so wichtiger Miene wieder wie neu sagt: die Orthodoxen werden ihn fricaßiren.

Sein Hauptsaz, worauf die einzelnen Aufsäze insgesamt Beziehung haben, ist der, daß alle Vermögen, Kräfte und Handlungen der Seele im thierischen Mechanismus der Nerven und des Gehirns gegründet sind, und daß sich die denkende Kraft nicht anders in uns erzeuge, entwickele, modificire, vervolkommene, und wiederum verwirre, schwäche, und endlich verzehre, als ob sie eine eigenthümliche Eigenschaft des Gehirns und des Nervensystems, und beides nur eine und eben dieselbe Kraft wäre. Um diese Notiz gleich praktisch zu machen, so zeigt der V. wie wir uns ihrer überall zu bedienen haben, um unsre Einsichten von der Natur der Seele, von der Mißlichkeit unsrer Ueberzeugungen, von der Sittlichkeit unsrer Handlungen, und von dem, was uns die Religion über dieß alles sagt, zu berichtigen.

Wenn

Wenn wir die Beispiele ausnehmen, die der V. zur Bestätigung seiner Säze gröstentheils aus den Beobachtungen andrer Schriftsteller beybringt, so ist das Uebrige, was er zu Gunsten des Materialismus hier spricht, schon so oft gesagt und beantwortet, daß es eine ganz überflüßige Sache wäre, sich mit ihm darüber vom neuen einzulassen. Seine Begriffe sind eben so unbestimmt und schwankend, seine Schlußfolgerungen aus den Jedermann bekanten Erfahrungssäzen so wenig bündig, und seine Erklärungsarten eben so willkührlich, unnatürlich und unbegreiflich, als fast aller seiner Vorgänger und seiner Gegner, an welchen er gerade eben das tadelt. Wer begehrt wol die Facta selbst, worauf alles beruht, nämlich die große Dependenz der denkenden Kraft von der Strucktur und zufälligen Beschaffenheit des Körpers, besonders des Hirns und der Nerven, und den augenscheinlichen Einfluß zu leugnen, den alles, was diese bestimmt und verändert, Erziehung, Clima, Diät, Gewohnheit, ꝛc. auf unsre Art zu denken, auf unsre Ueberzeugungen, auf Geschmack und Neigungen, und selbst auf unser Gewissen, den Willkühr und unsre ganze Moralität haben? Aber wie oft ist nicht auch schon dargethan worden, daß eben diese große Dependenz der denkenden Kraft vom thierischen Mechanismus nicht im geringsten entscheide, daß das Gehirn selbst die denkende Kraft sey; sondern daß besagte Dependenz in ihrem ganzen Umfange dieselbe seyn und bleiben könte, wenn gleich die Seele eine immaterielle Substanz wäre. Hiervon hat noch Niemand, am wenigsten aber unser V. das Gegentheil bewiesen. Er zerhaut lieber den Knoten, indem er eine immaterielle Seele für ein Unding erklärt: denn, sagt er, S. 167 ein Ding, das gar keine Theilchen haben soll, ist nicht Etwas, und was nicht Etwas ist, ist Nichts. Dieser kahle Machtspruch ohne

al-

allen Beweis ist seine einzige Widerlegung der Immaterialität der Seele: denn das kann doch wol keine Widerlegung heissen, wenn er sagt, er könne sich von einer geistigen denkenden Kraft keinen Begriff machen; da ers ja zuverläßig eben so wenig von einer körperlichen kan. Ein Gehirn, welches den Unterschied wiederholter Eindrücke in die Nerven, oder, (da dieß der V. für einerley hält,) welches den Unterschied wiederholter Empfindungen wahrnimmt und sich dadurch seiner bewust wird; das sich immer als dasselbe Ich fühlt, obgleich ieder seiner Gedanken ein andres Spiel andrer Fasern seyn soll; (welche Schwierigkeit doch selbst dem scharfsinnigen Bayle unüberwindlich schien,) ein Gehirn, das sich andrer Empfindungen oder Vorstellungen, die, (nach sehr crassen Begriffen.) ihre Spuren in ihm zurückgelassen haben sollen, wieder erinnert, sie unter einander vergleicht, darüber urtheilt, schließt, eine Gedankenfolge in langen Reihen daraus erzeugt, sich eigenmächtig bestimmt, dieß oder Jenes zu denken oder nicht zu denken, einige Empfindungen, die ihm beygebracht werden würden, zu verhüten, andre, die es zu haben wünscht, zu veranlassen; das sich freiwillig entschließt, die Glieder des Körpers zu vorhergesehenen Absichten zu gebrauchen; und das, ob es gleich oft seine Gedanken so an einander reihet, wie die Eindrücke in die Nerven es verursachen, doch eben so oft die Bewegungen im Körper blos nach der Ordnung, wie die abstractesten Gedanken aus einander folgen, hervorbringt; kurz, ein Gehirn, was Bewustseyn, Besonnenheit, Urtheilskraft, Wilkühr, Freiheit und Herrschaft über sich selbst, seine Empfindungen, Gedanken, Entschließungen und Bewegungen hat, und welches dieß alles durch gewisse ganz umsonst angenommene Erschütterungen seiner

Fa-

Fasern bewerkstelligen soll; ein solches Gehirn, sag ich, ist doch wenigstens eben so was Wunderbares, Unglaubliches und Unbegreifliches, und die Art, wie daraus die Operationen der denkenden Kraft erklärt werden müßten, widerstreitet wenigstens eben so sehr der Analogie unsrer übrigen Begriffe, und ist durch und durch eben so willkürlich und unbefriedigend, als eine Seele, die ein Geist seyn soll, und als alle Systeme der Spiritualisten. Hätten die Priester der Religion uns statt des Geistes ein solches Gehirn für die Seele angeschwazt, wie viel Spaß würden unsre feinen Geister über das unglaubliche Gewäsch machen, und vielleicht wäre unser V. der erste, der über alle die Gaukeleyen lachte, die er izt seine ewigen Zasern treiben läßt.

Wenn nun endlich noch eine Noth vorhanden wäre, warum man uns die einmal angenommene Meinung entreißen müßte, so hätten doch dergleichen Bemühungen, so unglücklich sie auch ausfallen möchten, einen löblichen Vorwand. Allein es kan dem menschlichen Geschlechte wenig daran liegen, was für eine Vorstellung man sich von der denkenden Kraft machen will. Niemand wird es ergründen, und

wer sein Forschen ganz in diese Tiefen kehret,
kriegt Würmer in den Kopf und Messer in die Brust.

Man wird immer nur eine unbegreifliche und schlechterdings unerklärbare Lehre mit der andern vertauschen, und weder Sittenlehre, noch Religion, weder die practische Seelenlehre, noch Arzneykunst verlieren dabey das Geringste. Unsre Verbindlichkeiten liegen uns ob als freyen Personen, und als solche müssen wir sie verantworten. Ist das Bewustseyn, die Besonnenheit, die Ueberlegungskraft, der Wilkühr, die Frei-

heit, und alles was uns zu Personen macht, eine Eygenschaft unsers Gehirns; so ist darum unsre Verbindlichkeit nicht anders, als wenn sie die Eigenschaft eines Geistes wäre. Solten uns Pflichten zuerkant seyn, die wir wegen der Beschaffenheit unserer Nerven und unsers Gehirns, die uns Erziehung, Clima, Lebensart, Nahrungsmittel, ꝛc. natürlich notwendiger Weise gegeben haben, unmöglich erfüllen könten; so befreyt dieß unsre Person von ihrer Verbindlichkeit, es mag nun das Gehirn die handelnde Kraft seyn, oder ein Geist, der nach den ewigen Gesezen der Natur nicht anders zu wirken vermag, als wie es der thierische Mechanismus des Gehirns, der zu allen seinen Handlungen mitwirken muß, erlaubt. Will Gott unsre Person vernichten oder erhalten, oder einst wieder herstellen, und zur Verantwortung ziehn, so ist es seiner Almacht dasselbe, sie als Materie oder als Geist zu zerstören oder herzustellen. Beobachtet der Psychologe nur richtig den Gang der denkenden Kraft und die Gesetze ihrer Wirkungen; so wird er uns die Gründe zu ihrer Cultur gleich gut lehren, sie mag Geist oder Maschine seyn. Geben uns Erziehung, Lebensart, Clima, Religion, Kränklichkeit, ꝛc. Vorurtheile, Zweifel, Ahndungen, Besorglichkeit, Furcht, Schwermut, Gewißensangst, die unsre Glückseligkeit stören; so geschieht dieses durch einerley Mittel, auf einerley Wegen, auf einerley Art in beiden Fällen, und wir sind gleich übel dran, unsre Seele mag das Gehirn selbst, oder ein Geist seyn, der in seinen Operationen schlechterdings vom thierischen Mechanismus abhängt. Was endlich dieser Unterschied den Arzt angehe, das läßt sich vollends gar nicht absehn: denn wenn auch gleich die Seele ein Geist ist, so muß er doch den Menschen so behandeln, als ob das Gehirn die denkende Kraft und die Seele selbst wäre, weil

weil die Erscheinungen, wonach er sich zu richten, und die Maaßregeln, die er zu ergreiffen hat, einerley sind. Um desto mehr könnten also unsre Wahrheitsfreunde einmal aufhören, uns den Materialismus anzuplaudern, um uns in unsern Pflichten und Gewißen Erleichterung zu verschaffen: da die Gründe hierzu gewiß aus ganz andern Quellen herzuleiten sind, als aus der unnüzen Spitzfindigkeit des Materialismus. Man nenne die denkende Kraft, so wie sie uns gleichsam eingefleischt ist, weder Geist, noch Gehirn, noch Seele, man nenne sie A, ohne ihre Natur zu bestimmen, und alle übrige Lehrsätze dieser Schrift werden darum in ihrer Stärke und Schwäche einerley bleiben. Wenn uns z. E. der V. lehrt, „daß das Gewißen keine von der Natur angebohrne Ueberzeugung des Guten oder Bösen, oder sonst ein besondres Principium sey; sondern daß dabey alles darauf ankomme, ob uns Erziehung oder Temperament bey einer Handlung zugleich den Begrif einer Sünde verbunden haben, und daß die Verschiedenheit des Gewißens auf dem Unterschiede der Erziehung, unsrer Säfte, der Empfindungszasern und Temperamente beruhe:„ S. 149. 152. so wird diß wahr oder falsch bleiben, es mag nun das Gewißen in einem la Mettrieschen Gehirne, oder in einer Leibnizischen Monas wohnen. Und so in allen Uebrigen.

Man sieht aus diesem Beispiele beyläufig, daß der V. sich zuweilen in ganz andre, als medicinische Betrachtungen einläßt: aber in solchen wollen wir ihn am wenigsten stören. Es ist mehrentheils nur aufgewärmte schwache Speise für die Adamskinder bey ihrer dermaligen algemeinen Nervenschwäche. Nur eine einzige Reflexion müßen wir doch überhaupt dabey machen, die, wenn sie dem Verfaßer beygefallen wäre, uns leicht um sein Werk hätte bringen können.

Da alle menschliche Einsichten und Ueberzeugungen so sehr auf physische Einflüße in unsre Zasern, und auf den dermaligen Zustand unsrer Gesundheit, auf Erziehung, Clima, Temperament und Religion ankommen, die fast niemals in unsrer eigenen Gewalt stehn: mit welchem Rechte tadelt der V. die Einsichten und Ueberzeugungen andrer Leute, die doch nun einmal die Zasern und die physischen Einflüße, welche zu seiner Philosophie erfordert werden, nicht haben? Wen wird er überführen, als deßen Zasern schon ohnedem sein System zittern? Wie lange wird die Ueberzeugung dauren, wenn sich Verhältniße, Umgang, Säfte, Zasern, Gesundheit und Glücksumstände verändern? Und vor allem: in welcher Verfaßung war des Verfaßers Glück und Gesundheit, als er schrieb? Denn wir finden doch Spuren, daß er auch nicht eins der stärksten Adamskindern ist, S. 32. 188. 217. und wenn sich nun bald einmal seine Zasern verstimmen; müßen wir nicht befürchten, eine Bekehrungsgeschichte von ihm zu lesen? Und warten wir nicht lieber, bis alle seine Zasern so steif sind, daß sie sich nicht mehr regen können, ehe wir seine geschöpften Gedanken in Verdauung nehmen?

Zum Beschluße merken wir noch an, daß sich unser V. oft ohne Noth, und nicht ohne Nachtheil der Gründlichkeit, von den einmal eingeführten psychologischen und physiologischen Begriffen geflißentlich entferne, und daß eben dieses seinen Säzen oft einen Schein von Paradoxie gebe, den sie in der eingeführten Sprache nicht haben würden. Ihm ist z. E. das, was in den Empfindungswerkzeugen vorhergehn muß, wenn die denkende Kraft eine Empfindung erhalten soll, ihm ist das, was ein Gedanke, oder eine Leidenschaft in der thierischen Maschine durch ihren Einfluß wirkt, — schon selbst Empfindung, — noch selbst

selbst Gedanken, selbst Leidenschaft. Daher weiß er auch nicht, wo er der Seele einen Sitz im Körper anzuweisen soll; und kan sich nicht überreden, daß sie im Haupte wohne. Wir andern unterscheiden dieß alles. Wir nennen die Eindrücke, die in unsre Nerven gemacht werden, nicht eher Empfindung, als wenn sie eine Vorstellung erregen. Das Spiel der Nervenzasern von äußerlichen Eindrücken wird nicht eher empfunden, als bis es zum Gehirn gelangt ist und dann selbst der denkenden Kraft einen Eindruck gibt. Es muß also für diese vorläufigen Bewegungen in den Nerven ein andrer Ausdruck bleiben, da es für sich ganz eigne und ganz andre thierische bewegende Kräfte als die Empfindungen der Seele sind, da es einmal Sprachgebrauch ist, unter Empfindungen Vorstellungen zu verstehn, und man öfters von diesen vorläufigen Bewegungen in sofern zu reden hat, als sie nicht empfunden werden, und doch als thierische bewegende Kräfte wirken, wie bey enthaupteten Thieren. Was hat der V. an dem einmal eingeführten guten Ausdrucke sinnlicher Eindrücke in die Nerven auszusetzen, und warum will man diese durchaus mit den Empfindungen verwirren? Eben so rechnet man nicht zur Gemüthsbewegung oder Leidenschaft selbst diejenigen Wirkungen, welche sie durch ihren Einfluß in den Körper hervorbringt, am wenigsten, wenn diese Wirkungen zuweilen, ohne Erregung einer Leidenschaft, bloß durch den thierischen Mechanismus hervorgebracht werden. Es gibt einen Zustand der denkenden Kraft, der Gemüthsbewegung oder Leidenschaft heißt. Dieß ist einmal eingeführt. Wenn die Leidenschaft den Herz- und Pulsschlag verändert, oder vielleicht den Stachel einer Biene zum Stechen reizt, so ist dieß Wirkung der Leidenschaft: aber darum sizt die Leidenschaft nicht im Herzen, oder im

Bauche der Biene. (S. 166.) Endlich so fühlen wirs, daß wir denken; wir sind uns unsrer bewust, und diese Kraft zu denken nennen einmal die Leute Seele. Nun hat aber noch niemand erfahren, daß die Seele sich in irgend einem andern Theile unsers Körpers iemals bewust wäre, außer im Haupte, und darin wahrscheinlicher Weise im Gehirne. Also bestimmt man hierinn den Siz der Seele; nicht, weil man sie für einen Geist hält: sondern der Materialist muß sie selbst nur dahin verlegen, wo ihm das Gefühl sagt, daß er denke. Warum machen sich doch unsre neuen Schriftsteller, wie es scheint, eine Pflicht daraus, die unschuldigsten Ausdrücke, die einmal ihre bestimmte Bedeutung haben, bald auszudehnen, bald einzuschränken, da sie doch ohne allen Nachtheil beym Redegebrauche bleiben könnten? Scheint es nicht, als wenn ihnen diese Schutzwehr zu ihren Neuerungen nöthig wäre, weil nichts bewährter ist, die Begriffe zu verwirren und schiefen Urtheilen und schwachen Beweisen einen Schein von philosophischer Richtigkeit zu geben? Solte der Herr B. verlangen, ihm zu beweisen, daß seine Abweichung von richtig bestimmten Begriffen ihm oft zu dergleichen Schutzwehr habe dienen müssen, so sind wir bereit, ihm reichliche Beispiele davon zu geben.

XI.

Just Christian Hennings Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere, pragmatisch entworfen. Halle, bey Gebauer. 1774. 38 Bogen in gr. 8.

Ein

Ein Werk, das diesem Titel vollkommen entspräche, wäre ein schäzbares Geschenk, durch welches ein guter Kopf sich um sein Jahrhundert und um seine Nation ungemein verdient machen könte; ein Werk, das ihm so wenig entspricht als das gegenwärtige, kan in einem Journal, dessen Entzweck ist, ohne Unterschied den Zustand der deutschen Litteratur der Nachwelt im Ganzen aufzubehalten, nur bloß der Litteraturgeschichte wegen auf eine Anzeige Anspruch machen. Welch ein reichhaltiger Stof für das künftige Genie die Betrachtung über den so wunderbaren Gang des menschlichen Verstandes! Wie selten muß es scheinen, auf eben derselben Bahn so viel Riesen- und Zwergsschritte neben einander eingedruckt zu finden! Und in den Werken des Geschmacks ist diese Erscheinung vielleicht weniger befremdend. Das Genie des Schönen ist sich einigermaßen untergeordnet, durch almähliche Kultur erhebt sich das Schlechte bis zum Mittelmäßigen und das Mittelmäßige bis zum Fürtreflichen, jedes hat seine Mitläufer, die es bis zu einem gewissen Ziele führet, die vorzüglichen unter diesen verlassen alsdenn ihren Führer, und suchen dem bessern näher zu kommen, daher kann ein Ramler und ein Burmann zu gleicher Zeit auf der Bühne seyn, daher hat ein Lessing seine Begleiter, und Stephanie hat auch die seinigen. Nur in der Weltweißheit und in jeder andern Wissenschaft, die Wahrheit und Falschheit zum Gegenstande hat, muß es selten seyn so ungleiche Köpfe zu gleicher Zeit zu sehen, denn ist einmahl die Bahn bis auf einem gewissen Punkt gebrochen, so übernimt der ein sehr vergebliches Geschäft, der uns abermahl aus dem ersten Standpunkt auf eine Bahn führen will, die weder kürzer noch bequemer ist, noch weiter führet; sind einmahl eine Menge eingewurzelter Vorurtheile aus dem

Wege geräumet, und an deren Stelle Wahrheiten festgesezt, so suche man sich diese zu Nutze zu machen, sie entweder mehr zu erleuchten, oder neue Entdeckungen darauf zu bauen: wozu wärmt man uns Dinge auf, über die man sich schon längst verglichen hat? Wozu werden Wahrheiten, die schon so oft und so gut gesaget seyn, nochmahls und so schlecht gesagt? Wozu bestätigt oder widerlegt man Sätze aus einer Wissenschaft, die bloß auf die reine Vernunft sich gründet, wie Hr. Hennings thut, durch übel angewendete Sprüche aus der Bibel, durch Schwärmereyen, durch Ammenmährchen? —— Warlich, Zeiten, wo ein Lambert, Sulzer, Kant und Moses leben, hätte Herr Hennings keine Psychologie schreiben sollen!

Und vollends gar unter dem Titel einer Geschichte der menschlichen Seele! —— Unser Jahrhundert, man mag sagen, was man will, hat doch in der Seelenlehre sehr ansehnliche Fortschritte gemacht. Bis auf einige eigensinnige Köpfe ist man doch algemein über die Natur der Seele und die Grundsäze, nach denen sie alle ihre Kräfte äußert, fast einstimmig. Die Lehre von ihrer Einfachheit, von ihren Grundkräften, von den dunkeln und vergesellschafteten Ideen, die Theorie der Empfindungen ist von den forschenden Philosophen auf das gründlichste auseinander gesezt. Beobachter haben in Deutschland und in England eine Menge Erscheinungen gesammelt, die bey der Errichtung eines psychologischen Systems von ungemeiner Erheblichkeit seyn müßen; nun solte ein philosophisches Genie das Werk übernehmen, diese zerstreute Beobachtungen mit einander zu vergleichen, jenen vestgesezten Theorien anzupaßen, und dann eine pragmatische Geschichte von dem verschiedenen Verhalten der Seele und den mannigfaltigen Wendungen ihrer Kräfte in den verschiedenen Verhältnissen, in denen sie während

rend ihres Daseyns sich befindet. Dieß wäre denn eine wahre Geschichte der menschlichen Seele.

Unser Verfasser versteht unter diesem Titel ganz etwas anders. Seine Quellen sind nicht Cartesius und Leibniz, nicht Locke, Hume, Home, Smith, oder Burke, sondern ein großer Theil seiner Philosophie ist aus Münters Bekehrungsgeschichte, Lavaters Aussichten, Gottscheds Anmerkung über den Bayle, aus der Geschichte der alten Concilien, der Sammlung merkwürdiger Nachrichten, die abscheulichen Königsmörder betreffend, u. d. g. geschöpft. Seine Gegenstände sind uralte Zwistigkeiten, über die man sich schon bis zum Eckel geschrieben und gelesen: bey diesen bildet er sich seichte Gegner, die er noch seichter beantwortet; widerlegt mit dem Professorton die Beweise aller möglichen Philosophen von der Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele, und beweiset, daß der seinige der beste ist; macht sich hier und da über Leibnitz und Wolf lustig; untersuchet sehr weitläuftig: Ob nicht etwa die Seele, ob sie gleich keine Materie ist, ein elektrisches Feuer sey; sucht die Art der Auferstehung zu bestimmen, und glaubt, daß wir unmöglich mit allen Partikeln unsers Leibes aufstehen können, weil wir sonst einen gar zu dicken Bauch bekämen, und es in der Bibel heißt, wir werden einen verklärten Leib bekommen; ziehet hier und da, um dem Philosophen Münter ein Kompliment zu machen, oder was wißen wir es, aus welcher Ursache, auf die unglücklichen Struensee und Brand mit einer unphilosophischen Hartherzigkeit los, die ihm gewiß keine sonderliche Ehre macht. Um des Himmels willen, wo dachte der Mann hin, da er alles dieses Zeug Psychologie nennte?

Aus diesem Buche einen zusammenhängenden Auszug zu machen, würde ein sehr unnöthiges

Geschäft seyn, da das Ganze nichts werth ist. Wir wollen nur unsere Leser auf einige Stellen in diesem Buche aufmerksam machen, sie scheinen uns so auffallend, daß sie schon an und für sich, ohne daß wir unsere Anmerkungen hinzufügen dürfen, unser Urtheil hinlänglich bestätigen werden.

Im zweyten Paragraphen handelt der Verfasser von der Willkühr, worunter er die Möglichkeit versteht, eine Handlung oder ihr Gegentheil zu unternehmen, die Wirkung äußerer Ursachen oder unser vorhergehender Zustand mag von dieser oder jener Beschaffenheit seyn. Daß die Seele diese hat, beweiset er, wie es in der Ueberschrift im Inhalte heißt, so wohl aus der Erfahrung, als aus der Geschichte. Aus der Erfahrung: „Ich gehe nach meinen Belieben in Sommertagen auf die mit Blumen besäeten Wiesen und Auen, ich nehme mir vor, nur eine Stunde da zu bleiben, und siehe! die Stunde ist verflossen, ich gehe zurück, mein Freund Amand begegnet mir, er bittet mich mit ihm noch einmahl nach den angenehmen Auen zu gehen, so gleich verändere ich meinen Vorsatz. Wer zwinget mich nun zu dieser Sinnesänderung? Ist es nicht mein eigner Wille?" Aus der Geschichte: „Der Primas von Pohlen wollte bey der Wahl des Ladislaus durchaus seine Stimme nicht geben, endlich nach einer Stunde entschloß er sich anders, fiel dem König zu Füßen, und sagte, er wolte nur sehen, ob seine Nation noch frey wäre. Die Stadt Leyden ließ im Jahr 1574 ihrem Belagrer Philipp II. sagen, er würde die Stadt nicht durch Hunger erzwingen, da sie im Nothfall lieber Hungers sterben würden, als einem grausamen Feind in die Hände fallen; und Montagne erzählt, daß in der Picardie ein Deliquent den Strang einer Heurath mit einem häßlichen hinkenden Frauen-

„zim-

„zimmer, unter welcher Bedingung er das Leben hätte „erhalten können, vorgezogen habe.„

Ist es nicht ewig Schade, daß Leibnitz und Wolf weder solche Erfahrungen in ihren Leben gemacht, noch solche merkwürdige Geschichte gelesen haben? Wie vieles Streitens und Kopfbrechens hätten wir in unserm Jahrhundert überhoben seyn können! Auch mit dem Bayle hätten diese Herren nicht so viele Komplimente machen dürfen, der Herr Hofrath Hennings versteht das Ding besser. Bayles Zweifel ist bekannt: Wenn ein Wetterhahn, sagt er, ein denkendes Wesen wäre und nicht wüßte, daß ein Wind in der Welt sey, so würde er auch glauben, er besitze Freyheit oder Willkühr, mit welcher er sich nach Belieben umdrehe. Es dient aber zur Antwort, sagt unser Verfasser, es ist dieses leicht gesagt, aber nicht bewiesen. „Sezt man uns entgegen,„ fährt er fort Seite 14: „vielleicht wird der Mensch zu allen seinen „Handlungen von einer äußerlichen (auch wohl un„sichtbaren) Gewalt genöthiget und bestimmt; so „werden wir berechtiget seyn gegenseitig zu behau„pten: vielleicht wird der Mensch zu sehr wenigen „Unternehmungen genöthiget, denn ein vielleicht ist „das andere werth.„ Der Verfasser hat sich hier ohne Zweifel als Präses bey einer Disputation gedacht, der, nachdem die Respondenten Leibnitz und Wolf mit dem Opponenten Bayle nicht fertig werden konnten, ihn endlich durch die Disputirregel Opponenti incumbit probatio, ad silentium bringt.

S. 33 giebt der Verfasser eine Probe seiner Scharfsinnigkeit im Disputiren, indem er es mit Hartley aufnimmt. Unter den übrigen sehr richtigen Gründen, die dieser Opponent wider die unbedingte Freyheit vorbringt, gehört auch dieser, daß, wenn die Handlungen ganz ohne vorhergegangene Gründe geschehn könnten,

ten, so müste das blinde Ohngefähr zugegeben werden. Der V. sagt, willst du gleich willkührliche Handlungen, die ohne Grund geschehen, behaupten, so würde doch kein blinder Zufall entstehen. „Ein blinder Zufall „ist eine Wirkung, die ohne Grund erfolgt, und in „dieser Bedeutung ist ein blinder Zufall oder ein blin„des Ohngefähr etwas widersprechendes, denn eine Wir„kung (Effectus) wird dasjenige genennet, was von einer „Handlung die Wirklichkeit bekömt. Wo also eine „Wirkung angenommen wird, da muß auch eine Hand„lung gesezt werden, die der Grund von der Wirkung „ist. Also ist keine Wirkung ohne Grund und Ursa„che möglich. Die willkührlichen Handlungen sind „aber keine Effekte, sondern Handlungen, wären sie „Effekte oder Wirkungen, so müsten sie von einer „Handlung herkommen. Das ist aber nicht, wenn „ich auf die ersten ursprünglichen willkührlichen „Handlungen sehe, denn diese sind die Handlung selbst.„ Bravo! Unserm Herrn Professor dürfte man wohl die Frage jenes Mannes in den lessingschen Sinngedichten nicht vorlegen, woher es komme, daß die Reichsten eben diejenigen sind, die das meiste Geld haben?

Im 5ten Paragraphen untersucht der Verfasser; **Ob der Körper denken könne?** Dieses hält er für unmöglich, indem die Partickelchen unsers Leibes immer verfliegen, so daß nach einer weitläuftigen Berechnung, in die er sich einläßt, im 10ten Jahr unser ganzer Leib sich in einen andern verwandelt hat. „Wird „nicht„ (S. 49 in der Anmerkung) „so höre ich man„chen Gegner rufen, aus dieser Behauptung folgen, „daß die Auferstehung unserer Leiber unmöglich „sey?„ — „Allein,„ spricht unser Verfasser im prophetischen Tone, „man merke nur, daß der Leib, „welcher auferstehen soll, von unserm jetzigen sichtba„ren ganz verschieden sey. Ein geistiger, der aus

„ähn-

„ähnlichen Merkmahlen wie das Licht bestehet, ein „aetherischer Leib, dem elektrischen Feuer ähnlich, und „mit einer Flüchtigkeit, welche der Geschwindigkeit des „Blizes gleich kömmt, begabt, ein unverweslicher, herr„licher, mit besonderer Kraft ausgerüsteter Leib, ist „der Leib der Auferstehung. Vermitelst dieses äthe„rischen Leibes, ob wir ihn gleich nicht empfinden, „wirkt die Seele in den groben sichtbaren Leib,„ und es kommt dem Verfasser höchst wahrscheinlich vor: „daß derselbe nicht gleich den übrigen Theilen unsers „Körpers ausdünstet, sondern beständig derselbe bleibt, „oder auch, wenn von diesem ätherischen Leibe etwas „versliegt, so werden doch im Tode solche feine Theil„chen davon übrig bleiben, die eben dasjenige im Klei„nen verrichten, was der grobe Leib auf der Erde thut. „Ich würde daher sagen können, ich bekäme nach dem „Tode meinen Leib in größerer Flüchtigkeit wieder„. Wir wollen diese Anmerkung nicht weiter abschreiben, genug wir sehen, daß der Verfasser besondere geheime Nachrichten von diesen Dingen hat, von denen alle andere Menschen nichts wissen, und wie läßt sich darüber streiten!

„Kann wohl die Willkühr, fragt unser Ver„fasser S. 55, mit der Cohäsion bestehen? Ich „glaube von dem Gegentheil überzeugt zu seyn. Denn „in wie ferne das eine mit dem andern feste sizt, (co„härirt) so kann es sich nicht nach Belieben bewegen „und handeln, vielmehr muß der nächst vorhandene „Theil mit fort, wenn derjenige, an welchem der an„dere Theil befestigt ist, in Bewegung kömmt. Das „Zusammenhangen mehrerer substanzieller Dinge ver„hindert also eher die willkührlichen Bewegungen und „Verrichtungen, als daß es selbige befördern sollte.„ Wie unphilosophisch! Besizt denn der Verfasser etwa wirklich ein solches Vermögen, ohne Unterschied jedes

Par-

Partikelchen in seinem Körper unabhängig von dem mit ihm verknüpften willkührlich zu bewegen? Es ist offenbar, daß er die Idee, die er bestreitet, nicht einmahl recht gefaßt hat. Die Schwierigkeit ist diese: Wir finden bey jedem Körper Eigenschaften von verschiedener Art, einige kommen ihm vermöge seiner Bestandtheile zu, einige in so fern diese Bestandtheile mit einander verknüpft sind, in einander wirken, und ein Ganzes ausmachen. Zu dem ersten gehöret alles dasjenige, was einer Substanz nothwendig ist, als die Existenz, Kraft u. s. w. zu den lezten alles, was aus dem Aggregat vieler Substanzen dem vorstellenden Subjekt erscheint, als Ausdehnung, Bewegung, Uebereinstimmung u. s. w. Da wir nun in dem menschlichen Körper diese zweyerley Eigenschaften gleichfals bemerken, so ist die Frage, zu welcher Klasse wir das Vorstellen, das Denken, die Willkühr rechnen? Sie sind entweder von den Grundeigenschaften oder von den Erscheinungen. Im ersten Falle kann leicht bewiesen werden, daß eine einzige Substanz dieses Vermögen haben müße, und diese nennen wir denn Seele, im lezten sind wir von dem wahren Begriffe einer Seele weit entfernet. Wenn also dieses aus einander gesezt werden soll, so muß bewiesen werden, daß das Denken keine Eigenschaft sey, die aus der Vergleichung mehrerer Wirkungen in dem Subjekt, das sie sich vorstellt, entspringt, sondern etwas absolutes in einer einzigen Substanz, das von aller subjektiven Vorstellung unabhängig ist: alle andere Beweise sind erschlichen, oder erbettelt, oder gar ungereimt, wie unser Verfassers Beweis. Denn zu sagen, der Wille könne deswegen kein Resultat cohaerirender Theile seyn, weil man auch bisweilen sich bewegen will, und das aneinander hangende läßt sich nicht von einander bewegen, hieße eben so viel, als läugnen, daß der Wille eine Eigenschaft einer einfachen Substanz sey,

seyn, weil das Einfache keiner Trennung, Zusammensetzung und Bewegung fähig ist, und man dennoch alles dieses bisweilen will.

Auch den Materialisten, den Hr. H. so weitläuftig widerlegt, hat er nicht einmal gefaßt, sonst könnte er ihm unmöglich S. 60. entgegen setzen: daß wir zu jedem einzelnen sinnlichen Obiekt, wenn wir viele zusammen sehen, hören, riechen oder schmecken, eine besondere Faser im Organe haben müsten, die erschüttert wird, welches ihm unwahrscheinlich vorkömmt. Wir möchten wissen, nach welchem System dieses nicht seyn muß, oder glaubt Hr. H. daß, wenn eine Seele existirt, deshalb nicht von jedem Strahle von verschiedenen Obiekten, die wir zugleich sehen, ein besondrer Punkt auf unserer Netzhaut erschüttert wird, sondern daß die Strahlen so durchdringlich seyn, daß viele von ihnen in einen Orte seyn können? Noch treuherziger verfährt er mit einem Materialistischen Einwurf auf der 58sten Seite, wo es heißt. „In diesem Falle könnte der Materialist seine Meynung „ziemlich beschönigen, wenn er sagte: das Sehen und „Hören, Schmecken und Riechen u. s. w. entstehet „von verschiedenen Erschütterungen der Fibern, welche verschiedener Art sind. Ich will mich aber mit dem Materialisten in Absicht auf diesen Fall anietzo nicht einlassen. Das ist sehr weise.

Auf der 117ten Seite wundert sich Herr Hennings, daß es in unsern aufgeklärten Zeiten noch Menschen, und so gar Gelehrte giebt welche auf die Physiognomie nebst der Chiromantie und Metaposcopie etwas halten, „indem das Betrügerische und „Ungegründete dieser Künste aus der Lehre von der „Freyheit und Willkühr, welche kein wahrer Philo„soph denen Menschen absprechen kan, erhelle. Denn „wollte man annehmen, daß diese oder jene Lineamente „auf

„auf der Stirn oder Hand nothwendig diese oder jene „Gesinnung hervorbringen und folglich das Schick„sal der Menschen bestimmen müssen, so müste man „behaupten, der Mensch könnte nicht nach Willkühr „und mit Aufmerksamkeit seinen Vorsatz ändern, sondern sey genöthigt, unwiedertreiblich derjenigen Nei„gung zu folgen, welche etwa mit den Lineamenten „harmonirte, solchen gemäß wäre, und durch solche „erweckt würde.„ Ein Beweis, daß der Verf. wenigstens von der Unzuverläßigkeit der Physiognomie recht kräftig überzeugt ist, ist darinnen zu finden, daß er sein Bildniß dreist diesem Werke hat vorsetzen lassen. Denn, vorausgesetzt, daß dieses Bildniß richtig getroffen sey, wenn ein Urtheil aus Augen und Lippen etwas giebt, so hätte er sich wohl vor Lavaters Physiognomie fürchten müssen. Uebrigens fällt seine Art mit Lavatern S. 118. 119. über diesen Gegenstand zu disputiren sehr ins Ungereimte.

Von funfzehnten bis zum vier und dreyßigsten Paragraphen müssen die Beweise aller Philosophen die Musterung paßiren, die alle nach einander in optima forma ihren Abschied bekommen. Welch eine Freude muß es nicht seinen Zuhörern seyn, in ihrem Lehrer einen Mann zu sehen, der so tief auf die größten Männer aller Nationen herunter sieht, und in einer Stunde alle ihre Bemühungen zu nichte macht. Im 6ten §. wie auch sonst hin und wieder, bringt Hr. Hennings auch etwas Cathederwitz zu Markte, (wie denn jeder Professor, der den Applausum der Commilitonen verlangt, bekanntermassen in jeder Stunde seinen Zuhörern etwas zu lachen geben muß, und wäre es auch in der ernsthaftesten Demonstration, vom Daseyn Gottes oder von der Unsterblichkeit der Seele) indem er aus dem Baumgartischen Beweise von der Einfachheit der Seele folgern zu können glaubt, daß

wir

wir nicht mit den Füßen tanzen. Wie leicht und weit gegründeter könnte ein Schüler Baumgartens aus dieser Folgerung schließen, daß einige Leute bisweilen nicht mit dem Kopfe denken.

Im 35 Paragraphen untersucht der Verfasser, ob die Seele, unbeschadet ihrer Einfachheit, eine Ausdehnung haben könne, und gesteht S. 226. offenherzig, daß er einige Zeit unentschlossen war, wie er diese Frage entscheiden sollte. Darauf hat ihm die Bejahung der Wahrheit am nächsten geschienen, und nun endlich hat er sich eines bessern bedacht, und verneint sie wieder. Wohl verstanden, des Verfassers anfängliche Zweifel erstreckten sich nicht auf die reelle Ausdehnung sondern auf die ideale. Was ist aber eine ideale Ausdehnung? Wer dieses begreifen will, muß sich vor allen Dingen elektrisiren lassen, und zwar mitten in einer Reihe vieler Personen, da wird er gewahr werden, wie ein elektrischer Strohm durch alle diese Menschen hinfährt. Dieses Feuer ist also ausgedehnt. „Aber „sagt der Verfasser„ wer wird sich „erkühnen, dieses subtile Feuer reel zu theilen?„ Siehe da! eine ideale Ausdehnung!

Nachdem Herr Hennings, wie er versichert, seit verschiedenen Jahren den Wirkungen der Seele mit besonderer Aufmerksamkeit nachgespührt, und alle Nachrichten aus den Zeitung und Wochenblättern von der Art Ertrunkene wieder lebendig zu machen, (die er in Paragraph 39. weitläuftig abschreibt,) gelesen hat, so hat er endlich das Resultat herausgebracht, daß „das Reiben sehr viel beyträgt zur freyen Bewe„gung und zur Wärme im menschlichen Körper.„ Nun fährt er Seit. 278 fort. „Da das Reiben der Kör„per die einzige Ursache ihrer Elektricität ist, so wird „auch in dem menschlichen Körper durch das Reiben „etwas Elecktrisches hervorgebracht, wodurch alsdenn „die

„die Glieder wiederum ihre Thätigkeit erlangen, und „daher folgert er weiter: „trägt die elecktrische Kraft „vieles zum Empfinden bey.„ Schade, daß dem Verfasser nicht beygefallen ist, daß der menschliche Körper zu den negativ elecktrischen Körpern gehört, die zwar zur Fortpflanzung einer mitgetheilten Elektricität tauglich seyn, in denen aber durch das Reiben keine ursprüngliche Elektricität hervorgebracht werden kann. Ein wahrer Jammer ist es, daß der Verfasser, nach einem drey hundert seitigem Raisonnement über die Natur der Seele, die Frage, die er Seite 280 aufwirft, sollte aber wohl die elecktrische Kraft unsers Leibes die Seele selbst seyn? nicht anders zu beantworten weiß, als, „wenn dieses seyn sollte, so „würde man bey einen Ersoffenen oder Erfrornen, besonders bey einen solchen, der kaum eine Stunde unter „dem Wasser gelegen hat, durch Hülfe des Reibens „und andere oben erzählte Mittel, welche Elektricität „verursachen, das Leben wieder erwecken können, welches doch der Erfahrung entgegen läuft. u. s. w.„

Es ist wohl unstreitig, daß die elektrische Kraft eine mächtige Triebfeder in der ganzen Natur und vermuthlich auch in den menschlichen Körper von wichtigen Einfluß ist, ja wer weiß, ob die Zukunft nicht entdeckt, daß sie die einzige Grundkraft in der ganzen Körperwelt sey, denn worauf laufen alle Veränderungen, die durch Kräfte in die Materie bewirkt werden, hinaus, als auf Anziehen und Abstoßen? Jedoch dieses alles sind bloße Muthmassungen, die bey der noch mangelhaften Kenntniß, die wir von dieser Kraft haben, von jedem Weltweisen nur bescheiden gewagt werden müssen, die genauere Auseinandersetzung muß erfahrnern Jahrhunderten überlassen werden. Unser Verfasser hingegen schreibt ganze Bogen voll von der Aehnlichkeit, die er zwischen dem Reiben beym menschlichen

lichen Körper und dem Reiben bey der Glaskugel findet, und aus einer Sammlung von Mährchen, deren er einen ansehnlichen Vorrath im Kopfe hat, bringt er endlich heraus, „daß die Seele, wofern sie ihre Ver„richtung im Körper regelmäßig und gewöhnlich vor„nehmen soll, durch eine elektrische Kraft unterstützt „werden müsse,„ behauptet ferner S. 283. „daß ein „subtiler Materialismus weder die Unsterblichkeit noch „andere wichtige Wahrheiten nothwendig umstoße, „und daß die Lehre, daß die Seele ein subtiles und „elektrisches Feuer sey, nicht so platterdings zu verdam„men sey,„ und endlich glaubt er gar S. 284. „daß ein „solcher subtiler Materialist seine Lehre durch die „Wahrnehmung unterstützen könnte, daß auf Schlacht„feldern und Gottesäckern vorzüglich Irrlichter sich „sehen lassen.„ Und alles dieses will Hr. Hennings uns für Psychologie, für Geschichte der menschlichen Seele verkaufen!

Man kann nicht ohne Verwunderung die Leichtigkeit sehen, mit welcher unser Verfasser die Schwierigkeiten, worüber die Weltweisen aller Jahrhunderte sich den Kopf zerbrochen haben, auflöset. Dahin gehört zum Beweis die Erklärungsart S. 308. u. f. „wie die Seele auf den Körper wirken könne. Die „einfache Substanz, sagt er, kann freylich nicht unmit„telbar auf einen Körper wirken, aber wohl auf einen „einfachen Theil eines Körpers, und dieser wirkt denn „weiter, es geht sehr wohl an, daß eine einfache „Substanz einen Schall in der Luft hervorbringen „kann, indem sie ein einfaches Lufttheilchen fortstößt, „und dieses wiederum das andere. Bravo Herr Hennings! Wo ist hier die Schwierigkeit?

Lustig ist der ganze drey und funfzigste Paragraph, in welchem der Verfasser eine neue Pflicht in der Moral festsetzet, nehmlich, daß wir verpflichtet sind, die

Fäulniß im Grabe zu befördern und nicht zu verhindern; daher unsere Körper nach dem Tode in die Erde zu begraben und die Begräbniß-Gewölber abzuschaffen, nicht etwa jener politischen Gründe halber, damit die Luft nicht von der Ausdünstung verunreiniget werde, sondern aus einer weit heiligern und rechtgläubigen Ursache, damit wir einst der Auferstehung und der Verklärung desto eher fähig seyn sollen. „Die heilige Schrift„ heißt es S. 361. „bedient sich des Gleichnisses vom Säen und Saamen-„korn. Unser Leib wird gesäet verweßlich, damit er „auferstehe unverweßlich. Unser Leib soll also gesäet „werden, wie ein Saamenkorn, welches durch die Gäh-„rung in der Erde die groben Theile und die Hülse „von sich wirft, um den geistigen Theilen keine Hin-„derniß zu setzen, sich genauer zu vereinigen und hervor-„zukeimen, damit ein vollkommener Leib entstehen „könne. Nun, sagt er, giebt uns das Reich der Natur „die vortreflichsten Beyspiele, daß eine Gährung eine „Trennung der groben und irrdischen Theile von „den geistigen in einem thierischen Körper sowohl als „in dem Körper der Pflanze bewirken könne; folglich „ist das Mittel zu einem verklärten Leibe nach unserm „Tode die Gährung und Fäulniß, wodurch die edel-„sten Theile unsers Körpers sich vereinigen, und einen „solchen organischen Leib geben, der ohne menschliche „Hülfsmittel dauert, und weder Lunge zum Athemho-„len noch Speise und Trank zur Unterstützung nöthig „hat — Widerstreben also diejenigen nicht, fragt „er Seite 362 offenbar der Ordnung des Allerhöch-„sten, welche die Leiber der Menschen vor der Fäul-„niß zu bewahren sich eifrigst angelegen seyn lassen?„ Der junge Baron Schimmelmann wird also dem hallischen Professor Nietzki künftig wenig Dank dafür wissen, daß er seinen Körper in eine so künstliche

Mumie

Mumie zu verwandeln gewust hat, und wir können nicht ohne innigste Rührung an das traurige Schicksal der Egyptier, Griechen und Römer denken, alle diese Unglückliche haben sich durch ihr Balsamiren und Verbrennen der höchsten Glückseligkeit jenes herrlichen Tages verlustig gemacht; wünschen aber unserm Herrn Hennings, daß sein Körper einst von einem Scheidekünstler in einen Distillierkolben gesetzt, und durch einen hohen Grad der Feurung dessen Quintessenz geschwind und rein von dem caput mortuum getrennt und übergetrieben, und folglich er binnen einigen Stunden der herrlichsten Verklärung theilhaftig werden möge! Daß eine solche Auflösung möglich sey, glaubt Herr Hennings im Ernste, und bestätiget es S. 363, mit einem wahren alten Weibermährchen, daß ein gewisser Arzt seinen todten Körper nackend in den Sarg zu legen, und ein von ihm bezeichnetes Glas Spiritus darauf zu schütten verordnet habe. Man habe darauf bey der Beerdigung den Sarg sehr leicht und bey geschehener Nachsuchung ganz leer befunden, weil der ganze Leib aufgelöset worden.

Von §. 63 bis 70 werden wiederum die Beweise aller Gelehrten für die Unsterblichkeit der Seele widerlegt, und bewiesen, daß Herr Hennings Beweis der bestmöglichste ist. Zur Probe, wie die guten Leute abgefertigt werden, wollen wir nur zwey Beyspiele anführen. Wider Crusius, welcher von dem Triebe des Menschen nach einer höchsten und ewigen Glückseligkeit, nach Tugend und Vereinigung mit Gott, die Immortalität folgern will, wird eingewendet: „Die Menschen sind böse von Jugend auf und immer„dar, und haben vielmehr die stärkste Neigung zum „Bösen, das sie sich aber als gut vorstellen.„ Und Hollmann, welcher unter andern sehr guten Grün-

den auch diesen vorbringt, man hätte keine Ursache vom Absterben des Körpers auf den Tod der Seele zu schließen, da sie eine ganz besondere Substanz ist, bekömt die abderitische Antwort: „wenn ich in einem „Kästchen sehr saubere Spitzen verwahrt hätte, es „verbrennt aber dasselbe, folgt nun wohl, weil die „Spitzen in selbigem wirklich von dem Kästchen verschieden sind, solche werden keinen Schaden „leiden?„

Und nun glauben wir unsren Leser genung aus diesem schlechten Buche vorgesagt zu haben, die wir ernstlich um Verzeihung bitten, daß wir uns so lange dabey verweilt haben. Wir müßen es gestehn, daß uns einige Recensionen, die wir hier und da in den gelehrten Zeitungen über dieses Buch gelesen, nicht wenig befremdet haben. Die Recensenten scheinen alle das Buch nicht aufgeschlagen, oder aus besonderer Höflichkeit den Mann, der ein Hofrath, ein Professor, ein Innhaber einer eigenen philosophischen Bibliothek ist, so durchgelaßen zu haben. Allein uns scheint eine Kaltblütigkeit von der Art für einen Weltweisen, der Liebe zu seiner Wißenschaft hat, sehr unschicklich. Die Verderber des menschlichen Verstandes verdienen weniger Glimpf, als die Pfuscher jeder Kunst, diese bringen nur ihre Innung in Abnahme, jene verunstalten die größten Vorzüge des Menschen.

Ze.

XII.

Versuch über den Roman. Leipzig und Liegnitz, bey David Siegerts Wittwe 1774. Ein Alphab. 11½ B. 8.

So

So geringfügig auch manchem die Unternehmung des V. vorkommen möchte, eine Theorie über den Roman zu schreiben, da diese Gattung von Schriften immer noch eher zu den Auswüchsen der Litteratur als zu den wahren Produkten derselben pfleget gezählet zu werden: so wichtig und passend ist sie doch gleichwohl für unsre Zeiten, wo ein iedes Jahr eine reiche Erndte solcher Geistesfrüchte liefert; und wenn der Roman auf Geschmack und Sitten der Menschen einen Einfluß hat, und mithin, wie nicht zu leugnen ist, nützlich oder schädlich werden kan, so lohnt es auch wohl der Mühe, über diese Gattung von Schriften nachzudenken, ihre Natur und Absicht zu entwickeln, die Mittel anzuzeigen, wie auf Geist und Herz gute Eindrücke dadurch zu bewirken sind, und endlich die Kennzeichen anzugeben, wodurch reine Frucht und Mißwachs unterschieden werden, um einem so großen Theil des menschlichen Geschlechts, der sich damit unterhält, gesunde Nahrung zu verschaffen. Der V. hat sich bemühet, allem diesem Gnüge zu leisten, nicht durch ganz neue und biß iezt ungesagte Dinge, sondern durch die Anwendung bekannter und längst angenommener Grundsätze und Bemerkungen auf die Romane. Was den Vortrag betrift, so bestehet solcher, der ietzigen Mode zu Folge, mehr in einem fortlauffenden Raisonnement als in Vorschriften und Regeln. Das Werk an sich zerfällt in zwey Theile: in dem ersten finden sich Betrachtungen über das Anziehende einiger Gegenstände; in dem zweyten wird von der Kunst des Dichters in Rücksicht auf die Anordnung und Ausbildung der Theile und des Ganzen des Romans gehandelt.

Eine vollkommene Analyse des Buchs läßt sich nicht wohl geben, da der V. nicht ein System schrei-

 ben,

ben, sondern nur unter den vielerley Gegenständen, die sich ihm bey einer genauern Untersuchung von der Natur des Romans darbothen, diejenigen berühren wollen, über die er noch etwas sagen zu können glaubte, überhaupt aber mehr Winke und Anlaß zum Denken als vollständige Abhandlungen zu liefern Vorhabens ist.

In der Einleitung bestimmt er den Unterschied zwischen Epopee und Roman, und findet diesen in drey Stücken: in dem Umfang der Handlung, der bey dem letztern größer ist, als bey der erstern, indem dem Heldendichter nur eine Handlung von einer gewissen Größe, von einem gewissen Umfang erlaubt ist, dahingegen dem Romandichter alles, was der Mensch thun, seyn und empfinden kan, zu seinem Gebrauche frey stehet; in der Wahl der Begebenheiten, das Heldengedicht besingt öffentliche Thaten und Begebenheiten, der Roman beschäftiget sich mit den Handlungen und Empfindungen des Menschen: hieraus folgt der Unterschied der Schreibart, öffentliche Handlungen werden mit Würde und Feyerlichkeit vollzogen und erfordern Pomp und Schmuck im Ausdruck, dieses erlauben Privatbegebenheiten nicht. Endlich gestattet die Epopee ein gewisses Wunderbares oder Maschienen, welches bey dem Roman gleichfalls wegfällt. Hierauf geht er so gleich auf das Interessante oder Anziehende, als das hauptsächlichste Studium des Romandichters über, und macht zuerst Bemerkungen über das Anziehende das einige Eigenschaften und Leidenschaften haben können. Das Gefühl des Erhabenen ist den Menschen ergözender, als irgend ein anderes, weil er eine ursprüngliche Neigung für jeden Gegenstand hegt, der die Seele erhebt; daher das Wohlgefallen an Helden und Eroberern, daher aber auch der Hang der Romandichter ganz voll-

kom-

kommene Charaktere zu zeichnen. Gegen diese erklärt sich der V. mit Rechte und beweißt mit einleuchtenden Gründen, daß sie ganz und gar nicht die Wirkung thun, die von ihnen erwartet wird. Doch das nur im vorbeygehen, was hier eigentlich der V. von dem Ursprunge des Gefühls des Erhabenen in verschiedenen Abschnitten sagt und wie er dieses aus drey hauptsächlichen Quellen, nämlich hoher Tugend oder höchstguten Thaten, großem Verstande und heftigen Leidenschaften ableitet, die Art und Weise, wie der Tugendhafte auf die anziehendeste Weise in Handlung gesezt werden kan, desgleichen, wie die Wirkungen des Verstandes, erhabener Geist und große Gesinnungen, nicht minder auch die heftigen Leidenschaften von dem Dichter sollen behandelt werden, was für Cautelen er dabey in Obacht zu nehmen hat, alles dieses ist werth, von dem großen Haufen der Schriftsteller beherziget zu werden, die mit so vieler Leichtigkeit Romane ausbrüten, ohne von den Geheimnißen ihrer Kunst die geringste Kenntniß zu besitzen, oder iemals darüber gedacht zu haben.

Ein anderes Gefühl, das weit daurender ist, als das Gefühl des Erhabenen und doch nicht weniger anziehend, ist die Liebe, wiewohl nach dem Verfasser der hohe Grad des Anziehenden nicht sowohl in der Liebe selbst liegt, als vielmehr in den damit verknüpften Leidenschaften Furcht und Hoffnung: denn obgleich die Furcht in der Natur ein verdrüßliches Gefühl ist, so verliehrt sie doch in den Werken der Nachahmung diese genaue Beziehung auf uns, und sezt uns in die angenehmste Bewegung.

Zum Anziehenden rechnet der V. ferner die Laune und endlich das Lächerliche. Launige Charaktere verbietet er in einem Roman, der deutsche Sitten hat: denn er fodert, der Wahrscheinlichkeit nicht ge-

gemäß, daß bey unsrer Einrichtung, Gesetzen und Sitten könne begreiflich gemacht werden, woher die launigte Person ihre Gesinnungen erhalten, und wie sie das geworden sey, was sie der Dichter seyn läßt. Hier, dünkt uns, hat der V. den englischen Humor zu sehr für Augen. Freilich würde Kapitain Shandy und Korporal Trim als ein deutscher Hauptmann oder Korporal ins übertriebene und unnatürliche fallen; aber der drollige Schiffer Puff ist wohl unstreitig ein launigter Charakter und vielleicht der natürlichste in Sophiens Reise. Jedes Volk hat seine eigenthümliche Laune, die freilich durch die Sitten, Gesetze, Denkungsart desselben auf verschiedene Weise modificiret wird. Das Locale aufzuspüren und gehörig anzuwenden, ist Weisheit des Dichters.

Bey dem Lächerlichen, welches der V. an sich für ganz unschädlich hält, nimmt er nur eine einzige Gattung aus, nemlich übers Laster lachen zu lassen, welches sich die comischen Romanschreiber merken können.

Der erste Theil dieses Versuchs schließt mit einer Untersuchung, ob in dem Eigenthümlichen unsrer Nation nichts liegt, das der Dichter und Schriftsteller als sehr anziehend gebrauchen könne. Das Resultat derselben ist, daß zwar die Deutschen eben nicht viel eigenthümliches haben, daß aber auch kleine und an sich unbeträchtliche Züge können genutzt und anziehend gemacht werden durch die Kunst des Dichters, wenn er dieses Eigenthümliche nur recht zu behandeln weiß, und daß es im Grunde Unwissenheit und Unbekanntschaft mit einheimischen Sitten ist, die unsere Romandichter aus dem Lande treibt. Ueber den Reitz des Neuen, des Wunderbaren, des Unerwarteten, der Naivetät, des Kontrastes u. s. w. hat der V. nichts gesagt, sondern verweist die, welche hiervon Unterricht ver-

verlangen, auf Bücher, worinnen diese Materien abgehandelt worden.

Nun kömmt er im zweyten Theile auf die Anordnung und Verbindung des Ganzen. Alle Dichter haben den Entzweck durchs Vergnügen zu unterrichten, (wenigstens pflegen sie diesen vorzuspiegeln). Nach dem V. heißt das, der Dichter will in seinen Lesern Vorstellungen und Empfindungen erzeugen, die die Vervollkommung des Menschen und seine Bestimmung befördern können. Wie muß also der Romandichter seine Begebenheiten und Charaktere ordnen, daß er in dem Leser solche Vorstellungen und Empfindungen erregt? So, daß er jene empfinden und handeln läßt, und bey diesen immer ihr doppeltes Verhältniß sichtbar darstellet, wie sie Wirkungen vorhergegangener und Ursachen folgender Begebenheiten sind, hier ist es aber nicht genug, daß äussere Umstände vorhanden sind, die eine Handlung haben wirklich machen können, sondern unter den mehrern Fällen, wie eine Handlung wirklich werden kan, muß der Dichter anschauend zeigen, warum sie eben so und nicht anders erfolgt, als er sie erfolgen läßt. Die hier angeführten Beispiele aus Sophiens Reise, wo diese Regel vernachlässiget worden, und wo der Leser seinen Autor zu fragen berechtiget ist: wie war das möglich, oder wie gieng das zu? erläutern die Sache sehr gut, und die hierbey angebrachte Kritik ist richtig.

Dieser beständige Zusammenhang von Wirkung und Ursache kan nach des V. Meinung nicht mit Wahrscheinlichkeit erreichet werden, wenn die Personen selbst den Roman schreiben, daher erklärt er sich wider die Romane, die in Briefen abgefaßt sind, doch will er sie deswegen nicht gänzlich verwerfen.

Das Vergnügen, nämlich ein solides und anständiges, befördert der Dichter durch sein Product

bey

bey dem Leser, wenn er seiner denkenden Kraft Beschäftigung in dem Grade giebt, der sie in eine angenehme Bewegung setzt, und das geschiehet durch Vorstellungen, die in einander gegründet sind. Hierinne liegt weit mehr unterhaltendes, als in dem bloßen Erzählen der Begebenheiten, die in den gewöhnlichen Romanen allerdings oft so auf einander folgen, als wenn sie zusammen gewürfelt wären. Dieses Vergnügen, jede Begebenheit richtig beurtheilen zu können, gewähret zugleich Unterricht, denn bey einer fortgehenden Reihe von Wirkung und Ursache, anschauend vor uns verbunden, können wir den ganzen Eindruck einer Begebenheit nachfühlen und bey ähnlichen Eindrücken auf unsrer Huth seyn. Das angeführte Beispiel von der Clarisse thut uns aber hier nicht Gnüge. Der V. meint, wenn das Mädchen, das aus ihr lernen will, die ganze Reihe von Wirkungen und Ursachen sähe, die am Ende den Gemüthszustand veranlasset haben, der sie von der einen Seite unbiegsam und stolz, von der andern Seite zu unternehmend und unüberlegt zeigt; wenn sie sähe, wie die innre Clarisse, die sich entschließt, mit dem Lovelace geheime Unterredungen zu halten, das geworden ist, was sie innerlich seyn muß, um sich hierzu zu entschliessen: so würde das Werk noch lehrreicher seyn, als es ist. Unserm Bedünken nach hat Richardson in der Clarisse den Forderungen des V. recht sehr Gnüge gethan, denn er zeiget auf eine anschauende Art, wie Clarisse das worden ist, was sie ist, sie wurde durch ihre Familie gedrückt und verfolgt, von Leuten mißhandelt, denen sie an Geist und Vollkommenheit überlegen war; Lovelace wußte durch seine Kunst und Verstellung sie einzunehmen, sein scheinbarer edler Charakter und hervorstechende Gemüthseigenschaft rechtfertigen ihre Liebe und ihr Zutrauen zu diesen Mann; alles dieses

zusam-

zusammen genommen, giebt gnug Data an die Hand, wie die Entschließung bey ihr entstanden ist, sich ihm in die Arme zu werfen. Die Prädilection des V. für die Wielandische Romane, und besonders für den Agathon, könnte ihn wohl zu der kleinen Ungerechtigkeit verführt haben, alle übrigen gegen diesen herabzuwürdern; doch hiervon läßt sich noch ein andrer Grund angeben, wovon wir hernach reden werden.

Was im Verfolg von Episoden eingeschaltet ist, scheint uns sehr wahr und richtig. Jeder Roman muß nur ein Ganzes seyn und daher eigentlich die Begebenheiten einer einzigen Person enthalten, alle untergeordnete Charaktere und Handlungen müssen in den Plan gehören, und so unter einander verbunden seyn, daß sie gegenseitig Ursache und Wirkung sind, und mit diesem Ganzen in Verbindung stehen, so daß das Resultat des Werkes eine nothwendige Wirkung alles des vorhergehenden ist. Was ist nun ein Episod? Gewöhnlich ein Mittel den Leser auf einen Augenblick zu Othem kommen zu lassen; ihn durch Einschaltung einer angenehmen, oft lustigen, überhaupt weniger beschäftigenden Begebenheit zu unterhalten; allein nach dem Entwurf des V. giebt es gar keine solche Episoden, und das, was man eigentlich darunter zu verstehen hat, ist eine Handlung, die andere Vorstellungen und Empfindungen erzeuget, als der Hauptton des Stückes, nichts desto weniger aber in den Plan desselben gehöret. Dieses wird durch die Malerscene aus der Emilia Galatti erläutert.

Was die Classification der Romane betrift, so hat der V. eigentlich keine, sondern redet nur von dem bessern Roman und von dem historischen, iener möchte also wohl der philosophische seyn. Der historische zeichnet uns durch Begebenheiten, die nach der Absicht des Dichters mit einander verbunden sind, die

äussere

äussere Seite des Menschen; bey dem Bessern aber kommt es nicht sowohl auf Begebenheiten, als vielmehr auf die Ausbildung und Form an, die ein Charakter durch seine mancherley Begegnisse erhalten kan, und daher ist die innre Geschichte eines Menschen das Wesentliche und Eigenthümliche dieser Gattung. Da nun beyde Gattungen von einander in Ansehung der Behandlung abweichen: so könnte man hier dem V. den Einwurf machen, daß er sie gewissermaßen mit einander vermenge, da er den historischen Roman auf die Regeln des philosophischen zurückführet und die Richardsonischen und Wielandischen Produkte in einem Gesichtspuncte vereinigen will. Bey allen zugestandenen Vollkommenheiten des philosophischen Romans kan doch eine andere Gattung nicht weniger vollkommen seyn in ihrer Art, nur darf sie nicht nach einem andern Model, als dem ihrigen, abgemessen werden. Daß dieses aber der V. thut, beweißt die Zusammenstellung der Beyspiele aus beyden Gattungen von Romanen, wo die aus der historischen Classe immer zu ihrem Nachtheil erscheinen, weil sie nach Grundsätzen, die der V. von dem philosophischen Roman abgezogen hat, beurtheilet werden.

Von dem Ruhepuncte, zu welchem der Romandichter seinen Charakter führen und wo er ihn stehen lassen soll; von den Täuschungen, die Herr Hermes so lieb gewann und hier mit Recht verworfen werden, wenn sie unsre Empfindungen irre leiten; von den Ursachen, warum überraschende Romane die zweyte Lectüre so selten vertragen; von dem buchstäblichen Moralisiren, das nur unter großer Einschränkung Statt finden kan; desgleichen von der Vermeidung übertriebener Charaktere so wohl auf der guten als schlimmen Seite ist hier viel gutes und gründliches gesagt.

Eigent-

Eigentlich hält der V. allein den philosophischen Roman der Bearbeitung des Dichters würdig, darwider haben wir nur dieses zu erinnern, daß, wenn nach seiner Meinung diese Gattung für Leser von mehr als gemeiner Einsicht ist, und nach der 440. S. ein junges Mädgen zum Beispiel aus dem Agathon Wahrheit und ihre Empfindungen zu bilden lernen könnte, wenn sie ihn nur verstünde, bey Lesern von geringern Fähigkeiten also und für den größten Theil der Nutzen dieser Art Romane wegfällt, der doch den meisten Unterricht bedarf: so möchten im Grunde andere Gattungen von Romanen, wodurch Unterricht und Vergnügen allgemein könnte bewirket werden, der Bearbeitung des Dichters im Grunde eben so würdig seyn, als der sogenannte bessere. Daß der V. seine Materien wohl durchgedacht, die Natur und Beschaffenheit derselben mit philosophischer Einsicht geprüfet, erhellet aus dieser Schrift vom Anfang bis zu Ende. Es liegt für den sich bildenden Romandichter viel Studium darinne, und ob wir gleich uns nicht verwehren können zu denken, daß die Untersuchungen im zweyten Theile mehr auf eine Gattung von Romanen, als das allgemeine zurücksehen: so enthalten sie doch viel gute und richtige Bemerkungen, die auch für das Allgemeine brauchbar sind.

Jlr.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1) Von der Gottesgelahrheit.

Was hat Jesus selbst bey seinem sichtbarem Wandel auf Erden in seinen hinterlassenen Reden eigentlich gelehret? Rostock und Leipzig, in der Koppischen Buchhandlung. 1774. 8. 603 S.

Die Frage kommt freylich etwas spät, allein die Beantwortung derselben würde uns immer noch sehr willkommen seyn, nur müßte sie gründlich, unpartheyisch und uneingenommenen und verständigen Lesern des Neuen Testaments genugthuend seyn. Ob die hier gegebne Beantwortung von dieser Art sey, mögen unsre Leser aus einer kleinen Probe urtheilen, die wir ihnen vorlegen wollen. Wir wählen dazu das 31 Kap. von dem Zweck der Leiden und des Todes Jesu. Der V. behauptete, daß Jesus seinen blutigen Tod nur darum übernommen, damit die Menschen von ihren Schulden und den verdienten Strafen, und also auch vom Tode erlöset würden. "Er hat also," fährt er in der gewöhnlichen Sprache des Kirchensystems fort, "die Stelle der Menschen vertreten, und gleichwie er das gethan, was ihnen oblag, also hat er auch die Leiden übernommen, welche sie sich zugezogen hatten. Alle der Schimpf also, der Haß, die Verfolgung, die Marter, die Seelenangst, der Tod, welche Leiden er erduldet, sind darum von ihm ganz freywillig übernommen, daß die Menschen den Haß Gottes und aller geheiligten Geister mit den daraus nothwendig entstehenden ewigen unglücklichen Folgen, nun nicht erfahren dürften." — Diese Wahrheit soll, wie der V. behauptet, Jesus oft wiederhohlt, und es fast unmöglich gemacht haben, daß man die liebreiche Absicht seines Lebens und Todes nicht erkennen sollte. Unter diesen Aussprüchen Jesu zieht er zuerst Joh. 3. 14. 15. an: Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, so muß des Menschensohn erhöhet werden, auf daß alle, die an ihn glauben,

nicht

nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. "Man muß" setzt der V. zur Beweisführung hinzu, "jene Geschichte, daran hier Jesus errinnert, gar nicht kennen, oder man muß aufs sinnlichste einsehen lernen, daß die Erhöhung Jesu am Kreuze die einige Ursache sey, warum die Menschen statt des stündlich zu befürchtenden Todes ins ewige Leben übergehen sollen." Wie unglücklich diese Stelle zum Beweise angeführt werde, dürfen wir nicht weitläuftig zeigen. So wenig jene Schlange statt der gebissenen Israeliten aufgerichtet ward, so wenig sie oder ihre Aufrichtung Gott zur Gnade bewegen konnte, oder die Ursache der Verzeihung war, sondern nur zu einem bestätigenden Zeichen und Denkmal derselben dienen sollte, so wenig sind wir aus der Vergleichung berechtigt zu schliessen, daß der gekreuzigte Christus an statt der sündigen Menschen gekreuzigt worden, oder daß seine Erhöhung am Kreuze die Ursache gewesen, die Gott zur Verzeihung und Begnadigung der sündigen Menschen bewogen habe; Sie war vielmehr, wenn wir irgend etwas aus dieser Vergleichung schliessen dürfen, so wie die Erhöhung der ehernen Schlange, ein Zeichen und Denkmal, daß Gott verzeihen und helfen wolle, und wer dies Gott zutrauet, und sich durch die sinnliche Bestätigung der göttlichen Verheissung zum dankbaren Vertrauen zu Gott und auf seine Gnade und Hülfe bewegen läßt, dem wird geholfen. — Ein andrer Beweis soll in den Worten Jesu liegen: *Mein Fleisch ist es, welches ich für das Leben der Welt geben werde,* imgleichen *ich lasse mein Leben für die Schafe.* Aber beyde Stellen beweisen nichts weiter, als daß, so wie das Leben und die ganze Geschäftigkeit Jesu zum Dienst der Menschen angewandt worden, also auch sein Tod ihnen nützlich und wohlthätig und ein Mittel ihrer Errettung seyn sollte; aber in keiner von beyden Stellen wird die Art und Weise, wie der Tod Jesu die Menschen retten sollte, am wenigsten diejenige, welche die Schultheologie angiebt, bestimmt und festgesetzet. Vielmehr ist die von einem getreuen Hirten, der sein Leben für die Schafe läßt, hergenommene Vorstellung dem Begriff von einem Sterben statt andrer ganz entgegen. Der Hirte will nicht statt des Schafes, das er dem Wolfe entreißt, sterben, aber er wagt sein Leben, und kann bey der Bemühung, das Schaf zu retten, daßelbe leicht einbüssen. Es ist hier auch gar nicht der Fall, daß nothwendig einer der Hirte oder das Schaf sterben, und der erste statt des letztern sterben müsse. Der V. fährt fort: "als Jesus das heil.

Abendmahl einsetzete, hieß es: das ist mein Blut des neuen Bundes, das für viele zur Vergebung der Sünden vergossen wird. "Die Vergiessung seines Bluts, sein gewalt-"samer Tod hat also den Zweck, daß die Sünden vergeben "werden. Hier läßt sich durchaus nichts anders gedenken, "denn das Jesus statt der Menschen gestorben, und also sich "die Strafen auflegen laßen und ausstehen wollen, welchen "die Menschen nun wegen ihrer Sünden unterworfen wa-"ren." Auch hier ist der Schluß des Verfassers übereilt und in den Worten Christi nicht genugsam gegründet. Christus konnte sein Blut zur Vergebung noch in einer ganz andern Absicht und auf eine ganz andre Weise vergiessen, als es nach der Meinung des V. geschehen ist. Wenn wir auch nicht voraussetzen, daß Vergebung der Sünden hier, wie fast durchgehends im Neuen Testament, nicht blos eine gerichtliche Freysprechung von der verwirkten Strafe der Sünden bedeute, sondern überhaupt alle Wohlthaten und Gnaden, die uns das Evangelium verheißt, und die ganze geistliche Glückseeligkeit des rechtschaffenen Christen unter sich begreift; so müssen wir doch eine solche Wohlthat darunter verstehen, deren der Mensch ohne Busse und Glauben nicht empfänglich ist. Wenn aber dies ist, und Jesus diesen Glauben durch die Vergiessung seines Bluts gegründet, und zu dieser Busse, Reue und Sinnesänderung durch seinen um der sündigen Menschen willen, und zu ihrem Besten erduldeten Tod die kräftigsten Aufmunterungen und die stärksten Bewegungsgründe gegeben hat, so konnte er ganz wohl und im eigentlichem Verstande sagen, daß er sein Blut zur Vergebung der Sünden vergiesse, ohne daß er von einer Uebertragung der von den Menschen verdienten Strafen auf sich und deren Bezahlung oder Büssung verstanden werden müsse, wovon er sich nie etwas verlauten lassen. — Eben so seicht ist der Grund für die Erklärung des Verf. den er in dem Ausdrucke Blut des neuen Bundes zu finden glaubt. Er wiederhohlt uns hier alles, was in dem System von den Opfern des Alten Testaments, ihrer Absicht und ihrer stellvertretenden Beschaffenheit zwar zuversichtlich genug aber ganz ohne Grund gelehret wird. Allein dies bedarf um so weniger einer Widerlegung, da der Ausdruck Blut des neuen Bundes uns nicht berechtigt, eine durchgängige Aehnlichkeit zwischen dem Opfer des neuen Bundes und allen Opfern des Alten anzunehmen; höchstens könnten wir dadurch auf die Idee gebracht werden, daß das Blut oder der gewaltsame

Tod

Tod Jesu ein Bestätigungsopfer des neuen Bundes, oder der bessern Religion, die Jesus gestiftet, seyn sollte, von eben der Art, als bey den Israeliten, wie bey allen alten Völkern, bey Schliessung eines Bundes, Opfer zur Bestätigung desselben geschlachtet wurden. Und dann würde Blut des neuen Bundes nichts anders anzeigen, als daß Jesus durch seinen Tod seine bessere Religion gegründet und dadurch den Menschen alle Vortheile und Wohlthaten derselben vermittelt habe. — Am aller unbedeutendsten scheint mir endlich der Beweis zu seyn, den der V. hernimmt aus den Worten Christi: **Also ists geschrieben, und also muste Christus leiden und auferstehen von den Todten, und predigen lassen in seinem Nahmen Busse und Vergebung der Sünden** — da diese Worte doch weiter nichts sagen, als daß es zu dem Entwurf, den Jesus zum Heil der Menschen und zur Ehre Gottes ausführen sollte, mit gehöret, daß er bey Durchsetzung desselben leiden, sterben und wieder auferstehen sollte, ehe in seinem **Nahmen** d. i. auf sein Ansehen und Anordnung, den Menschen Busse oder Berenung und Verbesserung ihrer bisherigen sündlichen Anordnungen und die Vergebung derselben, göttliches Wohlgefallen und jede Glückseeligkeit gepredigt und angetragen werden konnte. Wir schliessen hier unsre Anmerkungen über des Verf. Erklärung der eignen Aussprüche Jesu von dem Entzweck seines Todes. Man wird daraus schon urtheilen können, wie wenig derselbe seinen in der Vorrede geäusserten Vorsatz, die Lehre Jesu rein und ohne alle fremde Zusätze vorzulegen, ausgeführt habe. In der That könnte man die von ihm aus Worten Jesu hergeleitete Theorie der Schultheologie von der Zurechnung einer fremden Schuld, einer stellvertretender Strafe, und eines Gehorsams, der statt andrer geleistet worden. u. s. w. allenfals aus einigen Stellen der Paulinischen Briefe, vermöge einer Erklärungsart, da man alles nach dem Buchstaben nimt, den Schriftsteller ängstlich aufs Wort faßt, sich an einzelnen Stellen hält, ohne auf den Sinn des Ganzen zu merken, einigermassen herausbringen. Aber wer in den Worten Jesu diese ganze mit Hülfe einer eben so spitzfündigen als falschen Philosophie herausgekünstelte Theorie finden kann, der muß sich an die dahin gehörigen Vorstellungen schon so sehr gewöhnt, sie sich so geläufig gemacht haben, daß sie ihm bey den gewöhnlich angezognen Beweisstellen auf eine unwiderstehliche Art aufdringen, und alle seine Beurtheilungskraft ausschliessen. Jesus sagt nicht allein niemals, daß er sein

Leiden und seinen Tod, statt der Menschen, und als eine von ihnen verdiente Strafe übernommen habe, sondern er scheinet gerade das Gegentheil zu behaupten, wenn er bey mehr als einer Gelegenheit seinen Jüngern ankündigt, daß sie zu eben den Leiden, die er erdulden müsse, berufen wären, daß sie den Kelch, den er trinke, trinken würden, daß sie ihr Kreutz auf sich nehmen müsten und nicht hoffen dürften, ein besseres Schicksal zu haben, als er ihr Herr und Meister haben würde. Wie konnte er dies sagen, wenn er zugleich behauptete, er litte sein hartes Schicksal an ihrer Statt, d. i. mit der Absicht und dem Erfolge, daß sie nun nicht dasselbige Schicksal leiden dürften? Denn was heist es sonst eine Strafe an statt des Schuldigen übernehmen, oder die Schuld eines andern bezahlen, als ihn durch die Uebernehmung der Strafe und Erlegung der Schuld von der eignen Bestrafung und Bezahlung befreyen? — Man wird hiegegen einwenden, daß Jesus auch den ewigen Tod oder unendliche Höllenstrafen gelitten habe, in der Absicht, seine Jünger davon zu befreyen. Allein was man auch für dieses Vorgeben anführen mag, so findet man in eignen Aeusserungen Jesu wenigstens nicht den geringsten Grund oder Beweis für dasselbe. Jesus sagt nirgends: ich werde an eurer Statt ewige Höllenstrafen leiden, vermöge der mit mir vereinigten göttlichen Natur, Strafen, die ihr als endliche Geschöpfe nicht leiden könnet, ohne zu vergehen oder ewig verloren zu seyn, ich aber in kurzer Zeit überstehen kann, weil ich, der unendliche Gott selbst, diese Strafen in einem unendlich hohen Grade leiden und durch die Unendlichkeit der Intension den Abgang der ewigen oder unendlichen Dauer ersetzen kann. — Anstatt diese Subtilitäten der Schultheologie vorzutragen, sagt er mit deutlichen Worten zu seinen Jüngern: ihr sollt den Kelch trinken, den ich trinke, ihr sollt mit der Taufe getauft werden, womit ich getauft werde Marc. 10. Und wenn er sein letztes Leiden vorher verkündigt, thut er der ewigen Höllenstrafen, die er statt der Menschen erdulden sollte, mit keiner Sylbe Erwähnung, sondern sagt blos: des Menschen Sohn wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verspottet und geschmähet und verspeyet werden. Und sie werden ihn geisseln und tödten.

Doch wieder auf unsern Verf. zu kommen, so kann ich es auch nicht billigen, daß er in seinen selbst versuchten Uebersetzungen der Worte Jesu sich zu sehr am Buchsta-

ben

den hält, und der Etymologie so ängstlich nachläuft. Dies ist nicht der Weg, den wahren Sinn dieser Worte zu finden, da Jesus sich so oft figürlich und sprüchwörtlich ausdrückt. Auch dies ist zweckwidrig, daß er zur Erläuterung der Worte Jesu, und um denselben die mögliche Ausdehnung geben zu können, Stellen der apostolischen Schriften anzieht. Die Apostel konnten zu den Lehren Jesu manche Zusätze machen, die immer ihren Werth behalten, aber hier nicht gebraucht werden müssen, wo man ausmachen will, was Jesus selbst gelehret hat. Endlich erweckt auch die grosse Weitläuftigkeit, zu welcher der Verf. sein Werk ausdehnet, kein günstiges Vorurtheil für dasselbe. Das, was ich davon vor mir habe, macht noch nicht den ersten Theil der Lehre Jesu nach seiner Eintheilung aus, vermöge der er zuerst zeigen will, was Jesus von Gott, seinen Eigenschaften, Werken u. s. w. und im zweeten, was er vom Menschen und den ihm nöthigen Veränderungen und Wirkungen gelehret hat.

Bs.

Die ganz unläugbare Verschlimmerung der christlichen Lehre durch ihre neueste Verbesserungen von einem Freunde der wahren Religionslehre. Frankfurt und Leipzig, 1774. 8. 172 Seiten.

Dieser Freund der wahren Religionslehre scheint ein angehender Schriftsteller zu seyn, der den Vorstehern der Kirche, den Wächtern für die Reinigkeit der Lehre, sich durch diese muthige Vertheidigung des orthodoxen Lehrbegriffs zu geneigtem Andenken empfehlen, und vielleicht gern sein Glück in der von ihm geretteten Kirche noch weiter machen möchte. Ob diese vielbedeutende Männer seine polemischen Bemühungen ihres Beyfalls würdigen werden, wissen wir nicht; aber das wissen wir, daß sein Werkgen für uns ganz unbedeutend ist, so wie es wahrscheinlicherweise für alle die sogenannten Neulinge seyn wird, deren Verbesserungen oder Verschlimmerungen er bestreitet.

Bs.

D. Johann Gottlieb Töllners theologische Untersuchungen. Des zweiten Bandes erstes Stück.

Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch. 1774. 8. S. 358.

Mit diesem Stück seiner theologischen Untersuchungen hat der seel. D. Töllner seine schriftstellerischen Arbeiten beschlossen, und es ist dies die letzte aber schätzbarste Frucht seines Eifers in Erforschung der Wahrheit, seines philosophischen Scharfsinns, seiner gründlichen theologischen Einsicht und seiner vorzüglichen Freymüthigkeit. Noch kurz vor seinem Tode hat er die darin enthaltene Aufsätze durchgesehen und selbst zum Druck übergeben. Sie sind gröstentheils eines wichtigen Inhalts, und so richtig durchgedacht, und so gut geschrieben, daß ich kein Bedenken trage, dieses Stück für eines der besten Schriften zu halten, die dieser würdige Gottesgelehrte jemals ausgefertiget hat. Ich werde eines und das andre daraus auszeichnen.

Der zweete Aufsatz betrift die Tugend, und ist einer der wichtigsten in dieser Sammlung. "Ist die Tugend" fragt der Verf. "Gehorsam, oder braucht sie es nicht zu seyn? Muß die Liebe Gottes in uns ausgegossen werden, oder ist weiter nichts nöthig, als daß wir uns selbst vernünftig lieben? Auf der einen Seite ruft man mir zu: das ist Mönchstugend; und auf der andern: verwechsele nicht den vernünftigen Menschen und den frommen Menschen. Nun ich wollte ihn auch nicht verwechseln; aber auch nicht gern etwas aus ihm machen, das ich nicht ohne Verletzung der menschlichen Natur aus ihm machen konnte. Ich habe sorgfältig nachgedacht, und hier ist mein Bekenntniß von der Tugend: Sie kann Gehorsam seyn, und sie muß Gehorsam seyn, aber kindlicher Gehorsam und nicht blos Gehorsam." Der V. giebt sehr richtig drey verschiedne Quellen der Tugend an; sie kann nehmlich herrühren, 1. aus Trieb, es sey Naturtrieb, oder Gewohnheits- oder Nachahmungstrieb. 2. aus Erkenntniß des Nutzens, und 3. aus dem erkannten Willen Gottes. In dem lezten Fall allein wird die Tugend Gehorsam, und zwar, wenn der Gesetzgeber und unser Verhältniß gegen ihn uns bestimmen; es sey seine höchste Gütigkeit gegen uns und unsre ihm dafür schuldige Liebe, oder seine gesetzgebende Gewalt und unsre Dependenz von ihm. Der Verf. zeigt hierauf, daß bey dem Christen, der positive göttliche Vorschriften hat und glaubet, nichts zu der Möglichkeit, daß seine Tugend Gehorsam werde, fehle. Allein sie muß auch Gehorsam seyn. Die

heil.

heil. Schrift dringt offenbar, wie der V. richtig bemerkt, auf eine solche Tugend, und derjenige lehrt nicht die christliche Tugend, der dieselbe entweder blos auf ihre innere Schönheit, oder auf die Selbstliebe gründet. Hierüber macht der V. noch folgende drey Betrachtungen. "Erstlich, Niemand kann leugnen, daß Liebe Gottes, mithin auch Gehorsam gegen Gott in den Menschen seyn kann und seyn muß. Die Liebe Gottes aber muß durch Tugend wirksam seyn, die übrigen Bewegungsgründe verstärken und ein Theil derselben werden. Zweitens, wozu wäre die Religion nütze, wenn die Tugend ihrer nicht bedürfte? Sagt man: die Menschen zu beruhigen und zu erfreuen; so unterbliebe dennoch nicht nur der wichtigste und gröste Nutzen der Religion, wenn sie die Menschen nicht mit Freude an Gott und mit Bestreben ihm wohlzugefallen erfüllte. Es unterbliebe derjenige, welcher allein schlechterdings gar nicht ohne die Religion erhalten werden kann, und mit Hülfe dessen erst der volle Zweck der Religion, die Glückseeligkeit des Menschen durch dieselbe erhalten wird. Drittens: Sollte eine Tugend, die nicht Gehorsam ist, doch eine Belohnungsfähige Tugend seyn? Sollte Gott es mir dereinst belohnen, daß ich aß, weil mich hungerte, und schlief, weil ich ermüdet war." — Der V. gesteht selbst, daß gegen diese letztere Behauptung sich manche Schwierigkeiten erregen lassen, die er nicht völlig heben könne. "Man kann mich durch eine Menge von Einwendungen in einige Verlegenheit setzen — aber nach allen Begriffen, und mein eigen Gefühl sagt mir, daß meine Tugend nur im letzten Falle, (nemlich wenn er seine Pflichten um Gottes willen ausübt, und nicht blos, weil man sie nicht unterlassen kann, oder blos um seines Nutzens willen, wenn man nicht aus Eigennutz und Lohnsucht Gutes thut, sondern aus innerm Wohlgefallen am Guten.) mir wirklich zur Tugend zuzurechnen ist? — Diese Einwendungen gegen die vorzügliche Belohnungsfähigkeit der religiösen Tugend lassen sich, wie mich deucht, leicht heben, wenn man, wie der V. thut, jeder Tugend und jeder Tugendhandlung ihre angemeßne Belohnung zugestehet; und im weitläuftigen Verstande würde alles Gute, das mit der Tugend verbunden ist, oder aus tugendhaften Handlungen erfolgt, für eine Belohnung zu halten seyn. Nun muß eine religiöse Tugend, weil und in sofern sie zuverlässiger, grösser, vollkomner ist, weil sie einen edlern und bessern Gemüthscharakter voraussetzt, eine grössere Glückseeligkeit mit sich führen, grössere und herrlichere Fol-

Folgen haben, und aus dieser Ursache kann und muß man derselben eine grössre Belohnungsfähigkeit zuschreiben. Die natürlichen guten Folgen müssen grösser seyn; und was hinderts, wenn wir auch positive Belohnungen annehmen, daß nicht auch diese grösser und vollkommner seyn sollten! vornemlich, wenn die Hypothese, die mir sehr wahrscheinlich ist, richtig seyn sollte, daß Tugend eigentlich durch nichts als durch Tugend, oder durch Situationen und Gelegenheiten, immer mehrere und grössere Tugenden mit mehrerer Leichtigkeit auszuüben, könne belohnet werden, durch Situationen, wodurch die Tugend immer mehr bewährt, gereinigt und vervollkommnet werde, und daß sich auf die Verschaffung solcher Situationen und die Wegräumung aller der Hindernisse, wodurch hier in der Welt der Genuß der Tugend hintertrieben wird, alle künftige Belohnung der Tugend zurückbringen lasse. Wenn die h. Schrift Belohnungen anderer Art, z. B. allerhand sinnliche Ergötzungen und Befriedigungen verheißt, so scheinet mir dies eine weise und gütige Herablassung zu der schwachen Fassung solcher Menschen zu seyn, die es noch aus Erfahrung nicht erkennen, daß die Tugend die Seligkeit in sich schliesse, und die man wie unmündige und unerfahrne Kinder behandeln, und durch solche Güter und Vergnügen, woran sie jetzt allein noch Geschmack haben, durch Spielwerke, schöne Kleider und dergleichen zum Fleiß und zum Wohlverhalten aufmuntern muß. Indessen mangelts doch nicht an Winken und deutlichen Erklärungen der Schrift, woraus wir schliessen müssen, daß alles das, was wir hier der Tugend nachsetzen und aufopfern müssen, nicht der höchste Lohn der Tugend, nicht das höchste Gut des Menschen sey, sondern Christus lehrt es uns, worin die Belohnung der Tugend bestehe, wenn er dem getreuen Knecht diese Belohnung zuspricht: ich will dich über mehrere Güter setzen: d. i. eine grössere Gelegenheit, eine bequemere Situation dein Pfund zu nutzen, anweisen. — Ich muß das übrige dieser vortreflichen Abhandlung übergehen, um noch von einigen andern etwas zu sagen.

In der dritten Abhandlung wird die Parabel vom verlornen Sohn sehr wohl erläutert. Aus dem Zweck derselben, schließt der Verf. sehr richtig, müssen wir durch diese Parabel unterrichtet werden: 1) über die Beschaffenheit einer gottgefälligen Buße und 2) über die Freude Gottes an derselben. Die Folgerungen, die der V. hieraus herleitet, sind sehr wichtig, nemlich daß Gott bey allen unsern Verirrun-

irrungen nicht aufhöre, Vater zu seyn, und wir mit denselben nicht das kindliche Verhältniß, nicht das Recht zu kindlicher Zuversicht verlieren, und daß unsre Reue die Reue eines ungehorsamen Kindes seyn müsse ꝛc. Diese Materie wird gewissermassen in der vierten Abhandlung vom Nutzen des Gebets um Vergebung der Sünden fortgesezt. Der V. zeigt einen mannigfaltigen Nutzen dieses Gebets an, rüget aber auch zugleich viele Mißverständnisse und Mißbräuche desselben. Dahin rechnet er den Irrthum, wenn die Wohlthat so vorgestellt wird, als ob Gott durch das Gebet bewegt, solche erst nach demselben in der Zeit beschliesse; wenn wir uns eigentlich Zorn in Gott gedenken, der durch die Abbitte versöhnt werden soll; wenn die Wohlthat nicht so wohl als eine väterliche Verzeihung, sondern als die richterliche Begnadigung eines Missethäters vorgestellt wird. Dieser leztere Irrthum, der, wie der V. richtig bemerkt, in der ganzen Schrift nichts für sich hat, als das Wort Rechtfertigung, dessen sich Paulus zur Bezeichnung der Vergebung in seinen Briefen bedienet, wird hier ausführlich und bündig bestritten.

In der fünften Abhandlung von der Herrschaft Gottes über die Geschöpfe trit der V. denen bey, welche Gott nicht blos die Macht, sondern auch ein Recht über seine Geschöpfe zu gebieten, beylegen. Und das Recht Gottes zur Herrschaft über die Geschöpfe leitet er aus dem vollkommnen väterlichen Verhältnisse her, und schließt seinen Beweis mit diesen merkwürdigen Worten: "das sey uns denn recht wohl eingedrückt, daß wir uns die Herrschaft Gottes über uns Menschen weder als eine herrschaftliche noch obrigkeitliche, sondern schlechterdings als eine väterliche zu gedenken haben: folglich auch seine sämtlichen Gesetze als väterliche, seine Strafen als väterliche, seine Regierung als eine väterliche, und seine Gerechtigkeit als väterlich. Wir irren förmlich, wenn wir uns die Sache und den Grund der Sache anders vorstellen. Bey der sechsten Abhandlung von der Gerechtigkeit Gottes hielten wir uns noch gerne etwas auf; aber ich muß eilen, und kann daher nur bemerken, daß sich der V. alle Mühe giebt, die Wirklichkeit, Schicklichkeit und Gerechtigkeit positiver göttlicher Strafen zu erweisen. Er findet in dieser Materie Schwierigkeiten, aus welchen man sich, meiner Meinung nach, nicht besser heraus wickeln kann, als wenn man das, was oben von positiven Belohnungen erinnert worden, auch auf po-

sitive göttliche Strafen anwendet. Nemlich diese positiven Strafen würden nichts anders seyn, als solche Situationen, worin der Gestrafte die Folgen seiner Werke, und die mit seiner lasterhaften Unordnung verknüpfte Unseeligkeit, unvermischt, ungemildert, in ihrer völligen Grösse und Stärke empfindet, und dann würde es dabey hauptsächlich auf die Wegräumung derjenigen Hindernisse und Zerstreuungen ankommen, die diese natürliche und völlige Empfindung seines Elends hier hintertreiben. Nun kann uns die Anlegung solcher Situationen allerdings positiv scheinen, allein wofern Gott von Ewigkeit einen Plan der Ordnung gemacht und ihn mit jedem seiner Geschöpfe durchsetzen will, so müssen alle diese uns willkührlich scheinende Strafen darin gegründet seyn. Was ich in Ansehung der Schrifterklärung von künftigen Belohnungen angemerkt hatte, läst sich auch mutatis mutandis auf die Drohungen künftiger Strafen anmerken. So vorgestellt, haben, wie mich dünkt, positive göttliche Strafen gar keine Schwierigkeit.

In dem achten Aufsatz, von den Ueberresten des göttlichen Ebenbildes bestreitet der V. die gewöhnliche Meinung der Theologen, daß wir nach dem Fall nur noch schwache Ueberreste des den Stamm-Eltern des menschlichen Geschlechts anerschaffenen göttlichen Ebenbildes haben, und behauptet mit einer bewundernswürdigen Freymüthigkeit, daß wir in Adam nichts verlohren haben. Er hält es mit Recht für erwiesen, daß wir durch nichts genöthigt werden, in den bekannten Stellen Coloss. 3, 10. Ephes. 4, 24. worauf man die entgegengesetzte Meinung zu gründen pflegt, einige Beziehung auf einen ehemahligen und ursprünglichen guten Zustand zu erkennen, den doch kein Nachkomme Adams hatte, wenn ihn auch Adam hatte, daß dieselben einen guten und völligen Verstand daher erhalten, daß solche gute und fromme Gesinnungen bey einem jeden Menschen etwas Neues, seinen vorhergegangenen Neigungen und Gewohnheiten entgegenstehendes sind.

In der zwölften und letzten Abhandlung versucht der V. zu beweisen, daß alle Erklärungsarten vom versöhnenden Tode Christi auf Eins hinauslaufen. Die verschiednen Erklärungsarten und den Punct der Vereinigung stellt der V. folgendermassen vor. Er will nemlich beweisen, daß sich alle darüber bekannte und vielleicht mögliche Erklärungsarten dahin endigen, daß sich der Tod unsers Erlösers als ein Versicherungsgrund unsrer Begnadigung bey Gott ver-

verhält, als eine Bestätigung der darüber vorhandenen göttlichen Verheissungen. Und daß solches nicht nur in dem Fall statt findet, wenn die versöhnende Kraft des Todes dahin bestimmt wird, daß mit demselben seine Lehre und die darin enthaltenen göttlichen Verheissungen bestätigt worden sind; oder solcher von Gott zu einer symbolischen Aufhebung aller weitern Versöhnopfer beschlossen und geheiligt worden; sondern, wenn auch Gott beschlossen haben sollte, sein an dem Tode Christi und dem damit von ihm bewiesenen vollkommnen Gehorsam habendes Wohlgefallen durch die Begnadigung der übrigen Menschen wegen desselben und des von ihm damit bewiesenen vollkommnen Gehorsams zu offenbaren: oder Christus damit ein Recht erhalten haben, ein erhörlicher Fürbitter für die Menschen zu seyn; oder als ein Denkmal seines Unwillens über die Menschen durch Verhängung so grosser Widerwärtigkeiten über den Mittler und Fürsprecher derselben auf der einen, und seiner Versöhnlichkeit in Ansehung der Menschen und Sünder selbst: oder als eine wirkliche Vollziehung der von den Menschen verschuldeten Strafen an einem Mittler und Vertreter derselben. Auch wenn das Versöhnende darin gesetzt wird, daß der Tod Christi eine Heiligungs- und daher zugleich ein Begnadigungs-Mittel ist, so ist er es doch vornemlich durch die darin enthaltene Versicherungen und Bestätigungen. Nach allen diesen Erklärungsarten ist der Tod Christi, wie der V. richtig bemerkt, ein für uns, zu unserm Besten gelittener Tod, und da er ihn freywillig aus Liebe übernahm, so ist immer, nach allen diesen Erklärungen, die gleiche Verpflichtung zur Dankbarkeit und Liebe gegen Christum, aber auch gleicher Grund zur Hofnung und zum Vertrauen, weil der Tod Christi bey allen diesen Erklärungsarten ein Versicherungsgrund der göttlichen Gnade und Versöhnlichkeit ist. — Aber man wendet ein, daß doch die Gnade versichern und sie erwerben nicht einerley sey. Der V. antwortet: wir haben uns die Begnadigung von Gott entweder so vorzustellen, daß Gott durch den Tod unsers Mittlers bewegt worden sey, und fortgesetzt bewegt werde, uns die Sünde zu vergeben, oder daß durch denselben blos gewisse Hindernisse dieser Wohlthat hinweggenommen sind. Die erste Vorstellung, so gewöhnlich sie auch ist, läst sich nicht vertheidigen. Die ganze Sendung Christi, mithin auch sein Tod, wird uns beständig als die Folge und nicht als die Ursache des Raths Gottes, die Menschen seelig zu

machen,

machen, in der Schrift vorgestellt. Also kommts auf die Wegräumung gewisser Hindernisse der Begnadigung der Menschen an. Und hiebey läst es sich nun annehmen, entweder, daß Gott durch den Tod Christi für das Ansehen seiner Gesetze sorgen, und durch Bestrafung der Sünden der Menschen an einem Mittler und Vertreter derselben seiner Strafgerechtigkeit ein Genüge thun wollte; oder, daß er, damit die zur Vergebung der Sünden nöthige Gemüthsfassung in den Menschen befördern wollte. Nimt man das erstere an, so hat offenbar der Tod Christi nicht nur den Nutzen, alle Zweifel, ob Gott auch nach Weisheit die verschuldeten Strafen erlassen könne, zu zerstreuen, und uns von der Unausbleiblichkeit der Wohlthat auf die ausnehmendste Weise zu versichern, sondern es war solches auch der Hauptzweck der ganzen Veranstaltung. — Der V. merkt hiebey noch an, daß nicht eine einzige Schriftstelle beygebracht werden könne, in welcher der Tod Christi so vorgestellt werde, als ob Gott dadurch sein Misfallen an der Sünde offenbare, nicht eine einzige Stelle, in welcher aus dem Tode Jesu der Unwille Gottes über die Sünde und sein ernstliches Vorhaben, über seine Gesetze zu halten, erwiesen, oder solcher aus der Strafgerechtigkeit hergeleitet und als ein Beweis derselben vorgestellt wird — Dies Geständniß des V. ist um so merkwürdiger, da er zugleich gestehet, daß, falls der Tod Christi genugthuend und vertretend wäre, auch die Andeutung dieses göttlichen Misfallens an der Sünde und der Beweis der göttlichen Strafgerechtigkeit eine der Absichten desselben gewesen seyn müsten, und endlich, da er selbst am Ende seiner Abhandlung geneigt zu seyn scheint, den Tod Christi für genugthuend zu halten — Nimt man an, daß durch den Tod Jesu die zur Vergebung der Sünden in den Menschen nöthige Gemüthsfassung sollte befördert werden, so siehet man auch leicht, daß derselbe dies hauptsächlich dadurch bewürke, daß er uns die göttlichen Verheissungen gegen die Busfertigen bestätigt und der Grund eines kindlichen Vertrauens zu Gott ist. — Ich habe mich bey dieser Abhandlung etwas aufgehalten, weil ich wünsche, daß der von dem V. gegebene Beweis von vielen wohl erwogen, und wenn er richtig befunden worden, dazu angewendet werde, die Christen überhaupt und die Gottesgelehrten insonderheit bey der einmahl unvermeidlichen Verschiedenheit der Meinungen über die Art und Weise der Erlösung oder Versöhnung vertragsamer und sanftmüthiger

ger zu machen. Ich bin sonst schon vorlängst eben dieser Meynung gewesen, und getrauete mir die Richtigkeit derselben noch von einer andern Seite vorzustellen, allein ich muß hier abbrechen, um bey dieser schicklichen Gelegenheit noch folgender Gedächtnißschrift auf den sel. D. Töllner zu gedenken.

Ehren-Gedächtniß Hrn. J. G. Töllners, der h. Schrift D. und der Gottesgelehrsamkeit und der Weltweisheit öffentlichen Lehrers auf der Universität zu Frankfurt an der Oder, von desselben Bruder, Carl Samuel Protzen, Feldprediger des hochl. vom Diringshofschen Regiments zu Fusse. Frankf. an der Oder, bey Carl Gottlieb Strauß, 1774. 8. 40. S.

Dem vortreflichen moralischen Charakter des sel. D. Töllners, seinem Eifer in Erfüllung seiner Pflichten, als eines akademischen Lehrers, seinem Fleiße in der Erkenntniß der Wahrheit immer weiter zu kommen, und durch nützliche und wichtige Schriften seine Einsichten mitzutheilen, hat der Verf. dieser Gedächtnißschrift die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen, auch die wichtigern Veränderungen seines Lebens, das er fast bey beständigem Kränkeln und Siechem noch nicht auf 50 Jahr gebracht, angeführt, und sich insonderheit bey Erzehlung seiner letzten Krankheit, seiner unter heftigen Schmerzen und Beängstigungen bewiesnen Standhaftigkeit und unerschütterten Vertrauen zu Gott, am weitläuftigsten aufgehalten. Dies alles ist nun recht gut, aber ich und vielleicht mehrere Verehrer dieses wahrheitsliebenden Gottesgelehrten hätten gewünscht, daß auch dessen schriftstellerischer Charakter, die stufenmäßige Entwickelung desselben, sein allmähliger Fortgang in Entdeckung der Wahrheit und der Ablegung mancher Vorurtheile, der Inhalt und verschiedne Werth seiner Schriften und die unstreitigen Verdienste, die er sich um die Verbesserung des theologischen Studiums erworben hat, der Welt vor Augen gelegt wären.

Bf.

Rede

Rede von der Wichtigkeit der priesterlichen Würde, da Hr. Karl Anton Aloys Edler von Bachiern, das Andenken seines 50 jährigen Priesterthums, den 23 März 1775. durch die zweyte Primiz begieng, gehalten von Heinrich Braun. München, bey Fritz. Fol.

Wir zeigen diese Predigt nicht wegen des Inhalts an, denn der Meynung von der Wichtigkeit der priesterlichen Würde, die Hr. Braun hier, den Lehrsätzen seiner Kirche gemäß, an den Tag leget, kann ein Protestant nicht beystimmen; sondern, da die meisten deutschen katholischen Prediger bekanntermassen sehr diffus reden, und sehr viel vorbringen, das nicht zur Sache gehöret, lateinische Brocken anbringen, mit Schulwitz spielen, Mährchen und Legenden erzählen u. s. w. so verdienen die wenigen katholischen Kanzelreden, worinn ein natürlicher und edler Vortrag herrschet, gar sehr aus dem Haufen hervorgezogen zu werden. Hierunter gehöret die gegenwärtige Rede, die verdienet, daß sie andre katholische Kanzelredner zum Muster nehmen.

LX.

Erste Fortsetzung der Landpredigerbibliothek in Tschisten, für das Jahr 1774. Glogau, gedruckt, bey Günther. 24. S. 8.

In des XX. Bandes Isten Stücke ist das rühmliche Institut des Herrn Kriegsrath Fischers angezeigt, da er für die Landprediger des Fürstenthums Wolan disseits der Oder eine nützliche Bibliothek gesammlet hat, und ihnen den unentgeldlichen Gebrauch derselben verstatten will.

Wer sollte nicht denken, die von gelehrten Hülfsmitteln entblößten Landprediger würden sich einer solchen Bibliothek aufs begierigste zu Nutze machen. Dieß muß aber wohl nicht allenthalben geschehen seyn, denn so schonend auch Hr. F. in der Vorrede zu dieser Fortsetzung redet, so merket man doch daraus, daß diese Anstalt für zweydeutig und dumm ausgeschrien worden, und daß viele Prediger gar keine Bücher haben holen lassen, daher er auch nunmehr den Gebrauch der Bibliothek entfernteren Predigern erlauben will.

Uebri-

Uebrigens hat er, vermuthlich aus guten Gründen, in dieser Vorrede folgende Vorurtheile zu wiederlegen für nöthig geachtet. 1) Wozu die Bücher, da wir die Bibel haben? 2) Wenn es nun doch Bücher seyn sollen, warum nicht größere Werke und warum nicht mehr Journale? — Eine solche Widerlegung ist im Jahre 1774. und in Schlesien nöthig, das doch nicht zu den unkultivirtesten Ländern gehöret! Auch hieraus ist zu ersehen, wie wenig viele Leute, die doch zum gelehrten Stande gehören wollen, lesen und denken mögen.

Indessen bleibt dem edeldenkenden Patrioten, dessen gute Einsichten und redlicher Eifer für Religion und Menschheit auch aus dieser Vorrede hervorleuchten, der Ruhm, in der besten Absicht, ein nützliches und nachahmungswürdiges Institut errichtet zu haben, unverkümmert.

LX.

Der fromme Ordensmann. Oder Leben des ehrwürdigen Vaters von Condren, zweiten Generals der Congregation der Oratorianer in Frankreich, beschrieben von Herrn Marquis Caraccioli, Königl. Polnischen und Churfürstl. sächsischen Obersten. Aus dem Französischen übersezt. Augsburg, bei Mattheus Rieger und Söhne. 1775. 8. 192 Seiten.

Wieder eine neue Probe, was in den katholischen Provinzen Deutschlands für seltsame Bücher aus dem Französischen in das schlechteste Deutsch übersezt werden. Man sollte zwar glauben, die katholische Christenheit würde nach gerade abergläubische fanatische Bigotterie und Möncherei von wirklicher ehrwürdiger Frömmigkeit unterscheiden lernen; aber es ist noch wenig Anschein dazu.

Der Vater von Condren, der im siebenzehnten Jahrhundert lebte, mag nach damaliger Art ein ganz gelehrter ehrlicher Mann gewesen seyn, aber ein schwacher Kopf, ein bijotter Fanatiker war er denn doch so sehr, als man es seyn kann, wie man aus seiner ganzen Lebensbeschreibung siehet. Er war aus kriegerischen Heldenblut erzeugt. Sein Vater, Gouverneur des königlichen Schlosses Monceaux, hatte ihn zu den Waffen bestimmt, aber dazu hatte

er

er nicht Lust, sondern liebte vielmehr den geistlichen Stand.
„Als er sich einstmals in sein Kabinet begeben, wo er die
„Zeit mit Lesen und Betrachten zubrachte, sahe er sich von
„einem Lichte umgeben, welches ihm alle Absicht Gottes
„vorstellte. Damals begriff er, daß das Opfer Jesus Chri-
„stus die Vollkommenheit von dem Eifer aller dererjenigen
„sey, welche sich zu opfern verlangen; daß man nicht wür-
„diger die unendliche Heiligkeit loben könne, als wenn man
„ihm das wahre Versöhnungsopfer darbiete, und daß end-
„lich das Priesterthum in seinem Amte die göttliche Voll-
„kommenheit einschließe. Ohne diese Stralen der Gnade,
„womit ihn Gott erleuchtete, würde er doch den Solda-
„tenstand ergriffen haben„ Er legte sich also von der Zeit
an auf die Gottesgelahrtheit, studierte und betete fleißig,
„zerriß auch je zuweilen seine Kleider, aus Furcht, von
„dem Schimmer des eiteln Aufputzes gerührt zu werden„
Sein Vater, ein heimlicher Ketzer, der nur seine Ketzerei
abzulegen geschienen hatte, wollte durchaus nicht in sein
Vorhaben willigen. Der König, Heinrich der Große, er-
nennet selbst den Commendanten von Calais, den jungen
Condren die Kriegskunst zu lehren. Aber der fromme
Jüngling erkrankt von der Nachricht. „Sein Gesicht wird
„schwarzgelb, sein Wesen traurig, und seine Krankheit
„dergestalt heftig, daß er in die höchste Lebensgefahr ge-
„räth„

Nun läßt ihm der Vater seinen Willen; er will aber nicht eher aufstehen, bis er geistlich gekleidet ist. Drauf wird er in die Schule der Sorbonne gegeben. Dort stu-diert er dann mit Entzücken die Kirchenväter. „Einstmals
„suchte er mit allzuvielem Bestreben die Erklärung eines
„Zweifels, welcher das große Geheimniß der Dreieinigkeit
„betraf„ Er verspürte aber, daß ihn ein unsichtbarer Arm zurück hielt, und dadurch ward er von aller seiner Schwachheit und seinem Unvermögen überzeugt. Durch anhaltendes Beten bekam er Licht. „Es hätte ihm geschie-
„nen, sagte er, daß der Vorhang des Tempels sich von
„selbst zertheilet, und er bis in dem Innersten des Heilig-
„thums die Arche des Bundes und den Gnadenstuhl, wo
„Gott über die Cherubinen sitzend erscheint, wahrgenom-
„men hätte. Seit dem Augenblick sey alle seine Verwir-
„rung verschwunden, und er habe nichts dunkels mehr in
„den Fragen der Gottesgelahrtheit gefunden. — „So
„dienet der Geist der Vernichtung, merkt der Biograph
dabei

daher an, „die ewigen Wahrheiten uns begreiflich zu „machen„

Das viele Studieren und Beten mattete ihn so ab, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel. Die ganze Sorbonne fing aber an zu beten, und in diesem Augenblick bließ Gott sein Lebenslicht wieder an. Da er zu sagen pflegte: daß der Hefen einer Arznei der Antheil der Sünder sey, so genoß er selbige als einen niedlichen Saft, und war im hitzigen Fieber so frölig, als bei völliger Gesundheit.

Ein ganz Jahr verwendete Herr v. Condren zu seiner Vorbereitung auf das Priesterthum. Denn empfieng er die Weise und predigte. Als er von seiner Reise nach Soissons, wo er sich seinem Bischofe zu Füßen werfen wollte, in die Sorbonne zurück kam, wählte ihn diese zu den bösen Geisterbeschwörungen. Ein junger Mensch war vom Teufel besessen. Allein Hr. v. Condren, als ein mit dem heiligen Geist erfüllter Gottesmann, trieb durch Fasten und Beten den bösen Geist aus, und erlöste den Gefangenen des Teufels. Die Besitzung hatte aber kaum aufgehört, so begieng der Bube einen Raub und wurde zum Tode verdammt. Condren stund ihm bei seiner Hinrichtung bei — Wem daran gelegen ist, zu wissen, wie er sich weiter in die Congregation des Oratoriums begeben, und endlich zweiter General derselben geworden sey, der muß das Buch selbst lesen. Wenn er die Widersinnigkeiten des Pabstthums, den Aberglauben der Mönchsreligion und der Klostermoral noch nicht kennt, so kann er daraus vieles davon lernen.

Wie Condren von Erlernung der Wissenschaften geurtheilt habe, zeigt folgende Stelle aus einem seiner Briefe S. 105 „Wenn man den Cicero in dem Munde hat, so „habe man Jesus Christus und den Seeleneifer in dem „Herzen. Die Liebe zur eiteln und der Welt anständigen „Zierlichkeit der Reden muß uns nicht besitzen, sondern die „von der Einfalt und christlichen Demuth. Jesus soll der „Gott unserer Wissenschaften in diesem Hause, und es ein „zu seiner Ehre geweiheter Tempel seyn. Man muß aus „einem Bethause keinen Parnaß machen — Das Studieren ist eine Folge von den Armseligkeiten des gegenwärtigen Lebens, und einer Uebung der Demuth, welche „von der Absetzung der ihres ursprünglichen Lichts beraubten Natur herkömmt„ — Folgende Anecdote von seinem Sterbebette müssen wir unsern Lesern noch mittheilen. Als

er sein Ende herannahen sahe, verlangte er als eine Gnade, „man sollte ihn in den Gottesacker von unserer Frau der „Kräfte begraben, und hierunten ewig unbekannt zu seyn, „befahl er sein Grab sieben Schuh tief zu machen. Ich „wünschte mir, setzte er hinzu, einen andern Platz, und „ich verlangte selben inständig, wenn ich glaubte, daß man „mir ihn bewillige. Dieses wäre, daß man mich an ei„nem Galgen aufgehangen, oder auf einem Rade aus„gebreitet ließe. Dadurch gieng mir die Ehre zu, welche „mir gebühret; und da ich in meinem Leben niemand „nützlich gewesen bin, würde ich wenigstens nach mei„nem Tode dahin dienen, den Gottlosen eine Furcht ein„zujagen„ Entweder hat der Marquis Caraccioli lauter Lügen vom Condren geschrieben, oder Condren ist der schlimmste Heuchler gewesen, oder der kranke Mann hat diese Worte in der Phantasie geredet. Ein wirklich weiser und frommer Christ, der die Welt verläßt, kann bei gesundem Verstande solchen Unsinn nicht sprechen. Wenn aber deßen ohnerachtet der Biograph hinzufügt: „Diese „Gedanken, so außerordentlich sie scheinen, sind dem Sinn „unserer Religion sehr gleichförmig„ so finden wir dieses erniedrigend und beleidigend für vernünftige Katholiken.

Eben so voller Absurditäten und zugleich voll oratorischen Galimathias sind

Des Hochwürdigsten Herrn Wilhelm Boux, Bischofes von Perigueux sämtliche Predigten, welche vor dem Könige in Frankreich Ludwig dem vierzehnten, sind gehalten worden. Aus dem französischen übersetzt von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Erster Theil. Augsburg, verlegt von den Gebrüdern Veith, Buchhändlern. 8. 252 Seiten. Zweyter Theil. 309 Seiten.

So wie der Rec. das erste beste Blat aufschlägt, fällt ihm gleich S. 162. eine poßierliche Deklamation gegen den Luxus, aus der fünften Pred. des I. Th. in die Augen: „Wenn es wahr ist, wie der Prophet sagt, daß ein „Abgrund den andern nach sich ziehe, in was für einen „Abgrund muß uns nicht der Pracht verwickeln! Er ist „eine Fahne der Aufruhr wider das Evangelium selbst, „das

„das nur die Ertödtung und die Demuth prediget; er ist „der Altar Belials, welcher neben dem Altar Jesu Christi „aufgerichtet ist, der Götze Dagon, welcher der heiligen „Arche spottet„

S. 50. „Der Teufel dringt unvermerkt in die Zelle „jenes Einsiedlers hinein, welcher mit der Betrachtung der „ewigen Jahre beschäftiget ist, und seine Tage in dem „Schooße der Einsamkeit und der Buße zubringt und „spricht zu ihm: Wie thörigt handelst du, verlaß dieses „närrische strenge Leben, die Religion fordert ja nicht, daß „man sich zu Grunde richte — Er bläst dieser tugendhaf„ten Frau, welche aus ihrem Hause ein heiliges Kloster „gemacht hat — in die Ohren, die Tugend müsse nicht „so rauh seyn, man könne das Evangelium mit den Ge„bräuchen der Welt vereinbaren, und Gott habe uns die „Sinne nicht gegeben, um davon keinen Gebrauch zu ma„chen. — Er schleicht so gar in das Heiligthum hinein, „und spricht zu den verehrungswürdigen Dienern, die sich „noch finden, und die aus ihrem Leibe und aus ihrem Le„ben Gott ein immerwährendes Brandopfer entrichten: „Kehret in das Haus eurer Verwandten, eurer Freunde „zurück, esset, trinket, wie sie, und lasset nicht mehr diese „Thränen von euren Wangen herabfließen, die euch aus„trocknen und verzehren„ — Wenn das der Teufel ist, der den Leuten so vernünftig zuspricht, so ist er gewiß kein übler Genius, und ich lasse nichts auf ihn kommen. Er nimmt ja dann dem Apostel Paulus die Worte aus dem Munde: die der Welt brauchen, sollen sie nur nicht misbrauchen. Wartet des Leibes, doch so, daß er nicht geil werde. Alle Gabe Gottes ist gut und nichts verwerflich, was mit Danksagung genossen wird. Lasset euch kein Gewissen machen über Speise oder Trank. Freuet euch mit dem Herrn allewege. Er haucht ja den Menschen den wahren Geist Jesu Christi ein, der nichts vom Mönchswesen, nichts von Einsiedlerei gelehrt, weder in Judäa, noch Samaria, noch Galiläa irgendwo ein Kloster gestiftet, nie den Umgang mit Menschen geflohen, nie sich gehärmt, oder seine Tage in unthätiger Betrachtung und Beschaulichkeit zugebracht hat, sondern beständig wirksam und thätig in der Welt, auch dabei immer der heiterste, umgänglichste, geselligste Mann war, der mit allerlei Leuten freundlich umgieng, an Gastmahlen und Hochzeitsfreuden Theil nahm, und weisen Ernst mit den natürlichen Ver-

gnügungen des Lebens treflich zu paaren wuste. Ich weiß mich nicht anders in dieses sonderbare Misverständniß zu finden, als daß ich glaube, entweder der Bischof Boux muß sich verhört haben, oder der Teufel muß manchmal, vielleicht wenn er bei guter Laune ist, seinen Vertrauten keine schlimmen Gesinnungen einblasen.

S. 79. „Der unerfahrendste und einfältigste Mensch „erkennet, sobald er ein Christ ist, ohne nöthig zu haben, „zu Wissenschaften seine Zuflucht zu nehmen — ohne ver„bunden zu seyn, Bücher — zu Rathe zu ziehen, daß „unsere Seele ein weit kostbareres Gut, als die ganze Welt „sey, daß sie ihre Vortreflichkeit ursprünglich in Gott habe; „daß Gott selbst ein bloßer Geist sey, unermeßlich, ohne „Umfang; ewig, ohne Folge der Tage und Jahre; daß „er seine Werke ändere, ohne selbst einer Veränderung un„terworfen zu seyn; daß er strafe, ohne aufzuhören barm„herzig zu seyn u. s. w„ — Dies alles sollte der einfältigste Mensch, der nur ein Christ ist, einsehen, ohne daß er darüber von jemanden wäre unterrichtet worden, der über das Wesen der Gottheit mit Verstand nachgedacht, dem Studium der Philosophie obgelegen, und außer der Bibel auch wohl die Schriften weiser Männer zu Rathe gezogen hätte? Wenn das wahr ist, wozu brauchen wir Schulen, wozu Cultur der Wissenschaften in den Schulen und gelehrte Männer, die sie dort die Jugend lehren? Die katholischen Fürsten, welche izt ihre Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der Schulen richten, thun also damit etwas sehr überflüßiges, wenn die christliche Jugend den bessern Unterricht nicht nöthig hat. Sie mögen von dem Bischof Boux, gottseligen Andenkens, die Wissenschaften verachten lernen.

Jedoch unterrichtet soll das Kind in der Schule des Christenthums werden S. 81. Und wenn man es alsdann befrägt, so soll die Erfahrung lehren, daß es über die erhabensten Wahrheiten der Religion besser zu reden wisse, und mehr davon verstehe, als die grösten Geister und alle Vernünftler, die nicht immer glauben wollen, was in den Schulen davon gelehrt wird. Die Kinder in Perigueux zu Boux Zeiten müssen außerordentliche Genien gewesen seyn. Zu unsern Tagen lehrt die Erfahrung solches nicht, aber wohl zeigt sichs, daß die Kinder alle Religionssätze, die wahren und falschen, die vernünftigen und unvernünftigen gleich fertig so nachbeten, wie sie ihnen der

Lehrer

Lehrer vorgesagt hat. Junge Leute müssen schon in die gesetztern Jahre gekommen und von geschickten Docenten angeführt worden seyn, wenn sie ihre Religion verstehen sollen. Und dann wissen sie doch bei weitem noch nicht soviel davon, als diejenigen, welche länger mit Vernunft über Sachen des Glaubens nachgedacht haben.

Die übertriebene Vorstellung von der Blindheit derer, die außer der christkatholischen Kirche leben, samt den harten unmenschlichen Urtheilen von ihrer Verdammungswürdigkeit mag man S. 96, 97. lesen: „Ich erkenne, daß ich „ohne den christlichen Glauben (und der rechte christliche Glaube ist doch allein der katholische) „in allen Wundern, „die der Herr für mich gewirkt hat, unwissend seyn würde, „daß ich mich ohne dich an dem, was mich erbauen soll, „ärgern, daß ich mich über das, was mich trösten soll, betrüben, daß ich in Ansehung dessen, was meine ganze „Freude, und meine ganze Entzückung erwecken soll, murren würde — Man verliehrt seine Seele unfehlbar, „wenn man nicht an Jesum Christum glaubt; sonst müßte „man sagen, das Geheimniß der Erlösung sey ein Werk „der Ungebühr gewesen, und die Menschen könnten ohne „die Vermittelung Jesu Christi selig werden: allein wer „wird sich dieses zu sagen und zu denken unterfangen, als „der Gottlose, dessen Sprache eine unaufhörliche Gotteslästerung ist, der Gottlose, der sich mit dem Fluche, „als mit einem Kleide bedeckt — alle, die den Herrn Jesum nicht anrufen, sind verflucht und verdammt. Dies „sagt uns das Evangelium, dessen versichert uns die Kirche,„ Ja! die Kirche, die von der reinen Lehre Jesu, der nicht gekommen war, um die Menschen durch harte Richtersprüche zu verdammen, abgewichen ist, mag solche ärgerliche, anstößige und grausame Lehren predigen. Das eigentliche Evangelium hat nie einen redlichen Anbeter Gottes und wahren Freund der Tugend verdammt. Dem Volk, zu welchem Christus gehörte, versicherte es, daß diejenigen, welche die bessere Religionserkentniß, so er befördern wollte, unredlich und aus Lasterliebe verwarfen, ihre eigene Glückseligkeit hinderten, und eine unersetzliche Einbuße an ihrer künftigen Wohlfarth leiden würden, Joh. 3. 17 — 21.; aber nie sprach es das Verdammungsurtheil über Völker, an welche Christus nicht gesandt worden. Wie lange wird doch noch bei den Katholicken der Wahn fortdauern, daß der Lehrbegriff ihrer Kirche mit allen seinen

nen Widersinnigkeiten das lautere Evangelium Jesu Christi sey? So lange gewiß, als man an die Aussprüche der Concilien mehr als an die Worte Christi selbst glauben wird. Auch deren Ansehn erhob der Bischof Boux bis in den Himmel, z. B. S. 132. „Wird man unsern Kirchenversam„lungen jene Schulen, die vormals unter dem Na„men der Akademien bekannt waren, der Kirche, jenes „höchste Gericht, welches die Schule der griechischen Welt„weisen und Redner war, entgegensetzen? Großer Gott! „welche Vergleichung, oder vielmehr welcher Gegensatz! „Die Schulen der Heiden bildeten nur Hochmüthige, sie „lehrten nur zweifeln, sie trugen nur eine elende Lehre vor, „welche weit geschickter war, die Leidenschaften zu bemän„teln, als sie auszurotten, und brachten nur Systeme her„vor, worin sich die Vernunft verlohr, und wovon das „gemeine Volk nichts begriff„ Wenn man diese Stelle anderswo läse, sollte man nicht schwören, der V. hätte durch eine Ironie die ärgste Satyre auf die Kirchenversamlungen machen wollen? Denn wo sind jemals, neben der Wahrheit her, ungereimtere Dinge gelehrt worden? Wo haben die Leidenschaften der Geistlichen sich unter dem geweihten Mantel der Orthodoxie mehr versteckt? Wo sind mehr Lehrsätze, in denen sich die gesunde Menschenvernunft verlohr, und wovon das gemeine Volk nichts begriff, aufgekommen, als auf den Kirchenversamlungen? In den Schulen der griechischen Weltweisen ist wahrlich im Ganzen mehr vernünftige Wahrheit gelehrt worden, als hier. Die Spitzfindigkeiten, in welche man sich da zuweilen verlohr, bedeuten nichts gegen die albernen Sophistereien, die man auf Concilien ausheckte; und an der Wahrheit einer Sache zweifeln, bis man sie aus klaren Gründen überzeugend einsiehet, ist unstreitig viel weiser, als blindlings glauben, was keine gegründete Gewisheit für sich hat.

Des Hochwürdigsten Herrn Alphons Maria von Liguori, Bischofs zu St. Agatha, geistreiche Sittenreden für alle Sonntage des Jahrs. Aus dem Wälschen übersetzt von P. Walafried Hillinger, der oberdeutschen Franciscanerprovinz Priester, d. Z. Klosterbeichtvater zu Welden. Erster Band, vom Advente bis Pfingsten. Mit Erlaubniß

niß der Oberst. Augsburg, verlegts Matthews Rieger und Söhne. 1775. 8. 496. Seiten. Zweyter Band, von Pfingsten bis auf das Advent, 1775. 8. 536. Seiten

würde der Rec. wenn er ein Katholik wäre, lieber lesen, als die vorhin angezeigten Predigten. Der Italiäner redet viel populärer und faßlicher für den gemeinen Mann, als der weitschweifige und geschwätzige Franzose. Seine Einfälle und Sittensprüche sind zuweilen ganz sinnreich und er citirt deren häufig aus der Bibel, oder den Kirchenvätern, oder andern bey den Katholiken in Ansehn stehenden Schriftstellern. Er spricht mit den Leuten mehr in dem vertraulichen Ton eines Freundes, der sie belehren, als eines Redners, der, wie Bonx, mit seiner Wohlredenheit Staat machen will. Hier ist eine kleine Probe von der naiven Art, wie er seine Sachen vorträgt und den Leuten ihre Einwürfe gegen die empfohlne Pflichten zu heben pflegt. I Th. aus der 17ten Sittenrede von der gottesschänderischen Verschwiegenheit in der Beicht, eine Sache, wider welche die katholische Geistlichkeit überall sehr häufig predigt. S. 292. „Da sagt mir aber etwa eine geschämige Weibsperson: Was wird aber mein Beichtvater „sagen, wenn er diesen häßlichen Mistritt vernehmen „wird? Was wird er sagen? er wird halt sagen, daß du „so gebrechlich seyst, gleichwie alle andere Menschenkinder, „die noch auf Erden mit ihren bösen Neigungen zu fechten „haben und zum Fallen geneigt sind, er wird gedenken und „sagen, wenn du böß gehandelt, da du diese Sünde begangen hast, habest du eben durch eine solche Ueberwindung „deiner Schamhaftigkeit und erzwungenen Bekenntniß deiner Sünde eine heldenmüthige Tapferkeit ausgewirket. „Ich fürchte aber, der Beichtvater möchte es weiter sagen, „wenn ich mich von dieser schändlichen Sünde anklage. „Einfalt! mit wie vielen Beichtvätern hast du dann zu thun, „da du deine Sünde beichtest? Es erklecket ja, wenn du sie „nur einem einzigen in das Ohr sagst, welcher, gleichwie er „deine Sünde anhört, also auch von vielen andern Beichtenden dergleichen Sünden zu vernehmen bekömmt. Genug, „wenn du deine Sünde nur einmal wohl beichtest, alsdenn „wird dich der Beichtvater unverzüglich davon lossprechen, „und mit ruhigem Gewissen nach Hause schicken. „Wie leicht

man doch in der katholischen Kirche mit den Sünden so geschwind fertig werden kann. Man sagt dem Beichtvater ins Ohr, was man gethan hat, empfängt für baare Bezahlung die Absolution, und damit hat man ein ruhig Gewissen. So wird die Moralität befördert und die christliche Religion ehrwürdig. S. 294 „Allein du sagst schon wie„derum: Ich besorge, wenn der Beichtvater von dieser „meiner Schwachheit höret, er möchte mich deswegen „mit einem scharfen Verweise hernehmen und ausschmä„hen. Mein Gott! und du siehst nicht, daß alle diese „Schreckbilder lauter Listigkeiten des Teufels sind, damit „er dich desto gewisser zur Hölle hinab schleifen möge? War„um soll man dich ausfilzen? Warum schmähen? Der Beicht„vater wird dir mit väterlichem Herzen jene Ermahnungen „geben, welche dir ersprießlich seyn können; im übrigen hast „du da zu wissen, daß ein Beichtvater keinen größern Trost „seinem Beichtkinde geben kann, als wenn er dasselbe, „demnach es sich reumüthig und aufrichtig wegen seiner Sün„den angeklagt hat, von derselben losspricht.„ So ein Beichtvater ist auch noch was werth, der das kann. Die armen Lutherischen Beichtväter vermögen es nicht, ihre Absolution hat keine solche Kraft, daß das Beichtkind sich augenblicklich darin beruhigen kann. Drum wollen auch die Leute wenig mehr dafür bezahlen und das Beichtgeld wird für sie ein sinkender Fond. Gott weiß, wovon sie in künftigen Zeiten leben werden. Aber diese Herren sind selbst Schuld daran. Warum lassen sie die Absolution dadurch aus dem Credit kommen, daß sie die Leute lehren, Gott allein könne Sünde vergeben und er vergebe sie nur dem, der sich bessert. Sie sollten wie die katholischen Geistlichen lehren, so würden sie bey Brod und Ansehn bleiben.

Der Rec. legte den Liguori weg, und nahm

Die Stimme des Hirten. Vertraute Reden eines Pfarrherrn an seine Pfarrkinder, auf alle Sonntage im Jahre vom Herrn Reguis, d. z. Pfarrherrn des Kirchensprengels zu Gap. Non, vt confundam vos, hæc scribo; sed vt filios carissimos moneo 1 Cor. 4, 14. Aus dem Französischen übersetzt. Zweite Sonntagspredigten. Erster Theil.

Theil. Leipzig und Wien. Verlegts Johann Paul Kraus, Buchhändler in Wien. 1774. gr. 8. 446. Seiten. Zweiter Theil. 474. Seiten. Dritter Theil. 492 Seiten. Vierter Theil. 506. Seiten.

zur Hand, las und konnte sich nicht satt lesen. Der verdiente Beifall, aus welchem das Publikum die ersten kleinen Reden des V. die wir auch in unsrer Bibl. XIV. 2. 485 ff. gerühmt haben, aufgenommen hat, hat den würdigen Mann bewogen, seinen Lesern andere Sonntagspredigten von einem weitern Umfange vorlegen. Die erstern sind nur für das Land und die kleinen Städte der Provinz gemacht; in diesen werden die Pflichten, Laster und Tugenden aller Stände abgehandelt.

Hr. R. weiß allen Materien, die er vorträgt, ein anziehendes Interesse zu geben, und fasset sie gleich von der praktischen Seite, von der er etwas lehrreiches und gemeinnützige darüber sagen kann. Daher findet man in seinen Predigten nichts von den abentheuerlichen Vorstellungen und eiteln fabelhaften Geschwätz, wovon die katholischen geistlichen Reden gewöhnlicher Weise voll sind. Man bemerkt mit Vergnügen, wie er sich ganz in den Charakter und die Denkungsart dererjenigen hinein setzt, die er unterrichten und bessern will. Er kennt die Welt und das menschliche Herz, das er sorgfältig muß beobachtet haben, genau, verfolgt dessen Thorheiten und lasterhafte Gesinnungen bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel, und zieht sie hervor, um sie in ihrer Blöße und Schändlichkeit darzustellen. Nicht leicht entwischt ihm ein falscher Vorwand, hinter welchem sich der irreligiöse sittliche Mensch versteckt, den er ihm nicht wegnehmen sollte. Er schont niemandes, der keine Schonung verdient, sondern geht mit der Wahrheit ohne Ansehn der Person freymüthig heraus. Er sagt dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht, was für sie gehört, aber allemal mit so viel Anständigkeit, obgleich mit Ernst, daß er niemanden beleidigt. Wenn er auf seine Amtsführung, auf den geistlichen Stand überhaupt und die Pflichten der Seelsorger kömmt, so spricht er, die übertriebenen falschen Vorstellungen von der Würde seines Standes abgerechnet, auf so eine Art davon, daß auch protestantische Pfarrern gute Pastoralregeln für sich daraus nehmen könnten. Zum

Beweise der christlichen Glaubenswahrheiten führt er die ihm beiwohnenden besten und stärksten Gründe an. Von den Unterscheidungslehren seiner Kirche weicht er nicht ab, unterstützt sie aber mit so erträglichen Argumenten, als es sich will thun lassen, und urtheilt von hundert damit zusammenhängenden Dingen weit vernünftiger, als seine Amtsbrüder vom gewöhnlichen Caliser. Bei Gelegenheit bekommen wir Ketzer freilich auch unser Theil, ohne das konnte es nun wohl nicht abgehen. Doch verdammt er uns nicht so gerade zu, scheint uns aber manchmal aus Irrthum mit den sittenlosen Religionsspöttern, Freigeistern und Feinden Jesu Christi in einen Topf zu werfen. Darüber dürfen wir Protestanten uns auch billiger Weise nicht eben beschweren, denn es ist ja bei unsern eigenen Confessionsverwandten nichts seltenes, daß sie jemanden, der von der Lehre Luthers oder Zwingels einen oder ein Paar Fuß breit abweicht, für einen verworfenen Irrlehrer, Ketzer, Freigeist und Feind des Evangeliums erklären. Der Unehre, in welcher Hr. R. seiner untrieglichen Kirche zu Gunsten unserer etlichemal gedenkt, ohnerachtet, loben wir ihn als einen musterhaften Prediger, dessen Reden Geist und Feuer haben, der mit der Ordnung und Gründlichkeit seiner Vorträge die edelste Einfalt zu paaren weiß; der sich nicht begnügt, bei einerlei allgemeinen Wahrheiten, welche die Leute beständig hören, stehen zu bleiben; sondern in das Besondere der christlichen Sittenlehre eindringt, die Vorschriften der Religion des Evangeliums auf das bürgerliche und häusliche Leben der Christen anwendet, ihnen Mittel an die Hand giebt, und guten Rath ertheilt, wie sie es anzufangen haben, daß sie sich von ihren gewohnten Untugenden je länger, je mehr losmachen. Das Vertrauliche in seinen Reden ist außer dem das Charakterische derselben, und in der That nachahmungswerth.

Ich denke, es wird so wenig unsern protestantischen als katholischen Lesern zuwider seyn, wenn ich mich bei diesem treflichen Pfarrern noch länger aufhalte und ihnen eines und das andere aus seinen Predigten zu lesen gebe.

Hr. R. fertigt z. B. in der 3. Pred. des 4ten Th. vom öftern Beichten über Luc. 17. 14. Gehet hin und zeiget euch den Priestern, seine Beichtkinder nicht so kurz mit schnellen Tröstungen ab, wie der Bischof zu St. Agatha, sondern warnt sie nachdrücklich vor dem herrschenden Misbrauch der Beichte und Absolution, so wichtig er ihnen auch

beide

beide zu machen sucht. Er zeigt ihnen, wie sie solche und das Abendmahl auf die rechte Art mit Nutzen brauchen, wie sie es nicht beim Beichten und Abendmahlgehen allein bewenden lassen, sondern was für Uebungen im Guten sie hernach zu ihrer wirklichen Besserung anstellen sollen. „Die „Buße, sagt er ihnen S. 102. die euch ein guter Beichtvater auflegen wird, wird nicht bloß in einigen Gebeten, in „einigen Fasten, in einigen Allmosen bestehen; sondern er „wird euch gewisse Handlungen und Verrichtungen vorschreiben, die gleichsam lauter Hülfsmittel, die ihr wider „die Krankheit gebrauchen werdet, lauter Verwahrungsmittel wider eure Rückfälle seyn werden. Eure Buße, „Madame, wird darin bestehen, daß ihr zu einer gewissen „bestimmten Stunde aufstehet und euch zu Bette leget; „daß ihr in euren Verrichtungen eine gewisse Ordnung beobachtet; daß ihr das, was frühmorgens geschehen soll, „nicht bis auf den Abend, und was heute geschehen soll, „nicht bis morgen aufschiebet; daß ihr selbst zugegen seyd, „wenn eure Kinder aufstehen, wenn sie zu Bette gehen, „wenn sie ihr Gebet verrichten ꝛc. — daß ihr auf das „Spielen, das Spatzierengehen und andere erlaubte Lustbarkeiten, nur eine gewisse bestimmte Zeit, bisweilen weniger, niemals aber mehr wendet — Sie wird, um „für eure Eitelkeit zu büßen und sie zu verbessern, darin „bestehen, daß ihr nach und nach von eurem Kopfputze, „von euren Kleidern, und von eurem Anzuge gewisse Dinge „abschaffet, die ihr nur zu eurem eigenen Vergnügen brauchet, und ohne welche ihr weder schlechter, noch weniger „anständig gekleidet seyn, noch auch eurem Manne, dem „ihr allein gefallen sollet, weniger gefallen werdet „u. s. w.

„Die Buße, die ein guter Beichtvater euch, mein „Herr, auflegen wird, für die Hitze, die Ungeduld und „das auffahrische Wesen, welchem ihr so sehr unterworfen „seyd, wird seyn, stille zu schweigen, wenn ihr merket, daß „ihr in die Hitze gekommen seyd, euch wegzubegeben und „nicht eher etwas zu sagen, als bis ihr wieder ruhig geworden seyd u. s. w.

S. 107. „Aber diese Offenherzigkeit, (es war davon die Rede, daß das Beichtkind dem Seelsorger freimüthig seinen Gemüths- und Lebenszustand entdecken soll, damit er ihm guten Rath zu seiner sittlichen Besserung geben könne) „diese Entdeckung des Herzens, dieses Vertrauen werden

„euch,

„euch, mein liebes Kind, ganz und gar nichts helfen, wenn „ihr nicht damit eine vollkommene Bereitwilligkeit verbin„det, den Lehren, die man euch giebt, zu folgen, indem „ihr die Hülfsmittel, die man euch vorschreibt, ge„braucht ꝛc.

S. 110. „Ich werde gar sehr erbauet, mein liebes „Pfarrkind, wenn ich sehe, daß ihr euch alle Monat ein„mal und an den vornehmsten Festen des Jahrs, bei den „Sacramenten einfindet, bei einer so heiligen Gewohnheit „solltet ihr, wie es scheinet, in der Tugend gar sehr wach„sen und zunehmen; ich sehe aber, daß ihr fast immer eben „dieselben Unvollkommenheiten an euch habt. Wenn ihr „den Gebrauch der Sacramente unterließet, so würdet ihr „noch unvollkommener seyn. Ich weiß es, und das ist „sehr gut. Aber auf der andern Seite werdet ihr deswe„gen nicht besser, und das ist sehr böse.

„Eure Beichten und eure Communionen sind, wie alle „eure gottseligen Uebungen, ordentlich eingerichtet. Ihr „beobachtet alles dieses sehr genau, und diese genaue Be„obachtung ist allerdings sehr lobenswürdig. Ich befürchte „aber, daß die Gewohnheit an allem diesen sehr vielen An„theil habe. Ich befürchte, daß ihr euch mehr Mühe gebt, „eine gewisse Regel, die ihr euch vorgenommen habt, zu „beobachten, als eine jede von euren Handlungen recht zu „verrichten. — Ich befürchte, es möchte in eurem inne„ren bey weitem nicht soviel Ordnung anzutreffen seyn, als „in euren äußerlichen Uebungen zu finden ist ꝛc. — Diese Worte lauten ganz anders, als das Trostwörtchen, womit der Bischof v. Liguori sein Beichtkind nach Hause schickt.

In der ersten Predigt des I. Th. vom jüngsten Gericht gründet er die Gewisheit der künftigen Vergeltungen des Guten und Bösen auf den Begriff dessen, was gerecht ist. Wir wollen einmal hören, wie er ihn den Zuhörern anschauend macht. „Wenn ich in meinem Kirchspiele, oder „in einem andern einen von den Faullenzern, Trunkenbol„den, Hurern und Verschwendern sehen werde, welche, „nachdem sie ihr ganzes Vermögen verthan, ihre Frau und „ihre Kinder an den Bettelstab gebracht haben, endlich „selbst betteln gehen müssen, entweder öffentlich und von „Hause zu Hause, oder in geheim, und auf eine eben so „schimpfliche Art: so werde ich sagen, das ist recht, das ist „in der Ordnung. Sein Pfarrer hatte es ihm vorher ge-

„sagt:

„sagt: Mein liebes Kind, ihr führet ein Leben, das nichts „taugt; ihr habt Felder, Weinberge, Wiesen, und bei dem „allen werdet ihr in das Spital kommen. Was ist das „für eine Lebensart, drei Viertheile seines Lebens bei dem „Spiel oder in den Wirthshäusern zuzubringen; nur in „sein Haus kommen, um in demselben alles in Furcht und „Schrecken zu setzen; mit dem armen Weibe zanken, das „euch nur zu seinem Unglück geheurathet hat, ihm übel be„gegnen, es krumm und lahm schlagen, wenn es euch ei„nige Vorstellungen thut? Aber was für ein Aergerniß „gebt ihr nicht in dem Kirchspiele? Eure Hurerey und euer „Ehebruch sind fast einem jeden bekannt. Wenn ihr das „Maul aufthut, so fluchet und schwöret ihr, oder stoßet „Schmähworte aus. Es scheint, als ob ihr alles Gefühl „und alle Begriffe der Religion verlohren hättet. Ihr „werdet sehen, mein Freund, wie es euch endlich gehen „wird. Alle eure Kundleute werden euch verlassen, „und ihr habet schon fast keine mehr. Ich bin durch „euren Weinberg gegangen, er sieht gerade so aus, wie der„jenige, den der h. Geist selbst abgeschildert hat, wie der „Weinberg des Faulen, der allenthalben voller Dornen, „Disteln und Unkraut ist. Eure Felder sind nicht bestellt, „auf euren Wiesen wächst fast nichts mehr, weil sie nicht „gepflegt und gewartet werden. Auf der andern Seite „häufen sich eure Schulden, eure Gläubiger mehren sich; „ich sehe den schrecklichen Mangel mit starken Schritten „auf euch zukommen, wie einen Wandersmann, der sich „außer Athem läuft. Glaubet mir, mein Kind, glaubet „mir, ändert euren Lebenswandel. Aber nein, er lachte „über alles, was man ihm sagte; es ist aber auch alles, „was man ihm sagte, eingetroffen. Er hat nichts mehr, „das Ungeziefer frißt ihn, und er wird auf einem Mist„haufen sterben. Das ist recht. —

„Wir sehen diese Gerechtigkeit, wenn ein ehrlicher „Mann entweder im Soldatenstande, oder in Staatsbe„dienungen, oder bei dem Finanzwesen, oder anders wo, „die vornehmsten Ehrenstellen bekleidet, geliebt und hoch„geschätzt wird, seine Familie reich und geehrt ist, er sich „bei vollkommener Gesundheit befindet, sein ganzes Ver„dienst und seine ganze Tugend genießt, mit Gütern, Lob„sprüchen, und allen Arten des Segens überschüttet ist. „Das ist Gerechtigkeit.

„Aber

„Aber wo ist sie, wenn dieser ehrliche Mann, dieser „tugendhafte Bürger, vergessen, verachtet, vielleicht übeln „Begegnungen ausgesetzt, und mit Schmach und Schande „bedeckt ist, da indessen jener andere, wegen seiner Aus„schweifungen, seiner Gottlosigkeit und seiner Ungerechtig„keiten so bekannte, auf den Leuchter gestellt ist, wo er nur „einen dicken und schädlichen Dampf von sich giebt? Wenn „dieser fromme Mann bei lauter Krankheiten und Schmer„zen kaum noch lebt, da indessen sein allen Lastern ergeb„ner Nachbar die vollkommenste Gesundheit genießet; wo „ist die Gerechtigkeit? Wenn diese so ehrbare, so ordent„liche, so christliche Familie auf alle Art und Weise geplagt „ist, da indessen jede andere, welche das Kirchspiel durch „ihren unordentlichen Lebenswandel ärgert, weder von „Unglücksfällen, noch von Verdruß, noch von Unruhen et„was weiß; wo ist die Gerechtigkeit? Wenn dieser so flei„ßige, so geschickte, so gottesfürchtige und redliche Hand„werksmann im Bett liegen muß, und nicht im Stande ist, „sein Brod zu verdienen, da indessen sein Nachbar, der we„der von Redlichkeit, noch Tugend, noch Religion etwas „weiß, ihm seine Kunden wegnimmt, und alles erlangt, „was er nur will; wenn dieser so treue, so sanftmüthige, „und für das Interesse seines Herrn so besorgte Bediente „fälschlich angeklagt, verurtheilt, und mit Schimpf und „Schande fortgejagt wird; wo ist die Gerechtigkeit? u.s.w. Hr. R. führt diesen Gedanken noch durch mehrere einzelne Beispiele durch, und braucht ihn dann zum Beweise des Satzes: daß Gott künftig einen jeden mit Gerechtigkeit richten werde. Die ganze Rede ist vortreflich. Der Richter spricht allen das Urtheil. Den lasterhaften Reichen z. B. sagt er unter andern S. 29: „Ob ihr gleich reichlich „gesegnet waret; so vergaltet ihr doch meine Wohlthaten „weiter mit nichts, als mit eurer Gleichgültigkeit, mit eu„rer Verachtung und mit eurem Undank. Zu allem die„sen habe ich nichts gesagt. Ich habe euch leben und ster„ben lassen, ohne daß die geringste Züchtigung über euch „gekommen wäre, die ihr doch aus so vielen Ursachen ver„dientet. Eure öffentlichen Uebertretungen und eure ge„heimen Unordnungen hätten euch Schmerzen und Demü„thigungen zuziehen sollen; ihr habt indessen nur Ergötz„lichkeiten und Ehre genossen. Kommt also her, da„mit ich euch derselben beraube — Himmel, Erde, „Meer, Völker, die ihr seine, (des unwürdigen Reichen) „Ehre

„Ihr habt befördern helfen, seyd nunmehr auch Zeugen „von seiner Erniedrigung und von meiner Gerechtigkeit. „Meine Geburt, mein Name, meine Titel, meine Ehren„stellen, meine Größe, u. s. f. Mein Freund, es ist euch „alles genommen, und ihr seyd nackend, wie ein Wurm. „Es ist nicht mehr der Herr Herzog, oder die Frau Herzo„gin, nicht mehr der Herr Marquis oder der Herr Graf „u. s. f. Aller dieser Rauch ist verschwunden, alles dieses „Geklängsle ist vorüber; es ist kein Schloß mehr, kein Gefol„ge mehr, keine Hofleute mehr, nichts mehr„ — So erhalten sich die starken, treffenden Vorstellungen durchs Ganze fort.

Noch eine Stelle aus der 8ten Pred. des I. Th. vom Ehestande, welche Rede ebenfalls ausnehmend lehrreich ist; S. 247: „Was die Religion anbetrift, so bitte ich euch „um Gottes willen, Madame, lasset euch niemals einfal„len, eurem Manne viel davon vorzupredigen. Wenn ich „sage niemals, so versteht sich das von einem gewissen Tone, „und von einer gewissen Art, die sich nicht für euch schickt, „und euch gar nicht zukömmt. Ist dieser Mann nicht so „christlich und gottesfürchtig, als er es seyn sollte, und ihr „es wünschet; wenn ihr mit Betrübniß sehen müsset, daß „er die neuen Meinungen annimmt, und ein Vertheidiger „unserer vermeinten starken Geister wird; in allen diesen „Fällen habt ihr zwei Mittel, deren ihr euch bedienen „könnt. Das erste besteht darinnen, daß ihr, ohne mit „eurem Manne von Gott zu reden, oder indem ihr mit „ihm nur wenig und mit vieler Vorsichtigkeit davon redet, „oftmals mit Gott von den Schwachheiten und Irrthü„mern eures Mannes redet; indem ihr im stillen reine „Hände zum Himmel aufhebet, und den Vater des Lichts „inständig bittet, ihn wieder zu der Richtigkeit und Ein„falt des Glaubens zurück zu bringen, und aus Barmher„zigkeit wieder auf den Weg der Wahrheit und Tugend zu „führen —

„Das andere ist der erbauliche Anblick eines immer „ordentlichen und in aller Absicht untadelhaften Lebens, „eine wahre Gottesfurcht, deren innere Uebungen nichts „an sich haben, das eurem Manne, dessen Schwachheit ihr „schonen sollet, anstößig, ja nicht einmal beschwerlich fallen „kann; eine Gottesfurcht, die ihm nicht nur in keinem „Stücke missfällt, sondern die euch auch in seinen Augen „liebenswürdiger, aufmerksamer ihm zu gefallen, gesprä„chiger, und dienstfertiger gegen diejenigen, die ihn besu„chen,

„chen, macht; so daß euer Mann in keinem Hause lieber ist, „als in dem seinigen, wenn ihr euch darinnen befindet, daß „er nur ungern ausgehet, und allezeit mit neuem Vergnügen „in dasselbe zurückkömmt. Glaubet mir, Madame, ein „solches Betragen wird, nebst einem brünstigen Gebet euren „Mann über kurz oder lang auf dem Weg zurückbringen, den „ihr selbst gehet, er mag nun entweder von Seiten der Sit„ten, oder von Seiten der Religion sündigen. Er wird, „ohne daß ihr es ihm gar zu deutlich zu erkennen gebt, die „Unruhen, die er euch verursacht, wahrnehmen. Die zärt„liche Liebe, die ihr ihm werdet eingeflößt haben, wird das „Werk seiner Bekehrung anfangen; euer Beyspiel wird es „gar sehr befördern, und euer Gebet wird es vollenden, wenn „ihr einen Menschen und kein Ungeheuer geheirathet habt. „Glücklich ist der eheliche Mann, der eine solche Ehegattin „gefunden hat! Glücklich sind die Kinder, die von einer „solchen Mutter gebohren werden!

Ueber den Eifer insonderheit für die Religion, wovon die 3te Pred. des 3. Th. handelt, haben wir nie etwas vernünftigers und billigers von einem katholischen Pfarrherrn gelesen. „Vor der Person der Sünder und Gottlosen, heißt „es. S. 99. f. selbst einen Abscheu haben, und sie verflu„chen; das, was sie Gutes an sich haben, reden oder thun, „mit dem, was an ihnen böse ist, vermengen, und ihnen in „keiner Sache, es sey, worin es wolle, Gerechtigkeit wie„derfahren lassen; niemals von ihren Fehlern oder Irrthü„mern reden, ohne ihre Person anzugreifen; das ist kein Ei„fer, sondern Galle, es ist Stolz, und ein um soviel gefähr„licherer Stolz, weil man ihn für Eifer hält, und sich dar„auf etwas zu gute thut. — Jesus — Johannes — Pau„lus — Stephanus — Dieses sind Muster, nach wel„chen wir uns richten sollen? Es fehlt sehr viel; und warum?

„Weil wir anstatt, o mein Gott, dein Bestes zu suchen, „und wir gleich sagen, wir suchten es, dennoch nur unser „eigenes Beste, und nur uns genug zu thun suchen. Anstatt „und unter dem Vorwande, uns an deinen Feinden zu rächen, „suchen wir mehrentheils nur diejenigen, die uns mißfallen, „zu demüthigen, und uns desto besser an unsern Feinden zu „rächen. Glaubet mir, mein liebes Pfarrkind, wenn dieser „Ungläubige — euch nicht verächtlich begegnet — wenn er, „anstatt euch lächerlich zu machen, euch so, wie ihr es zu „verdienen glaubet, gelobt hätte — so würdet ihr euch nicht „so sehr wider — ihn entrüsten. Er hat euch aber belei„diget,

„diget, er ist eurer Eigenliebe zu nahe getreten; daher kömmt „wahrscheinlicher Weise der große Eifer, von welchem ihr „belebt zu werden scheint. Gleichet er nicht dem Eifer der „Pharisäer? —

Hier ist eine weise Erinnerung an Pfarherren. S. 102. „Man will uns bisweilen Nachrichten geben, wozu man sich „Gewissens halber verbunden zu seyn erachtet. Mein Herr, „das geht in eurem Kirchspiel vor, gebet ein wenig Achtung „darauf. Dieser hat keine Religion, jener ist ein Wuche„rer, ein Dieb. Diese Frau leidet in ihrem Hause Dinge, „die sie nicht leiden sollte. Dieses Frauenzimmer wird sich „ganz gewiß ins Gerede bringen. Im übrigen treibt mich „weiter nichts, als die Ehre Gottes, der dadurch beleidi„get wird, darzu an, daß ich euch, mein Herr, dieses sage.

„Ein Pfarrer, der seine Gemeine kennet, läßt sich von „dergleichen Leuten, die ihm solche Nachrichten hinterbrin„gen, nicht leicht hintergehen. Er höret alles an, aber er „will selbst gehen, und sich erkundigen. Er fragt nach, er „gehet auf den Grund, und was entdeckt er? Daß diese so „liebreichen und so eifrigen Personen persönliche Ursachen „haben, warum sie mit denen nicht zufrieden sind, um de„rentwillen sie ihrem Pfarrer heimlich Nachrichten geben. „Das heißt, man redet übel, man verläumdet, man sucht „sich zu rächen, indem man vorgiebt, man wolle die Ehre „Gottes, die Seligkeit des Nächsten, und die Erbauung des „Kirchspiels befördern. Intereßirter Eifer, bitterer Eifer, „pharisaischer und höchst verhaßter Eifer. Der wahre Ei„fer, welcher aus der Liebe entspringt, sucht sich nicht selbst, „und wird allezeit von der Sanftmuth begleitet. Daher „kömmt es, daß er weder unbesonnen, noch verwegen, noch „übereilt ist. —

S. 104. „Es ist auch ein unbesonnener Eifer, wenn man „alles auf einmal abschaffen will. Es gehört Zeit und Ge„duld dazu. In eurem Hause, Madame, sind sehr viele „Dinge, in Ansehung eures Mannes und eurer Bedienten, „zu ändern und zu verbessern, und ihr besitzet Eifer. Aber „merkt wohl, der Eifer ist nicht genug; es gehört Mäßi„gung und Klugheit dazu. Es geschieht oftmals, daß, weil „man alles ändern und verbessern will, man alles verderbt. „Das Gute geschiehet nur nach und nach, und der wahre Ei„fer richtet alles nach Maas und Gewicht —„

Man sieht aus den angeführten Proben, wie Hr. R. sich alle Mühe giebt, seine Pfarrkinder mit sehr gesunder

Nahrung zu speisen. Jedoch wirft er ihnen auch zuweilen ziemlich unverdauliche Brocken hin. Z. B. in eben dieser Predigt vom Eifer S. 96. „Es ist ein sehr lobens„würdiger Eifer, die Gräber der Heiligen zu besuchen, ihre „Reliquien zu ehren, wenn sie für ächt sind erkannt wor„den, seine Zuflucht zu ihnen zu nehmen, sowohl für die „Krankheiten des Leibes, als auch, welches noch bes„ser ist, für die Krankheiten der Seele, wenn man nur „diese Reisen mit der gebührenden Anständigkeit und Got„tesfurcht verrichtet rc.„ Oder Th. 4. S. 98: „Derjenige, „der mit dem Geiste Gottes erfüllt ist, lernet zu den Füs„sen des Crucifixes von der Gottesfurcht mehr als ein an„derer, der nicht weiß, was zu seinem Stande gehöret, „davon aus Büchern lernen kann, aus welchen er gemei„niglich nur eine stolze Wissenschaft erlanget, die sich mit „der apostolischen Hirtenliebe nicht verträgt.„ Ferner „aus der Predigt von der Kirchen, Th. 3. S. 228: „Die „Prediger sind wirklich und nach dem Buchstaben Gesand„te, die der Himmel zu uns schickt, und die Repräsentan„ten Jesu Christi. Sie sind zwischen Gott und uns ge„stellt, uns nicht nur seine Geheimnisse zu offenbaren, und „seine Befehle bekannt zu machen, sondern sich auch „bei seiner allerhöchsten Majestät der Sache der schwachen „Menschen beständig anzunehmen, ihm unsre Noth vorzu„tragen, ihn durch die Vorstellung unsers Elendes zu er„weichen, ihn, wenn er zornig ist, zu besänftigen, den „Arm seiner Gerechtigkeit zurück zu halten, es dahin zu „bringen, daß er sich unserer erbarmet, uns mit ihm aus„zusöhnen; ihm alle Tage zu unserm Besten ein Opfer „darzubringen, — und ihm an unserer Statt den Tribut „der Anbetung zu bezahlen.„ S. 245. „Die Ordensper„sonen machen den kostbarsten Theil der Heerde Jesu Christi „aus; deren verschiedene Orden uns in dem 24. Psalm „durch die ausnehmende Mannigfaltigkeit der Zeichnun„gen, der Blumen und Zierrathen, die an den Kleidern der „Braut glänzen und schimmern, sehr schön sind vorgestellt „worden.„ S. 247. „Es ist euch nicht erlaubt, mein liebes „Pfarrkind, von den verschiedenen Artikeln des christlichen „Glaubens, und der christlichen Sittenlehre zu denken, wie „ihr es für gut befindet; sondern ihr sollt von einem jeden „Punkte schlechthin dasjenige denken und glauben, was „euch die katholische Kirche, eure Mutter und Gebiethe„rin, lehret, ohne über ihre Urtheile zu streiten —

„wenn

„wenn sie auch gleich den Begriffen nach so sehr zuwider „sind, die ihr euch in den Kopf gesetzt habt. Weil euer „Kopf, er mag so gut und verständig seyn, als er immer „will, doch allezeit dem Irrthum unterworfen ist; da hinge„gen die Kirche unfehlbar ist, es mögen nun entweder ihre „vornehmsten Lehrer an einem Orte zusammen kommen, oder „es mögen sich, indem ein jeder von ihnen bleibt, wo er ist, ihr „Verstand, ihre Herzen und ihre Stimmen vereinigen, um „euch die Wahrheit zu lehren„. Ein katholischer Priesterkopf und ein katholischer Laienkopf sind also an und für sich ganz heterogene Dinge. Von einem so einsichtsvollen und verständigen Manne, als Hr. R., hätten wir nicht erwartet, dergleichen zu hören. Doch die klügsten Männer brauchen, zumal in Religionssachen, ihre Vernunft öfters nur bis auf einen gewissen Grad. Und lehren denn nicht manche von unserer Kirche eben das?

Solche abentheuerliche Vorstellungen, als wir Th. 4. S. 86, 87. lesen, verunstalten nur selten des V. Vorträge: „Ich bin schwarz, aber schön, spricht die Braut in dem „hohen Liede, das heißt, die Kirche, die keusche Braut Jesu „Christi, nigra sum, sed formosa. Sie ist wirklich „schwarz, und zwar wegen der Verfolgungen, die sie in ih„ren Gliedern erlitten hat.„ (Viele hat sie in spätern Zeiten selbst verfüget, davon spricht unter andern die Geschichte der Waldenser und Hugenotten, welches die schöne Braut sehr schwarz macht) „Sie ist, so zu sagen, in der Person „ihrer Märtyrer ganz unkentlich gemacht worden,„ (noch unkentlicher aber durch ihren eigenen Geist der Intoleranz) „von welchen die einen sind verbrannt, andere mit „eisernen Harken zerrissen, und noch andere geviertheilt, „verstümmelt und in Stücke zerhauen worden.„ (Die Inquisitionsgerichte haben ähnliche unmenschliche Grausamkeiten an vielen unschuldigen Leuten verübt.) „Sie ist ferner „in der Person der Frommen und Gerechten schwarz, wel„che ihr eigenes Fleisch durch die heilige Bußstrenge kreu„tzigen, martern und zerfleischen.„ (dies hätten diese Abergläubigen nicht nöthig, denn dem lieben Gott ist damit nicht gedient, und der Herr Jesus hat es nirgends befohlen) „Aber unter diesem Aeußerlichen, welches durch die „mannigfaltigen Verfolgungen, Betäubungen und Kreu„zigungen schwarz geworden ist, verbirgt sie eine innere „Schönheit, welche die Engel entzücket. Sie fasset tau„send und aber tausend Tugenden in sich, welche einen

„ganz göttlichen Geruch verbreiten; und durch den Geruch ihres köstlichen Rauchwerks zog sie vom Anfange an „alle Völker des Erdbodens nach sich. Nigra sum, sed „formosa„. Flecken in diesen treflichen Reden sind solche Stellen immer. Wir wünschten sie wegwischen zu können.

Von dem unnützen Gebrauch der katholischen Prediger, die biblischen Sprüche auch in der lateinischen Sprache anzuführen, muß Hr. R. sich wohl nicht haben losmachen können, sonst hätte er es ohnfehlbar gethan. Die Uebersetzung ist in sehr gute Hände gerathen, und unterscheidet sich von andern ähnlichen auf eine sehr vortheilhafte Art. Wir hoffen, diese Uebersetzung werde den Geschmack im Predigen unter der deutschen katholischen Geistlichkeit verbessern, und ein wichtiges Buch für sie werden, sonst hätten wir uns nicht so lange dabei aufgehalten. Sollte nicht, was auch Hr. R. dagegen einwenden möchte, eine auf die bedachtsame Lesung seiner Predigten gewendete Stunde manchem deutschen Predicanten seiner Kirche nützlicher seyn, als vierstündige früh oder spat angestellte Andachtsübungen beim Krucifixe?

Wir wollen den übrigen Raum noch mit der Anzeige folgender Schriften anfüllen:

Des Hochwürdigsten Herrn Anton Godeau, Bischofes zu Vence, Abhandlung von dem Berufe zu dem geistlichen Stande. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bei Matthäus Rieger und Söhne. 1774. 8. 168 Seiten.

Freilich ist der Nachtheil, der der Religion durch unwürdige und ungeschickte Geistlichen zuwächset, so groß, daß man es nothwendig billigen muß, wenn der Bischof Godeau Leute, die weder Kopf, noch Herz, noch Wissenschaft, noch anderweitige Gaben zum geistlichen Stande besitzen, durch diese Schrift von der Wahl desselben abschrecken will. Wie man übrigens von der Priesterwürde in der katholischen Kirche denkt, und was man der Weihceremonie für Wunderkräfte zuschreibt, ist bekannt. Doch was sollen die geweiheten Bischöfe nicht thun, da auch mancher ungeweihete protestantische Prediger auf Petrus Stuhl zu sitzen glaubt.

An-

Anton Godeau, Bischofs ꝛc. allgemeine Kirchengeschichte, aus dem Französischen ins Italiänische übergetragen und mit Anmerkungen begleitet von Don Arnald Speroni, der Cassinensischen Benedictinercongregation Dechanten ꝛc. anitzo aus dem Italiänischen ins Deutsche übersetzt von P. Bernard Hyper ꝛc. Eilfter Theil, enthält die Kirchengeschichte vom Jahre Christi 448 bis 468. Augsburg, verlegts Matthäus Rieger und Söhne. 1775. gr. 8. 450 Seiten, nebst einer chronologischen Tafel von 7 Bogen.

Es ist unbeschreiblich, was für alberne Mährchen aus jenen Zeiten, wo der Aberglaube schon sehr hoch in der christlichen Kirche gestiegen war, in diesem Theil erzählt, und was für höllenwürdige Ketzereien aus den Lehren eines Eutyches und seines gleichen gemacht werden. „Mit dieser neuen Gottlosigkeit, heißt es, konnte man wohl sagen, daß der Sohn Gottes zwischen dem Nestorius und „Eutyches, wie vormals zwischen den beiden Mördern, gekreuziget worden„ Wenn indessen der V. die umständlichen Nachrichten von hundert Grillen, welche damals das Objekt der theologischen Streitigkeiten und Untersuchungen waren, seiner Geschichte nicht eingewebt hätte, so hätte er auch über einen höchst unwichtigen Zeitraum von zwanzig Jahren keinen vollen Band schreiben können.

Historische Abhandlung über die Kirchengeschichte von dem vierzehnten Jahrhunderte bis auf itzige Zeit, verfasset von Don Julian Maria Belletri, wirklich öffentlichen Lehrer der geistlichen Rechte. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bei Mathäus Rieger und Söhne. 1774. 8. 322 Seiten.

Damit der Leser wisse, was er hier zu suchen habe, wollen wir ihren Inhalt unter zwölf Abschnitten hersetzen. 1) Gegenstand der Kirchengeschichte vom vierzehnten Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten. 2) Die wiederum gebesserte Kirchenzucht. 3) Die geminderten Ablässe.

4) Die vorgebliche Kirchenverbesserung der Protestanten. 5) Die Rechtfertigung des Tridentinischen Kirchenraths in Rücksicht auf die Zuchtverbesserung. 6) Die Rechtfertigung desselben in Rücksicht auf die entschiedene Glaubenslehre. 7) Die in den letzten Jahrhunderten festgesetzte, und wider die Einwürfe der Glaubensgegner vertheidigte Erblehre. 8) Die in den letzten Jahrhunderten verderbte, mit der Zeit aber wieder verbesserte Sittenlehre. 9) Die Verbesserung der geistlichen Ordensstände. 10) Die in den letzten Jahrhunderten vermehrten, bei itzigen Zeiten aber wiederum verminderten Feiertage. 11) Die durch viele Jahrhunderte verfallenen, bei unsern letzten Zeiten aber wiederum glücklich hergestellten Wissenschaften. 12) Die in den zwei letztern Jahrhunderten entstandene, aber glücklich wiederum erloschene Irrlehre des Bajus, Jansens und Quesnells. — Daß Don Belletri einen höchst elenden deutschen Styl schreibt, steht ihm allenfals zu vergeben; er hat vielleicht nicht Gelegenheit gehabt, seine Sprache besser zu lernen, und mag sich wohl gar einbilden, wie gut er schreibt. Aber daß er tausend Fehlschlüsse gegen eine gesunde Logik thut, aus unerweislichen Prämissen mit großer Zuverläßigkeit Conclusionen zieht, und darauf dann seichte Raisonnements bauet, das verzeihen wir ihm nicht. Mit Widerlegung der Protestanten, welche, seiner Meinung nach, die Welt nur foppen, hätte er sich vollends nicht abgeben sollen. Er kann damit bei Kennern der Geschichte und bei unparteiischen klugen Leuten von seiner eigenen Confession keine Ehre einlegen. Uns auf eine Controvers mit ihm einzulassen, wird uns kein Mensch zumuthen.

Joannis Laurentii Berti, Fratris Eremitæ Augustiniani, Breviarium historiæ ecclesiasticæ. Editio in Germania nouissima. Antea ab auctore ipso recognita, pluribus in locis emendata, et chronologiæ sacræ rudimentis, nec non isagoge ad sacram geographiam, et octo indicibus chronologicis locupletata; jam ad nostra vsque tempora continuata, et nouo indice in chronologiæ rudimenta et isagogen ad S. Geographiam aucta. *Pars prima*, quæ complectitur Chronologiæ rudimenta, isagogen

gen ad sacram Geographiam et decem priorum seculorum synopsin, nec non indicem in chronologiæ rudimenta et isagogen ad S. Geographiam. Superiorum permissu. Augustæ Vindelicorum, sumptibus Matthæi Rieger et filiorum. MDCCLXXV. 8. 480 Seiten. *Pars secunda*, quæ progreditur a seculo ecclesiæ vndecimo vsque ad annum vulgaris æræ millesimum septingentesimum septuagesimum quintum, cum octo indicibus chronologicis ad calcem appositis. 422 Seiten.

Dieses Compendium ist für katholische Studenten allerdings ganz brauchbar eingerichtet. Auf die Ketzer, deren namentliches Verzeichniß nach dem vierten Index ganz ansehnlich ist, muß geschimpft werden, das versteht sich von selbst. Der junge Mensch, der ein solches Buch braucht, muß ja einen Eindruck von ihrer Abscheuwürdigkeit bekommen. Wenn z. B. die kurze Nachricht von Luthers Lehre und Leben (Th. 2. S. 225, 226.) mit der blossen Anzeige seines in dem und dem Jahre erfolgten Todes geschlossen würde, so wäre das lange nicht so eindrücklich, als wenn es heißt: Pluribus demum accitis discipulis, qui Lutheranæ sectæ variam formam ac diversum nomen dedere, *scelestissimam efflauit animam* Islebii an. 1546.

F.

Erbauungsbuch am Sonntage für Kinder von reifen Alter. Christian Wilhelm Oemler, Fürstl. Sächs. Weimar. und Eisenach. Consistorialrath, und an der Stadt- und Hauptkirche in Jena Archidiaconus. Jena, bei Johann Rudolph Cröckers sel. Wittwe. 1774. 8. 2 Alph. 6 Bogen.

In jungen Leuten, um sie gegen die Thorheiten der Welt und künftige Verführungen sicherer zu stellen, früh Empfindungen einer wahren ungeheuchelten Religion erwecken, und den Saamen der Tugend in ihr noch unverdorbenes Herz legen, ist wohl gewiß ein so nöthiges und heilsames Geschäft, daß man es Aeltern und Lehrern nicht

genung empfehlen kann. Nur würde, dünkt uns, die Frage seyn, ob sich dieser Zweck auf die beste Art einzig und allein durch gewisse feierliche Andachtsübungen und ascetische Gespräche mit der Jugend, durch oft wiederholtes Vorpredigen der theologischen Dogmatik und Moral, durch vieles Lesen und Wiederlesen geistlicher Erbauungsbücher, erreichen lasse? Oder ob solches außer dem katechetischen Unterricht, den sie in der christlichen Lehre empfangen, auch noch neben her auf verschiedenen andern Wegen vielleicht besser und mit glücklicherm Erfolge geschehen könne? z. E. durch ganz ungezwungene, gerade nicht an bestimmte Erbauungs- und Kätechisationsstunden gebundene Unterredungen mit jungen Leuten über Religion, Sittlichkeit, Christenthum, Welt, Menschen, Tugend und Laster, wie sich die Gelegenheiten und Umstände dazu darbieten; durch Lenkung ihrer Aufmerksamkeit auf moralische Dinge, Geschichte, Sitten, gute oder schlimme Unternehmungen von Menschen, wie sie alle Tage im gemeinen Leben vorkommen, um solche mit Verstand zu eigener Belehrung und künftig zu brauchender Vorsichtigkeit beurtheilen zu lernen; durch anderweitige dem jugendlichen Alter angemessene nützliche Lectür, wenn es auch keine ascetische Schriften wären, u. d. g. Hr. Oe. scheint bloß für das erstere zu seyn. Wir würden uns aus guten Gründen mehr für das letztere erklären.

Hr. Oe. also, der auf die sogenannten Erbauungsbücher, wie er ihrer schon viele geschrieben hat, und wie sie unter uns so Gäng und Gebe sind, bei nahe den einzigen und größten Werth zur sittlichen Bildung der Jugend legt, hat Kindern von reifen Alter mit so einem Buche dienen wollen. Er hatte in seinen verschiedenen Aemtern besonders wahrgenommen, daß die Leute am Sonntage mehr als an andern Tagen ganz erschreckliche und erstaunte Sünden ausübten, und er wünschte daher sehnsuchtsvoll hauptsächlich ein zur Erbauung für die Sonn- und Festtage eingerichtetes Buch, durch dessen Gebrauch Aeltern und Kinder von solchen schweren Versündigungen möchten abgehalten werden, und an diesen Tagen Gott und ihr Heil suchen lernen; ein Buch, welches nach den kritischen Umständen der Zeit, in welcher wir leben, eingerichtet wäre, worin die Kinder „für denen häufigen Versuchungen, für denen „gewohnten Lustbarkeiten, für denen galanten Moden der „heutigen Welt und für der Modeerziehung gewarnet wür„den; wo man ihnen die Gefahr des Unglaubens und den

„Scha-

„Schaden der Gleichstellung der Welt recht deutlich zei„gete„ wo ein rechtschaffener Vater selbst über Sachen der Religion mit ihnen liebreich redete und ihnen ihre Pflichten einschärfte. Weil aber kein solches Buch erschien, so machte sich Hr. Oe. selbst darüber. Er schrieb in der Woche dasjenige auf, was er am Sonntage Abends mit seinen eigenen lieben Kindern, die ihm Gott aus Gnaden als theure Pfänder anvertrauet hat, über die gewöhnlichen evangelischen Texte sprechen wollte, las es ihnen vor, ließ es die Erwachsenen den Kleinern nochmals vorlesen, sich alsdenn erzählen, was sie behalten hatten, und katechisirte darüber. Die Kinder gewannen diesem Unterricht bald den erwünschten Geschmack ab. Hr. Oe. wagte es darauf, ihnen zuweilen unschädliche Komödien und Romane in die Hände zu geben. Aber sie mochten sie ungern lesen: „Ach, sagten sie, „lieber Papa, Seilers Religion und Millers biblische Ge„schichte, und die Lieder und Gebete für Kinder, sind doch „bessere Bücher. Nein! diese Komödien und Romane ge„fallen uns nicht.„ Nach einiger Zeit gab ihnen Hr. Oe. um sie auf künftige Versuchungen vorzubereiten, in die sie nach seinem Tode fallen könnten, auch sogar Romanen, welche nach der heutigen Denkungsart der Welt mit Liebeshistörchen befleckt waren, in die Hände, aber damit kam er noch übler bei ihnen an. „Ey, sagten Sie ihm Gott„lob! Sie wollen uns gewiß auf die Probe setzen, daß sie „uns dieses Buch gegeben haben. Nein, sie gefallen uns „nicht. Denn wie wollten wir die Zeit verantworten, die „wir hier verschleuderten.„ Das wünschte Hr. Oe. zu hören, und so wurden dann nach und nach die katechetischen Gespräche eines Vaters mit seinen Kindern verfertiget, welche der V. hier unter dem angezeigten Titel dem christlichen Publicum vorlegt.

Wir mußten doch etwas von der Geschichte ihres Entstehens anführen, welche samt der Einrichtung und dem Gebrauch derselben in der Vorrede umständlich beschrieben wird. Von dem Inhalt des Buchs sagen wir alles, was unsere Leser zu wissen nöthig haben, wenn wir ihnen melden, daß es aus sechs und siebenzig Unterredungen über die Sonn- und Festtagsevangelien durchs ganze Jahr, aus zween Anhängen eben solcher erbaulichen Unterredungen über die zehen Gebote und das heilige Vater Unser, einem Anhange einiger Gebete und Lieder für Kinder. Summa 79 Stück, nebst zweien Registern sowohl der merkwürdig-

sten Sachen, als der angeführten und erläuterten Schriftstellen, bestehe. Die Mühe mit den Registern hat nicht Hr. Oe. selbst, sondern sein werthester Hr. Collega, der Jenaische Garnisonprediger und an der Stadt- und Hauptkirche Collaborator, Hr. Adj. Johann Wilhelm Schmid über sich zu nehmen gütigst beliebet. Die Unterredungen enthalten demnach einen in Gespräche zwischen Aeltern und Kindern eingekleideten katechetischen Unterricht in der evangelischen lutherischen Glaubens- und Sittenlehre, wie ihn der V. aus den zum Grunde gelegten Texten und andern angezogenen biblischen Stellen herausgeholt hat. Daß der V. die Weitschweifigkeit, welche ihm in allen seinen Schriften eigen, und, wie die dem Menschen angebohrne Sünde, ein Erbfehler bey ihm ist, diesmal vermieden hätte, stand nicht zu erwarten. Daß der Dialog etwas unterhaltender, und nicht so einförmig gemacht worden wäre; der Vater etwas weniger im Kanzelton, wie er doch dem gemeinen Mann, der das Buch hauptsächlich brauchen soll, gewiß nicht natürlich ist, docirte; und das Kind nicht mit einem ewigen Ey ja wohl! Ey, das ist wahr! Ey daran ist kein Zweifel! des Vaters Fragen beantwortete; das hätte dem V. etwas Mühe gekostet, und ohne Kunst zu verrathen, doch wirklich viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert. Also war daran auch nicht zu gedenken, denn um solche nach der Welt schmeckende profane Kunst bekümmert sich der ascetische Theolog nicht, die überläßt er allenfalls dem Komödienschreiber, der sie nuzen kann. Also soll es unserer kunstrichterlichen Billigkeit gar nicht darauf ankommen, ihn derselben bei Ausarbeitung eines Erbauungsbuchs völlig zu entlassen — Aber die Sachen? Nun da würde es ungerecht seyn, wenn wir nicht gestünden, daß Hr. Oe. der christlichen Jugend viel wahres, gutes, lehrreiches, brauchbares sage, auch oftmals auf eine Art, welche für Kinder faßlich und interessant ist, die tautologische Geschwätzigkeit abgerechnet; aber mit unter trägt er ihnen dann auch eben soviel transcendentales, problematisches, ihrer Fähigkeit und Denkungsart gar nicht anpassendes, aus der h. Schrift unerweisliches, und zur Beförderung der Religion und Sittlichkeit unbrauchbares vor, das wir weggewünscht hätten, weil es ihnen zu nichts nutzt, auch nicht eigentlich zur christlichen Lehre gehört. Mehrerer Sätze, die aus manchen biblischen Sprüchen herauserklärt werden, ohne daß eine Sylbe davon darin steht, nicht zu gedenken, übertreibt Hr. Oe. je

zuwei-

zuweilen die christliche Sittenlehre, und bestimmt nicht genau genug, was in diesem und jenem Fall Sünde und nicht Sünde, erlaubt oder nicht erlaubt sey. So manche Brocken aus der Klostermoral, die unsern meisten Asceten noch immer aus dem Pabstthum anklebt, womit auch Hr. Oe. die andächtig und einsam erzogene Jugend abspeiset, sind in der That keine so gesunde Nahrung, als er denkt, geben keine Kräfte zur Stärkung der Seele in tugendhaften Gesinnungen, sondern machen vielmehr manches Gemüth in der Folge krank, und verursachen allerlei sittliche Gebrechen, welche hernach schwer zu heilen sind; denn die Erfahrung lehrt es täglich an tausend Beispielen, daß eine zu hoch gespannte Moral zur Sittenverbesserung nicht allein nichts fruchtet, sondern im Gegentheil viel Schaden thut. Kinder, die in dem Hause der Aeltern ganz wider die menschliche Natur, wie Mönche und Nonnen, erzogen werden, schweifen in den folgenden Jahren, so bald sie in Freyheit kommen, vielfältig gar sehr aus, und werden desto sittenloser, je gezwungener und klösterlicher ihre erste Erziehung war. — Wie unbestimmt läßt z. B. der V. den Begriff von Gleichstellung der Welt, Weltlust, Weltmoden u. d. g. wenn er dafür warnt. Die Grenze, wo da Weisheit und Tugend im Gebrauch der Welt aufhört, Thorheit und Laster aber anfangen, müsten noch genauer abgesteckt werden, als es hie und da, unter andern S. 573. ff. wo von Verleugnung der Welt geredet wird, geschehen ist.

Es würde zu viel Raum wegnehmen, wenn wir zur Bestätigung unsers Urtheils von dieser Oemlerschen Schrift viel ausziehen sollten. Einen wichtigern Fehler an dem Buche können wir aber nicht unbemerkt lassen, welcher darin besteht, daß der V. öfters die Lehren, die er der Jugend einschärfen will, auf schwache und unzulängliche, wo nicht gar auf falsche Gründe bauet, auf Gründe, die Kinder freylich leicht befriedigen, aber ihnen hernach, wenn sie zu reiferem Nachdenken kommen, keine Genüge mehr thun, wobei denn der fortdauernde Glaube an solche Lehren sehr in Gefahr ist. z. E. Nach Anleitung des Evangeliums vom reichen Mann will Hr. Oe. seine Kinder in der Ueberzeugung befestigen, daß es eine Hölle, oder Strafen für die Lasterhaften in jenem Leben gebe. Sie beweisen ihm solche aus der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, welche nicht bestehen könnte, wenn die Gottlosen, welche auf der Welt ungestraft davon kommen, nicht in jener Welt ihren ver-

dienten Lohn empfiengen. Gut! Sie wissen ihm selbige aber auch noch in schulgerechten Schlüssen aus dem Eifer und Ernst Gottes die Sünder aus der Hölle zu erretten zu demonstriren. „Gott, schließen sie, hat sich über alle „Sünder in Christo, seinem allerliebsten Sohne erbarmet, „und hat sie alle in ihm geliebet, darum muß eine ewige „Verdammniß seyn. Denn sobald als wir in Adam alle ge„sündiget hatten, so wurden wir alle Kinder des Zorns und „Menschen die verdammt werden sollten. Aber Gott er„barmte sich über uns alle. Er gab uns seinen eingebohr„nen Sohn, daß er uns wieder mit Gott versöhnen sollte. „Dahero spricht unser lieber Heiland selbst: Also hat Gott „die Welt geliebet rc. Wäre also keine Verdammniß oder „keine Hölle, so hätte uns Gott auch nicht in seinem Sohn „zu lieben nöthig gehabt u. s. w.„ Wahr ist es, wenn Christus Menschen von der Hölle erlöset, so ist auch eine Hölle. Allein was hätte man natürlicher erwarten sollen, als daß Hr. Oe. den jungen Leuten die Schwäche dieses hier auf ganz falsche Voraussetzungen gebauten Schlusses zeigen und ihnen die horrende Vorstellung benehmen würde, als hätte Gott die Sünde Adams allen Menschenkindern, ob sie gleich ihre Einwilligung darein nicht gegeben hatten, auch nicht geben konnten, weil Adam solche vor ihrer Existenz begieng, zugerechnet und sie deshalb alle zur ewigen Verdammniß verstossen müssen; eine Vorstellung, die man sich von keinem billig denkendem Wesen, geschweige von dem ewig gütigen und gerechten Gott machen kann. Aber nichts weniger. Der V. findet das Argument in seiner ganzen Schlußform sehr bündig und bekräftigts mit einem: „Ihr „habet Recht, meine lieben Kinder.„ Wie wenig überlegt doch Hr. Oe. seine Belehrungen. Ich lese wohl in der Bibel, daß Christus allen, die an ihn glauben, eine Ursache der ewigen Seligkeit geworden sey, daß uns Gott nicht im Zorn geschaffen habe, sondern die Seligkeit zu besitzen durch unsern Herrn Jesum Christum; aber das habe ich noch nirgends in der h. Schrift gefunden, daß alle Menschen um der ihnen zugerechneten Sünde Adams willen hätten ewig müssen verlohren gehen, wenn Christus nicht in die Welt gekommen wäre. Die deutliche Erklärung Gottes: Der Sohn soll nicht tragen die Missethat seines Vaters ist offenbar gegen jene Zurechnung, wie sie unsre Theologen behaupten, und Kindern ließe sich begreiflich machen, daß solche mit der göttlichen Liebe und Gerechtig-

keit

keit nicht bestehen könne. Aber das leidige System lehrt sie aus übel verstandenen Schriftstellen, oder aus der übel ersonnenen Idee eines caput repræsentatiuum, welches Adam für alle seine Nachkommen gewesen wäre. Und aus einer Jugend, die das System nicht lernt, wird, wie man glaubt, keine christliche Jugend.

Doch wir wollen noch ein wenig bei den übrigen Beweisgründen der Oemlerschen Kinder für die Gewisheit der Hölle verweilen. „Ey! was wird euch denn die Be„trachtung der Leiden und der Pein des Erlösers?„ fragt der V. K. „Allemal ein ewiger Beweis, daß eine ewige „Verdammniß gewiß sey, und daß Gott an denen Gottlo„sen seinen Zorn in der Ewigkeit nachdrücklich offenbaren werde.„ Recht, meine Lieben, sagt Hr. Oe. dazu. „Wer „es nicht glauben will, daß Gott so gerecht sey, daß er die „Sünden der Menschen so entsetzlich strafen werde, der „trete nur unter das Kreuze (Kreuz) Jesu, und betrachte „dessen Pein recht aufmerksam, so wird er sehen, wie „Gott, als der gerechte Richter, die Sünden der Men„schen an Jesu seinem Sohne, der der Bürge war, so ent„setzlich strafet. Ohnmöglich kann er alsdenn länger an „der Gewißheit der Hölle und der ewigen Verdammniß „zweifeln„ (Wenn ich keine andere Gründe als diesen unerweislichen hätte, so zweifelte ich wirklich sehr stark daran) „Ach! er höret, wie er selbst, der Sohn Gottes, „jammert: Mein Gott! Mein Gott! rc. da ihm Gott — „die Qualen der Hölle empfinden ließ„ — Ist das nun wohl was anders als hundertfältig angebrachte homiletische Deklamation? Ein Kind kann es nicht wissen, ob Jesus aus Empfindung der Höllenqual in diese Worte ausgebrochen sey, und glaubts, wenns ihm der Lehrer sagt. Aber der Ausdruck des Seufzers bringt es nicht so mit sich. Der tiefe Schmerz so vieler schmachvollen Leiden preßte ihm dies sehr verständliche Wort aus, welches an gar keine innerliche Höllenqual nur von ferne denken läßt. Und nun daraus die Gewisheit einer ewigen Verdammniß für die Gottlosen beweisen? — Dazu muß man doch wirklich den Kopf schütteln.

„Ich will euch aber noch einen Beweis davon ge„ben„ fährt der Vater fort. K. „Ey! sagen sie ihn uns! V. Wenn ihr nur ein wenig itzo in der Welt umherschauet, „so sehet ihr eine erstaunte (erstaunliche) Sicherheit und „ein rechtes gottloses Wesen. Wie steigt der Unglaube auf

„eine

„eine erstaunte Höhe. Seht ihr denn also nicht, wie sich „der Satan alle Mühe giebt, die Menschen recht in Un„glauben zu stürzen, und das ganze menschliche Geschlecht „recht atheistisch zu machen? K. Ach! leider! sehen wir „dieses„ (Wir können es nicht billigen, daß Hr. Oe. seinen Kindern die itzige Welt so gar teuflisch schwarz abmahlt, und ihnen das ganze menschliche Geschlecht als eine Rotte von Gottesleugnern und Bösewichtern vorstellt. Er wird sich doch wohl nicht einbilden, daß alle Menschen, die nicht gerade so denken, lehren, glauben, handeln als er, Sceleraten sind? Und wenn er das nicht thut, wie kann ihm so etwas aus der Feder fließen?) W. „Sollte denn „dieses nicht ein richtiger Beweis seyn, daß eine ewige „Verdammniß da sey? K. Allerdings. Denn wäre keine „Hölle da, oder keine Verdammniß, so würde sich der Sa„tan gewiß nicht so viele Mühe geben, die Menschen in „Unglauben zu stürzen und sie vom Himmel abzuführen.„ Da haben wirs. Wie die Alten sungen, so zwitzerten die Jungen. „Ey! ja! wohl! setzen sie noch hinzu, „O! so „viele Ungläubige, als wie wir sehen, so viele Beweise tre„ten uns unter die Augen, daß eine ewige Verdammniß „gewiß sey„ — Wie soll man wohl einen solchen Reli„gionsunterricht der Jugend nennen? Ob Hr. Oe. auch „wohl wissen mag, wer mit Schuld daran ist, daß viel Menschen, die doch ehedem in der christlichen Lehre unterwiesen worden, in der Folge in den Unglauben gestürzt und vom Himmel abgeführt werden? Wir wollen es ihm doch bei dieser Gelegenheit sagen. Gerade die Lehrer tragen, wiewohl wider ihre Absicht und ihre Vermuthung, einen Theil dieser Schuld, die bei ihren Schülern den Glauben an die evangelischen Lehren auf so seichte und jämmerliche Beweisgründe bauen. Wenn man so das Religionsgebäude gewisser Kinder, die im dreißigsten Jahre mehr beurtheilen können, als im funfzehnten, auf Sand gegründet hat, so kann es nicht fest stehen, und kein Wunder, wenn es dann von allerlei Wind der Lehre leicht hin und her bewegt wird. Man baue es auf einen felsigten Grund, so wird es auch Stürme aushalten. Auch Kindern läßt sich nach den deutlichen Erklärungen der h. Schrift faßlich genug zeigen, daß eine böse lasterhafte Seele, so lange sie so bleibt, nicht glücklich seyn könne; daß die Folgen unserer gegenwärtigen Handlungen sich bis auf das künftige Leben nach dem Tode hinaus erstrecken; daß unser Schicksal in jener Welt die-

sen genau angemessen, also nach Masgebung derselben gut oder übel seyn werde; daß ein im Tode noch arger Mensch alle seine schlimmen Gesinnungen gerade so, wie sie hier gewesen sind, in jenes Leben mit hinüber nimt, und nach den ewigen Gesetzen der Ordnung und Weisheit Gottes nothwendig dort erndten müsse, was er hier gesäet hat. Wer dieses früh einsehen lernt, der wird nimmermehr an der Gewisheit zukünftiger Strafen für das Laster zweifeln, und den Einwendungen derer, die sie leugnen wollen, hinlänglich begegnen können. Andere Gründe sind leicht über den Haufen zu werfen.

T.

Toleranzbrief an die Oberhessische Geistlichkeit. Frankfurt und Riga. 1774. 8. 3 Bogen.

Zweiter Toleranzbrief, eine Unterredung mit dem ersten, nebst einem Avertissement, die Pränumeration auf die zwote Auflage betreffend. Frankfurt und Riga. 1774. 8. 2 Bogen.

Ein Paar Tumultzettel wider den jüngeren Bahrdt, den man anpacken soll, vermuthlich von einem wilden Studenten oder sonst jemanden, aus dem der rohe Bursche noch spricht, geschrieben. Man schämt sich, sie zu lesen, so plump ist der Witz und so pöbelhaft die Sprache. Aus dem zweiten, der der gröbste und abgeschmackteste ist, wird man gar nicht einmal klug. Der ihn geschrieben, hat vordotirt. Das Avertissement lautet so: „Eine ehrsame Metzerzunft zahlt „auf jeden Ballen Toleranzbriefe 21/2 Pfund Wurst, und „beim Empfang 1 Pfund Schweinefleisch für den Verfasser des ersten, und ein Kalbsgekröse für den Verfertiger „des zweiten, weil er ein ausnehmender Liebhaber davon „ist; besonders in einer Zwiebelbrühe u. s. w. Wie erniedrigend und schimpflich ist es für seyn wollende Glieder der gelehrten Republik, sich wie das ungesittete gemeine Volk einander zu behandeln!

Ez.

E. E. Ministeriums Vorstellung gegen die den holländisch-teutschen Reformirten in Hamburg zu verstat-

stattende freie Privat-Religionsübung, unter dem Schutz und der Oberaufsicht E. Hochedlen und Hochweisen Raths. Mit hinzugefügten Anmerkungen. Ein Beitrag zur Geschichte der Toleranz in der protestantischen Kirche, in der letzten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. 1774. 4. 44 Seiten.

Die reformirte Gemeine in Hamburg, welche sich bisher unter dem Schutz der Generalstaaten zur holländischen Gesandtschaftskapelle gehalten hatte, wünschte die freien Uebungen ihres Gottesdienstes in der bisherigen Kapelle auf dem Valentinskamp unter dem Schutz und der Oberaufsicht des Hamburgischen Magistrats fortzusetzen. Sie thaten darum Ansuchung, und der weise Magistrat hatte den Entschluß gefaßt, in ihr Gesuch zu willigen. Er theilte dem lutherischen geistlichen Ministerium das Decret mit, um zu erfahren, ob solches mit dem von den Reformirten ausgestellten Revers, in Ansehung der Jura stolæ, zufrieden wäre. Wer hätte nicht denken sollen, daß ein Collegium, welches aus so manchen einsichtsvollen und rechtschaffenen Männern besteht, ein ansehnliches Corps von Geistlichen, durch deren Unterricht und Beispiel die Weltleute sollen gebildet werden, eine so gute Gelegenheit mit Vergnügen würde ergriffen haben, um ihre tolerante Gesinnung gegen protestantische Mitchristen öffentlich an den Tag zu legen, und zugleich die Liebe und das Zutrauen aller edelmüthigen Reformirten, zur Ehre unsrer Kirche in Hamburg auf ewige Zeiten zu gewinnen? Nicht denken sollen, da der lutherischen Geistlichkeit durch den Revers der Reformirten gewisse Vorrechte sicher genug gestellt waren, daß es dem Magistrat mehr zurathen als abrathen würde, einen Schritt zu thun, der für die Beförderung einer wünschenswürdigen Harmonie unter den Gliedern beider Partheien, und für die Abstellung alles Misverständnisses und aller, der Religion des Evangeliums im Grunde so nachtheiligen sektirischen Unverträglichkeit, in Deutschland sehr wichtig hätte werden können? weil man gewiß in mehreren Reichsstädten Hamburgs rühmlichem Beispiele gefolgt seyn würde. Allein die Sache ging ganz anders. Das lutherische Ministerium ließ eine Vorstellung dagegen abfassen, und erklärte feierlich: Wir können in die freie öf-

fent-

fentliche Religionsübung der Reformirten nicht willigen, denn es ist wider die Grundverfassung unserer Stadt, wo nur die Augsburgischen Confessionsverwandten ein öffentliches Religionsexercitium haben dürfen — Wir Ministeriales stehen unter einer besondern eidlichen Verpflichtung, nie zuzugeben, daß eine öffentliche reformirte (so wenig als papistische) Kapelle in dieser Stadt aufgerichtet werde. Es muß uns beugen, daß uns will angemuthet werden, derselben zuwider zu handeln — Der Senat und die Bürgerschaft hat auch beschworen, auf die Grundverfassungen der Stadt zu halten — Die Reformirten werden, wie in Bremen, immer weiter um sich greifen und aus ihren Schranken treten. Alles Widersprechen gegen ihre unbefugte Usurpationen wird nichts helfen — Die französisch Reformirten und Katholiken werden gleiche Freyheiten verlangen, und endlich wird die evangelisch-lutherische Religion völlig verschlungen werden — Die Reformirten werden mehr Häuser kaufen. Die kommen dann aus dem nexu mit unsern Kirchen. Darüber verliehrt der Gotteskasten und unsere Armenpflege, welches wir schon empfindlich fühlen. Die Nahrung, die den Fremden zuwächst, entgeht den lutherischen Bürgern — Wir haben viel theure Zusagen vom Magistrat, daß wir bei der alleinigen öffentlichen Uebung unserer Religion sollen geschützt werden — Wir protestiren also aufs feierlichste wider die Sache, und werden zur Abwendung derselben alle Wege vorkehren, welche Gott, (Wenn man doch Gottes Namen nicht so mißbrauchte, dem der fromme reformirte Christ gewiß eben so angenehm ist, als der lutherische) sein Wort, (Gottes Wort billigt den Sektengeist nicht, sondern verwirft ihn) unser Amt und Gewissen (Es giebt auch ein irriges Gewissen. Zur Berichtigung desselben hat uns Gott in unsern Zeiten Licht und Aufklärung genug geschenkt) und dieser guten Stadt Fundamentalgesetze an die Hand geben. (Es ist kein großer oder kleiner Staat in der Welt, dessen Fundamentalgesetze nicht nach Beschaffenheit der Zeiten und Umstände Abänderungen gelitten hätten. Die Gewalt, solche Abänderungen zu machen, steht lediglich bei der Obrigkeit, und es können sich Fälle ereignen, wo sie nicht allein nach aller Billigkeit und Vernunft, sondern selbst aus Religions- und Gewissenspflicht dazu verbunden ist. Wer will es ihr wehren, die urältesten Fundamentalgesetze, wenn sie wider den gesunden Menschenverstand und

das ächte Christenthum streiten, welches man bei ihrer Entstehung nicht einsahe, aufzuheben, und menschlichere, weisere, dem Geist der christlichen Religion gemäßere an ihre Stelle zu setzen?) Wir bitten und vermahnen also als Seelsorger, daß die Reformirten mit ihrem ungerechten Gesuch abgewiesen werden; widrigenfalls schieben wir denjenigen, die wider alles Vermuthen und Hoffen ihnen in ihrem Gesuch behülflich sind, oder in dasselbe consentiren, die Sache selbst mit ihren traurigen Folgen, zur Verantwortung vor dem Richterstuhl Christi an jenem Tage (O! des abgenutzten Weidespruchs!) ins Gewissen; zumal, da unsere ganze heilige Religion dabei in großer Gefahr stehet, und die leider! schon so hoch gestiegene Gleichgültigkeit in Glaubenssachen, durch dergleichen Begünstigungen immer weiter getrieben wird. (Also breiten unsre protestantischen Brüder Gleichgültigkeit gegen die Religion und den christlichen Glauben aus? Und das schämt der Concipient dieses Aufsatzes sich nicht, ihnen ins Gesicht zu sagen?)

So wollte doch der Rec. um alles in der Welt willen nicht seinen Namen unter eine solche Vorstellung mit geschrieben haben. Sie blieb indessen nicht ohne kräftige Wirkung, denn die Stimme der Priester ist allenthalben die Stimme des Volks. Wie ihm diese vorrufen, so schreit der undenkende Haufe nach. Der hamburgische Rath, welcher das Gesuch der Reformirten, nebst den beiden ersten bürgerlichen Collegien bereits zugestanden hatte, konnte nicht durchdringen. Die versammelte Bürgerschaft, da es zum Schluß damit kommen sollte, schlug es mit großem Uebergewicht der Stimmen ab, und so wurde nichts aus der Sache.

Da hat sich nun ein weiser unpartheiischer Mann lutherischer Confession nicht enthalten können, die Ministerialvorstellung, welche häufig in Abschriften herumging, drucken zu lassen und mit Anmerkungen zu begleiten, deren wesentlicher Inhalt dahin geht: Die reformirte Gemeine hat schon immer in Hamburg unter dem Schutz fremder Gesandten Bethäuser oder Kapellen gehabt, schon längst ihre Kirchenvorsteher, Prediger und Kirchenbedienten selbst gewählt, schon längst die Freiheit gehabt, daß ihre Verlobten in der Kapelle sind proklamirt und von ihren Geistlichen copulirt worden. Sie sucht im Grunde nichts neues. Sie will nur den Schutz des Senats mit dem

Schutz

Schutz der Gesandten verwechseln, um dadurch in eine nähere Verbindung mit dem Staat und dessen Obrigkeit, der sie unterthan sind, gleich den Einwohnern und Bürgern lutherischer Confession zu treten. Sie sucht keine freie öffentliche, sondern nur eine freie Privat-Religionsübung. (Was diesen letzten Punkt betrift, so sollte der Rec. nicht glauben, daß die reformirte Gemeine bisher ohne Gesang und Klang, oder bei verschlossenen Thüren, ihren Gottesdienst gehalten hätte, und künftig halten wolle. Der Eingang zum Bethause wird doch einem jeden, auch Lutheranern, offen gestanden haben, und ferner offen stehen. Wo sich eine Gemeine an einem bestimmten Ort und zu bestimmten Zeiten, ohne daß jemanden der freie Zutritt verwehrt wäre, zum gemeinschaftlichen Gottesdienst mit Vorwissen und Genehmhaltung der Obrigkeit versammelt, da ist nach der natürlichen Bedeutung des Wortes doch wohl ein freier öffentlicher Gottesdienst, wenn das Versammlungshaus gleich keinen Thurm und Glöckchen hat. Nach den gelehrten Distinctionen der Kirchenrechtslehrer mag „zwischen dem öffentlichen Religionsexercitio und dem stillen Hausgottesdienst — wie ihn z. B. die Protestanten in „Venedig haben — noch ein Mittelding seyn, nemlich die „freie Privatreligionsübung.„ Philosophisch betrachtet ists wohl ein leerer Wortstreit, wenn das lutherische Ministerium sagt: die Reformirten hätten bisher keinen freien öffentlichen Gottesdienst gehabt; und diese widersprechen: wir verlangen ihn auch aufs künftige nicht, sondern nur eine freie Privatreligionsübung.) — Die Reformirten begehren keine Parochialhandlungen, sondern nur Ministerialhandlungen. (Dieser Unterschied bedeutet auch nicht viel. Wo keine eigene Parochien für sie sind, da fallen jene von selbst weg. Aber die Ministerialhandlungen sind von keinem geringern Werth. Es giebt mehr große Städte, wo die Reformirten keine eigenthümliche Parochien haben, allein ihre Prediger verrichten überall Ministerialhandlungen, und das gilt daselbst so viel, als wenn sie Parochi wären.) — Die Juden waren im A. T. gegen die unter ihnen wohnende Fremdlinge toleranter, als heut zu Tage Christen gegen Christen. (Schande genug für die Bekenner eines und ebendesselben Evangeliums.) Das ganze N. Test. weiß nichts von Thurm und Geläute, von Parochialhandlungen, von feststehenden Kanzeln, Orgeln und Gestühlen. Der Unter-

schied zwischen herrschenden und geduldeten Kirchen ist bloß politisch. Nicht die Geistlichkeit, sondern die Obrigkeit des Staats darf entscheiden, was in Ansehung ihrer nach Natur- und bürgerlichen Gesetzen Rechtens sey. (Sehr wahr.) — Nach dem ersten Artikel des Hauptrecesses von 1603 ist es in Hamburg keinesweges verboten, zu keiner Zeit andern Religionsverwandten neben den Lutheranern freien Gottesdienst zu erlauben. — Auch der westphälische Friede ist so wenig als die Grundverfassung der Stadt Hamburg gegen das Gesuch der Reformirten. — Die Geistlichen müssen ein gut Beispiel der Vertragsamkeit und Religionsduldung geben, sich aber nie in politische Dinge mischen. — Die eidlichen Verpflichtungen des Ministeriums sind entweder unter öffentlicher Autorität, oder eigenmächtig eingegangen. Im ersten Fall hebt die Obrigkeit, wenn sie Aenderungen verfügt, solche stillschweigend auf; im letzten sind sie unnatürlich und sträflich. (Ich möchte wohl wissen, wenn ich jemanden den Tod geschworen hätte, ob ich den Eid auch halten müßte?) — Kein Mitglied des Senats hat es je in seinen Eid genommen, nie eine fremde öffentliche Religionsübung zuzugeben. — Die Vorspiegelung von den zu besorgenden fürchterlichen Usurpationen der Reformirten ist blosse Deklamation. (Ja wohl ist sie das. Die Geschichte von Bremen, welche der V. hier kürzlich erzählt, gehört nicht hieher. Wenn jenes Vorgeben Grund hätte, so müßten in dem Preußischen längst alle Lutheraner von den Reformirten verschlungen seyn. Ueber hundert Jahre wohnen sie zusammen, und sind glücklich mit einander, und die Gemeinen der letztern, da doch der Hof von ihrer Confession ist, nehmen nicht zu, sondern eher ab. Wie schreckt man doch die Menschen so oft mit leeren Phantomen!) — Das geistliche Ministerium muß es dem Rath überlassen, was es in Ansehung der französisch Reformirten und Katholiken im Fall eines ähnlichen Gesuchs zu verfügen der Stadt für zuträglich finden möchte. — In Hamburg wird von den Häusern nichts zum Besten der Kirchenärarien beigetragen. Alle Beisteuern zum Gotteskasten sind notorisch persönlich und größtentheils willkührlich. Die Reformirten tragen zu der jährlichen öffentlichen Sammlung ordentlich und reichlich bei. Sie würden auch häufiger in die lutherischen Kirchen kommen, und dort in die Becken und Klingesäckel einlegen, wenn sie nicht befürchten müßten, als Gotteslästerer, Rottengeister und Leute,

die Grundstürzende Irrthümer hegten, verketzert und verdammt zu werden. Die wahren Ursachen, aus welchen die Beiträge zu den Armenanstalten abnehmen, sind die Abnahme der Handlung, der eingerissene Luxus, die Lotteriesucht und andere mehr (dieses erfährt man anderswo auch) — Die Reformirten vermehren allerdings die Nahrung und das Gewerbe der Stadt — Der Schluß der Ministerialvorstellung enthält unüberlegte Ausdrücke und bittere Vorwürfe. Das luther. Ministerium hat in Kirchensachen ein votum consultatiuum, nie aber ein jus contradicendi (aber sein Widerspruch ist doch von so großer Wirkung) Man hat das Ministerium nicht, wie mancher glauben wird, zu bestechen gesucht, um die Sache der Reformirten zu unterstützen; sondern die demselben vorbehaltenen Jura Stolæ sind das Geld, das sie, nach dem Ausdruck des Concipienten, von ganzen Herzen verabscheuen, und welches ihnen angeboten worden, daß sie dafür die theure Gerechtsame ihrer Kirche verkaufen, durch Brechung ihrer eidlichen Verbindung ihr Gewissen so schwer verletzen, und ihren Nachkommen Ursache geben sollten, über sie zu wehklagen — (Diese Verdrehung verräth ihren, in solchen Wendungen geübten, Urheber sehr sichtbar) — Anmerkungen zu der feierlichen Vorforderung vor dem Richterstuhl Christi an jenem Tage — Der Revers, der von den Reformirten ausgestellt werden sollte.

Alles dieses mag man in den angezeigten Blättern lesen, und dann sagen, ob es in unsern Tagen schon überflüssig geworden sey, Toleranz zu predigen.

Wohlmeinendes Schreiben an Herrn Philaret, bei Gelegenheit der itzigen Streitigkeiten einiger Geistlichen in M*** von Pistophilus. 1774. in 8.

Ein Paar vernünftige Worte zur Beilegung des Streits über die geistlichen Erfahrungen im Christenthum, welche Pistophilus, nicht in so fern sie sich auf dunkle Gefühle und Phantasien, sondern auf innerliche Glaubens- und Gewissensempfindungen gründen, gegen Philaret, der ihnen ohne Ausnahme abhold ist, vertheidiget.

Widerlegter falscher Begriff vom Glauben. Bützow und Wismar, in der Berger- und Boednerischen Buchhandlung. 1774. 8. 2 Bogen.

Da einige Gottesgelehrte „um dem Glauben an Chri„stum aus dem System der Rechtschaffenheit auf eine „höfliche Art die Thüre zu weisen„ itzt unrichtige Begriffe von diesem Glauben geben, so will sie der V. widerlegen. Der Glaube ist also nicht herzliche Annehmung der Lehre Jesu (Nutzbarkeit des Predigtamts S. 126.) Nein, denn auf die Art glaubten die Socinianer, ja wohl gar die Türken auch an Jesum, in so fern sie seine Lebenslehren annehmen, und zwischen ihrem und der Lutheraner Glauben wäre kein Unterschied; überdies sollen wir ja nicht bloß die Lehren Jesu annehmen, sondern auch seine Person; — er ist auch nicht das, wovon der V. der Gründe für die gänzliche Abschaffung der Schulsprache des theol. Systems in dieser Brochüre schwatzt — sondern, was denn? Annehmung Christi zum Erlöser, Zueignung seines Verdienstes, oder der durch seine geleistete Versöhnung erworbenen Vergebung der Sünden — Man bekommt itzt viel dergleichen fliegende theologische Blätter aus dem Meklenburgischen zu sehen. Unter andern auch:

Epistolæ binæ, quarum altera dubia quædam contra articulum de satisfactione Christi moventur; altera vero hæc dubia e sacra scriptura indubitatis argumentis dissoluuntur, in usum temporis nostri publicatæ, a cultore quodam veritatis euangelicæ haud infucato. Buzovii et Wismariæ, apud Jo. Andr. Bergerum et Jac. Boednerum. MDCCLXXIV. 8. 2 Bogen.

Wenn der zweite Briefsteller dem ersten, der ihn um die Auflösung einiger Zweifel gegen die gewöhnliche Lehre von der Genugthuung Christi bat, geschrieben hätte: Guter Freund, lies von unsern dogmatischen System- und Compendienschreibern, wen du willst, da wirst du finden, was du suchst, so wär es eben so gut gewesen. In der H. Schrift steht: Christus hat sich selbst zum ἀντίλυτρον ὑπὲρ πάντων gegeben — Daraus folgt alles. Wer kann wider dies ungezweifelte Argument etwas aufbringen? — Bei Beantwortung der Einwürfe ist das qui bene distinguit, bene docet, wohl beobachtet. „Wenn Christus Gotte genug gethan hat, schrieb jener, so müsten wir ja, da er

„auch Gott ist, ungereimter Weise behaupten, er hätte sich „selbst genug gethan. Antw. Dies zu sagen, ist auch nichts weniger als ungereimt. Paulus lehrt es 2 Cor. 5. 19. Man muß nur zwischen Gott, wesentlich und persönlich betrachtet, einen Unterschied machen. Christus hat sich selbst als wesentlichen Gott betrachtet, sibi ipsi Deo essentialiter spectato, genug gethan — „Wenn Christus ein „unendliches Lösegeld für die Menschen bezahlt hat, so „würde es von Seiten Gottes ungerecht seyn, die Gottlo„sen doch noch unendlich zu strafen„ Antw. Die Verdammten in der Hölle bezahlen da kein Lösegeld für sich, sondern sie leiden die sich freiwillig zugezogene Strafe, und zwar wegen der verworfenen Genugthuung Christi, die sie nicht haben im Glauben annehmen wollen — „Aus der „gewöhnlichen Hypothese würde folgen, daß der Sohn „Gottes uns mehr geliebt hätte, als der Vater und der „heilige Geist. Antwort: Mit nichten. Denn in Gott ist ein Wesen und ein Wille. Der Sohn hat gelitten, und der Vater und der heilige Geist haben dieses Leiden beschlossen und genehm gehalten. Daß Gott stürbe, war nothwendig, denn das in Sünden gerathene menschliche Geschlecht konnte nicht anders als durch den Tod Gottes selbst erlöset werden. Apg. 20, 28. Daß nun aber gerade (definite) der Sohn Gottes starb, war eben nicht nothwendig. Es hätte auch der heilige Geist ins Fleisch kommen und den Tod übernehmen können, wenn es der hochheiligen Dreieinigkeit also gefallen hätte. Warum aber gerade (præcise) der Sohn gelitten hat, davon liegt die Ursache in der unergründlichen Weisheit Gottes verborgen, und es kömmt uns nicht zu, über die h. Schrift hinaus weise seyn zu wollen, und nach Dingen zu fragen, die der allerweiseste Gott uns verhehlet hat — Sieht nicht jedermann, was unsere Zeiten aus der öffentlichen Bekanntmachung beider gelehrten Briefe für Nutzen ziehen werden? Eben soviel als aus den

Untersuchungen der neuesten theologischen Streitigkeiten, in so ferne sie den Grund und die Ordnung des Heils betreffen. Erstes Stück. Bützow und und Wismar, in der Berger und Boednerischen Buchhandlung. 1774. 8. 250 Seiten.

Dies Buch ist schwerer am körperlichem Gewicht als die vorangezeigten Blätter; nach dem Gewicht der Gründe, die sie den neuen Religionsverbesserern entgegen setzen, halten sie sich aber ziemlich die Waage. Da durch die annoch größten rechtgläubigen Lehrer unserer Kirche dem einreißenden Uebel, das diese Herren durch ihre listigen und dreisten Angriffe auf die christliche Wahrheit anrichten, nicht genug Einhalt geschiehet, so will ihn der V. thun, und aus alten bewährten Schriftstellern, die jene nicht müssen gelesen haben, weil sie sonst leicht eines bessern hätten können überzeugt werden, ihre Irrthümer zu widerlegen suchen. Die Gegner, sagt er, wärmen ja auch nur den alten Kohl immer wieder auf, indem Democritus und andere vor ihnen schon dasselbe gesagt haben; warum sollte ichs nicht so machen? Dies erste Stück ist mehrentheils wider unsern würdigen Spalding, und enthält folgende Untersuchungen. 1) Ob Rechtschaffenheit, das ist, die Richtigkeit der Gesinnungen einen solchen Grund der Beruhigung, des Trostes und der Hofnung geben könne, welcher wirklich den Bedürfnissen und Wünschen der Seele ein Genügen thut? — Nein. 2) Ob Rechtschaffenheit eine Bedingung und wirkende Ursache der menschlichen Glückseligkeit ausmache? — Nein. 3) Welche Religionslehren sind die nöthigsten gepredigt zu werden? — Die evangelischen von Christo und seinem Verdienst. 4) Ob die theoretischen Lehren, dergleichen die von der heiligen Dreieinigkeit, und von den beiden Naturen in Christo, insbesondere die letztern, (wider Hrn Hermes und Consorten) gar nicht zur Besserung dienen, und also die Erkentniß derselben unnütz sey? — Behüte Gott, sie sind sehr nützlich, sie dienen zur Besserung. 5) Ob es möglich sey, dem gemeinen Manne, nachdem man ihm Begriffe von der heil. Dreieinigkeit und der Person Christi beigebracht, davon wirkliche Ueberzeugung zu geben, daß diese Lehren Wahrheiten sind? Ja freilich, wer wird daran zweifeln. — Lies, lieber Leser, wenn dirs gelüstet und urtheile, ob der V. selbst untersucht, oder ob er das, was andere längst sollen untersucht haben, und die Kirche jederzeit für Wahrheit angenommen hat, den ketzerischen Theologen nur wiederum von neuen ins Gewissen schiebt, daß sie es nicht dafür annehmen. Ihr Herren insbesondere, die der Untersucher vorzüglich im Auge hat, müßt nicht lesen, als wenn ihr recht kaltes Blut habt, und nicht empfindlich werden,

wenn

wenn man euch auch für Satansengel erklärt. Gelinder kommt ihr nicht weg, „denn es ist merkwürdig, „sagt der V. S. 213., „daß diejenigen Lehrpunkte, worüber man in „unsern Tagen aufs neue zu streiten anfängt, und welche „besonders Christum, den Grund des Heils betreffen, fast „alle von den ersten Jahrhunderten streitig gewesen sind, „zum Beweis, daß (es) dem Teufel daran sehr gelegen sey, „diese Hauptwahrheit, worauf sich allein die Hofnung der „Seligkeit gründet, durch seine Helfershelfer zu vers„drengen.„

T.

M. Carl Gottlob Clausnitzers, Probsts und Superintendenten zu Cloden Untersuchung der Frage, welche Erklärung der Ehegesetze Mosis für das Gewissen die sicherste sey. Leipzig, bey Schwickert. 8 Bogen in 8.

Es ist, wie auch schon der Titel sagt, nicht sowohl die Absicht des Verf. über die Ehegesetze Mosis selbst etwas entscheidendes vorzutragen, sondern nur vornemlich ängstlichen Gewissen in dieser delikaten Sache sicher zu rathen. Er schreibt dabey sehr bescheiden, und urtheilt so unpartheiisch, als man es nur immer von iemanden, der schon selbst einem gewissen System ergeben ist, erwarten kan. Denn das verbirgt der Verf. gar nicht, daß er die strengere Erklärungsart in dieser Materie für die richtigste halte; ob er gleich dabey seiner Gegenparthei in manchen Stücken mehr nachgiebt, als sie selbst verlangen mag. Wir würden wenigstens, da wir nach unserer Ueberzeugung die Ehegesetze Mosis nicht für das halten, wofür sie Hr. C. ansieht, dennoch nicht einmal so weit gegangen seyn, daß wir mit ihm so gar die nächsten Ehen zwischen Eltern und Kindern nach dem Naturgesetze für zuläßig erkläret hätten. Die bloße gesunde Vernunft findet in der That die erheblichsten Ursachen, gegen dergleichen Ehen zu protestiren. Und wenn dies gleich nicht zu allen Zeiten und unter ieder Nation gleich deutlich erkant worden ist, so müssen doch die üblen Folgen der Blutschande schon zu Mosis Zeiten unter den Kananitern so merklich gewesen seyn, daß es Gott diesen Völkern als eine wirkliche Vergehung anrechnen konte, daß sie solches nicht eher ernstlich erwogen und zur Abschaf-

fung solcher Greuel Anstalt gemacht hätten. Einzelne Fälle und selbst die Ausschweifungen eines ganzen Volks, wenn sie gleich durch lange Uebung das Ansehen der Observanz erhalten haben, beweisen noch nicht, daß dies oder ienes nicht zum Naturgesetze gehöre, wenn es sonst durch richtige Schlüsse dahin gezogen werden kan. Wie es denn überhaupt wohl wenige natürliche Pflichten giebt, welche nicht unter gewissen Umständen nach Recht und Billigkeit Ausnahmen zulassen solten. Desto mehr hat es uns gewundert, daß der Verf. hernach so weit geht, daß er diese Eheverbote Mosis unter die universalen positiven Gesetze Gottes rechnet, und ihnen also um iener von Moses geschehenen Publikation willen noch eine Verbindlichkeit für uns Christen zuschreibt. Wir kennen keine andere positive göttliche Anordnungen, die uns ietzo verbinden könten, als dieienigen allein, welche uns Christus ausdrücklich im Namen seines Vaters bekant gemacht hat. Dies ist in Absicht der Mosaischen Eheverbote nicht geschehen. Die Apostel haben darüber eben so wenig etwas entscheidendes gesagt; aber aus ihren wiederholten ernstlichen Behauptungen, daß wir vom ganzen Zwange des Levitischen Gesetzes frey seyn solten, folgt es schon, daß wir an iene Israelitische Einrichtung nicht weiter gebunden sind; ob es sich gleich von selbst versteht, daß eine weise christliche Obrigkeit immer noch verpflichtet sey, solche Einschränkungen in diesem Stücke zu machen, wie es der Aufnahme des Staats und der Beförderung guter Sitten am zuträglichsten ist. Aus dem, was Paulus gegen den Blutschänder 1 Kor. 5. vornahm, läßt sich wohl mit Grunde nicht erweisen, daß der Apostel noch die Gültigkeit iener Gesetze geglaubt habe. Ein solches offenbares Skandal, (denn das war es selbst in den Augen der Heiden) verdient allemal eine so öffentliche Bestrafung; und wenn man noch dazu nimt, wie doch sehr wahrscheinlich ist, daß der Vater dieses Verbrechers zu eben der Zeit noch gelebt, und daß Letzterer seinen strafbaren Umgang mit seiner Stiefmutter auch nach dem Uebergange zum Christenthum fortgesetzt habe; so bleibt auch nicht der geringste Schein einer Beweiskraft in dieser Stelle für den Verf. übrig. Doch was wir hier weitläuftig sagen könten, ist schon von andern gelehrten Männern z. E. Michaelis, mit vieler Gründlichkeit geschehen; und wir hoffen gewiß, daß es redlichen und nachdenkenden Gemüthern nicht mehr an Hülfsmitteln fehle, sich in dieser Angelegenheit

eine

eine gewisse Ueberzeugung zu verschaffen. Wer indessen bis dahin nicht kommen kan, der muß freilich von solchen Heyrathen abstehn. Und was den gemeinen Mann anlangt, der zur eigenen Prüfung offenbar nicht geschickt ist, so richtet sich derselbe nach den Gesetzen seines Landes; und entstünden dagegen etwa einige Zweifel in seinem Herzen, so sucht er entweder Rath bey verständigen Leuten, oder er wählt den Weg, den er ohne alle Zweifel betreten kan. Zu wünschen wäre es hiebey, daß alle Geistliche im Stande seyn mögten, ängstlichen Gemüthern nach Gründen zu rathen, und daß es nicht so viele geben mögte, die selbst nicht wissen, was sie glauben, oder doch allein das für wahr halten, was etwa ihr alter akademischer Lehrer oder das Konsistorium des Landes dafür erklären. Der Verf. meynt zwar am Ende seiner Abhandlung, daß es überhaupt am besten wäre, niemanden zu einer solchen Heyrath wider die Ehegesetze Mosis zu rathen; weil es doch möglich sey, daß sich seine Ueberzeugung in der Folge wieder ändern könne. Wir wissen auch recht gut, daß dieser Rath des Hr. C. schon von mehreren berühmten Theologen gebilligt, und nur ganz neuerlich in einer Recension dieser Schrift als das sicherste angepriesen worden sey. Allein wir gestehen gern, daß es uns gar sehr befremdet, wenn gelehrte Männer ein so schwankendes Fundament zur Beruhigung der Gewissen festsetzen wollen. Oft hat iemand sehr dringende Ursachen, sich mit einer nahen Anverwandtin z. E. der Frauen Schwester zu verheyrathen, und nicht ieder läßt sich alsdenn mit der Antwort abtrösten „es sey das sicherste, solche Heyrath „zu unterlassen;„ er will vielmehr wissen, ob es mit guten Gewissen geschehen könne, oder nicht. Gelehrte Männer, die selbst gewisse Ueberzeugungen vorgeben und dabey der strengern Parthey zugethan sind, solten also viel lieber dahin arbeiten, daß diese wichtige Streitfrage endlich einmal mit völliger Gewißheit entschieden werden könte; sie solten es besser als bisher darthun, daß die Eheverbote Mosis auch uns Christen verbinden: oder, wenn sie das nicht vermögen, so solten sie nicht mit einer so ängstlichen Miene das argumentum a tuto gebrauchen, welches in solchen Fällen, wo man nach andern Gründen entscheiden kan, ein sehr schlechter Nothhelfer ist. Selbst die Uneinigkeit großer und rechtschaffener Gottesgelehrten über eine Anordnung, die doch von algemeiner Verbindlichkeit seyn soll, ist schon Beweises genug, daß sie es wirklich für uns nicht

sey;

sey; sondern daß es der Stifter unserer Religion unserm eigenen Nachdenken überlassen habe, hierin nach vernünftigen und christlichen Gründen und also den verschiedenen Umständen gemäß zu entscheiden. Der Recensent ist gewiß kein Freund zügelloser Freyheiten; er glaubt vielmehr, daß in Ehesachen vorzüglich große Einschränkungen erfordert werden: aber er wünscht doch eben so sehr, daß man unsere ganze Verbindlichkeit in diesem Stücke nicht mehr aus dem Gesetze Mosis, das uns Christen durchaus nicht verbindet, sondern aus andern sicheren Quellen herleiten mögte.

Q.

Christlicher Eltern Weihnachts- und Neujahrsgeschenk an gute und geliebte Kinder. Hamburg und Leipzig, 1774. 12 Bogen. 8.

Wahrscheinlich ist diese Samlung verschiedener prosaischen und poetischen Stücke von dem Buchführer selbst, oder doch von einem anderem auf dessen Veranstaltung, zusammengetragen worden. Man gab ihr hernach einen Titel, der die Käufer anlocken konte, ohne eben sehr gewissenhaft zu untersuchen, ob er sich zu dem Inhalte passe oder nicht. Es sind zwar einige recht schöne Betrachtungen, besonders unter den prosaischen Stücken, z. E. ein paar Predigten vom Herrn Spalding anzutreffen, und einige wenige Lieder mögten auch noch so hingehen: allein, wenn man das Ganze, als ein für Kinder bestimtes Geschenk betrachtet, so ist es zu diesem Zweck schlechterdings untauglich. Es ist schon sehr viel von der zarten und flüchtigen Jugend verlangt, wenn sie 12 Bogen zur Erbauung durchlesen soll; und wenn diese nun noch dazu mehrentheils solche Sachen enthalten, die mehr für ein reiferes Alter geschrieben sind und geübtes Nachdenken erfodern; oder die gar in eine schwülstige poetische Schreibart eingehüllt sind, wie die mehresten der hier mitgetheilten Oden; so begreifen wir gar nicht, was für ein Nutzen daher für Kinder entstehen könne. Wir billigen es sonst sehr, daß man bey besonderen Gelegenheiten die Aufmerksamkeit der Kinder gegen die Religion durch ein schönes Buch erwecke, sie unvermerkt mit den wichtigsten Wahrheiten derselben bekant mache und zum Lesen und eignen Nachdenken gewöhne. Aber solche Bücher müßten gewiß gar

anders

anders eingerichtet seyn, als das gegenwärtige. Uns dünkt, auf 1 oder 2 Bogen ließe sich schon sehr viel Gutes von Jesu Geburt; von den heilsamen Folgen derselben; von den Vortheilen, welche uns eine frühzeitige Folgsamkeit gegen die Anweisungen dieses großen Wohlthäters bringet; von dem Wechsel der Zeiten und der Vergänglichkeit dieses Lebens und aller irrdischen Dinge u. s. w. zusammen fassen. Kurze faßliche Betrachtungen, rührende Erzählungen, Gebete und Lieder in der Sprache des kindlichen Herzens geschrieben, könten darin auf eine angenehme Weise abwechseln. Denn durch eine einförmige Einrichtung einer solchen Schrift wird die Aufmerksamkeit des flüchtigen Alters zu geschwinde ermüdet — Doch genug. Wir wünschen, daß wir künftig Gelegenheit finden mögen, mehrere und glücklichere Versuche dieser Art unsern Lesern bekannt machen zu können.

Auszug aus den symbolischen Büchern der evangelisch-lutherischen Kirche, von M. Caspar Gottlob Langen, Pfarrern in Wolkenburg. Chemnitz, bey Stößel. 1774. 24½ Bogen in 8.

Herr Lange hat es, wie wir gerne glauben, bey diesem Auszuge aus den symbolischen Schriften unserer Kirche sehr gut gemeynt, und uns mit vieler Sorgfalt und Treue das hauptsächlichste daraus mitgetheilet. Ja, er ist dabey so vorsichtig gewesen, daß er alles mit den eigenen Worten der Verfaßer zusammengesezt, und nur sehr selten ein und anderes Wort zur Verbindung und Erläuterung eingeschoben hat. Er sagt selbst davon in der Vorrede: „Ich hielt „es für beßer, die eignen Worte der Verfaßer beizubehal„ten. Und ich bin darin so genau gewesen, daß, wenn ich „um des Zusammenhangs willen etwa genöthiget wurde, „ein oder ein paar Worte hinzuzusetzen, oder ein deutsches „für ein lateinisches, ich solches allemal in ( ) einge„schloßen habe u. s. w„ Dies ist nun freilich sehr ehrlich von Hr. L. gehandelt; und man kan ihn nun nicht beschuldigen, daß er den Sinn des Originals durch seine Zusätze verändert, oder ganz eigene Gedanken eingeschoben habe. Allein bey dem allen misfält uns doch diese Aengstlichkeit gar sehr. Die Schreibart ist daher nicht nur so altfränkisch geblieben, wie sie vor zweyhundert Jahren war, sondern

dern auch so holpericht und schwerfällig geworden, daß man keine Seite ohne Misvergnügen durchlesen kan. Ganz ohnstreitig würde dieser Auszug brauchbarer geworden seyn, wenn er mit mehrerer Freiheit zusammengesezt wäre; welches auch um so viel sicherer hätte geschehen können, da der Verf. doch wohl keine wörtliche Eingebung bey diesen unsern Bekentnißbüchern annehmen wird. Doch, wenn wir gleich von dem allen absehen wolten, so zweifeln wir doch überhaupt gar sehr, ob es in unsern Tagen der Mühe werth sey, einen solchen Auszug zu machen. Hr. L. beruft sich zwar in der Vorrede auf das Urtheil einiger neuerer großen Theologen, die dergleichen gewünscht und angerathen hätten; und macht sich daher große Hofnung, daß seine Arbeit sowohl für Gelehrte als Ungelehrte von großen Nutzen seyn werde. Wir glauben das aber nicht; ob wir gleich mit guten Gewißen bezeugen können, daß wir die symbolische Schriften unserer Kirche sehr theuer und werth halten. Ein Gelehrter muß sie aber billig ganz lesen, und die Urschrift selbst kennen. Und einem Ungelehrten hilft diese Lectüre überhaupt wenig oder nichts. Der Inhalt dieser Schriften ist zu polemisch; die Schreibart zu sehr mit Kunstwörtern angefült, und viel zu trocken und ermüdend, als daß man sie iedermann zum Lesen empfehlen könte. Will sie iemand aus Neugier lesen, so kan mans ihm gönnen; sucht er aber Belehrung und Erweckung, so fehlt es nicht an andern nüzlichen Erbauungsschriften, die eigentlich zu diesem Zwecke geschrieben sind. Es ist beßer, daß unstudirte Christen mit vielen Streitigkeiten unserer Kirche unbekant bleiben, als daß sie zeitig zu Polemikern gebildet werden, den Kopf mit Streitfragen und das Herz mit intoleranten Gesinnungen anfüllen, und doch dabey nie das Handwerk so fertig lernen, daß sie ihren Glauben auf eine hinlängliche Art gegen andere vertheidigen könten. Man hat außerdem ia Ursache genug, den gemeinen Christen immer mehr von aller menschlichen Autorität ab und gerade zu den biblischen Lehren des Christenthums hinzuführen. Zu solchem Zwecke würde es weit nüzlicher seyn, wenn man aus den wichtigsten Büchern der Bibel kurze und faßliche Auszüge machte, wie schon so viele würdige Theologen gewünscht und einige wenige versucht haben. Wenn hiezu noch ein paar gut geschriebene Andachtsbücher kämen, so wäre die ganze Bibliothek des gemeinen Mannes fertig. Andere, die mehr im Denken und Lesen geübt sind, finden

auch

auch sonst Gelegenheit genug, ihre Wißbegierde zu befriedigen und für ihre Erbauung zu sorgen. Kurz: wir wiederholen es noch einmal, daß unsere symbolische Bücher weder ganz noch Auszugsweise zur Belehrung und Ermunterung des unstudirten Christen tauglich sind; und wir sind überzeugt, daß die Verfaßer derselben, wenn sie tezt vom Tode erwachten, uns hierin Recht geben würden. Nur der Katechismus des seligen Luthers könte hier etwa ausgenommen werden; der aber doch auch zunächst für iene Zeiten geschrieben wurde, und daher tezt nicht mehr die algemeine Brauchbarkeit haben kan, die er zu seiner Zeit gewis hatte.

Bestätigte Wahrheit, daß der Heiland in einer Höle unter der Stadt Bethlehem gebohren worden, von Samuel Wilhelm Oetter. Nürnberg, bei Martin Jakob Bauer. 1774. 8. 174 Seiten.

Nie ist über diese oder eine ähnliche Materie ein so ausführliches gelehrtes Werk erschienen, als der liebe Hr. Oetter hier geschrieben hat. Was der Mann für ganz feine theologische Studien besizt; wie er in Chrysanders und ähnlichen Schriften belesen ist; wie er beweisen kann, auch Lächerlichkeiten mit der ernsthaftesten Miene, wahre Kleinigkeiten mit den größten Zurüstungen eines Gelehrten, der alle Schärfe seines Untersuchungsgeistes anstrengen will, das glaubt kein Mensch, bevor er es sieht. Wir mögen wohl sagen, wer diese Schrift nicht gelesen hat, hat nichts gelesen, weiß nichts von dem Hauptumstande, der in der ganzen christlichen Geschichte der wichtigste ist. Der Leser merke, was wir ihm kurz und gut aus dem Gedächtniß von dem Inhalte dieses merkwürdigen Buchs sagen wollen.

Nicht in Bethlehem selbst, wie man bisher geglaubt hat, sondern außerhalb dem Städtchen, nicht in einer Herberge, noch weniger in einem Stall, wo Maria der vielen Herbergirenden wegen ein Plätzchen hätte suchen müssen, nicht da ist Christus gebohren; sondern in einer, unter den Mauern Bethlehems, zwar also zu Bethlehem gehörigen, aber doch außerhalb den Thoren befindlich gewesenen, und von der Morgenseite am Wege gelegenen, nicht sehr geräumigen, in einen Fels gehauenen Hôle, wie aus der Kupfervignette des mehreren deutlich zu ersehen. An diesen einsamen Ort begab sich durch Gottes sonderbare Fügung Ma-

ria

ria mit dem Joseph, die mit Einbruch der Nacht, da die Thore von Bethlehem schon verschlossen waren, zu Fuße daselbst ankamen, und Maria an ihren Wehen *) merkte, daß ihre Stunde kommen würde. Da währte es denn auch nicht lange, daß sie entbunden wurde, und Windeln hatte sie wohlbedächtig auf dem Fall mitgenommen. Weil nun der erste Eigenthümer dieser Höle, man mag wohl sagen auf göttlichen Antrieb — denn Gott hatte lange vorher schon diese Höle zum Geburtsort seines Sohnes ausersehen — verschiedene kleine Behältnisse, um allerlei Geräthschaften dahin zu stellen, in die Wand hatte hauen lassen, so legte sie das Kind in ein solches Behältniß, welches dann die vermeinte Krippe war, in der Jesus soll als ein Kind gelegen haben. In diese Höle kamen denn auch die Hirten in der Nacht vom Felde herein, sahen das Kind, und giengen stille wieder weg. Kein Mensch in ganz Bethlehem erfuhr ein Wort von dem neugebornen Kinde. Die Niederkunft der Maria wurde vor einem jeden geheim gehalten. Die Sechswöchnerin wartete ihre Wochen da in der Stille ab. Dann kam sie zum Vorschein. Das Jesuskind wurde als ein gemeines Judenkind bei der Schätzung des Josephs und der Maria von ihnen angegeben und aufgeschrieben. Da die Weisen vom Morgenlande kamen, wurde erst ruchtbar, was für ein außerordentliches Kind gebohren worden. Gott leitete die Weisen zu der Höle, wo sie ihm ihre Geschenke brachten. Und während der Zeit Herodes das Kind aufsuchen ließ, nahmen Maria und Joseph mit dem Kinde die Flucht.

So ist der wahre Verlauf der Sache, in der sich die letzten Jahrhunderte hindurch die meisten Gottesgelehrten geirrt haben, weil sie die Erzählung der Evangelisten immer unrecht deuteten. Und woher weiß Hr. Vetter, daß es so ist? Er hat die augenscheinlichsten, ja recht handgreifliche Gründe, aus denen er es theils von hinten, theils von vorne her beweisen kann — Origenes und andere Kirchenväter haben es bezeugt, und konnten es doch am besten wissen, daß Jesus dort zur Welt gekommen sey. Man zeigt

*) Das bekannte Evangelium Jacobi berichtet, der Maria seyn um diese Zeit die Geburthswehen angekommen. Hr. Vetter meint, wenn dies Buch gleich erdichtet wäre, so könne doch dieser Umstand wahr seyn, denn in einem Gedicht stünden auch Wahrheiten.

zeigt in Bethlehem kein Haus, keinen Ort oder Stall, wo Jesus gebohren wäre, sondern diese Höhle. Wäre er in Bethlehem selbst gebohren, so würde man ja das Haus, den Stall, die Krippe noch zeigen — K. Hadrianus sezte den Christen zum Schimpf im Jahr 135 das Bild des Adonis dahin, wie Hieronymus meldet — Die Kaiserin Helena hat im Jahr 325 eine prächtige Kirche über der Höhle bauen lassen, welche zum Theil noch steht, und K. Constantin hat sie mit Kleinodien beschenkt — Die Türken glauben auch, daß Christus in jener Höhle gebohren worden, und halten sie daher bis auf den heutigen Tag sehr heilig, besuchen und küssen den Ort mit vieler Andacht; *) ja sie feiern so gar den Geburtstag des Heilandes **) — Einige Reisebeschreibungen thun der Höhle auch Meldung und beschreiben sie. Hr. Oetter hat diese historischen Zeugnisse mit großem Fleiß gesammelt, und seine Behauptung damit documentirt.

Nun erwege man ferner: Maria hat doch unmöglich in Gegenwart der Leute, davon der gewöhnlichen Meinung nach die Herberge hat voll seyn sollen, ihre Niederkunft halten können. Dies würde ihre Schamhaftigkeit beleidigt haben — Ganz recht, sagt man, drum suchte sie einen Winkel im Stall. Aber wie? Unter den Thieren soll Christus gebohren seyn? Das Kind, welches Gott selbst war? Das wäre ja viel zu unanständig. — Und dann die Unfläterei im Viehstall! Da hätte sich Maria und Joseph aufhalten sollen? Wo hätte sie sich denn hingelegt? Hätte sie sich auf den Unflath der Thiere hingelegt? Das wäre wider alle jüdische Reinlichkeit gewesen, und läßt sich nicht denken — Das Vieh hätte sie ja auch, wenn sie neben demselben gelegen hätte, beschädigen und treten können. Unmöglich hat sie sich in einen Viehstall retiriren können. Es war ja Nacht. Wie hätte sie in einen Stall gehen können, ohne Licht mitzunehmen? Und Licht des Nachts

*) Wenn ein Kadi oder türkischer Richter eingesezt wird, so muß er die Kirche besuchen. Auch die türkischen Pilgrimme, wenn sie durch Bethlehem reisen, nehmen darin ihr Quartier. Siehe den christlichen Ulysses. S. 297.

**) S. Johann Andreas in dem höchstmerkwürdigen Buche: Confusio sectæ Mahumedanæ Kap. XI. von dem Hrn. Oe. eine neue Auflage wünscht.

Nachts im Stall) wie widerspricht sich das? (Wenn es in einer Laterne gesteckt hätte, woran Hr. Oetter nicht gedacht hat, hätte es wohl keinen Schaden thun können) — Und das Kind aus Noth in die Krippe zu legen? O! ein Kind nimt ja nicht viel Platz ein. Wenn Joseph und Maria noch Raum hatten, auf der Erde zu liegen, so hätten sie das Kind wohl neben sich legen können.

Noch mehr. Wenn die Maria in einem öffentlichen Wirthshause, in einem Wirthshause, das eben voller Fremden gewesen wäre, niedergekommen wäre; so hätte ja die Geburt des Jesuskindes nicht verschwiegen bleiben können. Die Leute hätten es ja merken müssen. Das Gerüchte davon würde sich bald ausgebreitet haben. Ganz Bethlehem würde gekommen seyn und den neugebohrnen Messias haben sehen wollen. Und was würde daraus haben entstehen müssen? Aufruhr, Mord und Blutvergießen. Denn die Juden würden zu den Römern gesagt haben: Wir lassen uns nicht mehr von euch schätzen; wir haben selbst einen König, diese Nacht ist er gebohren worden — Wäre die Maria in Bethlehem selbst mit dem Kinde niedergekommen, so würde sich ja auch eine mitleidige Seele gefunden haben, die ihr eine Wiege geliehen hätte, daß sie dies ausserordentliche Kind nicht hätte dürfen in eine Krippe legen —

Hingegen wenn Christus in einer Höhle unter der Mauer von Bethlehem ist gebohren worden, so paßt sich alles, und man sieht, wie Gott diesen Ort so wunderbar dazu ausersehen, und lange vorher schon dazu hat einrichten lassen. Da ist die Mutter Jesu allein und darf sich nicht schämen — Da ist Sicherheit bei Feuer, Licht, welche im Stall nicht gewesen wäre — Da ist Reinlichkeit für die Wöchnerin. Da darf sie wenigstens nicht neben dem Vieh liegen, wenn sie gleich auf der Erde liegt — Es ist wohl etwas eng, aber doch soviel Raum, als sie braucht — Da kann sie die Tage ihrer Reinigung ruhig abwarten — Joseph, Maria und das Kind sind in keiner Gefahr, entdeckt zu werden — Da darf der kleine Gottmensch sich doch nicht so weit erniedrigen, daß er in einer Krippe liegen muß, sondern findet ein Wiegen ähnliches Nischchen in der Wand, wo er doch anständiger ruhen kann — Da liegt den Hirten alles à la portée, und sie dürfen sich nicht vor den Thoren abweisen lassen, die

man

man doch solchen schlechten Leuten gewiß nicht würde aufgemacht haben *) — Alles bleibt verschwiegen. Kein Mensch fragt nach dem neugebohrnen König, bis die Weisen aus Morgenlande kommen — Auflauf und Empörung, und was sonst noch schlimmeres daraus folgt, wird alles vermieden — Maria flieht, da es nach Gottes Willen Zeit ist, mit Joseph und dem Kinde davon.

Dazu kömmt, daß Jesus selbst niemals gesagt hat, er sey innerhalb Bethlehem gebohren — Da bei der Höhle auch ein Feld oder Acker war, welcher vermuthlich zu einem Garten gebraucht wurde, dessen Besitzer wird haben jene Höhle graben lassen, um sich bisweilen darin aufzuhalten; so wird sie ohnfehlbar ein Gartenhaus vorgestellt haben. Nun hat aber der Prophet Esaias Kap. XI. die Geburt des Heilandes unter einer Ruthe oder einem Zweige vorgestellt, welcher aus der Erde hervorkommen würde. Warum? ist bekannt. Höchst wahrscheinlich wird damit auch auf die Geburt des Heilandes im Garten gezielet. „Sollte der Heiland nicht durch seine Geburt in einem „Garten den Anfang für Büßung der Sünde gemacht haben, welche in einem Garten ist begangen worden? „Sollte sein erstes Haus auf Erden nicht mit seinem letzten „Haus übereingestimmt haben? Sein letztes Haus war „eine in Felsen gehauene Höhle in einem Garten, und „war sein erstes nicht auch eine Höhle in einem Felsen? „War sie nach allen Umständen nicht auch in einem Garten? Sein letztes Haus war für Menschen und nicht für „Thiere bestimmt; gleiche Beschaffenheit wird es auch mit „seinem ersten Haus gehabt haben. Es wird für Menschen und nicht für Thiere bestimmt gewesen seyn. Seine „letzte Wohnung war außer der Stadt. Und seine erste „war auch außer der Stadt. Wie wunderbar ist nicht dies „alles! Sie mußte auf göttlichen Befehl erbauet worden „seyn„ S. 40, 41. Gewiß ein feines Argument.

Aber Lukas meldet ja doch ausdrücklich: Joseph und Maria kamen nach Bethlehem. Die Hirten giengen nach Bethlehem. Er nennet den Ort, wo Maria entbunden worden, eine Herberge. Er sagt, es sey kein Raum in der Herberge gewesen. Das Kind sey in eine Krippe gelegt

*) Hr. Oe. kann nicht glauben, daß die römische Schatzungscommission zu Bethlehem in dieser für die Juden so bedenklichen und betrübten Zeit sollte so sorglos und sicher gewesen seyn, die Thore nicht zur Nachtzeit zu verschließen.

legt worden, und in der Krippe hätten es auch die Hirten gefunden. Er meldet, es hätten alle, denen die Hirten von der Geburt Christi Nachricht gegeben, sich darüber verwundert. Und in der Geschichte der Weisen aus Morgenland wird ausdrücklich eines Hauses gedacht, in welches sie zu Bethlehem gegangen wären — Verstehen die Herren, welche etwa diese Einwendungen machen möchten, griechisch? Hr. Oetter weiß als ein guter Linguist diese Schwierigkeiten völlig aufzulösen.

Sie sind εις oder εως Βηθλεεμ gekommen, das heißt: Sie sind an Bethlehem hinan gekommen — Das Wort καταλυμα bedeutet keine Herberge, keinen öffentlichen Gasthof, sondern einen Ort des Aufenthalts, einen Ort, wo man sich verbergen kann, oder eine Wohnung für Menschen und Thiere. *) Sollte ein Wirthshaus damit gemeinet seyn, so würde Lucas, wie Kap. X. 34. anstatt καταλυμα wohl πανδοχειον gesetzt haben, denn dies aus πας und δεχομαι zusammengesetzte Wort bedeutet einen Ort, der παντας δεχεται, der jedermann einnimt, in den jedermann einkehren kann. Sollte es einen Stall anzeigen, so würde er αυλη oder αυλις statt dessen gesezt haben. Das thut er nicht. Ein folglich ꝛc. — Und wenn Lukas schreibt, in dem καταλυμα war kein Raum, so heißt ja τοπος nicht bloß ein Platz, sondern auch ein jeder Ort, Sitz oder Behältniß, wo man etwas hinlegen, verwahren, verstecken kann. Matth. 26. 52. bedeutet es eine Degenscheide, und Mark. 16. 6. eine Gruft oder Grabstäte. Nun läßt sich gar leicht errathen, was Lukas versteht, wenn er sagt: Es sey kein τοπος in der Höhle gewesen, das heißt, keine Wiege, keine Bettstäte, nichts, wohin man hätte das Kind legen können, denn auf die Erde wollte Maria es nicht legen — Was die φατνη, welche Luther durch Krippe übersezt hat, betrift, so hat dies Wort vielerlei Bedeutungen. Es bedeutet 1) eine Höhle, wo man was verbergen kann, drum heißen die Höhlen, in welchen die Zähne im Munde stehen, auch φατναι, 2) einen Ochsen- Kühe- Pferde- oder Hundestall, 3) eine Mulde, einen Korb, eine Futterschwinge oder Krippe. Luk. 13. 15. heißt es wohl eine Krippe; aber Luk. 2. kann es die nicht bedeuten. Eine Viehkrippe kann es nicht gewesen seyn, weder eine bewegliche, noch unbewegliche, wie der berühmte

*) Letsch und schon Wolfgang Franz haben das dargethan.

berühmte Hr. D. Chrysander *) dafür hält; denn in der Höhle haben nicht können Menschen und Vieh zusammen wohnen; sondern φατνη ist so viel als ein ausgehöhlter Ort oder Platz, in welchen man etwas legen und verwahren kann. Der erste Besitzer der Höhle hatte ein kleines Gemach oder Behältniß in die Wand hauen lassen, (so ein Nischchen vermuthlich) dieser Ort vertrat die Stelle der Wiege, und da lag der Heiland sicher und anständig. — Das Haus, in welches die Weisen aus Morgenland gegangen sind, darf uns nicht irre machen. Matth. 2, 11. οικια bedeutet nicht nothwendig ein Haus, eine Wohnung für Menschen, sondern auch eine Wohnung, ein Ort des Aufenthalts lebendiger und lebloser Geschöpfe, als der Vögel, der Schiffe, oder einen Hafen, weil die Schiffe da sicher liegen —

So löst Hr. Oetter diese Schwierigkeiten, und was jedem sonst noch für welche dabei einfallen können, aufs umständlichste glücklich auf. Die Antwort auf die Einwendung, daß die Hirten die Geburt Christi ruchtbar gemacht hätten, ist so sinnreich, als sie seyn kann. Es fällt uns nur zu weitläuftig, sie auszuziehen. Man sieht daraus, wie aus dem angeführten, was lexicalische Sprachkenntniß für eine trefliche Sache für den Theologen ist, und was es ihm für Aufschlüsse zum Verständniß der h. Schrift giebt. — Wer mag nun weiter wider einen so vollendeten Beweis des Hrn. Oetter, daß Christus in einer Höhle gebohren sey, etwas einwenden. Ich denke, die Leser der Bibel werden es uns Dank wissen, daß man sie mit diesen lehrreichen und für die Religion so interessanten Sachen bekannt gemacht hat, denn sonst möchten sie nicht glauben, daß dergleichen in unsern Zeiten, wo man nach gründlichen gelehrten Studien so wenig mehr fragt, doch auch noch geschrieben würde. Was würde Hr. Oetter der christlichen Kirche nicht für wichtige Schriften geliefert haben, wenn er so vor fünf hundert Jahren gelebt hätte. — Es fehlt nur, daß dieses Werk nicht in Mönchsschrift ohne Jahrzahl gedruckt ist, denn eines Mönchsgelehrten wäre es so recht würdig, so würde man den V. für einen der größten Köpfe seiner Zeit gehalten haben, da die itzige undankbare Welt seine Verdienste um die Theologie nicht erkennt, und ihn, weil gründliche Wissen-

(*) S. sein Weinachtsprogramm: das göttliche Wohlgefallen an der Geburt Christi. S. 80.

Wissenschaft fast gar nichts mehr gilt, unter die Mikrologen zählt. In unsern Augen ist Hr. Oetter ein recht seltener Gelehrter, denn man zeige außer Hrn. Chrysander noch einen oder zwei, die itzo dergleichen Buch, als das recensirte, schreiben könnten.

T.

M. Johann Gottlob Heyms, Pastoris zu Dolzig, vollständige Sammlung von Predigten für christliche Landleute über alle Sonn- und Festtagsevangelia des ganzen Jahrs. Zur häuslichen Erbauung verfertiget und dem Druck übergeben. Zweyte und verbesserte Auflage. Züllichau, im Verlag der Waysenhaus- und Frommannischen Buchhandlung. 1774. 4. 908 Seiten.

Die gute Absicht des V. die Berichtigung und den Wachsthum einer practischen Religionserkenntniß bey seiner Gemeine zu befördern, damit sie gute verständige Christen und durch das Christenthum in ihrem Stande ehrliche, arbeitsame, zufriedene und nüzliche Leute würden, ist in diesen Predigten sehr sichtbar. Es wäre zu wünschen, daß sich nur viele Landgeistliche den Zweck ihres Amts so zu Herzen gehen ließen und auf die Belehrung ihrer Pfarrkinder so viel Fleiß wendeten, als Hr. H. so würde daraus für die Sittenverbesserung des großentheils abergläubischen, dummen, groben, trägen, widerspenstigen und nimmer zufriedenen Landmanns ein merklicher Nutzen entstehen. Hr. H. sucht seine Zuhörer auf eine faßliche Art in den Hauptlehren des christlichen Glaubens, die ihnen zur Besserung und zum Troste dienen können, zu unterrichten, vergißt keine Gott, sich selbst und andern Menschen schuldige Pflicht ihnen einzuschärfen, zeigt ihnen sowohl die Hülfsmittel rechtschaffene Christen zu werden, als die Vortheile, so sie davon haben würden, und bestreitet manche schädliche Irrthümer, Vorurtheile und abergläubische Meinungen, worin sie gemeiniglich zu stecken pflegen, welches sehr löblich ist. Mehr gesunde Philosophie, mehr Bekanntschaft mit dem, was sich im alten und neuen Testament auf besondere jüdische Meinungen und Vorstellungen der biblischen Verfasser

ser gründet, und daraus zu erklären ist, mehr Gabe die heilige Schrift wohl auszulegen, dazu gewisse besonders Sprachkenntnisse gehören, die Hrn. H. ziemlich zu mangeln scheinen, sollte er besitzen, so würden seine Belehrungen in vielen Stücken noch anders ausgefallen seyn, und haben ausfallen müssen. Alsdenn würde er z. E. in der Predigt von dem schrecklichen Untergange der Welt im Feuer aus der Rede Jesu, daß eher Himmel und Erde vergehen, als seine Worte nicht wahr seyn sollten, welches ihr Sinn ist, nicht auf die einmalige Zerstörung des ganzen Weltalls, die sich aus hunderterlei Ursachen nicht denken läßt, geschlossen; nicht anderswo aus Ephes. 6, 12. oder 1 Petr. 5, 8. oder der Redensart: der Satan gab dem Judas ins Herz, Jesum zu verrathen, oder der Satan fuhr in ihn, die Gewisheit der Einwirkungen des Teufels in die menschlichen Seelen zu erweisen gesucht, und nicht S. 225. den Satz behauptet haben: „der Satan und seine Engel als „abgesagte Feinde der Menschen ziehen das ganze Land „durch, und geben genau auf jede Gelegenheit Achtung, wo „sie den Menschen zur Sünde verführen können.„ Es war gut, daß der V. eine eigene Predigt dazu widmete, lasterhafte Leute von dem Wahn abzubringen, der Teufel hätte sie zu Sünden verführt, und sie könnten dafür nicht. Aber dann hätte er ihnen auch über das, was in den apostolischen Schriften davon steht, bessere Belehrungen und Erläuterungen geben, nicht jüdischen Aberglauben als göttliche ausgemachte Wahrheit vertheidigen, nicht gerade die misverstandenen Stellen und Redensarten der Bibel, aus welchen jener Wahn entstanden ist, für die Wirklichkeit der teuflischen Versuchungen zur Sünde anführen, und diese als zuverläßig in Gottes Wort gegründet daraus behaupten; sondern sich an das klare Zeugniß eines Jacobus, ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird, halten, und die Leute ohne Umschweife lehren müssen, kein böser Geist außer ihnen, nein, vielmehr ihre eigene, von allen Zauberkräften der Dämonen unabhängigen, argen Gedanken und Begierden, wie sie in ihrer Seele rege und lebhaft würden, wären lediglich der Satan, der ihnen etwas böses ins Herz gäbe. Dies hätte die Zuhörer zu bestimmteren, richtigeren Einsichten in dieser Sache gebracht. Aber so, wie Hr. H. in der Predigt über die Versuchungen zur Sünde, die vom Teufel herkommen, seine Materie behandelt, muß der Zuhörer zweifelhaft blei-

ben, was er recht davon glauben soll. An einem Ort sagt der V. „der Teufel suche durch äußerliche Dinge böse Begierden in den Frommen zu erwecken,„ (welches die Versuchung Christi und das Beispiel des Hiobs und Petrus seiner Meinung nach beweisen soll) „Er hat tausend Mittel und listige Kunstgriffe es zu thun.„ Dann heißt es wieder: „diese äußerlichen Dinge sind die bösen Begierden „der Menschen von selbst zu erregen im Stande — böse „Gedanken und Lüste unmittelbar in den Seelen der Frommen zu erwecken, oder ihre Sinne in Verwirrung zu setzen, „hat Gott dem Satan nicht erlaubt, — Aber er bringt sie „unter gottlose Gesellschaft; hetzt andere böse Leute, seine „Helfershelfer wider sie auf — Der Satan 1 Chron. 22, 1. „ist ein gottloser Mensch an Davids Hofe gewesen„ — Im Ganzen soll doch Jacobus Recht haben. „Der Satan „soll nicht zu sündlichen Werken verleiten — Man soll sich „nicht durch altväterische Meinungen und verblümte Redensarten der h. Schrift irre machen lassen.„ — Und nun noch einmal: „aber über die Gottlosen ist des Teufels Gewalt groß. Die verführt er nicht bloß äußerlich, sondern „wirkt auch innerlich in ihr Herz — doch ist er nicht des „Menschen Herr, der ihn gleichsam an der Kette führt. — „Wären die bösen Begierden nur nicht, die Versuchungen „des Satans würden alsdenn nichts schaden. — Widersteht nur diesen, so widersteht ihr dem Teufel.„ Ganz recht. Aber wenn es darauf ankam; so brauchte es aller vorhergehenden, sich selbst widersprechenden und den Zuhörer nur verwirrenden Antithesen nicht; so konnte der V. auf einem viel kürzeren Wege zum Ziel treffen. Er durfte ihnen das principiis peccati obsta nur recht begreiflich machen, und sie lehren, es in Uebung zu bringen, alsdenn würde er den Wahn, den er zerstören wollte, am sichersten bestritten haben.

Hr. H. hätte sich bei manchen Sachen nur nicht so sklavisch an die Lehren der Schule binden sollen, welche gar nicht für die gemeinen Leute gehören, so würde der theoretische Theil seiner Predigten an Güte und Brauchbarkeit für den schlecht unterrichteten und wenig zu fassen fähigen Landmann dem praktischen gleich gekommen seyn, der bei weitem der beste ist. — Wenn der V. über dies die grammatische deutsche Sprachrichtigkeit so ein wenig mehr beobachtet, und anstatt das, dessen ist gedacht worden, statt

statt ihnen, sie lehren und d. g. geschrieben hätte, würde es nicht haben schaden können.

F.

C. F. Neanders geistliche Lieder. Zwote und letzte Sammlung. Riga, bei Johann Friedrich Hartknoch. 1774. 8. 79 Seiten.

Zwote Sammlung geistlicher Lieder von Balthasar Münter, Doktor der Gottesgelahrheit und Pastor an der deutschen Petrikirche zu Kopenhagen. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1774. 8. 210 Seiten.

Abermals schätzbare Beiträge zu künftigen vollständigen und aus lauter guten geistreichen Liedern bestehenden Gesangbüchern für den öffentlichen Gottesdienst und für die häusliche Privatandacht evangelischer Christen. Beide Verfasser sind schon durch ihre ersten Liedersammlungen rühmlichst bekannt. Die vorliegenden verdienen eben den Beifall, den die ersten erlangt haben. Hr. Neander hat außer sechzehn neuen Liedern, worunter mehrere Lobgesänge sind, deren man nicht zu viel haben kann, auch noch einige alte ausnehmend gut verändert. Die Lieder: Wie soll ich dich empfangen? 2c. O! Jesu Christ, du höchstes Gut! 2c. Komm, Gott Schöpfer, heilger Geist 2c. Wenn mein Stündlein vorhanden ist 2c. Da Jesus an dem Kreuze stund 2c. Von Gott will ich nicht lassen 2c. Wo soll ich fliehen hin? 2c. O! Gott, du frommer Gott! 2c. Wenn wir in höchsten Nöthen seyn 2c. Wir glauben all' an einen Gott 2c. Mit Ernst, ihr Menschenkinder! 2c. und noch einige andere, sind zu so guten erbaulichen Gesängen von ihm umgeschaffen, als man sie wünschen kann. Wenn das Lied: Wir glauben all an einen Gott 2c. welches eigentlich kein Lied, auch kein Lehrgedicht ist, sondern ein trocknes Glaubensbekentniß enthält, ja beibehalten werden sollte: so müßte es nach Hrn. N. Verbeßerung gesungen werden. Da es an den meisten Oertern, wenige ausgenommen, noch so schwer hält, neue Gesangbücher einzuführen, die alten aber doch von Zeit zu Zeit unter obrigkeitlicher Aufsicht und Genehmigung neu aufgelegt werden; so

soll uns nur wundern, wenn man einmal anfangen wird von dergleichen Verbesserungen obsoleter Lieder, die nicht mehr gewünscht werden dürfen, sondern wirklich schon da sind, in den neuen Auflagen alter Gesangbücher Gebrauch zu machen. Ist es nicht unverzeihlich und beinahe unbegreiflich, daß so viel Lehrer der Gemeinen sich dieser Sache nicht ernstlicher annehmen? Oder wenn hie und da einsichtsvolle rechtschaffene Männer zur Beförderung einer vernünftigen Andacht bei dem öffentlichen Gottesdienst gute Lieder einführen wollen, daß sie damit nicht durchdringen können, sondern wohl gar von eigensinnigen Amtsbrüdern daran verhindert werden? Die Neander unserer Tage dichten selbst die treflichsten Lieder und geben sich Mühe, uns die alten so zu verbessern, daß sie jenen gleich kommen. Aber alles umsonst. Das christliche Publicum bekömmt sie nicht in die Hände, und unsere Tempel erschallen noch immerfort von hundert kraftlosen und ungeschmackten Liedern. Die gemeine Christenheit ist unschuldig an diesem Uebelstande. Aber über die Pfarrern möchte man seufzen und zürnen, die dem Uebel abhelfen könnten und nicht wollen.

Des Herrn D. Münters zwote Sammlung übertrift noch die erste. Es würde dem Rec. schwer werden zu sagen, welches Lied unter den funfzigen das beste und stärkste sey. Das Lied, die Lieblingssünde überschrieben, oder der Gesang um Kraft zu deren Ueberwindung, Ach! abermal bin ich gefallen ꝛc. ist gewiß eines davon. Und so sind in mehreren die innigsten Herzensempfindungen sehr rührend ausgedrückt. Nicht alle Müntersche Lieder sind für den öffentlichen Gottesdienst gemacht. Einige lassen sich bloß von einzelnen Personen in ihren Häusern singen, und gehören daher in ein Privatgesangbuch. Aber es ist sehr gut, daß unsre geistlichen Liederdichter uns auch dergleichen liefern. An dem angehängten Paßionsoratorio hat uns vorzüglich gefallen, daß Hr. M. in dem, was er die handelnden Personen, die Maria, den Johannes, den Petrus, die übrigen Jünger und den Lazarus von dem getödteten Christus sprechen läßt, die historische Wahrscheinlichkeit so genau beobachtet hat. — Die letzte Hälfte des 45sten Liedes Um die Bekehrung der Juden ist gut, aber in den ersten fünf Strophen wünschten wir manchen Ausdruck gemildert. Die Exclamationen sind zum Theil etwas zu stark und hart. Erst mögen die Christen mit dem unglücklichen Volk menschlich umgehen und aufhören seine Tyran-

rannen zu seyn; erst mag man in der Christenheit das Evangelium allgemeiner mit Verstand, und für den Verstand lehren, und heiliger darnach leben; alsdenn wollen wir für Israels Glaubensvereinigung mit uns hoffnungsvollere Lieder singen. Bis dahin stehen der Sache große unüberwindliche Hindernisse entgegen, die Gottes Fürsehung, wenn es Zeit ist, einmal wegräumen wird. — Warum Hr. M. zur Ueberschrift des 46sten Liedes sich des unbiblischen Ausdrucks, Dem Dreyeinigen, bedient, wissen wir nicht. Sicherlich scheuchen auch die herrschenden Begriffe von der Dreyeinigkeit einen Juden vom christlichen Glauben zurück. — In der Zuschrift an Herrn Weiße eröfnet der V. seinem Freunde seine Gedanken darüber, was geistliche Lieder, die Wahl ihres Inhalts, den poetischen Vortrag, und den Gesang oder die Melodie betreffend, seyn sollen, und wie sie der Dichter zu bearbeiten habe. Sie stimmen den unsrigen, die wir gelegentlich zu erkennen gegeben haben, völlig bei, und Hrn. M. gebührt der Ruhm, daß er seiner Theorie in der Anwendung sehr treu gewesen, welches schwerer ist, als man denkt.

T.

---

2) Von der Rechtsgelahrheit.

Der Büchernachdruck, nach ächten Grundsätzen des Rechts geprüft von Johann Stephan Pütter. Göttingen, bey der Wittwe Vandenhoek. 1774. 206 Seiten in 4.

la Proprieté litteraire defendue — par *J. E. Pütter*, traduit de l'allemand. à Gottingue, chez la Veuve Vandenhoek. 47 Seiten in 8.

Die gesunde Vernunft und nur eine mäßige Erfahrung in Buchhandlungs- und Verlagsgeschäften, überzeugt zwar einen jeden, daß man einen rechtschaffenen Buchhändler, welcher auf den Druck eines Werkes Kosten verwendet, nicht der Willkühr des Nachdruckers, welcher keine Kosten angewendet hat, überlassen solle. Daher haben selbst die

Rechts-

Rechtslehrer, wie Ludwig und Böhmer, welche den Nachdruck, nach den bloßen Lehren des gemeinen Rechts, nicht zu verdammen wusten, für billig gehalten, den Buchhändler durch besondere Privilegien zu schützen. Nun sind aber die Privilegien bekanntermaßen in den meisten Fällen unzulänglich, daher waren die Verleger von Obrigkeiten, die nach den Grundsätzen dieser Rechtslehrer sprachen, eigentlich gar nicht geschützt, und man hatte an vielen Orten von den wahren Gerechtsamen eines Verlegers sehr irrige Begriffe.

Dem berühmten Hrn. G. J. R. Pütter war es vorbehalten, diese verwirrten Grundsätze aufs richtigste auseinander zu setzen. Er untersucht den Nachdruck sowohl nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen, als auch besonders nach der besondern Verfassung des deutschen Reichs, und nach der besondern Verfassung des deutschen Buchhandels. Er giebt historische Nachrichten davon, die man sonst in keinem andern Buche antrift, und die zum Theil sehr viel beytragen, die wahre Beschaffenheit der Sachs in ein rechtes Licht zu stellen, und zu entscheiden, wenn der Nachdruck ungerecht, und wenn er unter gewissen Bedingungen erlaubt seyn kann. Bey dem großen Reichthume der hier abgehandelten Materien läßt sich ohne allzugroße Weitläuftigkeit aus diesem Buche nicht wohl ein Auszug machen. Sie verdient ohnedieß von denjenigen, die diese Materie interessiret, nicht bloß gelesen, sondern mit Nachdenken erwogen zu werden.

In der französischen Uebersetzung hat man die vielen Citaten und historischen Beweise weggelassen, welche doch aber wirklich zur Bestätigung der vorgetragenen Sätze sehr nothwendig sind.

Nr.

D. Johann Christoph Nehrings, Hochfrstl. Sächsischen Hofadvocatens zum Friedenstein, Historisch-Politisch- und Juristisches Wörterbuch, in welchem, nebst der Erklärung der juristischen und bey der Kaufmannschaft gebräuchlichen, auch andere in denen Zeitungen, Schriften, und überhaupt im gemeinen Leben vorkommenden Redensarten, ingleis

gleichen verschiedene die Religion, den Staat, die vier Hauptfacultäten, Disciplinen, Professionen und Künste angehende, und dieselbe erläuternde Kunstwörter in Alphabetsordnung vorgetragen und erklärt werden; nebst einem siebenfachen Anhange, worinnen 1) Car. du Fresne D. du Cange Glossarium mediae et infimae latinitatis in einem Auszuge verdeutscht. 2) Lexicon der juristischen Schriftsteller und ihrer Abbreviaturen; 3) Erklärung der juristischen Allegaten aus dem Corpore jur. civ. und can. 4) Metallurgisches Lexicon. — 6) Jagdlexicon. 7) Brieftitulaturlexicon enthalten ist: nunmehr bey dieser eilften Auflage ungemein verbessert und stark vermehret, und mit einer Vorrede begleitet von Christian Gottlieb Riccius, Prof. jur. ordin. &c. zu Göttingen. Frankfurt und Leipzig, bey Heinrich Ludwig Brönnern. 1772. Ungefehr 4 Alph. in 4.

Man mag sagen, was man will, wir Recensenten wären doch glükliche Leute, wenn wir lauter solche Titel abzuschreiben hätten. Man spart so schön die Mühe, den Inhalt des Buchs anzuzeigen. Und da dieses gegenwärtige schon zum eilftenmal aufgelegt, und bekannt genug ist, so können wir eine weitläufige Beurtheilung ebenfalls sparen. Daß nach dem erstaunlichen Umfang des Inhalts in vier Alphabeten eben keine vollständige Artikel seyn können, sondern daß diese allesamt sehr mager seyn müssen, wird jeder von selbst einsehen. An Unrichtigkeiten fehlt es auch nicht. Doch wollen wir ihm seinen Nutzen bey Ungelehrten eben nicht absprechen. Das Titulaturlexicon hätte gleich vielen andern besser nach dem heutigen Geschmack eingerichtet werden sollen.

Merkwürdige Rechtsfälle, nebst einer kurzen Betrachtung über die Geschichte und den Gebrauch des deutschen Privatrechts, von Johann Dieterich

Mell-

Mellmann, Königl. Dänisch. Prof. zu Kiel. Schwerin, bey Buchenröder und Ritter. 1775. 80 Seiten in 8. ohne die 38 Seiten der Betrachtung des deutsch. Privatrechts.

Den Anfang dieses Werkchens macht die kurze Betrachtung über die Geschichte und den Gebrauch des deutschen Privatrechts, worinnen der V. seinen Herren Zuhörern, an die das Ganze, als ein Programm gerichtet ist, die Schicksale der deutschen Rechte kurz erzehlt, und einige Lehren über ihre kluge und behutsame Anwendung, zu Vermeidung der Kollisionen mit dem Römischen Rechte, gibt. Der Ton ist declamatorisch, soll schön und witzig seyn, und ist fade. Die Sachen sind alt und bekannt.

Hierauf folgen zwey Urtheile und ein rechtliches Gutachten mit ihren Zweifels- und Entscheidungsgründen, welche Hr. M. Namens der Facultät ausgearbeitet hat. Das erste enthält den Fall, da ein französischer Kolonist zu Bützow, welchem vermöge eines Freyheitsbriefs eine Exemtion von der Gerichtsbarkeit des dortigen Stadtraths zukam, in einem mit diesem Stadtrath geschlossenen Pachtkontrakt die Gerichtsbarkeit über sich und die Seinigen auf denselben prorogirte. Die Prorogation wurde von den herzoglichen Beamten angefochten; allein als gültig von der Facultät erkannt. Das zweyte ist ein Gutachten über die beyden bejaheten Fragen: „Ob eine gewisse Demoiselle mit einem gewissen Herrn wegen ihres 13jährigen Alters in den Stand der Ehe nach denen in dem Herzogthum Hollstein angeordneten geist- und weltlichen Rechten zu treten befugt gewesen?„ — und: „ob diese auf Königlich-Dänische Koncession ohne Proklamation in dem Hause geschlossene Ehe und durch den ordentlichen Prediger verrichtete Trauung für eine rechtmäßige und gültige Ehe im Hollsteinischen zu halten sey?„ Dieses ist allerdings sehr gelehrt ausgearbeitet; allein der Rec. sieht eben nicht ein, was die weit ausgeholte Digressionen und die viele hier ganz müssig stehende Gelehrsamkeit für ein Verdienst in einem solchen Gutachten haben sollen.

Das dritte Urtheil ist über einen Dieb gesprochen, der zum Strang verurtheilt wird. Die Ausführung dieser drey Stücke ist gut; nur Schade, daß ihre Gegenstände, des Titels ungeachtet, so gar nicht interessant sind. Der

V. würde sie auch gewiß dem Druke nicht übergeben haben, wenn ihn nicht die Autorschaft angetrieben und wenn er andere Sachen vorräthig gehabt hätte. Will Hr. Meßmann dem Publikum künftig mehrere solche Arbeiten liefern: so habe er das Interessante des Gegenstandes vorzüglich vor Augen. Warum will er die Sündfluth von Decision- und Responsensammlungen vermehren?

D. Johann Ludwig Schmidts aus Quedlinburg, Herzogl. Sachsen Coburg-Meiningischen Hofraths und ordentl. Professors der Institutionen zu Jena rc. practisches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden. Jena, bey Cröckers Witwe. 1774. 788. S. in 8.

Seitdem wir Böhmers Tractat de Actionibus haben, ist einem Schriftsteller nicht viel mehr übrig gelassen, wodurch er sich Verdienst um diese Lehre erwerben könnte. Doch da sie so wichtig, so gemeinnützig ist, so verdient auch der Dank, der nur geringere Beyträge zu ihrer Verbesserung liefert. Mit diesem Grundsatz nehmen wir gegenwärtiges Buch vor uns, um zu sehen, nach was für einem Verdienst der Verfasser strebe.

Wir wollen daher zuerst die Anordnung des Buchs im Ganzen betrachten, und sodann einige Anmerkungen über das Besondere desselben machen. Die Vorrede enthält gleich Anfangs einige Seufzer über Richter und Advokaten und einige Erinnerungen zur Behutsamkeit bey Anstellung der Klagen. Dieses und was noch ferner von der Lehrart gesagt wird, ist ziemlich seicht, und zeigt überdieß, daß der V. bloß vom Lehrstul herab rede, und die vielen Krümmen und Beschwerlichkeiten der Praxis nicht kenne.

Das Buch selbst hat zwey Theile, wovon der erste von gerichtlichen Klagen und Einreden überhaupt und im allgemeinen betrachtet §. 10 — 121., und der zweyte bis zu Ende des Buchs von gerichtlichen Klagen und Einreden insbesondere handelt. Dieser zerfällt wieder in zwey Betrachtungen: erstlich über die Klagen, die wegen noch bereits zuständiger Rechte angestellt werden können; und zweytens über die Klagen, wodurch wegen verlohrner Rechte eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand Rechtens gesucht wird. Lezterer Betrachtung sind die sechs lezten §§. gewidmet,

met, und mit dieser sind wir gar nicht zufrieden. Sie ist allzukurz und eingeschränkt; denn der Hr. V. bringt gar nichts hinein, als die Restitution der Minderjährigen und hievon nur das Allgemeinste. Die erste Betrachtung ist also das Hauptsächliche des Buchs. Hier handelt Hr. S. zuerst von den Possessorienklagen §. 124 — 183.; und so: denn von den Petitorienklagen. In dieser Ordnung gehet er von Böhmern ab, welche die Abhandlung de remediis possessoriis den actionibus realibus anhängte, aus der Ursache, weil gemeiniglich der Besitz unter die Gattungen des dinglichen Rechts gerechnet werde. So wie aber Böhmer selbst diesen Satz für falsch erklärte, so handelte der V. auch löblich, daß er das Buch nicht nach einem Irrthum einrichtete, der ohnehin die natürliche Ordnung zerstöhrt. Die Petitorienklagen theilt er wieder in Präjudicialklagen, die entweder aus dem natürlichen oder aus dem bürgerlichen Zustande nach allen ihren verschiedenen Verhältnissen entspringen, — und Nichtpräjudicial: oder Sachklagen ab. Von erstern handelt er §. 184 — 361; und von leztern §. 362 — 1323. Den Ausdruck Sachklagen hätten wir nicht gebraucht; denn unter solchem werden nicht allein die dingliche, §. 362 — 597., sondern auch die persönliche Klagen §. 598 — 1322. verstanden und abgehandelt. Also ist der Ausdruk zweydeutig.

Bey den dinglichen Klagen ist folgende gewöhnliche Ordnung beobachtet, daß nemlich die Klagen wegen des Eigenthums vorausgehen, sodenn die wegen des Dienstbarkeitrechts, hierauf die wegen des Pfand: und endlich die wegen des Erbschaftsrechts folgen. Die Petitorienklagen und die possessorische Rechtsmittel sind bey jeder Gattung von einander abgesondert betrachtet. Die persönliche Klagen sind in nativas und dativas abgetheilt. Unter ersterer Rubrik wird zuerst von denen, so aus einer erlaubten That, wohin denn alle Kontrakte gerechnet werden, und sodann von denen, so aus unerlaubter That, welche theils Verbrechen, theils kein Verbrechen seyn kann, entspringen, gehandelt. Unter den dativis wird zuerst von denen geredet, welche gar keine verbindliche That zum Grunde haben; und sodenn von denen, welche zwar auf eine solche Rüksicht nehmen, allein sich blos auf die natürliche Billigkeit stützen. Ohngeachtet der V. den Böhmerischen Titel: de persecutionibus quibusdam aliisque remediis extraordinariis ganz übergangen hat, so haben wir doch dessen In-

halt

halt am gehörigen Orten, bis auf einiges, insetirt gefunden. Sehr ungerne vermissen wir ein Register über das Buch.

Dieß ist die Eintheilung und Ordnung, die im Detail noch weit genauer und vollkommener ist, und die wir nicht besonders anzupreisen brauchen, da sie sich von selbst genug empfielt. Jeder wird in Rüksicht darauf dem Verdienst des V. Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Was die Ausführung der Materien selbst betrift, so müssen wir auch hier die Genauigkeit und den deutlichen Vortrag allerdings rühmen. Die in den Noten angebrachte Litteratur erhöhet gleichfalls den Werth des Buchs. Indessen sind doch auch hie und da Flecken, die wir ungerne an einem so gemeinnützigen Buche gesehen haben. Wir wollen einige Beweise geben.

Im 20ten §. wird unter andern gesagt: Kläger und Beklagter kämen darinnen überein, daß es von ihrer Willkühr abhienge, ob sie dasjenige, wodurch die Untersuchung der Sache befördert wird, entweder selbst oder durch einen dritten dem Richter vortragen lassen wolten. Dieses ist so allgemein genommen offenbar falsch. Wie viele Gerichte sind nicht, vor denen auf keine Art etwas verhandelt werden darf, es sey denn durch Prokuratoren! Fielen denn dem V. die beyde hervorstechende Exempel der höchsten Reichsgerichte, die das Gegentheil darthun, nicht sogleich ein? Im §. 75. ist es auch unrichtig, daß außerhalb Sachsen auf der rechten Seite des in Quart zusammengelegten Klaglibelles die Zeichen der Beylagen, und auf der linken der Gegenstand des Streites kurz angezeigt werden sollen. Einmal ist der Quart-Format bey gerichtlichen Producten nicht allgemein üblich; sondern bey vielen Gerichten rubricirt man heut zu Tage die Schriften auf der ersten Seite in Folio, welches immer gewöhnlicher wird; und sodenn verhält sich das andere just umgekehrt. Auf der linken bemerkt man die Zeichen der Anlagen und auf der rechten das Punktum. — Daß Hr. S. den guten Styl anpreißt, ist löblich; allein sollen seine Exempel dazu anleiten, wenn er z. B. Seite 66 eine Klage so anfängt: "Ew. 2c. kann klagend nicht verhalten, wasmaßen ich," u. s. w. und Pag. 135. "Implorant kann nicht Umgang nehmen — — vorzubringen wasmaßen," oder Pag. 142. "Ew. belieben — zu ersehen, welchergestalt sich Stephan Tiegel — — von mir berühmet 2c." Das Datum unter die Klage zu se-

 zen,

zes, wenn sie nemlich durch kein Präsentationsschreiben begleitet wird, ist auch auserhalb Sachsen selten gebräuchlich. Die Lehre von den Einreden überhaupt ist in Vergleichung gegen das andere nicht vollständig genug.

Was der V. §. 201. von der actione de liberali causa, affirmativa und negativa, gegen Böhmern sagt, daß nehmlich der Herr jene und der Knecht diese brauchen müsse, können wir nicht annehmen. Die das Gegentheil behauptende Böhmerische Lehre ist der Sache weit angemessener, und des Hr. V. Räsonnement ist ein bloses Wortspiel. Eben so wenig können wir demselben Recht geben, wenn er §. 208. lehrt: „die Freyheit eines Menschen müsse bewiesen werden.„ Dieß ist offenbar gegen ihre rechtl. Gunst und gegen die für sie streitende Vermuthung, welche die Beweißlast auf den wälzet, der sie verneinet. Und diese Vermuthung ist doch billig stärker als die, welche aus dem Besitz des Verneinenden entspringt. Man sehe nur nach, was Hellfeld in seiner Jurisprud. forens. Lib. VIII. Tit. V. §. 687. und die dort angeführte Lehrer darüber sagen. Ueber das Interdictum de libero homine exhibendo konnte der V. doch warlich nicht weniger sagen, als er §. 212. that.

Daß der V. auch reiner Deutsch schreiben könnte, wird jedem einleuchten, der so oft: „ohne dem„ statt den oder: „eines dritten seine Einwilligung, des Klägers sein Grund ꝛc.„ lieset.

Dk.

---

3) Arzneygelahrheit.

Von den Wirkungen der Eicheln, Verstopfungen der Drüsen im menschlichen Körper aufzulösen. In einem Schreiben an den Hrn. Professor Baldinger zu Göttingen, von D. Fr. Jos. Wilh. Schröder, der Arzneiw. ord. Professor zu Marburg. Göttingen und Gotha, bey Dietrich 1774. 2¼ Bogen in 8.

Nicht ein Ohngefähr, sondern ein reifes Nachdenken hat den Hrn. S. wie er versichert, auf die Entdeckung die-

ses Mittels gebracht, die ihm um so viel mehr Freude erwecket, da bisher noch keines ihm zur Oefnung der Drüsenverstopfungen bekannt gewesen ist. Die Leser dürften sich mehr nach den Erfahrungen selbst sehnen, als nach der Folge der etwas zu feyerlich vorgetragenen Gedanken, die den Verf. geleitet. Ihnen überlasse ich auch zu urtheilen, in wie ferne der Schierling, das Quecksilber, das Spiesglas, die Chiechiam durch dieses Mittel ausgestochen werden. Mit den chymischen Versuchen vertröstet uns Hr. S. auf eine bald unter ihm zu vertheidigende Disputation: so viel läßt er uns doch zum voraus wissen, daß die Eicheln eine sanfte Gummiresine enthalten, womit eine zähe mehrentheils schädliche Feuchtigkeit in Menge verbunden, die nichts als der feuchte Schwefel der Alten sey, die man aber den Eicheln vorher benehmen müsse. Demnach trocknet man gelinde und röstet die Körner. Nachdem sie zerstossen oder zermahlen sind, wird ein Loth davon mit Wasser durch das Kochen ausgezogen, wozu nur wenig erfordert wird. Das Klare seigt man durch, kocht es noch einmahl bis zum Schäumen und trinkt es darauf warm oder kalt mit Zucker. Ein halbes Loth Coffee, das man zugleich mit den Eicheln kocht, verbessert den Geschmack sehr. Dieses Mittel hat der Hr. V. bey sich selbst in einer alten Auszehrung, (Erschwächung heißt es) wobey die äusserlichen Drüsen auch angeschwollen waren, versucht, und schon in 8 Tagen Besserung darnach verspürt. Danebst versichert er davon in der Atrophie eines Kindes, bey einem krätzigten Kranken, einmahl in einer Auszehrung mit Gichtarten, ein andermahl bey zögernder Schwärung der Pocken, ja selbst in dem Venusübel und einer mit der Cachexie verbundenen Hypochondrie, nüzlichen Gebrauch gemacht zu haben — Wahrlich alles, was man von den Eicheln erwarten können. Nur Schade, daß es lauter einzelne Fälle sind, worauf Hr. S. bauet. Bey der Anwendung bricht ein klebrichter stinkender Schweiß aus, welcher völlig wie das Secret riecht, und, wie der Ausdruck ist, eine ganz eigene geile Beschaffenheit hat.

In einem dem Rec. bekannten Falle, ist nach dem Gebrauche der nach der Vorschrift des Verf. gerösteten Eicheln, dieser Schweis nicht, wohl aber eine ganz ungewöhnliche Schwäche des Magens erfolgt. Auch Hr. D. Marx, ein guter Beobachter, welcher im Hannöverischen Magazine 1774. erzählet, daß er in der Atrophie eines Kindes, und bey einer gallsüchtigen Person, von dem Eichelkaffe, treffliche

liche Wirkungen gesehen habe, hat diesen Schweis nicht bemerkt.

Indessen verdienet dieses neue Arzneymittel auf alle Weise näher untersucht, und die Wirkungen desselben beobachtet zu werden.

Kr.

Franz Joseph Hofers, D. u. Praktikus, auch der Geburtshülfe Mag. zu Rothweil philosophisch medicinische Gedanken von dem so seltnen als merkwürdigen Zustande der M. Monika Mutschlerin in Duningen. Ulm, bey Wohler, 1774. 95 S. 8.

Die Mutschlerin, eine arme Frau, hatte schon oft, selbst zur Zeit ihrer Reinigung ihrem Manne im kalten Wasser fischen helfen müssen. Bei der vierten Geburt wird die Nachgeburt gewaltsam gehohlt. Sie leidet darauf einen Blutfluß von 24. Wochen, hatte dabei Mangel, ward mit krampfhaften Zufällen behaftet, gieng an Krücken, gebahr in diesem Elende noch 2 Mal; bekam 1771. ein Fieber, das drey Vierteljahr dauerte. Dies erschöpfte sie vollends. Endlich erscheint ihr ein kleines holdes Bäuerlein und sagt, sie solle das Fieber nur noch 7 Mal haben, und bei einem dritten Besuche, sie solle den nächsten Sonntag aufstehen und zur Kirche gehen. Den Abend vorher kan sie noch nicht stehen: geht aber den Sonntag wirklich in die etwas entlegene Kirche. Dies wiederholt sie täglich vom 21. Jun. 1772. bis den 20. Oct. 72, da sie wegen zu großer Gliederschmerzen das Bett hüten muß, in dem sie noch ist. Sie schläft nun schon 3 Jahre lang für Schmerzen nicht und isset nichts als höchstens Fleischbrühe und saure Milch. Ein weichgesotten Ey muste sie wegbrechen. Und nun (Mitte 74.) ist durch obrigkeitliche Untersuchung erwiesen, daß sie vom 24. Jan. 73. an in 15. Monaten weder etwas gegessen noch getrunken hat, noch jemals schläft, auch keinen natürlichen Abgang durch Stuhlgang und Harn hat. Ihre Reinigung hat sie bis im August gehabt, da ein Blutspeien kam: sie ist aber schwach und das Geblüt dick und schwarz. Die Sinnen sind scharf, bis auf den Geschmack. Sie ist und spricht vernünftig, nur schwach und heischer. Das Athemhohlen

len ist klein, geschwind und schwach: der Aderschlag klein und um ein Drittheil langsamer, als natürlich. Bei zunehmender Schwäche ist sie mehr und mehr Ohnmachten unterworfen. Die Füße haben keine Empfindung mehr.

In und um Rothweil hat diese wirklich merkwürdige Geschichte viel Aufsehens gemacht und viel übernatürliche und himmlische Deutungen veranlaßt. H. H. beweist, daß dergl. Umstände gar füglich aus den hysterischen Beschwerden herfließen könten und belegt dies aus Aerzten, Kirchenvätern u. a. ansehnlichen Schriftstellern, namentlich, Pabst Benedict. 14. und dem Muratori. Das holde Bäuerlein ist sicher eine Phantasie gewesen. Das lange Fasten begreiflich zu machen, wird Hrn. H. am schwersten. Die mehreren Exempel erklären hier nichts. Er glaubt, die Einsaugung von Feuchtigkeiten aus der Luft trage etwas bei.

Das beste ist, daß H. H. verspricht, uns nach ihrem Tode eine genaue Leichenöfnung zu geben.

X.

Adversaria Medico-practica, Voluminis III. pars. IV. Lipsiæ, apud hæredes Weidmanni & Reich. 1774. 8vo. 12 Bogen.

In diesem Theile sind folgende vier Aufsäze enthalten: 1. De carie venerea ossis femoris sponte fracti, icone illustrata, præmissis quatuor capitum cariosorum descriptionibus. 2. Melancholicorum, maniacorum & epilepticorum quorundam in ptochotropheo Waldheimensi dissectorum supplementum. 3. Observatio de descensu testiculi in puero, cum hernia incarcerata lethali coniuncto. 4. Observatio de calculis humanis. Die zwote Abhandlung ist vom Hrn. Lic. Greding; die übrigen drey haben Herrn Reichel zum Verfasser. Unsre Leser kennen den Werth dieses Werks schon aus unsern vorhergehenden Anzeigen. Den Beschluß dieses Theils macht ein Register.

GZ.

Pauli Gottlieb Werlhofii &c. Opera medica, collegit & auxit *J. E. Wichmann*, M. D. Aulæ Hannoveranæ

ranæ medicus regius, Socc. reg. sc. Götting. corresp. N. C. Berolin. Sodalis. Pars I. Hannoveræ, impensis fratr. Helwingiorum. 1775. In 4. 1 Alph. 19 Bogen. Mit Werlhofs Bildniß.

Endlich erscheint der erste Theil der lang erwarteten Ausgabe von Werlhofs Schriften. Kein Wort von uns zu ihrer Empfehlung! Nicht, als ob sie izt noch so wichtig und unentbehrlich wären, als zu der Zeit, da sie geschrieben wurden; aber, als Denkmäler der Verdienste des grossen Prakticus um die Kunst, als Zeugen seiner tiefen praktischen Einsichten und schönen Litteratur, und als ein Magazin seiner mit durchdringendem Blicke und kunsterfahrner Geschicklichkeit angestellten Beobachtungen, praktischen Bemerkungen, und seiner klugen Maaßregeln beym Krankenbette, wodurch er sich die Hochachtung des aufgeklärtern Theils von Europa erwarb, werden sie den Aerzten aller Zeiten wichtig, schäzbar und nüzlich bleiben. Das Verdienst des Herrn Wichmanns bey dieser Ausgabe ist nicht gering, da er, außer der wolgeschriebenen und ungemein interessanten Lebensbeschreibung, die auf 2 Bogen dem Werke vorangesezt ist, Werlhofs Schriften mit Zusäzen aus des seel. Mannes mündlichen und schriftlichen Umgange mit ihm selbst und andern glaubwürdigen Aerzten bereichert hat. Uebrigens hat er ihn uns nicht modernisirt, sondern, wie er wirklich in seinen Meinungen und Vortrage war, mit seinem Einflusse der Gestirne, mit seinen Lebensgeistern, mit seinen Streitigkeiten gegen Gölicke und Hahn, und mit der Menge seiner Anmerkungen zum Texte, unergänzt, unvertheidigt, unwiderlegt und unentschuldigt geliefert, so leicht er es hätte thun können, und so nötig es seyn wird, daß es der Leser hin und wieder thue. Wir rechnen dieses Herrn Wichmann zum Verdienst an, so gewiß es gleichwol Verlust für die Leser ist, und ieden schmerzen wird, der weiß, was von einem solchen Herausgeber hätte erwartet werden können. Man will doch immer seinen Schriftsteller so haben, wie er war, zumal wenn er wirklich vortreflich war. Dieser erste Theil enthält die Inauguralschrift De medicina sectæ methodicæ veteris, und den berühmten Tr. de febribus intermittentibus soporosis. Im folgenden werden Cautionum medicarum tr. I. & II. Disquisitio de Variolis & Anthracibus; Excer-

pta

pla e commercio litt. Noriberg. und das Commercium epistolicum cum aliis erscheinen. Schade, daß der s. Mann von seinem häufigen Briefwechsel mit Kranken nichts hinterlassen hat!

Hm.

Johann Georg Zimmermann, Mitglied der K. Pr. Ac. der Wiss. in Berlin und Stadtphysicus in Brügg, von der Ruhr unter dem Volke im Jahr 1765, und denen mit derselben eingedrungenen Vorurtheilen, nebst einigen algemeinen Aussichten in die Heilung dieser Vorurtheile. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. Ohne Anzeige des Jahrs. In gr. 8. 1 Alph. 1½ B.

Diese neue Auflage des vortreflichen Werks von der Ruhr ist, so viel wir aus der Vergleichung gesehen, unverändert, nur daß die bey der ersten hinten angehängten Verbesserungen und Zusäze hier in den Text eingeschaltet worden sind. Sie scheint ohne Zuthun des Verfassers gemacht zu seyn, zumal da er hier noch Stadtphysicus in Brügg heißt.

Gz.

Indicis in *Swietenii* Commentariorum tomos V. Supplementum, continens res notatu maxime dignas in commentariis reperiundas, realis indicis vices supplens & observationes indicans, in proprios vsus consertum, — a *Joanne Adolpho Gladbachio*, M. D. S. Pr. Anh. Servestani a cons. aulicis, aulæ medico, & physico forensi. Hildburghusæ, sumtibus Hanischii. 1775. In 4. 1 Alph. 6 B.

Dieses Realregister über das van Swietensche Werk ist ausführlicher, kunstmäßiger und mehr raisonnirt, als das dem fünften Theile beygefügte, und die das Werk viel zu Rathe ziehn, werden dem Herrn Gladbach für seinen nüzlichen Fleiß sehr verbunden seyn.

Des Herrn Gerhard Freyherrn van Swieten Erläuterungen der Boerhaavischen Lehrsäze von Erkentnis und Heilung der Krankheiten. Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersezt. Fünfter Theil, erster und zweiter Band. Frankfurt und Leipzig. 1775. In 4. Mit des Verfaßers Bildnisse.

Hiermit ist die Uebersetzung geendigt. Vom Werthe derselben haben die Leser unser Urtheil schon, (A. d. B. 14. B. 2. St. S. 530.) wobey wir es laßen. Den Inhalt der Urschrift haben wir im 20. B. 2. St. S. 334. ausführlich genug angezeigt.

Hm.

Peter Bierchens, Dr. d. A. und Assessors im Königl. Collegio medico Abhandlung von den wahren Kennzeichen der Krebsschäden, wie auch der scrophulösen und venerischen Geschwüre und Geschwülste. a. d. Schwedischen. Gött. 1775. bey Dietrich. 120 S. in 8.

Der Verf. hatte sich bey seinem Aufenthalte in England bemühet, die Würkungen des bekanten Mittels von Plunket oder Guy kennen zu lernen, und nachher in seinem Vaterlande selbst durch dieses Mittel großen Ruf erworben. Es ist daher ein wahrer Verlust, daß ihn der Tod verhindert, die Fortsetzung dieser Schrift zu bewerkstelligen, und nicht nur die Anwendung jenes Mittels, sondern andrer, bekannt zu machen, die er in seiner so sehr großen Erfahrung würksam befunden. Inzwischen enthält diese Abhandlung allein schon so viel wichtiges, daß wir sie allen unsern medicinischen Lesern nicht nur rathen zu lesen, sondern zu studiren; und der Recensent ganze Seiten abschreiben müßte, wenn er das auszeichnen wollte, was er merkwürdiges für sich selbst in dem Büchelgen angestrichen. Freylich wird es für diejenigen unnütze, welche bey dem Krebs nun weiter keinen Wunsch übrig zu haben glauben, seitdem man ihnen von Schierling Sublimate ꝛc. so viel schönes vorgesagt; allein andre werden beym Lesen des Buchs sich bald überzeugen, daß Krebs nicht immer Krebs ist,

ist, und daß sehr oft diejenigen Mittel schaden können, denen sie bisher so viel zugetrauet, und die bisher auf alle Arten dieses Uebels sie ohne Unterschied würden angewandt haben. Die Natur eines Uebels dieser Art, das der Facultät so oft zum Aergernisse wird, und so vielen Menschen auf die schrecklichste Art das Leben nimt — dabey der Kranke in seinem Leben schon zum Aase wird, das die nächsten Verwandte oft fliehen — ein solches Uebel kann kein ehrliebender Arzt genau genug kennen lernen, und er findet bisher über dasselbe noch nichts bessers geschrieben, als das von Bierchen. Die Uebersetzung ist von dem jetzigen Professor der Anatomie zu Upsal, Adolph Murray.

Pd.

Neue Sammlung auserlesener Wahrnehmungen aus allen Theilen der Arzneywissenschaft. Achter Band, oder 17ter Band der ganzen Sammlung. 1774. Strasburg, bey Bauer und Comp. 8.

Ein Ungenannter handelt in dem ersten Aufsatze von den Ursachen der Abnahme des menschlichen Geschlechts überhaupt, und giebt zum Beyspiele die Cultur der Pflanzen und Früchte, wie auch der Thiere, an, welche beyde zu einem ziemlichen Grade der Vollkommenheit gediehen. Hierauf bricht der Verf. in bittre Klagen aus, daß die Cultur der Menschen, physisch und moralisch betrachtet, so sehr vernachlässiget werde. Die Griechen und Römer gaben Gesetze, die Menschen stärker und dauerhafter zu machen, und dieses wäre eine der wichtigsten Sorgen einer Landes-Polizey. S. 52 findet der Leser eine Zusammensetzung aus Schweinefett, Renetteäpfeln, rother Ochsenzungenwurzel, Campher, Mandelöl, Weiswachs und dergleichen, welche wider Schrunden, aufgesprungene Lefzen, Frostbeulen und andere ähnliche Uebel gebraucht werden soll. Die Artischocke mit Maderawein zugerichtet soll ein Mittel wider die Wassersucht abgeben. Das Recept eines Elixirs für allerhand Zufälle gränzt, unsers Bedünkens, sehr an das marktschreyerische, denn: es macht frölich, erleichtert die Wassersüchtigen, heilt die Unverdaulichkeit in einer Stunde, hebt die Krankheiten des Herzens, erweicht bey den Tauben das Trommelfell u. s. w. (es war dem Recens.

als wenn er vor der Bude eines Zahnarztes auf einem Jahrmarkte stünde.) Wider die Würmer hat sich die Raute in Gesellschaft der Purgiermittel kräftig erwiesen. Eben so finden wir die guten Würkungen des frischgepreßten Leinöls bey dem Bluthusten bestätigt. Bey einem Waßersüchtigen entstand ein Erbrechen ohne die geringste gegebene Gelegenheit, und nachdem der Kranke achtzehen Maas Wasser weggebrochen, wurde derselbe von seiner Wassersucht befreyet. In diesem Bande finden wir ausserdem nicht viel beträchtliches, und bemerkenswerthes. Zulezt noch die gewöhnlichen Witterungsgeschichten.

Neue Sammlung auserlesener Wahrnehmungen aus allen Theilen der Arzneywissenschaft rc. Neunter Band oder achtzehender der ganzen Sammlung. Mit einer Kupfertafel. Strasburg, bey Bauer und Compagnie. 1774.

Eine Mischung von einem Pfunde Reißmehl, acht Loth Bierhefen und etwas Salz soll alle zwölf Stunden frisch auf die Fußsohlen eines mit dem Podagra behafteten Kranken gelegt werden, und die heftigsten Anfälle desselben in kurzer Zeit lindern. Dieses nennt der V. ein bewährtes Mittel. Der Gebrauch des Pomeranzen- und Limoniensafts leistete im Scharbocke auf einem englischen Schiffe gute Dienste. (ein Mittel, das schon Lord Anson wuste, und welches ihm die Noth gelehrt hatte.) Abermals ein bewährtes Mittel die Hüneraugen der Füße vollkommen zu heilen, und dieses soll der auf heißer Asche gebratene Knoblauch seyn, wenn er auf das Hünerauge gebunden wird. Eine sehr elende Beschreibung einer epidemischen rothen Ruhr, welche 1750 in der Picardie und zu Aumale geherrscht, ist vom Herrn Marteau de Grandvilliers, einem Mitgliede der Akademie der Wißenschaften zu Amiens. Hierauf folgen einige Wahrnehmungen, welche in die Entbindungskunst gehören. Angenehm ist die Beschreibung epidemischer Krankheiten, welche in Paris vom Jahr 1707 bis 1747 geherrscht haben, von einem alten Arzte der Pariser Facultät beschrieben. Bey einem Lippenkrebse that der Schierling würklich gute Dienste. Zulezt von der Witterung und den regierenden Krankheiten zu Paris, zu

Lille,

Lille, u. a. Orten, welche in der That von grossem Nutzen für den praktischen Arzt sind.

Neue Sammlung auserlesener Wahrnehmungen aus allen Theilen der Arzneywißenschaft ꝛc. Zehnter Band oder neunzehnter Band der ganzen Sammlung. Strasburg, bey Bauer und Compagnie. 1775.

Die erste Abhandlung vom Bändelwurme (warum nicht Bandwurm?) ist unterhaltend, und zeigt einen Arzt voll Beobachtungsgeist. Ekelhaft ist in der That die Uebersezung des Aufsatzes vom Sanct Veits-Tanze, denn es heißt z. B. S. 21. „Der Pfarrer von Senouville klügelt in Quacksalberey u. s. w. Herr Bieshaar in Berg-op-Zoom beobachtete die guten Würkungen der Schierlingspillen bey Ausrottung einer krebsartigen Geschwulst an der Zunge, und denen, dieses Uebel begleitenden Zufällen. Nach des Mayntzischen Arztes Strak Beobachtung rührt die schwarze Farbe der Bauschgen und Pflaster, so auf einem Geschwüre gelegen, nicht allezeit von einem Beinfraße (caries) her, sondern diese schwarze Farbe ist bisweilen zufällig. Die Weinstein-Colik kommt öfter mit der Colik von Poitou überein, wie Herr Grandvilliers ein guter Beobachter zu Savigny in der Normandie bey einigen Mönchen Cistercienser-Ordens zu beobachten Gelegenheit gehabt. Die übeln Würkungen des genoßenen Bilsensaamens wurden durch abführende Mittel, die Lattwerge des Fuller, in Gesellschaft der wilden Baldrian-Wurzel, völlig gehoben, ungeachtet die heftigsten Anfälle der fallenden Sucht daraus entstanden waren.

Den guten Nutzen der flüchtigen Laugensalze sahe Herr Chesne bey der Lähmung, und dieses kan uns deutschen Aerzten unmöglich befremdend vorkommen, wenn wir nach William Alexanders Beobachtungen den äußerlichen Gebrauch der spanischen Fliegen-Essenz in ähnlichen Uebeln kennen. Herr Raisin Arzt zu Mümpelgard sahe Würmer mit dem Harne abgehen, (eine nicht so gar seltene Erscheinung, als der Verfaßer wähnt!) Nach der Wahrnehmung des Herrn Dupuy de la Porcherie starb eine Frau acht Stunden nach eingenommenen Poudre d'Ailhaud, weil sie solches nach einer unzeitigen Geburt genommen hatte.

Ein

Ein Haber-Trank (warum nicht Hafer-Trank?) mit Limoniensaft gesäuert, soll ein würksames Mittel wider den Stein und Gries seyn.

Dr.

Dominici Cotunnii, Philos. & Medic. D. de aquæductibus auris humanæ internæ, anatomica Dissertatio. Viennæ, apud Græffer. 1774. in 8. 13 Bogen.

Eine Schrift von seltener Güte! Herr Cotunnius beweist hauptsächlich zweyerley. Erstlich, daß von dem sogenannten Vestibulo des Ohrs ein Weg durch das os petrosum gehe, der eine in deßen Höle enthaltene Feuchtigkeit zu der Zeit, wann das Ohr wirklich höret, in den nächsten Seiten-Sinum der harten Hirnhaut ableitet. Diesen Gang nennt er *aquæductum Vestibuli*. Zweitens, daß es einen andern Gang gebe, der eine ähnliche Feuchtigkeit aus dem Schneckengange im Ohre beym Hören in die Höle des Hirnschedels ergießt, wo dieselbe wieder zurückgesogen wird, und dieser heist dem Herrn C. *aquæductus cochleæ*. Diese Entdeckungen sind ganz neu; denn die bisher sogenannten aquæductus im Ohre hatten diese Benennung nur von einer geringen Aehnlichkeit mit Waßerleitungen erhalten, ohne daß man ihnen eine wirklich ähnliche Verrichtung zugeschrieben hätte. Hierzu kommt noch ein dritter Saz, §. 29. der ebenfalls neu ist: daß die ganze Höle des Labyrinths mit einer Feuchtigkeit angefüllt sey, daß sie keinesweges, wie bisher Jedermann geglaubet, Luft enthalte, ia daß die Verrichtung des Gehörs nicht von statten gehn könte, wenn in der Höle des Labyrinths Luft, und sie nicht gänzlich mit Waßer angefüllt wäre. Wenn man die Richtigkeit aller dieser Entdeckungen voraussezt, so erlangt dadurch die Theorie des Ohres und Gehörs Lichtvolle Erläuterungen, die der Verf. so wie alle seine Beschreibungen, mit ungemeiner Deutlichkeit darleget. Er hat alles nach eigenen vielfältigen Untersuchungen beschrieben, wozu ihm sein groſses Krankenhaus überflüßige Gelegenheit dargeboten. Nach diesen ist die zwar kurze, doch meisterhafte anatomische Beschreibung des ganzen innern Ohrs, insbesondre aber der beiden Waßerröhrchen entworfen, wovon man auch zugleich die vom Herrn D. Cyrillus nach der Natur

nur sehr wol aufgenommenen saubern Zeichnungen, und die umständliche und aufrichtige Erzählung ihrer Entdeckung, wie auch der Vortheile, sie nachzuentdecken, findet. Besonders bittet Hr. C. diejenigen, so über seine Beobachtungen urtheilen wollen, daß sie, bey ihnen vorkommenden Zweifeln, nicht einmahl, sondern zum öftern die Natur selbst betrachten: wozu er aber einen sehr genauen, geschickten und geübten Beobachter und Zergliederer erfodert, und warnet, daß man sich dazu keiner andern, als frisch aus den Leichen genommener Ohren bediene, weil nichts den hier anzustellenden Beobachtungen hinderlicher ist, als die Austrocknung. Außer den Hauptsäzen enthält dieß kleine wolgeschriebene Werk in einer gedrängten Kürze viel andre feine Bemerkungen und wichtige Lehren, und erklärt so manche bisher für unauflöslich gehaltene Schwierigkeiten, wie z. E. §. 52. die von Caßebohm und Boerhaave hinterlaßenen Aufgaben, was der Nuzen und die eigentliche Absicht der halbcirculrunden Canäle sey? glücklich und aufs ungezwungenste. Allein man muß dies im Zusammenhange lesen, wenn man überzeugt seyn will, daß der V. nicht blos sinnreich theoretisirt, sondern bündig beweist und oft den Augenschein zum Zeugen hat. Es wird izt alles darauf ankommen, daß Zergliederer, welche genugsame Gelegenheit, Geschicklichkeit und Unverdroßenheit haben, dem V. nachzuarbeiten, seine Beobachtungen bestätigen, woran wir, wenn es nur nach seinen Vorschriften geschieht, um desto weniger zweifeln können, da er unstreitig alle Eigenschaften eines Zergliederers und Beobachters besizt, der so schweren und wunderfeinen Untersuchungen gewachsen seyn soll. Mit Verlangen sehn wir dem größern Werke entgegen, das uns dieser so viel versprechende iunge Mann zusaget, der, wie er sich beym Schluße der Vorrede bescheiden ausdrückt, lustrum quintum non exegit, & maiora dare conatus, tenuia hæc tamen rudiaque promit.

Auszüge aus den besten medicinischen Probeschriften der vorigen Jahrhunderte, von Christ. Jakob Mellin ꝛc. 2ter Theil. Altenburg, bey Richter. gr. 8. 1774.

Enthält aus 135, einigen seltnen und vielen intereßanten Dißertationen, Auszüge. Hat 2 Register und 316 Seiten.

Tho-

Thomae *Sydenham*, Med. Dr. anglicani tractatus de Podagra et Hydrope. — Editio in Germania prima. Wezlariae. 119 Seiten. 8. ap. Winkler.

Diese neue Ausgabe eines bekannten Buches bedarf weiter nichts, als einer Anzeige des Titals.

Daniel Lysons — practische Abhandlungen von den Wechselfiebern, der Wassersucht, den Krankheiten der Leber, der fallenden Sucht, Colik, Ruhr, und den Würkungen des versüßten Quecksilbers. a. d. Englischen übersezt. Leipzig, 1774. gr. 8. bey Fritsch. S. 156.

Verdienten allerdings eine Uebersetzung, und die Aufmerksamkeit practischer Aerzte. Doch sind die Beobachtungen von des Quecksilbers Nutzen bey der fallenden Sucht uns noch nicht so recht einleuchtend vorgekommen; die von der Wassersucht sind eine angenehme Bestätigung von unsers Ripenhausens ähnlichen Wahrnehmungen, obgleich der Engländer diese nicht gekant hat, und sie der Uebersetzer, der sonst ähnliche gute Noten beygefügt hat, bey dieser Gelegenheit nicht anführet.

Aphorismi de Marasmo, ex summis medicis collecti; auctore Sam. *Farr*. M. D. Altenb. 1774. 12. bey Richter. 144 Seiten.

Ein ganz artiger Anhang zu Allens Synopsis, Kleins Interpres, Brookes ꝛc. dabey freylich aber dem Verf. eine stärkere Bekanntschaft mit solchen Schriftstellern zu wünschen gewesen wäre, deren Ansehen überall groß, und deren Beobachtung zuverläßig ist.

An den Königl. Preußischen Herrn Hofrath, Herrn Joachim Friederich Henkel, Professor der Wundarzneykunst, derselben und der Medicin berühmten Doctor in Berlin. (Die blose Aufschrift des Briefs, statt eines Titelblats! wie sonderbar?) Hanno-

Hannover. 1774. Bey Johann Wilhelm Schmid. 4. 5½ Bog.

Dies Schreiben, wovon H. Bruns in Hannover der Verfasser ist, hat einige Arten der in der Wundarzney so genannten Brüche, die Darmgicht und das Einschneiden des Gedärms in gewissen Fällen (Enlerotomia) zum Gegenstand, und ist mehrentheils aus Schriftstellern zusammen gestöppelt. Das Französische, Griechische, Lateinische, Holländische, Englische, Italiänische und Deutsche, alles (gleich der Sprachenverwirrung zu Babylon) untereinander, giebt zum wenigsten der Schrift, die sonst vollkommen in Henkelschem Styl geschrieben, und also eben nicht zum allerangenehmsten zu lesen ist, ein fast recht gelehrtes medicinisches Ansehen. Sie schliest um deswillen auch mit einem griechischen Neujahrwunsch.

Herrn Levret, Accoucheur bey der Madame la Dauphine, Kunst der Geburtshülfe, nach den Gesetzen der Bewegung und Naturlehre. Zweyter Theil. Mit Kupfern. Aus dem Französischen übersetzt von D. Christian Friedrich Held, der Entbindungskunst in der Herrschaft Gera verordnetem Arzte. Gera und Leipzig, bey Heinrich Gottlieb Rothen, 1774. (208. Octavseiten.)

Wir wiederhohlen unsere Meynung, die wir von dem ersten Theile der Uebersetzung im 2 St. des 21. B. der a. d. B. gefällt haben, daß wir es lieber sehen wollen, wenn statt einer Recension das Werk selbst gelesen wird, und liefern daher auch diesmal nur eine blose Anzeige des Hauptinnhalts von diesem Buche, dessen Urschrift in den deutschen Buchläden noch ziemlich unbekannt ist. Es enthält nämlich dieser zweyte Theil 1) Mauriceaus kurze Lehrsätze von der Schwangerschaft, der Geburt und den Krankheiten der Weiber mit Herrn Levrets Anmerkungen, worinnen wir den Scharfsinn des Herrn Levrets in seiner ganzen Größe erblicken: 2) Verschiedene Abhandlungen des Herrn Levrets über einige Gegenstände aus der Geburtshülfe, welche von großer Wichtigkeit sind: 3) die Erklärung verschiedener Kupfertafeln zur Mechanik der Schwangerschaft

gerschaft und der Geburt, samt den Kupfern selbst, die eigentlich noch zum Lehrbuche des Herrn Levrets gehören. Ungern vermissen wir doch unter den Abhandlungen des Herrn Levrets eine der wichtigsten und nützlichsten sur la méthode de délivrer les femmes après l'accouchement. etc. Sie befindet sich zwar freylich nicht in der letzten Ausgabe des Levretischen Lehrbuchs, wornach H. Held die Uebersetzung unternommen hat, auch nicht in der vorlezten, sondern nur in der ersten Ausgabe, woraus sie H. H. hätte nehmen können; oder konnte er diese, aus Ursachen, die wir bey der Anzeige des ersten Theils zu erkennen gegeben haben, nicht leicht besitzen, so hätte er sie aus den Abhandlungen der königlichen Academie der Chirurgie, woselbst sie sich im 3ten Bande befindet, nehmen und sie uns um der hieher einschlagenden Materie willen mittheilen können. Wir würden es wenigstens H. H. vielen Dank gewußt haben. Da wir übrigens die Uebersetzung der Levretischen Wahrnehmungen von den Ursachen und Zufällen vieler schweren Geburten von Herrn Walbaum aufzuweisen haben; so fehlt uns an eines so vortreflichen Schriftstellers Werken von der Entbindungskunst weiter nichts, als dessen Essai sur l'abus des régles générales et contre les préjugés, qui s'opposent aux progrés de l'art des accouchemens. à Paris 1766. Ein Buch, welches in Deutschland eben so selten ist, und der Uebersetzung nicht unwürdig seyn möchte. Vielleicht macht uns H. H. auch noch dieses Geschenk.

Sabini Secundi Versuch eines Hebammen Examinis über die vornehmsten natürlichen Puncte, und zum Accouchement. Chemnitz, bey Joh. Dan. Stössels Erben und Putschern. 1774. (67 Seiten in Octav.)

Ein schlecht gerathener Versuch! Altes, ungereimter weise zusammengestoppeltes, erbärmliches Zeug; eine wahre Mißgeburt in den Hundstagen, von einer in der Entbindungskunde armseligen, sonst frommen Mutter, die mit Stück in Esther III, 9. zu gebähren anfängt, und mit Matth. XI, 25. Luc. X, 21. 1 Corinth. I, 27. aufhört.

Im.

D. Jo-

D. Joh. Erh. Trampels, Beschreib. der Meinberger Mineralquellen, nebst einem Schreiben des H. D. Jo. Fr. Zückert, vom Meinb. Mineralwasser. Zweyte vermehrte Auflage, mit Kupfern. Lemgo, bey Meyer, 1774. 160 S. 8.

Beide Schriften sind schon hinreichend bekannt: aber die erste ist ansehnlich vermehrt. H. Zückert, der an dem feinen Schwefelprincipio in diesem Wasser zweifelte, fand zwar in Berlin hauptsächlich nur ein salinisches Stahlwasser; allein ward doch überzeugt, daß an der Quelle das Wasser wirklich mit einem feinen Schwefeldunste geschwängert sei. Die sich über dem Wasser ansetzende Flocken waren Schwefel mit Kalkerde versetzt; was sich an den Rinnen ansetzte, war Schwefel mit Thonerde und eisenschüßigem Sande verbunden. Doch dieses feine Schwefelprincipium, in einem, wohl zu merken, kalten Mineralwasser ist bis dahin einzig in seiner Art. Hr. Trampel hat es in der darauf folgenden Abhandlung unleugbar dargelegt. In der Tiefe des Erdbodens bemerkt man an den Füßen eine Wärme. Es steigt mit dem kalt aufquellenden Wasser aber eine flüchtige Ausdünstung auf, die über dem Wasser einen Dunstkreis macht, der in einiger Ferne den Geruch wie oleum Vini hat; näher aber Thiere erstickt, dem Feuer die Kraft zu zünden benimmt, Schießpulver ohne Knall verpuffen läst, das Eisen mit Rost angreift s. w. Alles, was sich aus dem Wasser ansetzt, ist schwefelartig. Das Wasser enthält außerdem sehr viel elastische (fixe) Luft. H. Springsfeld hatte schon bemerkt, daß, wenn man Eisenfeil mit Spawasser begösse, die Luftblasen die feinern Eisentheile begierig anzögen und mit sich in die Höhe nähmen. Diesen merkwürdigen Versuch hat H. Trampel S. 69. weiter getrieben, und Eisenfeil mit Meinberger begossen unter die Luftpumpe gebracht. Jede Luftblase führte ein Eisenfeilspänchen mit sich in die Höhe, und wenn die Luftblase brach, so fiel das Spänchen wieder zu Boden. Begegnete ihm aber auf dem Wege hinab ein aufsteigendes Luftbläschen, so nahm dies jenes wieder mit in die Höhe. Die Folge von mehrern wohl angestellten Versuchen ist diese, daß das Meinberger ein sehr geistiges sulphurisches salinisches Stahlwasser, und bis dahin das einige seiner Art, wenigstens in Deutschland sei. Das vorstehende

chende alcalische Salz macht mit dem Schwefel etwas seifenhaftes und dadurch wird dies Wasser sehr auflösend, und da es nicht so stark eisenartig ist, schwachen, krämpfigen und mit innern Verstopfungen behafteten Personen viel angemessener, als andre Stahlwasser sind. Ueber die weitere Theorie der Wirkungen wollen wir uns nicht einlassen. Bei den Erfahrungen erinnern wir nur, daß zu oft blos die Leiden genannt sind, ohne daß man die Ursache und den Verlauf anmerkt. z. E. ein Postmeister wurde lahm und fühllos. Er fieng an zu schwellen, gebrauchte Meinberger und ward gesund. Ein Beamter war harthörig, badete, ließ Wasser einsprützen und hörte wieder. Es macht dies zum Vortheil des Wassers bei Nachdenkenden zu wenig Eindruck, und das Wasser scheint es doch zu verdienen. Als Bad dünkt es uns vorzüglich wichtig, und hat man auch alle Anstalten zum Bade, zum nassen und trocknen Dunstbade, zum Tropfbade s. w. vorgekehrt.

Von den Krankheiten einer Armee, aus eignen Wahrnehmungen im preußischen Feldzuge aufgezeichnet von E. G. Baldinger, ord. Lehr. der Arzneiw. in Göttingen. Zweite verbesserte Ausgabe. Langensalza, bey Martini, 1774. 1 Alph. 8 Bogen 8.

Die erste Ausgabe dieses Werks ist A. D. B. VI. 1. angezeigt. H. B. hat die Zweite sehr vermehrt und gebessert, da er sie nicht ganz umschmeltzen konte. Die wichtigsten Vermehrungen sind als eigne Zusätze jedem Abschnitte beygefügt.

S. 73. rühmt H. B. die Zusammensetzung an sich entgegen gesetzter Arzeneien und namentlich des Baldrians, Asands und der Vitriolsäure. Er mutmaßt S. 160. die ehemaligen Curmethoden hätten an den häufigern Nierenweh ihren Antheil gehabt. Seife, Ammoniakgummi und bittre Extracte sind immer die besten Steinmittel. Haens Sandbeere hat wirklich die kratzende Eigenschaft, die v. Haller ihr zur Last legt. Ueber die Haens ratio medendi wird bei der Gelegenheit ein hartes Urtheil gefällt. Noch rühmt er S. 172. die Tugend der Mistel, aber auch des Campheressigs in der Epilepsie. Schon vor Collin hat er den Campher zu einer Quente verschrieben. S. 183. Bei

einer melancholischen Frau war der Magen in der Mitte zusammen gezogen und in zwei Säcke von ungleicher Weite getheilt. Noch kommen einige Seltenheiten aus geöfneten Leichnamen vor. Hofmanns Hypothese von Pockendrüsen scheint ihm unwahrscheinlich. Brendels praktische Verdienste gründen sich meistens auf die Reinigung der ersten Wege. Das Friesel entsteht nur zu oft aus Unreinigkeiten derselben. Doch giebt es sicher einen kritischen Friesel, so gewiß, als der Rüktrit desselben leicht tödtlich wird. Das heiße Verhalten ist gewiß nicht immer eine Ursache davon. H. B. hat hierüber von S. 216-228. viel Gutes gesammelt. S. 247. verwirft er alle irdische Mittel. Ist das nicht zu viel? S. 261. eine Preisaufgabe: wie kommt man den plötzlich tödtlichen Folgen einer Metastasis zuvor? wäre gewiß nützlich. Vom Gurkensaft mit Zucker S. 267. hat er in der Schwindsucht nach Blutspeien grossen Nutzen gehabt. Vom Quartanfieber vieles auch aus eigner Erfahrung gesammlet, wie auch von der Wassersucht. Ueber die Gelbsucht sind von S. 330. wichtige Aufsätze beigedrückt. Bei einem an der Gelbsucht Verstorbnen fand sich ein Sackgeschwulst, der die Gallenblase drückte. Die Entstehung der Krätze von Würmern verwirft er S. 365. und hält sie für eine Folge der Krankheit und für eine Art Infusionsthierchen. Die Vitriolsäure muß in dieser Krankheit nicht schwach gegeben werden. S. 380. behauptet H. B. bei Schlafsuchten müsten dieselben Behutsamkeitsregeln, als bei den Schlagflüssen beobachtet werden. Dieser Satz bedarf wohl einer genauen Bestimmung, um völlig richtig zu sein. S. 381. lesen wir mit Vergnügen, daß H. B. kleine Probe- u. a. Schriften der Aerzte sammeln und abdrucken lassen will. Eine solche Sammlung nach der Hallerschen könnte sehr reich und sehr nutzbar werden. Zwei Personen, die nur von einer kleinen Höhe herab fielen und zu sitzen kamen, wurden doch völlig lahm; vermutlich, weil das Rückmark eine Erschütterung erlitten. H. B. hat selbst eine Nymphomanie von Ascariden beobachtet, die in einen geheimen Ort sich eingenistelt hatten. Auch hier findet man, den Kartoffeln in Ansehung der Würmer mehr zur Last gelegt, als man glauben sollte. Die Zukungen und den Stupor von Würmern zu heben, sind Campher und Asand, auch in Klystieren von großem Nutzen gewesen. H. B. hat eine Wurmpleuresie gesehen und giebt Kindern mit Nutzen einen Syrupum Nasturtii, auch in der

Engbrüstigkeit von Schleim. Von welcher Art des Nasturtii, sagt er nicht. Billig verwirft er S. 435. im Fleckfieber die harzigen Purganzen. Die Knochen eines an der Ruhr Verstorbnen wollten keine Bleiche annehmen und behielten denselben flüchtigen Gestank, den die Knochen brandiger Glieder zu haben pflegen. Wir haben nur einige Proben aus den neuen Zusätzen gegeben, aus denen man von der Wichtigkeit derselben urtheilen kan.

X.

D. Joh. Friedr. Zückert, von den Leidenschaften. Dritte Auflage. Berlin, bey Mylius. 1774. 144 S. 8.

Das beliebte Buch, in dessen dritten Auflage wir aber keine Vermehrungen von Belangen bemerkt haben.

Br.

Antonii Guilielmi Plazii Orationes quædam. Lipsiæ. Sumtu Langenhemii. 1774. In 4. 17½ Bogen.

Es sind Reden, bey Promotionen gehalten, wozu auch die an ieden Candidaten gethanen Wünsche nicht fehlen; insgesamt leichten Innhalts, leichter Ausführung und zierlichen Lateins, wie man es von dem Herrn V. gewohnt ist. Die Titel müßen wir doch wol anzeigen. De feminarum in Medicinam imperio; Ridiculas vestium formas, nec hominem, nec vestem Doctorem facere; De splendida Medicorum miseria; De Thalia, medicinæ ministrante; De Galeno, opes dante; De præpostero, rationalem addiscendi medicinam consilio; De arte naturam superante; De medico, omnium audacissimo; (weil der Candidat Geyer hieß) endlich: Feminas homines esse.

Gedanken, die Heilungsart der fallenden Sucht betreffend. Nebst einem Anhang, von einigen gegen die Würmer dienlichen Mitteln, von D. Leon Elias Hirschel. Dritte, vermehrte und verbeßerte Auflage. Mitau, bey Jac. Fr. Hinz. 1774. in 8. 9 Bogen.

Der wörtliche Abdruck der zwoten in Berlin bey Weyer 1770 erschienenen Auflage, so gar mit Beybehaltung der darinn übersehenen Druckfehler. (S. d. A. D. B. II. B. 2. Th. S. 221.) Die Aufschrift: Dritte, vermehrte und verbeßerte Auflage, ist also Unwahrheit.

Hm.

4) Schöne Wissenschaften.

Il Ministro, Saggio Teatrale in cinque Atti, del Signor Barone *de Gebler*, dalla prosa tedesca tradotto in versi sciolti Italiani dal Signor Barone *de Todeschi*. In Roveredo, presso il Marchesani. 1774. $6\frac{1}{2}$ B. in gr. 8.

Voran steht eine poetische Zuschrift an den deutschen Verfasser, worin der Uebersetzer die Unbiegsamkeit seiner Schreibart entschuldigt. Die Uebersetzung selbst ist in Versen; dieß giebt der Sprache des Stücks nun freylich eine nicht allemal schickliche Feyerlichkeit; indeß ist doch der Sinn und der ganze Character des Originals, so viel wir aus der Vergleichung einiger Scenen urtheilen können, sorgfältig und richtig übertragen. Zur Probe wählen wir folgenden Monolog der Gräfinn Amalie, der den vierten Akt anfängt. Valloscura ist Finsterthal.

Valloscura crudel! con un sol colpo
Trafiggi trè infelici! Il tuo nemico
Cui perdonasti; una innocente Figlia,
Che non t'offese; ed il tuo Figlio istesso.
Ah sventurata Amalia! E Padre, e Sposo
Tu perderai -- Perderli? -- Ah sì, pur troppo.
Com' esser può ch'a me s'unisca il Figlio
Del mio nemico? e benchè forte, il Padre
Dall' inteso dolor non verrà ucciso?
Oh cambiamento orribile! Poc' anzi
Figlia felice, e fortunata amante,
Ora immersa nel duol, priva di speme,

E ancor sforzata a simular l'affanno,
Ed in secreto sol libero il corso
A lasciar alle lagrime, ai sospiri!

Thamos, *Roi d'Egipte*, Drame heroique en cinq actes de Mr. le Baron *de Gebler*, traduit de l'Allemand par Mr. *de Jevigny*, ancien Officier au service de S. M. T. C. à Vienne, chéz de Ghelen. 1774. 6 B. in 8.

Der Uebersetzer bittet um Nachsicht wegen der nicht allemal glücklich überwundnen Schwierigkeiten des Originals. Diese Bitte scheint uns nicht überflüssig, besonders in Ansehung der vorkommenden Verse, die unleidlich schleppend und wässericht sind. Z. E. die kurzen, wiewohl nicht untadelhaften Verse des Originals:

Egyptens Töchter
Seyn ihrer Geschlechter,
Der Gatten Zier!
Vergnügt, im Stillen
Pflicht zu erfüllen:
Blühend und jahrvoll, wie wir!

sind so übersetzt:

Que de l'Egypte les filles
Ornement de leurs familles
Soyent un jour le *bonheur* de leurs *heurenx* epoux.
Que goutant le sort le plus doux
Dans le sein de la modestie
Elle passent ainsi que nous
Une paisible vie.

Sonst haben wir verschiedne prosaische Scenen dieses Schauspiels verglichen, und die Uebersetzung, bey einigen sehr erlaubten Freyheiten, ziemlich treu gefunden.

Der Minister. Ein Drama in fünf Aufzügen. Neue, von dem Verfasser durchaus veränderte Auflage. Dresden. 1774. bey Walthern. 84 Seiten in 8.

Die

Die Veränderungen dieser Auflage bestehen darin, daß der erste und zweyte Ackt ganz umgearbeitet, und in den drey übrigen verschiedne Verbesserungen vorgenommen sind. Die wirklich sehr entbehrlichen Audienzscenen des Poeten und des Projektmachers sind hinweggelassen, und die Scene der Witwe, des Kaufmanns, und des jungen Frauenzimmers mit der Handlung verbunden worden. Diese Sorgfalt, womit der Verf. seine Arbeiten des Beyfalls der Kritik immer würdiger zu machen sucht, verdient Lob und Nachahmung.

Klementine, oder das Testament, ein Drama in fünf Aufzügen. Neue, von dem Verfasser durchaus veränderte Auflage. Eben das. 1774. in 8.

Auch dieses mit Beyfall aufgenommene Schauspiel hat der Fleiß des Verf. der Vollkommenheit näher zu bringen gesucht. Man hatte an demselben vorzüglich das Wunderbare und Romanhafte getadelt, wodurch die Handlung des Stücks dem Zuschauer minder wahrscheinlich wurde. Dieses ist nun dadurch vermindert, daß der Entdeckungen weniger geworden sind. Auch das Komische, welches in einigen Scenen zu sehr von dem übrigen abstach, ist hinweg genommen, und dadurch der Ton des Ganzen gleichförmiger und zusammenstimmender gemacht.

Mo.

Säntliche Werke von *Johann Georg Jacobi*. Dritter Theil. Halberstadt, bey Gross. 1774. 19 Bogen in 8.

Folgende Stücke machen den Inhalt dieses dritten Theils aus: Die ersten Menschen; Der Schmetterling; An Aglaja; Ueber die Wahrheit; Zwo Kantaten auf das Geburtsfest des Königs von Preussen; Die Dichter, eine Oper; Charmides und Throne; Sendschreiben an ***; und acht und zwanzig kleinere Gedichte. Jene grössern Stücke sind größtentheils schon zu seiner Zeit in dieser Bibliothek angezeigt; und die kleinern haben den diesem Dichter und seiner Poesie eigenthümlichen Charackter, viele Leichtigkeit, Anmuth und gefällige Harmonie des Verses.

Dz.

Poesien nach verschiedenem Maass und Gewicht, mit critischen Urkunden. Berlin und Leipzig, bey G. I. Decker. 1775.

So viel wir sehen können, sind diese Gedichte nicht von verschiedenem, sondern von einerley Maaß und Gewichte: Leer und leicht, alle nach dem Maaße und Gewichte der poetischen Nebenstunden und der Briefe kritischen Innhalts, mit untermischten Gedichten eben dieses Verfassers, die schon im Schooße der Vergessenheit ruhen.

In des XXIIIten Bandes 1ten Stücke dieser Bibliothek S. 229. hat ein wohlmeinender Recensent, den Hrn. Verfasser vor dem leidigen Versemachen gewarnt, und ihn erinnert; „daß es viel Sorge und Mühe koste, unruhige Nächte mache, den Appetit verderbe, und weder „Nutzen noch Frommen schaffe.„ Aber der Freund des Hrn. Verfassers der Hr. v. B. beantwortet diese Recension in einem hier S. 111 eingerüktem de- und respective wehmüthigem Sendschreiben an die allgemeine deutsche Bibliothek, das von eben so viel Belesenheit und Witz zeigt, als desselben Briefe kritischen Innhalts, und der Herr Verfasser läßt sich nicht warnen, sondern ist schon wieder mit diesem Bändchen voll Reime da.

Vielleicht kann bey ihm eine poetische Warnung mehr Wirkung thun, als eine prosaische. Ein sehr guter Dichter hat schon den Leuten, denen das Versemachen so wenig gelingt, wie unserm Verfasser, sehr treuherzig zugerufen:

Was marterst du und grillst dich,
Der Ruhm, wornach du ringst, ist Luft,
Ist Seifenblase, steiget schwülstig,
Schwimmt fort, und schimmert, und zerpufft.

Ließ die Dramaturgie von Lessing!
Ist der auf Dichternahmen stolz? —
Poetenruhm glänzt nur wie Meßing!
Brodweisheit hat den Werth des Golds!

Wenn voll Begeistrung du gewaltsam
Die Feder käust, den Boden stampfst,
Die Augen drehst, und unaufhaltsam
Aus offnem Schlund die Glut verdampfst;

Und

Und jezt, nach langer langer Arbeit,
Ein Päan sich herausgewürgt,
Der Troz der ganzen Dichterschaar beut,
Dem schamroth Pindar selbst sich bürgt:

Was hast du dann, als Kopf- und Bauchweh,
Und Aschgesicht und schwindelnd Hirn.
Ja! Stirn und Finger thun dir auch weh;
Und Hypochonderketten klirrn!

Mit schiefem Geifermaul umquakt dich
Das Froschgeschwäz der kritischen Zunft,
Und jeder kahle Hundsvott plakt dich
Mit Schimpf und Lob voll Unvernunft.

Drum jag' die Musen all' zum Satan,
Ja in seine glüh'nde Krallentaz',
Und nimm o ** meinen Rath an,
— — — —

Der Himmel gebe, daß der Herr Verfasser diesen wohlgemeinten Rath annehme. Die Welt verliert nichts, wenn er nicht mehr reimt, und er gewinnt Zeit und Papier, erspart auch manche unmuthige Stunde.

Hn.

Lyrica. von einem Schlesier, fürs Jahr 1775. Breslau, bey W. G. Korn. 109 S. in 8.

Ein jeder junger muntrer Kopf muß der menschlichen Schwachheit durch einige Bogen Verse, die er macht, den Tribut abstatten. Besonders, wenn ein Jüngling viele Gedichte lieset, entzündet er sich an ihrem Feuer, glaubt auch poetischen Enthusiasmus zu fühlen, hebt an zu singen, häuft poetische Farben, ahmt nach, und fängt endlich, nach etwas reiferer Ueberlegung, an, zu merken, daß das, was er für poetisches Feuer gehalten, nur eine allgemeine Lebhaftigkeit des Geistes ist. Glücklich ist er alsdenn, wenn er zugleich einsiehet, daß diese Lebhaftigkeit, die zur Dichtkunst unzureichend ist, in allen Wissenschaften, in allen Weltgeschäften die nützlichsten Dienste thun kann.

Der gegenwärtige Verfasser scheint als ein junger Mann Feuer und Munterkeit, und als ein Schlesier eine leichte Versification von Natur zu haben. Viel Dichter hat er gelesen, das merkt man, theils, weil er sie nennt, theils, weil er viele Stellen aus ihnen nachahmt. Er hat Bilder, wie sie die Natur und die Lektur der Dichter einem Jünglinge an die Hand giebt, nicht übel ausgedruckt. Aber freilich, dieß alles giebt noch keinen gewissen Grund, daß von ihm auch *Lyrica* für 1776 zu wünschen wären. Wir wollen indessen ein Gedicht, welches nicht das schlechteste ist, zur Probe hieher setzen. Ein Paar Strophen davon, die mehr wortreich als affektvoll sind, lassen wir weg:

Wo ist sie hin, die goldne Zeit,
Da mir ihr Auge lachte?
Und süsser Liebe Zärdichkeit
Zum Glücklichsten mich machte?

Verschwunden, wie ein Morgentraum
In eines Mädchen Seele:
Verhallt, wie in dem Myrtenbaum
Das Lied der Philomele.

Itzt übergiesst der stille Mond
Im Haine mich mit Schauer;
Und wo sonst Freude mir gewohnt,
Wohnt itzt für mich die Trauer.

Es flieht der sanften Träume Gott
Misgünstig mir vorüber;
Und winkt vom Ost das Morgenroth
Mir Weinendem herüber.

Amalia! Er fliehe mich,
Wiegt nur sein sanft Gefieder,
Indess mein Auge weint, auf dich,
wohlthätig sich hernieder.

Gl.

Komische Opern, 1ter Theil. Berlin, bey Ringmacher. 1774. 8.

Damit sich Niemand durch den Titel hintergehen laße, zeigen wir an, daß bloß auf diesen Bogen, sehr unerlaub-

erläuterter Weise, die Dorfdeputirten, der Krieg, und die Jubelhochzeit nachgedruckt sind.

A.

Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, von Friedrich Just Riedel. Neue Auflage. Wien und Jena, bey C. H. Cuno. 1774. gr. 8.

Dieß Buch ist bekannt. Hin und wieder scheint Hr. Riedel etwas haben verbessern zu wollen, aber er mag bemerkt haben, daß dieß Buch keiner Verbesserung fähig ist, und hat bald aufgehört. Dagegen verspricht er auch in der Vorrede, „ein grösseres Werk, welches man „theils als einen Commentar, theils als eine Fortsetzung „dieses kleinern, wird betrachten können.„ Was hat der Mann nicht schon versprochen!

Dieser neuen Auflage ist ein schlecht gestochenes Bildniß des Verfassers in Profil vorgesetzt, das wir Hrn. Lavater zur Beurtheilung in seiner Physiognomik empfehlen wollen.

Der Verleger hat auf eine unverantwortliche Weise dieser Auflage die Briefe ans Publicum beygelegt, die zwar von ebendemselben Verfasser sind, aber sonst mit der Theorie gar nichts gemein haben. Vermuthlich haben sie einen schlechtern Abgang gehabt, als die Theorie, und nun soll sie diese, wie ein wohlbesegeltes Schiff einen Wrack, mit fortschleppen. Dieß heißt aber gegen das Publicum sehr unbillig gehandelt.

Gl.

Aloysii Hillebrand eloquentiae Professoris emeriti acroamata poëtica tripartita, pro faciliore artis exercitio edita. Augustae Vindelicorum, sumtibus Matth. Rieger et filiorum. 1774. S. 440. 8.

Die vorgesetzte kleine Abhandlung von einer leichtern Methode, Gedichte zu verfertigen, sagt zwar nichts neues, enthält aber doch ganz vernünftige Vorschriften, und ließ von den folgenden poetischen Ausarbeitungen, welche als Uebungsexempel der Jugend dienen sollen, mehr erwarten, als man bey näherer Einsicht findet. Denn sie sind in so schlech-

schlechtem Geschmacke geschrieben, daß man sie kaum lesen, viel weniger also der Jugend zu Mustern empfehlen kann. Im ersten Theile sind lusus allegorico-didactici; im 2ten: descriptiones poëticae rerum variarum, quae per singulas anni vices contingere, et oculis animisque solent occurrere; im 3ten: carmina argumenti sanctioris.

K.

Der Orbis pictus, Komoedie von dem Verfasser des Bejazet. Hamburg, 1774. 8.

Die Reisenden, Komoedie von dem Verfasser des Orbis pictus. Hamb. 1774. 8.

Zwey Stücke, beide gleich elend. Wenn der Verf. noch ein Stück schreiben, und auf dem Titel setzen sollte: Von dem Verfasser der Reisenden, so wird es keine Empfehlung seyn.

A.

Karlssieg, ein Heldengedicht von zehen Gesängen. Mit einer Abhandlung von der Epopee. Wien, bey Kurzböck. Erster Th. 215 S. Zweyter Th. 125 S. gr. 8.

Der Gegenstand dieses neuen Heldengedichtes ist der Sieg Carls des fünften über die verbundenen protestantischen Fürsten. Der Verfasser ist ein gut katholisch und kaiserlich gesinnter wohlmeinender Mann, der, wenn er auch bisweilen auf die Ketzer böse wird, doch durch diese Epopee, wie er selbst saget, die Moral lehren will, es sey nichts gefährlicher und schädlicher, als die Religionstrennungen; wenn aber die Religion einmal getrennet ist, müsse aus Liebe zur Menschlichkeit eine vernünftige Duldung, als die einzige Arzeney für die schon geschlagene Wunde, gebrauchet werden. Aber ein Dichter — ein epischer Dichter, ist er wohl nicht. Die Handlung ist ganz übermässig mit allegorischen Personen überladen, die nicht etwa unsichtbar auf die Menschen würken, oder ihnen im Traum, in der Einsamkeit erscheinen, sondern mit den Menschen wie Menschen handeln. So kommt die Religion durch die

ehrfurchtsvoll sie anstaunenden Reihen der Soldaten zu Carln ins Lager; die Menschlichkeit perorirt vor ihm, da er auf dem Throne Gericht hält. Der Ruf, die Ketzerey, die Zwietracht, die Politik, der Donner, der Bürgerkrieg, der Argwohn, die Wildheit, die Freyheit, der Schlaf, die Entschlossenheit, die Kriegeslist, die Flucht, und noch mehrere, sind personificirt. Die Ketzerey hält einmal eine Rede an die protestantischen Fürsten. Der Verf. hat sich aus den bisherigen Heldengedichten allerhand Fictionen gemerket, und sie in seinem Gedichte angebracht. So wird Carl wachend in den Mittelpunct der Erde, zu den Embryonen, in die Hölle, in den Himmel von der Religion geführet. Amor, um ihn von dem Kriege gegen die Protestanten abzuhalten, führet ihn zu einem deutschen Fräulein, Eliodora von Blumenberg, der er, so verliebt er auch in sie geworden ist, doch eine weitläuftige Erzählung von seinem Feldzuge gegen die afrikanischen Raubnester macht, wie der Dichter sie oft poetisch nennet. Will man wissen, wie ein adeliches Schloß in den damaligen Zeiten ausgesehen hat? Der Dichter schildert uns die Architectur desselben unter andern in folgenden Zeilen:

> Zehen durchbrochene Reihen von Säulen nach persischer Ordnung
> Trugen vergoldete Säle von karpadischer Bauart.

Der übrigen Kostbarkeiten zu geschweigen, deren sich kein Feenpallast schämen dürfte. Oder will man wissen, wie Kaiser Carl der fünfte ausgesehen hat, da er den ersten Kuß mit bebenden Lippen auf die weisseste Hand der Eliodora gedrücket hat?

> — — Sein schüchternes Schweigen verschönert
> Seine Durchlauchtigen Minen, und macht ihn den Augen der Schönen
> Noch viel würdiger.

Auch die Mahler weiß unser Dichter zu nutzen. Carl legt bey der Blumenberg seine Rüstung durch Amors List ab, (citra consequentiam, verstehet sich) und die Liebesgötter ergreifen die Waffen

> Diese bewundern den dräuenden Degen, und schleichen mit Zittern
> Um das schneidende Eisen herum. Die andern verkriechen

Sich in den glänzenden Hut, und besuchen den göldenen Panzer.
Einige klettern mit Müh auf den Rücken des schnaubenden Pferdes,
Springen beym Stampfen zurück, und spielen mit flatternden Mähnen.

Die beste Stelle in dem ganzen Gedichte ist vielleicht die, wo die Charaktere der protestantischen Fürsten und Ritter, und zwar überhaupt günstig, geschildert werden. Hier sind einige zur Probe:

Johann von Sachsen, des steigenden Lutherthums erster Beschützer,
Ein Held im Kriege, berühmt in Geschäften des inneren Staates;
Schlau in Verträgen, vorsichtig und muthig in kritischen Zeiten.
Sein großmüthiger Geist besiegte die feindlichen Herzen;
Höflich, gesprächig, freygebig war er; nur wußte sein grosses
Und ehrgeitziges Herz niemals die Schranken zu finden.
Schnaubend nach Ehre und Grösse zertrat er die heiligsten Rechte;
Kannte kein Oberhaupt mehr, als seine gereitzte Begierde.

Philipp von Hessen, ein Krieger der ersten in Deutschland, erhaben
Vom Geist, feurig im Kopf, und rasch in Geschäften, einnehmend
Durch die Beredsamkeit; doch der Eigennutz war stets sein Abgott.
Immer hartnäckig in Meinungen wußt er sich niemahls zu beugen,
Sollt er sich auch in seinen Ruinen aus Stolze begraben.

Franz von Lüneburg war klug, tapfer, bescheiden und edel
Vom Geist; doch hochtrabend im Herzen verkannt er zuweilen
Auch die erhabensten Gaben. Er sah und liebte nur sich selbst.
Spottete gern das Verdienst, und gab es dem Neide zum Opfer.

Am kürzesten und besten ist folgender Charakter gerathen:

Ja-

» Jakob von Sturm, ein folgsamer Geist, bescheiden und gütig,
Folgte dem Strome, war stets der Meinung der Meisten ergeben,
Haßte die Prüfung, und glaubte sehr ruhig den thätigern Köpfen.

An das Original der Nachahmung muß man bey diesen Charakteren freylich nicht gedenken. Ueberhaupt ist die poëtische Schreibart des Verfassers sehr unharmonisch, bisweilen niedrig, bisweilen übermäßig auf gothische Art verzieret, und überhaupt von einem besondern Tone.

Die Gedanken von der Epopee enthälten nichts auszeichnendes. Die allegorischen Wesen werden darinn, wie man leicht denken kann, sehr angepriesen. Mehr verdienen die historischen Nachrichten, die der Verfasser von allen epischen Dichtern und ihren Werken angehänget hat, gelesen zu werden.

Schnallen. 1775. 5½ B. 8.

Eine Schnalle ist ein Possen, den man jemanden spielet. Die ärgste Schnalle machet der Verfasser demjenigen, der sich mit diesen Bogen die Zeit zu vertreiben gedenket.

Anekdoten des Ninas, von Z. Wien und Leipzig. 1775. 4 B. 8.

Ob der Verfasser etwa den Zadig oder ein ähnliches Mährchen vorher gelesen hat, als er diese Anekdoten erdichtete? Es sind allerhand unzusammenhängende, komischtragische Begebenheiten, die eine Satire auf die Menschheit vermuthlich seyn mögen. Der Druck ist das Beste daran.

Auserlesene und nützliche Wahrheiten für vernünftige Leser. Hamburg, 1774. Funfzig halbe Bogen. 8.

Eine Wochenschrift von dem Schlage, wie sie in den Hamburgischen Zeitungsbuden häufig aushängen, die, wie die Blätter an den Bäumen, alle Jahre abfallen, und wieder hervorkommen. Die jungen Leute, die sich zu wö-

chent-

chentlichen Lehrern aufwerfen, thäten besser, ihre griechischen und lateinischen Autoren zu studiren, oder bey ihren Handlungsbüchern zu bleiben, als daß sie sich durch ein übelverstandenes Studium der neuen Litteratur Kopf und Geschmack und vielleicht oft das Herz dazu verderben, und zum Uebermaasse noch vernünftigen Lesern Eckel erwecken.

Der hungrige Gelehrte, eine Wochenschrift. Erster und zweiter Band. Wien. 1774. 8.

Warum diese Wochenschrift den angezeigten Titel führe, siehet man nicht aus dem Inhalte. Der Verfasser muß keinen andern zu finden gewußt haben, welches freylich mit jedem Jahre saurer wird. In den ironisch spassenden Anmerkungen wird oft der Armuth der Gelehrten gedacht. Der Inhalt ist mancherley. Ueber die Erziehung wird in mehrern Blättern einiges gutes gesagt; sonst sind das meiste magere Spasse und elende Verse.

Der Zeigefinger, oder das Quodlibet. Wien. 1774.

Ein wahres Quodlibet, Verse und Prose, Recensionen, Theaternachrichten, empfindsame Erzählungen u. s. w. Indessen lässet sich doch einiges in Absicht auf die Litteratur in Wien daraus lernen. Man kann auch daraus sehen, was man in Wien von den schönen Geistern in Niederdeutschland urtheilet. In einem Lobgedichte auf Wien heißt es:

Wir schätzen euren Sulzer sehr.
Gleims Heldenlied gefällt uns mehr,
Als wenn Jacobi pfeift.
Und Wieland! — liebster Wieland! — dich! —
Nach deinen Schriften sehnt man sich.
Seht, Deutsche, fragt ihn kühn,
Wer liest ihn mehr als Wien?

Da der Verfasser uns so viel Recht wiederfahren lässet, so müssen wir ihm auch wohl Recht geben, wenn er bey der Vergleichung der natürlichen Producte singet:

Wir haben Fische, Gans und Schwein,
Schif, Schinken, Würste oben drein,
Und Wein — Viel Wein! — Ohn ihn
Find't man kein Haus in Wien.

Es finden sich noch abscheulichere Verse in diesen Blättern, so arg, als man sie in keiner Hamburgischen Wochenschrift antreffen mag; ein paar ziemlich gute kleine Gedichte, S. 226. 227. mußten aus der Gesellschaft heraus. Von dem Streite, den Noverre wegen seiner Ballete mit einem gewissen Angiolini gehabt hat, kömmt hier einiges vor, das vielleicht brauchbar ist.

Etwas aus den Papieren eines Verstorbenen. Leipzig. 1775. 160 S. 8.

Vermischte Einfälle, wie man leicht denken kann, Träume oder vielmehr Phantasien eines Wachenden, die aber keine rechte Bedeutung haben; Skizzen, oder Gemählde, die zum Theil nicht unrecht sind; Gedanken über verschiedene Gegenstände, die überhaupt keinen Tadel, einige schiefe und misrathene ausgenommen, z. E. von der Einführung der Beschneidung, nebst der Inoculation, verdienen, aber auch nichts auszeichnendes haben. Der Verfasser, oder vielmehr der Herausgeber, hätte besser gethan, sie an unsern Wochenblätter-Fabriken einzeln zu verhandeln, wo sich die meisten noch ganz gut würden ausgenommen haben.

Pz.

Lustspiele von Joh. Christ. Brandes. Erster Theil. — Der geadelte Kaufmann — Der Graf von Olsbach — Der Hagestolze. — Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1774. 1 Alphab. 4 Bogen, in 8. nebst 2 Bogen Vorrede.

Wenn gleich der Beyfall, mit welchem das Publikum die Vorstellungen theatralischer Stücke aufnimmt, das öftere Lachen und Klatschen desselben bey ihrer Aufführung, und der vergrösserte Zulauf bey ihrer Wiederholung, wenn gleich dieß alles den wahren innern Werth solcher dramatischer Arbeiten noch nicht völlig entscheidet, und der

Kunstrichter zu einer kritischen und kaltblütigen Untersuchung noch immer dabey freye Hand behält; so müssen doch dergleichen mit Beyfall aufgenommene Stücke immer noch etwas in sich haben, worin jene anziehende Kraft liegt; und das ist, wie wir besonders bey den neuern theatralischen Dichtern unsers Vaterlandes bemerkt zu haben glauben; gemeiniglich ihre Popularität. Die Kunst, welche man allerdings dem Dichter als ein Verdienst anzurechnen hat, nach der Natur zu schildern, den Scenen der Komödie einen so leichten, natürlichen Gang zu geben, als ob das lauter Vorfälle des gemeinen Lebens wären, die gewöhnlichen Umstände der Lebensart, der häuslichen Einrichtung u. s. f. mit einzumischen, die Sprache geringerer Personen, die an der Handlung Theil nehmen, so wenig als möglich zu veredeln, und nun mit dem allen komische Situationen zu verbinden, in welchen sich die Personen, die ihnen beygelegten Characktere, die ihnen eigenthümliche Art zu verfahren, heller und freyer aus einander setzen kann, diese Kunst kann des Beyfalls der Menge unmöglich verfehlen, die oft nichts weiter will, als lachen, und für die meistentheils die feinste Beobachtung dramatischer Regeln, die sinnreichste, überdachteste Oekonomie des schönsten Plans, verloren ist. Wie gesagt, der Lustspieldichter, der diese Kunst versteht und ausübt, erwirbt sich dadurch allemal ein gewisses Verdienst, einen unterscheidenden Vorzug vor gewissen andern Dichtern, deren Arbeiten noch so viel studirtes und chrieenmässiges, und so wenig Ton der Welt und des Umgangs verrathen, wo man immer den Dichter gleichsam durch die Person herdurch reden hört, und wo eben dadurch unsre Täuschung jeden Augenblick gestört wird. Es ist dieß ein Fehler, der nicht etwa nur Stümpern und Anfängern der dramatischen Kunst eigen ist; wir könnten einen unsrer Dichter anführen, der sich unter uns durch seine Schauspiele Ruhm erworben, und in mancher Absicht diesen Ruhm verdient hat, aber von dieser Seite dem Tadel der Kritik viele Blösse giebt.

Da wir diese Erinnerungen der Beurtheilung der angezeigten Lustspiele vorausgeschickt haben, so wird man leicht vermuthen, daß wir sie auf dieselben wollen angewandt wissen. In der That liegt, unsrer Meynung nach, der vornehmste Grund, warum diese Stücke auf der Bühne bisher gefallen haben, in der Popularität, mit welcher sie geschrieben sind. Nicht, als ob dieß ihr einziges Verdienst

wäre;

wäre; aber es ist vielleicht ihr grösstes. Wir möchten den Herrn Brandes unter uns Deutschen für nichts geringers halten, als was Goldoni unter den Italiänern ist; die Parallele ist, denken wir, ihm nicht unrühmlich, und nicht minder gerecht, man möchte denn dem Italiäner mehr Fruchtbarkeit zuschreiben wollen; wiewohl die Muse des Hrn. B. auch noch nicht ausgeboren hat. Was in Goldoni's Stücken gefällt, was noch immer den grossen Haufen zu ihrer Vorstellung herbeyzieht, was selbst den Kenner dabey vor Langeweile schützt, und nicht ohne alles Wohlgefallen läßt, das ist nicht sowohl Ausübung der feinern dramatischen Kunst in ihrem ganzen Umfange, als vielmehr der Gebrauch jenes glücklichen Talents, nach dem Leben zu schildern, den Umgang zu kopiren, und durch die auffallende Aehnlichkeit der poetischen Nachahmung die Illusion zu befördern, und uns selbst auf einige Augenblicke, vollends bey der so leicht vorübergehenden theatralischen Vorstellung die Geringfügigkeit des Inhalts, das unbedeutende Subjekt der Scene, die Gemeinheit der Charactere, die kunstlose Verwebung des Plans, minder merklich zu machen.

Man glaube ja nicht, daß wir durch diese Anmerkungen dem Ruhme, welchen sich der Verf. bereits durch seine Lustspiele erworben hat, im geringsten Abbruch thun wollen. Er selbst scheint diese Verschiedenheit der Wirkung beym Lesen und bey der Aufführung zu empfinden, und seinen Stücken diesen geringern Grad der Vollkommenheit anzuerkennen, in dem letztern Falle mehr, als in dem erstern, zu gefallen. Der Kunstrichter muß nothwendig ein Schauspiel aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachten, als der Zuschauer; ja, wir getrauen uns zu sagen, der Kunstrichter selbst wird als Zuschauer weit nachsichtiger, oder doch anders urtheilen, als dann, wenn er nichts als Kunstrichter ist, wenn er es mit kaltem Blute vornimmt, und nach den Regeln der Kunst untersucht und zergliedert. Seine Fassung, sein Zweck ist in beyden Fällen nicht einerley. Als Zuschauer will er oft nur einige leere Stunden angenehm ausfüllen, will lachen, will bloß belustigt seyn; aber als Kritikus verlangt er ein Stück, das nicht bloß einzelnen Regeln, das, wo möglich, allen ein Genüge thut; nicht bloß mechanische, sondern auch wesentliche Schönheiten hat.

Eben so viel Ehre, als jenes Geständniß, macht dem Verf. das zweyte, welches er in Ansehung einzelner von ihm selbst bemerkter Fehler ablegt. Freylich konnte er denselben nicht wohl ohne Umwerfung des Ganzen abhelfen, und das zu thun, wäre zu viel gefodert, zumal von einem Dichter, der das Publikum und dessen Zufriedenheit auf seiner Seite hat. Wir kommen nun auf die Stücke selbst, welche in diesem ersten Bande enthalten sind.

Der geadelte Kaufmann, in drey Aufzügen, ist eben das Stück, welches sonst unter dem Titel: Der Namenstag, oder Ende gut alles gut, aufgeführt ist. Gegen den Charackter der Hauptperson würden wir zwar die Erinnerungen nicht machen, denen der Verf. in der Vorrede zuvorzukommen sucht; wir sind überzeugt, daß es wirklich so einfältige, leichtgläubige, sorglose u. sinnliche Geschöpfe giebt; allein wenn der Zweck des Stücks seyn soll, die Thorheit, über seinen Stand hinauszugehn, dem Gelächter Preis zu geben, so dünkt uns diese Absicht weder durch jenen Charackter des geadelten Kaufmanns, noch durch die ganze Anlage und Einrichtung des Stücks hinlänglich motivirt zu seyn. Rutler schickt sich am Ende doch immer besser zum Edelmann als zum Kaufmann; sein Fehler war nicht so wohl, daß er sich adeln ließ, als daß er die Handlung übernahm; wenigstens liegt in dem letztern der vornehmste Grund aller der schlimmen Folgen, die ihn in dem Verlaufe des Schauspiels treffen. Oder war es des Verf. Absicht, die Unordnungen des Hausstandes, welche die Unachtsamkeit und Einfalt des Hausherrn veranlassen können, ins Licht zu setzen? Das ist hier freylich geschehen, und hat in jenem Charackter Grund genug; nur sieht man nicht, warum der Buchhalter Wilms, der sonst von so vielem Einflusse, und von so vieler Aufmerksamkeit für das beste seines Herrn ist, jene Unordnungen der Unterbedienten so weit hat einreissen lassen. Der Scenen unter den letztern giebts verschiedene; sie werden ohne Zweifel auf der Bühne am meisten gefallen; dem Leser könnten sie leicht geringfügig, verbraucht, oft auch sehr entbehrlich und ausserwesentlich vorkommen. Ueber den Mangel einer wahren Intrigue in diesem Lustspiele, und über den langsamen Fortgang der Handlung, hat sich der Verf. selbst schon in der Vorrede zu entschuldigen gesucht; er giebt daher das Stück für nichts mehr aus, als ein blosses Gemählde; das mag es denn seyn! Und wir enthalten uns aller der Kritik, die wir ihm von dieser Seite machen könnten.

Der

Der Graf von Olsbach ist ein lange schon bekanntes und mit Beyfall aufgenommenes Stück des Verfassers; es scheint uns auch in der That sein bestes und interessantestes Schauspiel zu seyn; und wir äussern die Bemerkung uns gern, daß uns seine spätern Stücke den frühern, wenn wir die Geschmeidigkeit des Dialogs ausnehmen, noch nachzustehen scheinen. Bey aller seiner Unwahrscheinlichkeit hat das Subjekt im Olsbach noch immer viel Anziehendes, und die Bearbeitung desselben ist im Ganzen nicht zu tadeln. Die Hauptperson mag immerhin einen nur idealisch vollkommenen Charackter haben. Es kann nicht schaden, wenn dergleichen Muster, zwar nur einzeln und selten, auf der Bühne aufgestellt werden; je weiter das Ziel der Vollkommenheit hinausgesteckt wird, desto mehr wird der Eifer des Rechtschaffenen angespornt, es zu erreichen. Was der Verf. bey dieser Gelegenheit in der Vorrede über den theatralischen Geschmack der Deutschen sagt, scheint nicht ganz getroffen zu seyn. Das Wunderbare, oder was ans Wunderbare gränzt, bringt offenbar weniger und unsicherer zur Illusion, als treu nachgeahmte Natur.

Der Hagestolze, in fünf Aufzügen, hat uns am wenigsten gefallen. Der Hauptcharakter ist freylich aus der Natur und dem gemeinen Leben herausgehoben; das würden wir gern zugeben, wenn uns der Verf. auch nicht versicherte, daß er eine wirkliche Kopie sey. Es war auch dienlich, die Hülflosigkeit, unbequeme Loge, ja selbst alle die Thorheiten dieses Mannes, welche ihn seine Eitelkeit begehen läßt, in ihr volles Licht zu setzen; aber warum ihn so ganz zum Gecken und Einfaltspinsel herabgewürdigt? so herabgewürdigt, daß er selbst unter allen den nichtswürdigen Charaktern, die um ihn sind — denn es giebt kaum vier Personen in dem Stücke, die nur Achtung verdienen — nicht ein Haarbreit hervorsticht? Und nun am Ende, nach allen den vielen Anstalten und Vorbereitungen geht der arme Tropf noch oben drein leer aus! Das war ohne Zweifel guter Vorbedacht des Verfassers; er wollte nicht auf die gemeine Art schliessen, uns eine so plötzliche Aenderung der Denkungsart nicht als wahrscheinlich aufdringen, den Thoren die Strafe seiner Thorheit tragen lassen. Aber das Interesse, welches diesem Schauspiele ohnehin sehr mangelt, leidet nun noch mehr, da man sieht, daß alle Maschienen umsonst in Bewegung gesetzt sind. Auf die sorgfältige Auszeichnung der Charakter scheint auch wenig Fleiß gewandt

zu seyn. Und das circa vilem patulumque morari orbem ist auch in diesem Stücke die Eigenschaft des Verfassers. In allen drey Stücken dieses Bandes sind die Unordnungen und Unterschleife der Bedienten wirksame Triebräder. Es möchte hingegen, wenn der Verf. der erste und einzige wäre, der sich dieses Mittels bedient hätte, das zur Anlage komischer Scenen so dienlich, aber auch zu unnöthigen Episoden und fruchtlosen Geschwätze so verführend ist.

Uebrigens ermuntern wir den rühmlichen Eifer des Herrn Brandes recht sehr zum weitern Fortgange auf der dramatischen Laufbahn. Seine Vorrede bestätigt unser Zutraun, daß er sich durch Studium der Kunst und der Welt immer mehr dazu fähig machen werde. Selbst eine Bemerkung, die er in dieser Vorrede zu seiner Rechtfertigung macht, und die wir für sehr wahr halten, ist uns zugleich ein Beweis von seinem aufmerksamen Beobachtungsgeiste. „Man studire die Welt, sagt er, in mehr als in einer Gesellschaft, an mehr als an einem Orte, und man wird in dem Umgange mit Menschen sehr vieles alltäglich und wahrscheinlich finden, was man in der Studirstube für selten, für wunderbar, oder gar für unmöglich hält.„

Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater. Frankf. und Leipzig, 1774. 21. B. in 8.

Der Verfasser hat sich nicht weiter darüber erklärt, was bey diesen Nachahmungen Plautinischer Stücke sein eigentlicher Zweck gewesen sey, als durch den Zusatz auf dem Titel: fürs deutsche Theater. Wir glauben indeß schwerlich, daß man diese Stücke auf dasselbe bringen wird, oder, wenn man sie darauf bringt, daß sie gefallen werden. Unstreitig vertragen manche Subjekte jenes alten Schauspieldichters eine schickliche Bearbeitung für die neuere Bühne; die glücklich ausgefallnen Versuche dieser Art von Moliere Regnard, Desteuches, Leßing ꝛc. sind bekannt; aber schwerlich wird man dabey glücklich seyn können, wenn man den alten Lustspielen ihre ganze Oekonomie läßt, wie in der angezeigten Sammlung geschehen ist. Die meisten Situationen der Plautinischen Lustspiele sind gewissermassen mit den Sitten seiner Zeit, mit dem ganzen damaligen Tone des Lebens, mit der ganzen damaligen Vorstellungsart der Bühne, die von der unsrigen in mancher Absicht ver-

verschieden war, so sehr verwebt und verflochten, daß die Ablösung des einen von dem andern nicht wohl thunlich, wenigstens nicht sehr rathsam ist. Freylich erfordert ein solches Verfahren weniger Aufwand von Erfindungskraft, weniger dramatische Kunst. Wer das Talent eines geschmeidigen komischen Dialogs besitzt, der hat es bey einer solchen Nachahmung sogar leichter, als ein Uebersetzer, denn, wie man weiß, die eigenthümliche Sprache des Plautus nicht geringe Schwierigkeiten macht; da jener hingegen alle die Stellen, welche ihm nicht verständlich genug sind, wenn gleich komischer Witz darin verborgen liegt, ohne alles Bedenken auslassen kann, wie wir davon auch bey unserm Verf. verschiedne Beyspiele gefunden zu haben glauben. Indeß könnten dergleichen Nachahmungen noch immer den Zweck und den guten Nutzen haben, Lesern, welche das Original nicht verstehen, eine Abbildung von dem Charackter des Römischen Dichters mitzutheilen. Aber diesen Zweck kann unser Verf. schwerlich gehabt haben, oder doch schwerlich erreichen, da er die Römischen Personen und Sitten in neuere umzukleiden gesucht hat — nur gesucht hat, denn ganz konnte ihm diese Bemühung nicht glücken, eben wegen der oben bemerkten unzertrennlichen Gemeinschaft zwischen dem wesentlichen Subjekte und der dramatischen Form der Plautinischen Stüke. Und dadurch ist nun in diese Nachahmungen sehr viel Uebelstand, sehr viel Widersinniges hineingekommen. Leser, die mit den Römischen Sitten und mit dem alten Dichter selbst bekannt sind, wissen nun immer bald, wo das hin gehört; andern, die das nicht sind, muß vieles ganz seltsam und unerhört vorkommen; beyden aber kann diese Mischung des Alten und Neuen, des Römischen und Deutschen, am Ende doch nicht sehr behaglich seyn. Man weiß z. E. daß, nach der ganzen Einrichtung der Griechischen und Römischen Bühnen, die meisten Auftritte auf der öffentlichen Strasse vorgiengen, und daß selbst in solchen Scenen, die im Hause vorgiengen, die Strasse blieb, und nur das Innere des Hauses geöffnet wurde. Aber wir sind das gewiß nicht gewohnt, und es muß uns daher sonderbar vorkommen, Personen aus unserer Zeit Dinge auf der Gasse vornehmen und abhandeln zu sehen, welche der niedrigste Mann itzt lieber zwischen seinen vier Mauren vornimmt und abhandelt; und dann zu sehen, daß für diese Leute die Gasse, so zu reden, allein da ist, ohne daß sie durch die Zwischenkunft

 oder

oder Gegenwart anderer Personen unterbrochen würde; ein Uebelstand, den auf dem alten Theater im Trauerspiele der Chor, und im Lustspiele die sogenannte Grex einigermassen wieder ins Gleiche brachte. Aber nun vollends die so oft vorkommenden Schwangerschaften, die Scenen der Wöchnerinen, die freyen Umarmungen und Küsse, die Kupplereyen und das Feilbieten der Mädchen! — Wir wollens gerne zugeben, daß alle diese Dinge zu unsrer Zeit noch eben so herrschend sind, als zur Zeit des Plautus; daß sie selbst durch den Schleyer, womit man sie vor den Augen der Welt verdeckt, vielleicht desto mehr Gefahr und Ausgelassenheit erhalten; aber daß doch der dramatische Dichter diesen Schleyer ja nicht anders wegziehe, als wenn er bestrafen will, und alles sich in seinem Schauspiele vereinigt, die Abscheulichkeit des verlarvten Lasters zu zeigen! daß er ihn ja nicht wegziehe, wenn er nur ein Gemählde des Lebens aufstellen will! die Gefahr einer ganz gegenseitigen Wirkung ist sonst fast unvermeidlich. Hier muß ihm der äussere Wohlstand unverletzlich seyn. Diese Anmerkung scheint uns itzt vorzüglich nothwendig, da einige Schriftsteller von unstreitigen Talenten sich überredet zu haben scheinen, die offenherzigste Freymüthigkeit gebe das treueste, richtigste Gemählde der Natur und des Lebens; und eine sittsame Zurückhaltung sey hier Einschränkung des Genies und der Kunst. Wir sind wirklich bey dieser Denkungsart sehr in Gefahr, in unsern witzigen, besonders dramatischen Werken, gar bald den ausgelassensten Ton herrschen, alle Rücksicht auf den Wohlstand verbannt, und dann am Ende alles Gemeine, Platte und Niedrige, unter dem Scheine des Natürlichen, autorisirt zu sehen.

Die angezeigte Sammlung enthält fünf Stücke. Wir wollen hier ihre besondern Quellen anzeigen, welches der Verf. nicht zu thun für gut fand; denn die deutschen Aufschriften sehen den Lateinischen ganz unähnlich. I. Das Väterchen, nach der Asinaria. II. Die Aussteuer, nach der Aulularia. III. Die Entführungen, nach dem Miles Gloriosus. IIII. Die Buhlschwester, nach dem Truculentus. V. Die Türkensklavinn, nach dem Curculio. Sehr wesentlich sind die Veränderungen nicht, welche der Verf. mit der Oekonomie dieser Stücke vorgenommen ob er sich gleich gar nicht an sein Original gebunden, sondern dasselbe nur oft als einen Leitfaden vor Augen gehabt hat. Am merklichsten ist das vierte Stück verändert.

Manche

Manche Auslassungen sind mit gutem Grunde gemacht; manche Scenen ins Kurze gezogen, wie z. E. die dritte des dritten Akts im ersten Stücke, wo im Original der Spaß dadurch zu gedehnt wird, daß beyde Knechte einerley Komödie spielen, da in der Nachahmung der zweyte leer ausgeht. Bey aller dieser freyen Behandlung ist doch dem Ganzen eine so gleiche Farbe gegeben, daß man zwischen dem Antheile des Plautus und dem Eigenthümlichen des Nachahmers nichts Abstechendes wahrnimmt. Ueberhaupt hat die Einkleidung und die Sprache durchgehends viele natürliche Leichtigkeit, und die komische Wendung derselben ist mehrentheils glücklich getroffen; auch sind manche kleine Theaterstreiche eingeschaltet, die nicht ohne Wirkung seyn müßten. Die Charaktere der handelnden Personen haben, wie beym Plautus selbst, nicht viel auffallende, eigenthümliche Züge, wenn man einige hervorstechende Gesinnungen der Hauptpersonen ausnimmt. Wir glauben indeß, der Nachahmer hätte sichs besonders zur Pflicht machen sollen, denselben mehr Ausbildung und Wirksamkeit zu geben; dazu sind sie sehr oft vom reichhaltigen Stofe; z. E. der Charakter Krafts im dritten, und Adams im vierten Stücke. Aber das scheint seine wenigste Sorge gewesen zu seyn; und man geräth oft in Versuchung, den Plautinischen Vers im Truculentus auf ihn anzuwenden:

— labore alieno puerum peperit sine doloribus!

d. i. nach unsers Verf. Uebersetzung: (S. 250.) „Nun, das heisst mit leichter Mühe gebähren, wenn man fremde Kinder gebieret!„

Um noch von der schon gedachten Unförmlichkeit, welche diese Nachahmungen durch die Mischung der alten und neuern Sitten erhalten, ein paar Beyspiele anzuführen: Was soll man sich (S. 64.) bey dem Zunftmeister denken, der Geld austheilen will? Was bey dem Gnomen, der zu der Aussteuer, statt des Lar Familiaris beym Plautus, den Prolog hält? was vollends bey den beyden Mägden, welche Reibenstein in der Buhlschwester (S. 246. ff.) an Stricken gebunden aufs Theater führt, und denen er von Zeit zu Zeit Hiebe giebt? vieler anderer sehr anstössigen Unanständigkeiten nicht zu erwähnen. — Auch der komische Witz des Verf. ist nicht allemal von der ächten Art; dergleichen Armseligkeiten, wie einige Anspielungen auf biblische Stel-

len, oder (S. 118.) angezogne Verse aus einem Kirchenliede sind, können unmöglich für ächten Witz gelten.

Dz.

Phantasien, 1ster und 2ter Th. Dresden, bey Hilscher, 1774. 120 S. in 8vo.

„Phantasien, sagt der Verfasser, will ich schreiben, und „zwar solche Phantasien als zuvor nie in eines „Menschen Kopf weder im Wachen noch im Traume noch „im wachendem Traume gekommen sind. Ich weiß zwar „noch nicht ein Wort von dem, was die folgende Zeilen „enthalten sollen, und darum glaube ich, ist der Name „Phantasien der geschickteste den ich meinem Versuche ge„ben kann. Ich will in keinem Geschmack schreiben, als „in dem meinigen ich habe einen Eid gethan, eher betteln „zu gehen als nachzuahmen oder zu stehlen. Lieber woll„te ich gar nicht schreiben oder von nichts schreiben, wie „sehr viele gelehrte Leute gethan haben. Meine Phan„tasie ist nur für mich, ich schreibe gar nicht für sie, meine „Herrn, ich schreibe nur für mich. Ich habe alle Träume „der Dichter erfüllt gesehen, in meinem 25sten Jahre hatte „ich alles was Imagination, Natur, Kunst und Geschmack „zum höchsten Ideal verfeinerter unschuldiger Sinnlichkeit „aufführen können, genossen, gefühlt und erschöpft.„ Nach dieser Ankündigung berichtet uns der Verfasser, daß er auf sein Landgut gegangen sey, und um sich die Zeit zu vertreiben, die Stellen, die ihm aus den besten Dichtern im Gedächtniß geblieben waren, aufs Papier geworfen habe. Dieses ist die Ursache, warum die Helfte von diesen Bogen mit längst gedruckten und bekannten Stücken aus den besten Schriftstellern von neuem sind bedruckt worden. Zwischen inne radotiert der Herr Verfasser, nicht, wie er heilig versichert, in seiner eigenen Manier, denn sie ist so sehr die Manier der ganzen Welt, daß man so, wie in den elenden Compilationen unserer jungen unwissenden Musiker, nicht das geringste Indervall wahrnimmt, das man nicht schon überall gehört hätte. Besonders hat er von Yoriks Manier nur die Carricatur gefühlt, nur die bey dem Original oft lästige Geschwätzigkeit nachgeahmt, und geglaubt, es zeige Imagination, wenn man viele Dinge in einem Athem hersagen könnte. Bey den wundersamsten Sprüngen von

Yoriks

Yoriks Phantasie sieht man immer noch, wie alle Schweifungen seiner Nerven in ihren feinsten Fäden zusammen hängen. Und eben darin besteht die große Kunst, daß er uns nicht nur seine Empfindung erzehlt, sondern die Entstehungsart derselben mit sehen läßt. In den Stellen seines Tristrams, wo es zuweilen scheint, daß alles wie im Trunke geschrieben sey, hat er doch so sehr für die Beschauungsgabe seiner Leser gesorgt, daß sie nach dem Aufwand einer ganz mäßigen Aufmerksamkeit durch das Vergnügen der Entdeckung reichlich belohnt werden. Man sieht immer das seltsame Geschöpf, das sich mit den reitzbarsten Empfindungswerkzeugen an alles anhakt, was ihm auf seinem Wege begegnet. Die innige Gestikulation, die alles begleitet, läst uns immer den ganzen individuellen Menschen sehen, und alles hat Farbe, Leben und Bewegung. Alle seine Nachahmer hingegen drohen und versprechen lustig zu seyn, ohne Wort zu halten, zucken ohne gerührt zu seyn, springen ohne von der Stelle zu kommen, und glauben Gesichter schneiden sey Ausdruck. Phantasien hätte der Verfasser nie seine Blätter nennen sollen, denn nie erscheinte er mehr in seiner natürlichen Armuth als wenn ihm der Anblick der Natur einige Betrachtungen abnöthigen soll. Die ganze Schöpfung aus allen vier Welttheilen muß ihm zinßbar werden, ehe er einiger Zeilen habhaft wird. Von dem, was man dem Publikum und dem äussern Wohlstande schuldig ist, muß er sehr leichte Begriffe haben, wenn er die Welt zur Bewunderung seiner leichten Excretion auffordert, und uns auf die Zoten seiner Comischen Erzehlungen zu Gaste bittet, den Anlaß und den Gang seiner Reflexionen von andern öffentlich borgt, und doch Anfangs so lächerlichernsthaft versichert, daß er wie Yorik einen Eid gethan habe, eher betteln zu gehen als zu stehlen oder nachzuahmen. Die Unvermögenheit wodurch ihn die Natur andern zur Warnung zum voraus gebrandmarkt hatte, ist schon Strafe genug, so daß ihm die Gesetze der Policey und guten Ordnung keine weitere aufzuerlegen nöthig habe. Der Verleger indessen verdiente wegen des Mißbrauchs des schönen Schreibpapiers eine schärfere Ahndung.

Charakteristik der vornehmsten Europäischen Nation. Leipzig, bey Schwikert, 1774.

Die-

Dieses ist ein neuer Titel zu denjenigen Abhandlungen, die wie ehemals als Beyträge des Brittischen Museum in d. allg. d. Bibl. 22ten B. 2tes St. p. 616 recensirt haben.

Za.

5) Schöne Künste, Mahlerey und Kupferstecherey.

Orestrio, von den drey Künsten der Zeichnung. Mit einem Anhange von der Art und Weise Abdrücke in Schwefel, Gyps, und Glas zu verfertigen, auch in Edelsteine zu graben, herausgegeben von Franz Christoph von Scheyb, in Jaubökelheim. 2 Theile. Nebst einer Vorrede von Friedrich Just Riedel. Wien, in der von Ghelenschen Buchhandlung, 1774. Zusammen 57½ Bogen in groß Octav.

Der Hr. von Scheyb hat 1770 ein ähnliches Werk unter dem Namen Köremon herausgegeben. Er ist ein wahrer Kenner der Kunst, und ein eifriger Liebhaber. Er hat viel gesehen, er erzählt gern, wie ein alter Mann, zuweilen etwas gedehnt und mit Digreßionen. Aber man folgt ihm gern, weil er von nützlichen Sachen mit Verstande redet. Selbst wenn man ihm nicht ganz Beyfall geben kann. Z. B. wenn er 1ten Th. S. 299 den Falconet zu hart begegnet, so findet man Gelegenheit, über wichtige Gegenstände nachzudenken. Wer die Künste liebt, wem ihr fernerer Fortgang am Herzen liegt, dem ist dieses Buch zur bedächtigen Durchlesung zu empfehlen.

Daß Hr. Riedel sich die Mine giebt, zu einem solchen Buche eine Vorrede zu schreiben, ist etwas sehr seltsames. Ein Kenner der Künste ist er nicht. Das Historische was in der Vorrede vorkommt, hat er offenbar aus des Herrn von Scheyb Munde abgeschrieben. Sein Urtheil über ein die Kunst betreffendes Werk gilt also nichts. Auch ist überhaupt, ob ihn gleich die Cabale eine Zeitlang, als einen der tref-

trefflichsten Köpfe angepriesen hat, sein eigner Ruhm gar sehr gefallen, weil man kein Werk von ihm gesehen hat, daß den übertriebenen Lobsprüchen die ihm die Klotzische Parthey gab, und den großen Erwartungen, die er selbst von seinen künftigen Werken erregte, einigermaßen entsprochen hätte. Wozu also diese Vorrede, der dieses schätzbare Buch warlich nicht bedarf. Wenn man allzuvornehm thun will, erscheint man zuweilen sehr geringe.

Nöthigste Anweisung in der Zeichenkunst, wie die Theile des Menschen, durch geometrische Regeln und nach dem vollkommensten Ebenmaaße, ganz leicht zu zeichnen, zusammenzusetzen, und die Gestalt eines Ganzen vorzustellen. Mit Kupfern, Frankfurt und Leipzig, 1775. 144 Seiten und 8 Kupfertafeln in 8.

Demjenigen der schon einen guten Anfang im Zeichnen gemacht hat, können die verschiedenen Ausmessungen des menschlichen Körpers, auf mancherley Weise gute Dienste thun. Aber wenn der Anfänger gleich die Glieder abzirkeln, und über Triangel und Trapezia zeichnen soll, so kann weder das Auge Sicherheit noch die Hand Festigkeit bekommen. Die in diesem Buche vorgeschlagene Methode, ist also grundfalsch, aber es sind darinn viel gute einzelne Anmerkungen anzutreffen. Die beygefügten Kupfertafeln sind meistens plump und unrichtig gezeichnet, zum Beweise, daß man bey der richtigsten Ausmessung schlecht zeichnen kann. Der Text ist mit vielen Druckfehlern entstellt. Z. B. S. 30 steht Affekt anstatt Affen, welches den Sinn ganz und gar verstellet.

C. L. Junker, Grundsätze der Malerey. Zürich, bey Orell und Compagnie, 1775. 175 Seiten.

Dies sind nicht Grundsätze, denn Grundsätze, sind das Resultat, der gründlichen Kenntniß, der langen Erfahrung der reifen Ueberlegung. Dieß Buch enthält Betrachtungen eines jungen feurigen enthusiastischen Liebhabers der Kunst, der vielleicht wenig, aber vielleicht gute Sachen, vielleicht hauptsächlich in Kupferstichen, gesehen,

aber

aber Winkelmann und Mengs studirt hat. Durch diese Lektur sind seine Empfindungen für die Kunst lebhafter worden, als durch die Betrachtung der Kunstwerke selbst.

Wir sagen dieß nicht nur den Verf. zu verachten. Es ist vielmehr sehr angenehm, die Ausbrüche einer Liebe für die Kunst, die in dem feurigen Geiste eines Jünglings itzt Leidenschaft ist, zu erblicken und mit zu empfinden. Diese enthusiastische Beschaulichkeit verschaft die süssesten Stunden, aber, sie alleine, wenn sie auch zum Glück auf richtige Grundsätze führet, wie dieses bey unserm Verfasser meistens der Fall ist, kann schwerlich der Weg seyn, auf welchem man andere diese Grundsätze kann richtig anwenden lehren, und doch kommt auf diese richtige Anwendung beynahe noch mehr, als auf die Richtigkeit der Grundsätze selbst an.

Daher können wir das Lehrbuch für den Jüngling, das der Verf. S. 11 verspricht, bis itzt von ihm noch nicht wünschen. Sein Buch kann dienen, den Jüngling zu erwärmen, aber nicht ihn zu führen.

Vielleicht klingt dieses Urtheil etwas altväterisch in den Ohren unserer itzigen jungen schönen Geister, denn die Mode will itzt, daß keine Regel, keine Ueberlegung, so wenig in den schönen Wissenschaften, als in den schönen Künsten statt finden soll. Weg mit der kalten Demonstration, mit dem Brettergerüste, ruft jedermann. Gefühl! Empfindung! thut alles; — die Regel nichts!

Sehr gut! Und eben so gut als die Weisheit jenes Bedienten, von dem sein Herr des Abends ein Licht forderte, und der ihm dafür die Stube einheitzte!

Die Schreibart dieses kleinen Werks ist wie Empfindungen des Verfassers, hinreissend und lebhaft. Er hat eine gute Belesenheit, die er gut braucht. Oefters spielt er auf Geschichte an, die man nicht jedem Leser zu wissen zumuthen kann. Was ist z. B. S. 140. „jenes „Spaniers Wollust„? S. 96 scheint ein Druckfehler zu seyn. Es wird Z. 8. statt denkend vermuthlich drückend heissen müssen.

Fb.

6) Ro-

6) Romanen.

Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker. Erster Band. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai. 231 Seit. 8. mit Kupfern von D. Chodowiecki.

— — — zweyte verbesserte Auflage. Ebendaselbst. 1774. 235 Seit. 8. mit Kupf.

— — — zweyter Band. Ebendaselbst. 1775. 248 Seit. 8. mit Kupf. von D. Chodowiecki.

Die Leser unserer Bibliothek erwarten, wahrscheinlicher Weise, eben so wenig eine weitläuftige Beurtheilung dieses Werks allhier vorzufinden, als das Buch selbst jezt noch einer Anzeige bedarf. Der geschwinde Verkauf des ersten Theils, welcher noch in eben demselben Jahre eine zweyte Auflage nöthig machte, beweiset, daß es schon hinlänglich bekannt geworden sey; und daß es ihm nicht an Beurtheilern gefehlt habe, davon zeugen außer den kritischen Tagebüchern, allerhand darüber und darwider ergangene Broschüren und fliegende Blätter. Sollten nun auch gleich die bißher darüber gefällten Urtheile (wie es bey der ersten Erscheinung eines vom Alltäglichen sich unterscheidenden Werks gewöhnlich ist) nicht alle aus reifen Nachdenken und aus einer gesunden, unpartheyischen Beurtheilungskrafft geflossen seyn: so steht zu erwarten, daß die alles berichtigende Zeit, nunmehr ihr Amt entweder schon verrichtet habe, oder doch nach und nach verrichten werde.

Es kömmt bey der Beurtheilung eines jeden Gegenstandes in der Welt vornehmlich auf den Gesichtspunct an, nach welchem der Beurtheiler ihn ins Auge fasset. Ganz besonders aber ist dies der Fall bey Werken des Geschmacks, dessen Gesetze bekanntermaaßen weder so fest gesezt, noch so allgemein anerkannt sind, daß nicht je zuweilen, selbst unter dem kleinen Häuflein denkender Köpfe, ganz entgegengesezte Urtheile darüber statt finden sollten. Vorurtheile, Affecten, und was der Menschlichkeiten mehr ist, spielen uns nicht selten den Streich, daß sie uns den eigentlichen wahren

wahren Gesichtspunct, auf welchen die Seele des Artisten während der Composition gehefftet gewesen ist, und welcher daher auch unser Gesichtspunct bey der Beurtheilung seines Werkes seyn sollte, wissentlich oder unwissentlich verfehlen lassen. Derjenige also, der uns in solchen Fällen den jedesmaligen gehörigen Standort anwiese, und unsern Geistesaugen die erforderliche Richtung gäbe, würde uns selbst manches schielende Urtheil, und dem Kunstmann manchen Verdruß ersparen, sich von schielenden Augen schief beurtheilt zu sehen.

Bekanntermaaßen hat alles, was zum Gebiet der schönen Wissenschafften gerechnet wird, den gedoppelten Zweck, daß es belustigen und belehren, oder durch Belustigung bessern soll. Einige Dichter und Romanenschreiber haben, der Würde ihrer eigentlichen Bestimmung uneingedenk, diese beyden unzertrennlich seyn sollende Zwecke von einander zu trennen gewagt, und mit Vernachlässigung des lezteren, ihr ganzes Bestreben ausschliessungsweise nach dem erstern gewandt. Diese hatten es daher lediglich mit der Phantasie ihrer Leser zu thun, welche sie durch wunderbare Erdichtungen, durch interessante Verwickelungen, durch künstliche Auflösungen, und durch reitzende Gemählde auf eine angenehme Weise zu beschäfftigen suchten. Andere hingegen haben zwar keinen von beyden Zwecken ganz aus dem Auge verlohren: doch sieht man es ihnen nicht undeutlich an, daß sie dem einen den andern unterordnen, den einen zum Haupt- den andern zum Nebenzwecke machen wollten. Nur sehr wenigen vorzüglichen Genien ist es bißher gelungen, beyde Zwecke zugleich, und in gleich hohem Grade zu erreichen.

Zu welcher von diesen Classen der Verfasser des Lebens und der Meinungen des Hrn. Magisters Sebaldus eigentlich zu zählen sey, mögen andere entscheiden. Nur ein Wort über den ernsthaffteren Zweck dieses Verfassers, in so fern derselbe aus seinem ganzen Werke, so weit es biß jetzt gediehen ist, auf eine nicht unzweydeutige Weise, hervorzuleuchten scheint!

Dieser Zweck scheint kein geringerer zu seyn, als der, den an sich ehrwürdigen Orden der Geistlichen auf die Mängel und Gebrechen einzelner unwürdiger Mitglieder desselben aufmerksam zu machen, um diese faulende, die allgemeine Glückseeligkeit vergifftende Glieder eines im Staate so nothwendigen Körpers, wo möglich, durch öffentliche

Be-

Beschimung zu hellen, oder ihnen doch wenigstens, zur nöthigen Warnung für alle, welche mit ihnen unter einem Horizonte leben müssen, ein abschreckendes Brandmal aufzudrücken. Ein heilsames, aber mißliches Unterfangen! Man kennt die Menschen; man weiß, wie geneigt sie sind, dasjenige sogleich auf einen ganzen Stand zu deuten, was doch augenscheinlich nur einzelne, unwürdige, einen solchen Stand entehrende Mitglieder desselben treffen kann. Und denn, so weiß man auch zum voraus, wie dergleichen Schandflecke eines ansehnlichen Ordens, wenn sie sich unvermuthet an das helle Tageslicht hervorgezogen sehen, sich zu gebehrden pflegen; wie sie ihre eigene schlechte Sache zur Sache ihres Standes, oder vielmehr zur Sache der Religion und des allmächtigen Gottes selbst zu machen wissen; wie sie über einreissende grundstürzende Irthümer, über Unglauben und Gotteslästerungen zu schreyen pflegen, indeß doch lediglich nur von ihrer eigenen Unwissenheit, Gleißnerey, Verfolgungssucht, und von der, in den Mantel der Frömmigkeit eingehüllten, Bosheit ihres Herzens die Rede war. Unglücklicher Weise bedenken diese angeblichen Wächter in Zion nicht, daß sie durch ihr jämmerliches Geschrey nur allzudeutlich zu erkennen geben, daß sie selbst zu der gebranntmarkten und wollte Gott! weniger ausgebreiteten Familie der Stauzius gehören, und sich also selbst verdammen, indem sie ihrem Ankläger das Urtheil zu sprechen meinen.

Dieser letztere Erfolg, nebst dem aufrichtigen Danke aller aufgeklärten und billig denkenden Geistlichen, welche sich freuen die Ehre ihres Standes an denen, die ihn schänden, gerächt zu sehen, müssen den Verfasser zur Aufmunterung dienen, so wie sie ihn für alles, was der beleydigte Verfolgungsgeist, und der gekränkte ungeistliche Stolz ihm an guten Leumund zu entziehen sucht, hinlänglich schadlos halten können.

Noch müssen wir die vortreflichen Kupferstiche rühmen, mit welchen Hr. D. Chodowiecki dieses Werk gezieret hat. Dieser Künstler verstehet es, die Menschen, ohne einseitiges Ideal, ganz so darzustellen, wie sie in der Natur sind. Er stellt sie vor mit den Kennzeichen ihres Charackters, und mit ganz individuellen Zügen. Sie sind nicht idealische Wesen, man glaubt, sie irgend gesehen zu haben. Hr. Ch. übertrifft hierin alle andere bekannte Künstler.

Mt.

La vie et les Opinions de Maitre *Sebaldus Nothanker*, traduit de l'allemand par un ami du heros. Premiere partie. à Londres 1774. 236. Pag. in 8.

Man kann diese Uebersetzung des Lebens und der Meinungen des Herrn Magister Sebaldus, weder unter die ganz schlechten noch unter die ganz guten zählen. Sie hat viel richtig und gut übersetzte Stellen, aber doch auch hin und wieder, nicht wenig Fehler. Verschiedene derselben entstehen daher, daß der Uebersetzer, nicht genug mit deutschen Sitten bekannt zu seyn scheint, zuweilen hat aber auch ein Sprachirrthum dazu Gelegenheit gegeben. Wir wollen nur einige Fehler dieser Uebersetzung anführen.

Gleich auf der zwoten Seite hat der Uebersetzer das deutsche Wort Zofen falsch verstanden; er nennt sie *gentilshomes*. — In der Stelle, wo von Sebaldus gerühmt wird, daß er in der prophetischen Theologie alle Vorbilder und Gegenbilder, wie Schachtel und Deckel zusammen passen konnte, wird diese drolligte Vergleichung ganz weggelassen. In der Vorrede werden die Kunstrichter, welche von Theorie und Einsicht erfüllt sind, *artistes*, qui ont de la theorie et des *vues* genannt. Ein Student mit der Kennermiene, der auf Universitäten die Kunst aus dem Grunde studirt hat, wird durch étudiant, qui pendant son sejour à l'université *a su approfondir les élémens des sciences*, übersetzt. (Seit. 11) Michaelis Erklärung der siebenzig Wochen, wird (Seit. 23) Explication des soixante et dix *temoins* par Michael genannt. Des Herrn von Bogazky tägliches Hausbuch wird (Seit 35) verwandelt inein *journal des éconómes*. Seite 59. wo im Original gesagt wird, daß die Hände des Mag. Tuffelius etwas länger gewesen wären, als sie hätten seyn sollen, lesen wir in der Uebersetzung, ses mains un peu plus *maigres*, qu'elles n'auraint du l'étre. Seit. 93 werden ohne allen Grund deutsche Leser zu deutschen Schriftstellern gemacht: Cette surabondance de verités (bey den deutschen Geschichtschreibern) a seduit plusieurs *auteurs* allemands (sollte bloß plusieurs allemands heissen) de lire Voltaire. Seit. 108. wo der deutsche Sebaldus von allerhand Compillationen sagt: ich wenigstens halte die Verfertigung solcher Aufsätze für ein *opus operatum*, bey dem gewöhnlicher Weise, mehr die Hand, als der Kopf nöthig ist, drückt der französische Sebal-

Sebaldus, in seiner Mundart sich so aus: Je tiens que toutes ces miseres sont *une besoyne faite* etc. Seit. 154, werden die Strapazen eines Soldaten gar poßierlich in coups de baton verwandelt. Statt daß der Unterofficier, welcher den Stauzius arretiren soll, im deutschen Original, sich als ein deutscher Kriegesmann lächelnd den Bart streicht, läßt der französische Uebersetzer ihn, als ein deutsches altes Weib, vor Freuden in die Hände schlagen: il frappa des mains dans un mouvement de joie, S. 158. Der schlimmste Fehler ist folgender: Sebaldus sagt zum Major, um seine vorhabende Rache an den Generalsuperintendenten zu hintertreiben: „ob er wohl seinem Feinde „durch einen andern hinterrücks einen Dolch wollte in die Seite stossen lassen?„ der brave Major antwortete hierauf, wie man es von ihm erwarten konte: „Hinterrücks! — Warum nicht gar!„ Und was läßt ihn nun unser Uebersetzer erwiedern? „Par derriere? *Peut-être que oui!*„

Diese Uebersetzung ist übrigens auf sehr schlechtes Papier gedruckt.

Herr Magister Sebaldus Nothankers Levnet og Meininger. Forste Bind. Oversat af det Tydske efter det andet forbedrede Oplag. Kiobenhavn 1774. Paa Christian Gottlob Proste Bekostning. 236. Seit. 8.

Diese Uebersetzung, kann der Recensent, bloß anzeigen, weil er der Dänischen Sprache nicht kundig ist, doch versichern Kenner derselben, daß sie gut sey.

Het Leven en de Gevoelens van den eerwarden Heer *Sebaldus Nothanker*. Eerste Deel. uit het hoogduitsch, volgens den derden Druk. te Amsterdam, by Ian Döll. 1775. 212 Seiten in gr. 8.

Diese Uebersetzung ist überaus richtig und hat eine dem Original angemessene sehr leichte und natürliche Schreibart. Wir haben so weit wir sie nachgesehen haben, beynahe keinen Fehler angetroffen. Nur den der Student

mit der Kennermine, der auf Universitäten die Kunst studirt hat, welcher schon den französischen Uebersetzer zum Anstoß geworden ist, ist hier übersetzt: een student met alle deftige houdinge van Kennis, di op Hoogeschoolen *de Wetenschappen* door en door geleertd heft. Vermuthlich wuste der Uebersetzer nicht seit Winkelmanns Zeiten Malerey und Bildhauerey, in Deutschland, die Kunst par excellence heißen.

Diese Uebersetzung, ist mit holländischer Sauberkeit gedruckt, und die Kupferstiche sind auch nachgestochen, aber sehr mittelmäßig gerathen.

Noch müssen wir die Vorrede des Uebersetzers nicht vergessen, die von einem trefflichen Kopfe zeigt, und mit vieler Laune geschrieben ist. Sie handelt von der Schädlichkeit der Gottseligkeit, wodurch wie ein holländischer Kirchenlehrer bemerkt haben soll, manche Ketzer sich bey allen braven Leuten anpreisen, und so ihren heterodoxen Meinungen den Weg bahnen sollen.

Lettres sur divers sujets par Madame D* L* F*** à la Haye Chez Pierre-Fredric Gosse MDCCLXXV.

Dieses Werk, welches übrigens ausserhalb den Grenzen unserer Bibliothek liegt, führen wir bloß deswegen hier an, weil es einen ausführlichen Auszug aus den ersten Bande des Lebens und der Meinungen des Sebaldus enthält, der wenigstens dazu dienen kann, die Ausländer darauf aufmerksam zu machen. Merkwürdig ist es, daß auch diese Verfasserin, das deutsche: Warum nicht gar! in der, dem ganzen Character des Majors so sehr wiedersprechenden Bedeutung genommen hat, worin es von den französischen Uebersetzer genommen ward. *„Par surprise? — Dans le fond pourquoi pas?*

Gedanken über das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker. Berlin und Leipzig 1773. 31 Seit. 8.

Ueber das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker.

Paulum

Paulum intereſſe cenſes, ex animo omnia,
Vt fert natura, facias, an de induſtria?
Terent.

Halle in Magdeb. verlegts C. H. Hemmerde, 1774.
32. Seit. 8.

Schreiben an den Hrn. G. S. L** über das Leben und die Meinungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker. 1774. 30 Seiten, in 8vo.

Sendſchreiben an den Verfaſſer des Lebens und der Meinungen des Hrn. Mag. Sebaldus Nothanker von deſſen weiland untergebenen Schulmeiſter. Zur Beſtellung abgegeben in der Michaelis-Meſſe. 1774. 48. Seit. 8.

Dieſe vier Schriften ſtreiten wider das Leben Nothankers, ſind aber ſämtlich herzlich ſchlecht geſchrieben; der Schulmeiſter, ein ehrlicher orthodoxer Cruſianer, will gar witzig ſeyn, und mit ſeiner Satire, das göttliche Anſehen der menſchlichen ſymboliſchen Bücher, verfechten. Er wird dabey witzig, wie ein Schulmeiſter und wie ein Cruſianer.

Hierbey ſind auch noch anzuzeigen:

Predigten des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker, aus ſeinen Papieren gezogen. Leipzig, in der Wayganďſchen Buchhandlung. 1774. 164. Seit. 8.

Ohngeachtet der Verfaſſer des Lebens und der Meinungen des Sebaldus, in einer hiſtoriſch-kritiſchen Zugabe zum zweyten Bande, mit vieler Wahrſcheinlichkeit dargethan hat, daß dieſe Predigten ſich nicht von Sebaldus Nothanker, ſondern entweder von Erasmus Nothanker, Elardus Nothanker, und Cyriakus Nothanker, oder von gar keinem aus der Nothankeriſchen Familie herſchreiben können: ſo müſſen wir gleichwohl geſtehen, daß ſie viel Gutes enthalten, und daß ſie, der Verfaſſer mag nun auch

gewesen seyn wer er wolle, uns werth scheinen, zwar nicht den Bauern, aber wohl den Landgeistlichen zu einer fleißigen Lesung und zu einer sorgfältigen Nachahmung jedoch cum grano salis empfohlen zu werden. Diese können wenigstens daraus lernen, daß es außer den gewöhnlichen dogmatischen Tummelplätzen, noch anderweitige Gegenden in dem großen Gebiete der Wahrheit giebt, wohin sie ihre Heerden auf eine nähere, fettere und zuträglichere Weyde führen könnten, als ihnen auf jenen gewährt wird.

Gb.

Die Staatsperüke. Eine Erzehlung. Wien, MDCCLXXIII. In der von Ghelenschen Buchhandlung. 2 B. 8.

Seitdem die Staatsmänner die Knotenperücken abgelegt, haben die Schriftsteller angefangen sie zuzerzausen, nun wäre es wohl Zeit daß sie auch bey diesen aus der Mode kämen. Der V. dieser Kleinigkeit beselt eine Perücke und läßt ihr ihre Schicksale, wie sie in verschiedenen Epoquen von dem Haupte eines Monarchen biß in das Polster eines Sorgstuhls des V. herabgestiegen ganz drollig erzählen.

Hr.

Geschichte verscheidener Personen vom Stande, in Briefen. Frankfurth und Leipzig, 1774. Zwey Theile. 446. S. 8.

Obgleich der Titel nichts davon besagt, so ergiebt sichs doch aus dem Buche selbst genugsam, daß es eine Uebersetzung aus dem Französischen ist. So ein Roman von dem Mittelschlage, wortreich und wässerig voll Alletagsgeschichte, die sich an der Toilette unter den Händen des Friseurs doch allenfalls noch lesen lassen. Die Standespersonen sind übrigens mit ihren Erzählungen noch nicht fertig und werden sich wohl noch durch ein paar Bände durchschwatzen. Der gewissenhafte Uebersetzer um seine Leser um keinen Kernausdruck des Originals zu bringen hat für nöthig erachtet die französische Worte die er nicht getreu ins Deutsche überzutragen sich getrauet hat, in seiner Uebersetzung

zung einklammern zu lassen, dergleichen sind: noacha lance, revolution, prédestination, taille und dergl. Sie sind eben nicht zum besten durch unachtsamen Anstand, Veränderung, Vorherbestimmung, Leibesgestalt übersezt, das hat hier aber eben nicht viel auf sich.

Vm.

Geschichte eines alten Siebzehners
Risum teneatis amici.
Frankf. und Leipzig (Wien) 1774. 8. 13 B.

Eine verunglückte Nachahmung eines ebenfalls mißlungenen englischen Produkts, das auch ins Deutsche übersezt ist, die Banconote betittelt, erscheint hier in der Form einer Wochenschrift. Der Verleger hätte keinen elendern Scribenten in Sold nehmen können; zum Glück merkt er es in dem ersten Quartale schon, daß er nicht an den rechten Mann gekommen ist, giebt seinen Autor den Abschied und hat einen andern gedungen, der, so gut er kan, mit der dreyzehnten Woche diesen Mischmasch beschließt.

Hr.

M . . . . R . . . Zweyte, sehr verbesserte und mit Vignetten vermehrte Auflage. 1774. 394 S. 8. ohne Anzeige des Druckorts.

Meine Reisen also, und das wider das Gebot der Kunstrichter, welche nach des V. Sage geordnet haben, daß kein Deutscher reisen soll? Laß sehen, wie dem Autor sein Autorkitzel bekommen wird, ihm, der so viel Ausfälle auf die Kritiker thut. Es läuft, wie es das Ansehen gewinnt, mit ihm besser ab, als man's denken sollte. So säuberlich sind die Kunstrichter noch mit keinem eingebohrnen humoristischen Wanderer gefahren, als mit dem V.; und ehe sein Buch noch durch alle kritischen Hände gegangen ist, kommt schon die zwote Auflage vermehrt und verbessert zum Vorschein. Die vortheilhafteste Begebenheit, die sich für einen empfindsamen Reisenden deutscher Nation zutragen kan! Diese Einleitung könnte nach einem gewöhnlichen Kunstrichter-Kunstgriffe vermuthen lassen, daß Recensent von seinen Vorgängern gerade das Widerspiel ergreiffen

und mit vielem Scharfsinn bewiesen würde, daß diese und das gesamte Publicum sich in ihrer Meinung geirrt hätten; aber nach Pflicht und Gewissen kan er das nicht. Seine wahre Meinung von dem V. und diesem seinen Produkt ist diese, daß ersterer viel wahr und eigenthümliche Laune habe, das heißt hier, das Verdienst über iede ihm aufstoßenden Begebenheiten mit innigsten Behagen seiner Leser zuschwatzen, wie zum Beyspiel auf der 70. und folgenden Seiten unter der Rubrik: das Morgenlied, und an vielen Orten mehr. Es wäre also Pedanterey, wenn man eine genaue Untersuchung anstellen wollte, ob, wie ferne und wo das auf den Titel sich befindende Motto aus dem Tr. Shandy ein Autor borgt, bettelt und stiehlt so stark von dem andern, daß, bey meiner Seele! die Originalität fast so rar geworden ist, als die Ehrlichkeit, hier anzuwenden sey. Alles das wird, wie billig, von dem geneigten Leser ignorirt, so bald er wahrnimmt, daß sein Autor wie ein kluger Wirth verfährt, der die Speisen nicht wieder so auftragen läßt, wie sie schon einmal auf der Tafel gestanden haben, sondern nur die Materialien davon nuzt und sie in schmackhafte Ragouts zu verwandeln weiß, die seine Gäste mit Lust verzehren. Was indessen dem Recensenten in dem Buche minder gefallen hat, als das übrige, ist die Spatzierfarth des V. in den Mond, besonders von der 213 S. an. Ob dieses Mißbehagen aus seiner natürlichen Antipathie gegen alle Planetenwanderer entspringe, oder daher, weil der Selenit mit dem Erdensohne Materien abhandelt, die auf die nämliche Manier schon oft sind gedacht und abgehandelt worden, das will Recens. um beliebter Kürze willen hier nicht untersuchen; auch hätte seinem Bedünken nach der V. mit den Kunstrichtern sich weniger herumtummeln mögen: denn solche Scharmützel verrathen immer den angehenden Schriftsteller, welche Idee zum Vortheile des V. und seines Produkts von ihm hinweggewünschet wird. Doch weil von den Ergießungen der Laune sich weniger Rechenschaft geben läßt, als von den Ergießungen der Galle: so ist im Grunde dagegen nichts zu sagen, wenn der V. dem Strohme derselben hat folgen und gerade auf diesen Gegenstand loßsteuren müssen. Der Sage nach steht der ehrliche Pumper beym Publico sehr wohl angeschrieben und das mit Recht: in der That macht der Diener seinem Herrn Ehre und verdient dafür doppelten Jahrgehalt.

Mora=

Moralische Erzählungen, von J. K — r. Prag, bey Gerle. 1774. 6 B. 8.

Diese Erzählungen an der Zahl vier, in der Marmontelschen Manier, haben das Verdienst, daß sie in einem guten Tone abgefaßt sind, sonst zeichnen sie sich weder durch die Erfindung noch Anordnung von der ungeheuren Menge, die wir von dieser Gattung haben, besonders aus, und seit unsrer empfindsamen Epoque glückt es dieser Art kleiner Romane nicht leicht, sich aus dem Pöbel der Meßprodukte hervorzudrängen, um auf eine vortheilhafte Art bemerkt zu werden.

Louise, oder die Macht der weiblichen Tugend, eine Erzählung. Neue Auflage. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1774. 99 S. 8.

Dieses Geschichtgen ist bereits bekannt und der Aufputz der Weidemannischen Erben steht der zweiten Ausgabe so wie der ersten an.

Friderike, oder die Husarenbeute, eine deutsche Geschichte, zweyter Band. Nürnberg, bey E. S. Hauffe. 1774. 270 S. 8.

Der erste Theil dieses Romans ist mit einer kurzen Beurtheilung im zweyten Stück des XXII. Bandes dieser Bibliothek angezeigt. Wer Lust hat, denselben recht kritisch anatomirt zu sehen, der findet in der Vorrede dieses zweyten Theils eine richtige und sehr ins Detail gehende Kritik darüber, die sich von einem Freunde des V. herschreibt, und die er hier hat abdrucken lassen. Mit diesem zweyten Bande gehet die Geschichte zu Ende, die, alles wohl erwogen, allein durch den alten Husarenrittmeister wacker aufgestuzt wird, denn wenn man diesen Charakter herausnähme, so würde sich das Buch von dem alltäglichen Romanen nicht viel unterscheiden.

Der Cavalier und Menschenfreund, oder Geschichte des Baron Grandoms, von ihm selbst und in sei-

nem eigenen Tone beschrieben. Zweyter und letzter Theil. Leipzig, bey Junius, 1774. 15 B. 8.

Ob wir gleich in diesem zweyten Theile den eigenen Ton des Menschenfreundes eben so wenig finden können, als im ersten, welcher in des XXII. Bandes II. Stück dieser Bibl. angezeigt ist; so hat uns dieser leztere doch mehr gefallen als jener, nicht um der Geschichte willen selbst, auch nicht wegen des empfindsamen Theils derselben, sondern wegen einiger hier eingestreuten satyrischen Züge und treffend gezeichneten Charaktere verschiedener Höflinge, die zwar nur die gewöhnlichen Farben haben, ohne durch eine neue Mischung etwas eigenthümliches zu bekommen; aber doch richtig, und nach der Wahrheit geschildert sind, und den Leser wenigstens für Ueberdruß und langer Weile schützen.

Der Bürger von Condom, ein comischer Roman. Itzehoe und Hamburg, in der Müllerschen Buchhandlung, 1775. 208 S. 8.

Nasenstüber, Stockschläge, zerzaußte Perücken und Kopfzeuger, Fratzengesichter, Cavalcaden und Serenaden, bey welchen der Held im Kothe herumgewälzt, oder durch ein ausgegossenes Nachtgeschirr parfumirt wird, und was es sonst noch von dergleichen schönen sieben Sachen giebt, das sind die gewöhnlichen Ingredienzien der comischen Romane, und wenn ein müßiger Kopf ein Bund von solchen unschmackhaften Stroh auf seine Autorraufe steckt, so vermeint er das herrlichste Gerichte aufgetischt zu haben. Wenn doch die comischen Romanschreiber begreifen wollten, daß das Comische und Lächerliche nicht in dem Materiellen der Handlung, sondern in der Situation derselben liegt, und daß ohne Beyhülfe der obenangeführten vermeintlichen Nothdurft ein Roman höchstcomisch seyn, und ein Gegentheil der unüberlegte Mießbrauch solcher seyn sollender comischen Handlung, denselben sehr abgeschmackt machen kan. Der V. des angezeigten Romans sezt sein comisches nach dem Beispiel der mielsten seiner Collegen ebenfalls nur in die Burzelbäume seines Helden. Demungeachtet

tet wird es ihm nicht an Leuten fehlen, die seinen Einfällen lauten Beifall zulachen.

Um.

7) Weltweisheit.

Des Herrn Diderot moralische Werke, Erster Theil, oder dessen Abhandlung von der Freundschaft. Zweyter Theil, oder Abhandlung von den Leidenschaften. Frankfurt und Leipzig, 1770. Zusammen 24 Bogen in 8.

Philosophische Werke des Herrn Diderot. Erster Theil. Aus dem Französischen. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1774. 25 Bogen in 8.

Diderot eben so wie Alembert, ist ein sehr schlechter spekulativer Philosoph, und daher gehören unsers Erachtens, die Uebersetzungen seiner philosophischen Werke unter die allerunnöthigsten. Sie würden auch gewiß unübersetzt geblieben seyn, wenn nicht die Uebersetzungsfabricanten, nach einem berühmten Namen angelten, und was rechtes gefischt zu haben glaubten, wenn ein Buch das in Frankreich Beyfall hat, an ihrem Hacken hängen bleibt.

Die Abhandlungen, von der Freundschaft und von den Leidenschaften, sind allezeit sehr wortreiche und zuweilen höchsttriviale französische Tiraden und Deklamationen, die in der steifen Schreibart eines deutschen Uebersetzungstagelöhners, der kaum auf die allgemeinen Bedeutungen der Wörter Achtung geben kann, und auf die Nuancen fast gar zu achten scheint, ein sehr wetterwendisches Ansehn bekommen.

Der Versuch über Verdienste und Tugend, der den größten Theil des ersten Bandes der Leipziger Uebersetzung einnimmt, ist im französischen Originale eigentlich eine Uebersetzung à la françaife. Aus dem Sheftesbury, Diderot hat dadurch vielleicht sich dadurch im Engländischen erst üben wollen, denn er hat sicherlich an vielen Orten

ten

ten den Shaftesbury nicht verstanden, und doch hat er ihn verbessern wollen, daher hat er verändert, abgekürzt erweitert. Wozu soll nun so etwas wieder ins Deutsche übersetzt werden?

Die Abhandlung über die Chineser, die S. 343 u. f. steht, ist, wie der Herausgeber, (welcher überhaupt hin und wieder gute Anmerkungen hinzugefügt hat) in einer Note zeigt, nichts als ein Auszug aus dem Kapitel in unsers Bruckers philosophischen Historie, de Philosophia Sinensium. Der ruhmräthige Franzose hat diese seine Gesellen nicht genennet, und noch dazu nicht verstanden, wie der Herausgeber, aus unwidersprechlichen Beyspielen darthut. — Aber! wir fragen nochmals: Warum muste denn nun so etwas ins Deutsche übersetzt werden?

Uebrigens ist diese Uebersetzung sonderbar beschaffen. Zuweilen lieset man Seiten, die ganz gut sind, dann stößt man wieder auf steife, holperichte und unvernehmliche Stellen. Vielleicht ist der Herausgeber von dem Uebersetzer unterschieden, hat die Uebersetzung verbessern wollen, hat aber den Stall des Augias nicht ganz reinigen können.

Bm.

Ueber die Quellen der Moralität und Verbindlichkeit, als die ersten Gründe der Moralphilosophie und des Naturrechtes, von Johann Melchior Gottlieb Beseke, beyder Rechte und der Philosophie Doktor, der Königl. gelehrten Gesellschaft zu Frankfurt, und der lateinischen zu Jena, Mitglied. Halle, bey Johann Christian Hendel, 1774. 8. 101 Seiten.

Ein Versuch zur Verbesserung, oder wohl gar zur gänzlichen Umänderung der Sittenlehre und des Naturrechtes, das mit vielem Selbstvertrauen; aber mit desto geringerer Vorbereitung, Kenntniß der Sachen, und Bescheidenheit; und noch viel weniger mit jenem eindringenden und erschütternden Geiste ausgeführt worden, der, wenn er zum Aufbauen zu flüchtig, doch dadurch nützlich ist, daß er dem Erfinder durch Einreißung des Falschen freyen Raum schafft, und den ordnenden Geist der Mühe überhebt, die oft vortreflichen, aber schlechtgebrauchten Werk-

stücke

stücke erst auszubrechen, um aus ihnen ein besseres Ganzes zusammen zu setzen. Die Abhandlung enthält wirklich so viel Unbestimmtes, und so wenig Durchgedachtes, daß es weder möglich, noch der Mühe werth ist, sich auf alles einzulassen. Dazu sind die Gedanken so schlecht gewendet, und oft in einem so widrigen Tone, wie insonderheit S. 31. 70 u. 71 vorgetragen, daß man kaum die erste Lectüre, geschweige denn das Wiederkäuen, das eigentliche Geschäfte des Recensenten, das ihm wenigstens durch Schmackhaftigkeit vergolten werden sollte, aushalten kann.

Wir wollen daher nur den Hauptsatz zu unserer Beurtheilung herausheben, auf den Hr. B. sein neues Lehrgebäude anlegen will, der aber in der That so wenig neu ist, daß ihn bereits Burlamaqui in seinen Elementis J. N. Genf, 1754. in 8. S. 211. weit besser und deutlicher auseinandergesetzet hat. Dieser Grundsatz besteht in der Behauptung, daß eine jede vernünftige, oder wie sich Hr. B. ausdrückt, mit Vernunft gewirkte Handlung, eine verbindliche Handlung seyn soll.

Es ist zwar wahr genug, daß, wann ich mit Vernunft handle, ich nach gewissen Absichten verfahren, und keine Handlung unternehmen werde, die denselben nicht gemäß, oder kein Mittel dazu ist. Allein so lange mehrere gleichgute Mittel zu einem Zwecke möglich sind, giebt es deswegen nicht so fort eine Nothwendigkeit, diese oder jene Handlung insonderheit, in Beziehung auf derselben zu unternehmen; weil ich unter diesen Umständen immer noch die Freyheit behalte, ein anderes, eben so schickliches Mittel zu ergreifen. Folglich erfordert die Unternehmungsverbindlichkeit, worauf wir dießmal nur sehen, ein nothwendiges Verhältniß der Einstimmung der verbindlichen Handlung mit unserem Zwecke, vermöge dessen sie das einzige und beste Mittel zu demselben ist.

Allein, wenn die Zwecke zu welchen die Handlungen als Mittel ein solches Verhältniß haben sollen, nicht feststünden, sondern veränderlich wären, indem der Mensch darauf Verzicht thun könnte, wo bliebe dann die Nothwendigkeit, solche Handlungen zu wählen? Es gehöret also noch etwas mehr zur Verbindlichkeit, nämlich dieß, daß die Zwecke selbst so unbeweglich und unveränderlich sind, daß das vernünftige Wesen niemals dagegen gleichgültig werden kann. Und dieß können wohl keine andere, als die wesentlichen Zwecke des Menschen seyn, die durch seine

natür-

natürlichen Neigungen und Triebe so sehr, und so tief befestiget sind, daß sie keine endliche Macht aus ihrer Grundfeste zu reissen vermögend ist. Letztere sind daher auch die wesentlichen Schranken des Willens, die er bey aller seiner Freyheit nie mit Bewußtseyn überschreiten kann; und wenn er gegen solche, und die Zwecke, wohin sie führen, handelt; so geschieht es immer durch die Verblendung der Einbildungskraft, und eine nicht gehörig angewendete Vernunft, wofür denn auch der Mensch eigentlich nur bestraft wird. Jede verbindliche Handlung muß auf diese Zwecke eine unmittelbare, oder mittelbare Beziehung haben. Selbst die positive Verbindlichkeit entspringt durch die letztere aus denselben, oder aus der natürlichen Verbindlichkeit; und was könnte sie sonst für einen festen Grund haben?

Noch Eines, welches wir nicht ungerüget vorbey lassen können. Hr. B. behauptet S. 57. „daß bey Entstehung der positiven Verbindlichkeit Uebergewicht an physischer Kraft hinreiche, und rechtliche oder angemaßte Gewalt des andern unnöthig sey;„ und erklärt sich S. 64. dahin, „daß zur Entstehungsart einer solchen moralischen „Verbindlichkeit gar kein Recht des andern erfordert werde; „sondern Boßheit, Eigennutz, Aberglaube unterstützt durch „größere physische Kraft hinreichend sey dergleichen zu bewerkstelligen.„ Kaum können wir glauben, daß es Hr. B. mit diesen Behauptungen Ernst sey. Da es aber dennoch nach den ebenangeführten Stellen seine wahre und offene Meynung ist; warum sah er denn hier nicht die schlimmen Folgen, die er bey den Lehren anderer, wo sie wirklich nicht waren, sogleich wahrzunehmen glaubte? Wie, die positive Verbindlichkeit, der Gehorsam gegen meinen rechtmäßigen Oberherrn, soll nur auf physische Uebermacht gegründet seyn! So kann ich ja so oft dagegen handeln, als ich der Wirkung dieser Macht entgehen kann; und ihr so oft widerstehen, als ich das Uebergewicht auf meine Seite zu ziehen, oder sonst die Gewalt des Höheren zu entkräften vermag: da ich doch eben meiner Verbindlichkeit wegen keines von beyden thun darf, wenn ich es auch könnte; und ohne Rücksicht auf Zwang bloß aus den Gründen meiner Pflicht den Willen meines Obern thun muß, wenn ich meine Rechtschaffenheit behaupten will. Denn die angedrohete Strafe wirkt keine Verbindlichkeit; sondern setzt solche vielmehr voraus, und ist nur ein Zwangsmittel, das derjenige, dem

ich

ich verbunden bin, nur dann anzuwenden berechtiget ist, wann ich mich durch die Gründe meiner Pflicht, durch die Vernunft, nicht leiten lassen will. Der Ausweg, daß dieß nur von einer rechtmäßigen positiven Verbindlichkeit gelte, ist dadurch versperrt, daß eine unrechtmäßige positive Verbindlichkeit ein moralisches Unding ist.

Wenn man aber auch die Folgen einmal bey Seite setzt, die aus der Behauptung des Herrn B. fließen; so ist doch eine solche Nothwendigkeit, als worinn die positive Verbindlichkeit seiner Meynung nach bestehen soll, keine sittliche, sondern eine bloß physische Nothwendigkeit; weil sie lediglich von der Macht eines andern abhängt, der der Wille nicht ausweichen kann. Bey der sittlichen Verbindlichkeit, das ist, bey einer Nothwendigkeit, die sich für ein freyes, oder sittliches Wesen schickt, muß dasselbe seine Macht von innen und außen völlig frey behalten. Es muß weder durch eine äußere überlegene und unausweichliche Macht eingeschränkt, noch einem innern unwiderstehlichen Triebe unterworfen seyn; sondern in seiner Wahl allein durch den solchergestalt sich selbst gelassenen Verstand, und das durch denselben aus hinreichenden Gründen deutlich erkannte Verhältniß der Handlungen zu seiner Glückseligkeit und den Bedingungen derselben bestimmt werden. Die Vernunft ist das einzige Verbindungs-Mittel für freye Geschöpfe, und für Menschen, die diesen Charakter besitzen; Instinkt aber, und Zwang gehören nur für Thiere, und solche Menschen, die noch nicht in dem Besitze der Vernunft sind, sie verlohren haben, oder nicht brauchen wollen.

Endlich kann mich jemand wohl auf die Art, wie Hr. B. es meynet, in die Nothwendigkeit setzen, eine Handlung zu thun, die seinem Willen gemäß ist; allein man kann alsdann doch nicht sagen, daß ich ihm, und seinetwegen dazu verbunden sey. Diese Nothwendigkeit entspringt nicht, wie bey einer rechtmäßigen Unterwürfigkeit, aus dem Willen des andern, und daraus, daß mir die Befolgung desselben sittlich nothwendig wäre; sondern daher, daß sie ein Mittel ist, ein Uebel zu vermeiden, zu dessen Abwendung ich aus ganz anderen Gründen verbunden bin. Ein solcher Ueberwältiger thut demnach nichts weiter, als daß er mich in solche Umstände bringt, wo diese längst vor seiner Handlung vorhandene, und von seinem Willen unabhängige Gründe in Wirksamkeit treten; eine Lage, worinn mich eben so gut ein jedes anderes Ding, und so gar ein

Kloß,

Klotz, der mir im Wege liegt, wie Hr. B. S. 57. selbst anmerkt, hätte versetzen können.

So wie nun die Grundsätze des Hrn. B. beschaffen sind, sind es auch ihre Folgen. Natürliche Rechte sind daher unter andern in dem Verstande, da das Recht so viel, als Erlaubniß ist, Widersprüche; weil jede Handlung dem Menschen natürlicherweise verbindlich ist, folglich von ihm nicht willkührlich unternommen und unterlassen werden kann. Allein es giebt seiner Meynung nach S. 70. natürliche Rechte, „die in dem Vermögen bestehen, von andern gewisse Handlungen zu verlangen; weil jeder Mensch Rechte hat, von mir seine Erhaltung und Vervollkommung zu fordern,„ " welches aus dem Verhältnisse der Eltern und Kinder durch eine sonderbare Verbindung hergeleitet, oder vielmehr erzwungen wird. Hätte Hr. B. dagegen den Begriff des Rechtes genauer bestimmt, und tiefer ausgewickelt: so hätte er einsehen müssen, daß das sogenannte äußere Recht nur allein den Namen eines Rechtes verdiene; und dann würde er sowohl über die natürlichen Rechte überhaupt, als auch über den bekannten Unterschied der eigentlichen Sittenlehre und des Naturrechtes, nach welchem man die erstere auf das innere, und das letztere auf das äußere Recht einschränket, richtiger, und nicht mit so vieler unnöthigen Ereiferung geurtheilt haben.

Nz.

J. N. Reichenberger cursus biennalis Philosophiae et Matheseos universae. 1775. 8vo. Regensburg, bey Montag, 7 Bände, 56½ Bogen, 11 Kupferbl.

Das ganze Werk hat einen rothen Titel, und dann jedes Bändchen, Abschnittgen, (Tomulus) noch einen schwarzen, auf welchem aber vergeßen worden, anzuzeigen, das wie vielte Bändchen es ist, oder welchen Theil der Philosophie es enthält. Dieses machte nun einen Bericht für den Buchbinder desto nothwendiger, da jedes Bändchen mit einer neuen Seitenzahl anfängt. Der Verfaßer muß es nur währendem Abdrucke wahrgenommen haben, oder ist von seinem Buchbinder daran erinnert worden. Diesen Bericht findet man nun am Ende des 6ten Bandes. Der 7te und 8te erwartet mit nächstem die Preße. Der 9te ist abgedruckt. Und nach dem Sinn des

Ver=

Verfaßers müßen nun diese 9 Tomuli in folgender Ordnung gezählt werden: 1) Logica. 2) Metalogica oder Ontologia. 3) Psychologia. 4) Theologia. 5) Algarithmica, oder Arithmetica und Algebra. 6) Schematica oder Geometria. 7) Dynamica oder Mechanica. 8) Mathesis sublimior et sectiones canicae &c. 9) Microcosmologia oder Prolegomena Physicae et de corpore humano. Die Benennung *Metalogica* stößt uns hier das erstemal auf, und zwar ohne alles Erwarten, weil wir nicht so gleich finden können, was für ein besonderer Theil der Erkenntnis μετα τα λογικα (post vel trans Logicam) verborgen liegt. Freylich läßt man gewöhnlich die Ontologie darauf folgen, und dann auch die übrigen Theile der Weltweisheit. Bey dieser Ordnung des Vortrages sieht aber die Vernunftlehre sehr mager aus, weil man ihre Lehren sodann nur durch ganz gemeine Beyspiele erläutern kann. Indeßen ist doch ein vorläufiger Begriff von ihren Kunstwörtern und Regeln den Anfängern nützlich, weil sich die in die Philosophie eingeschlichene Irrthümer und Trugschlüße dadurch deutlich aufdecken und angeben laßen. Soll aber die Vernunftlehre recht brauchbar werden, so muß man sie, nachdem man die Weltweisheit durchgegangen, nochmals vornehmen, und sehen, wie sie anzuwenden ist, wenn Mängel, Lücken, irrige Begriffe, falsche oder auch nur zum Theil falsche Sätze, Trugschlüße, unzulängliche Auflösungen von Aufgaben und Fragen, unreife Hypothesen rc. entdeckt, und dagegen neue Wahrheiten, schicklichere Anordnung des Vortrages rc. gefunden werden können. Daß Algarithmus die vier Rechnungsarten oder Species bedeute, wurde bißher als ein nicht unübliches Wort angenommen. Hingegen finden wir hier das Wort Algarithmica zum erstenmale, und zwar so, daß es die ganze Rechenkunst mit Zahlen und mit Buchstaben bedeuten soll. Den Begriff der Geometrie hat man zwar längst weit über das gemeine Feldmeßen ausgedehnt, und in so fern könnte man eine allgemeinere Benennung aufsuchen, wenn die Sache für sich nicht bestimmt genug wäre. Das Wort *Schematica* ist für die Geometrie nicht gemacht, die außer den Figuren, auch Linien und Winkel mißt. Beßer könnte es einen Theil der Vernunftlehre andeuten, da es überhaupt die Kunst anzeigt, die Anordnung und Zusammenordnung der Gedanken vorzubilden, es mag nun durch Worte oder andere Zeichen, durch figürliche Stellung der-

selben, oder in Form von Tabellen ꝛc. geschehen. Die Worte Dynamie und Mechanie sind nach dem üblichen Sprachgebrauche ebenfalls nicht von gleichem Umfange der Bedeutung. Auch gehören die Prolegomena Physicae nicht unter die Rubrique: Microcosmologie, wenn doch nur der menschliche Leib darin betrachtet werden soll. Die Cosmologie kömmt hier nicht als ein besonderer Theil vor. Der Verfaßer sagt aber, der erste Theil derselben handle die Geister- und Seelenlehre, der andere aber die Lehre von Gott ab. Die physische Cosmologie aber nennt er Hylelogie. Die Kunstwörter der mathematischen Methode trägt er nicht in der Vernunftlehre, sondern in seiner Algarithmica vor und erinnert dabey sehr ausdrücklich, daß er im Vortrage der Mathesis universae weder der scholastischen, noch der sogenannten geometrischen Methode folgen, sondern hierin ein Eclecticus seyn wolle. Er drückt also durch Quantitas integra aus, was sonst numerus integer hieß. Propositio assumta heißt bey ihm Chursatz (welches so viel als Wählsatz sagen will) und dann folgt Hypothesis, so er Bedingsatz nennt. Durch *Observationes* (Beobachtungen) versteht er z. E. wenn man es als etwas merkwürdiges ansieht, daß man mit den 9 Ziffern nicht mehrere Zahlen andeuten kann, dafern man nicht ihre Bedeutung auf eine andere Art erhöhet, oder als erhöhet ansieht. Das ist nun aber für sich klar, und in so fern gar nicht merkwürdig. Das Merkwürdige besteht aber darinn, daß man durch eine ganz einfache und nach gleichem Gesetze fortgehende Erhöhung der Bedeutung im Stande ist, mit 9 oder vielmehr mit 10 Ziffern alle Zahlen vorzustellen, und daß dazu weiter nichts, als die bloße und dabey sehr leicht in die Augen fallende Veränderung der Stelle gebraucht wird. Dieses würde aber nach dem mathematischen Sprachgebrauche unter der Rubrique: *Scholion* vorzutragen seyn. Denn das Wort *Observatio* wird im Gegensatz des Wortes *Experimentum* gebraucht, und beyde unter der gemeinsamen Benennung *Experientia* begriffen. Auch die *Porismata* werden von dem Verfaßer mit zur mathematischen Lehrart gerechnet und durch Vorlehren übersetzt, so doch, daß es keine *Lemmata* sind. Er versteht aber durch ein *Porisma* eine allgemeine und wichtige Wahrheit, welche im voraus erwiesen wird, weil sie nachgehends von großem Gebrauche im ganzen Vortrage ist. Damit man aber auch diese Erklärung recht verstehe, so fügt er bey, daß uns in

der

der Mathematik das bloße Naturlicht, nicht aber ein *Porisma* vorleuchten solle. Also wird Porisma ein unnatürliches Licht heißen müßen. Wir dächten aber, ein ächter Eclecticus müßte sich nicht so genau binden, sondern das Naturlicht zuweilen fahren laßen, und sich nur umsehen, was ihm am besten einleuchtet, gesetzt auch, daß es ein Irrwisch wäre, welcher den Nachschnappenden in Sumpf hineinführt. Das Bändchen von der Theologie hat er mit doppelt größerer Schrift, als die übrigen, abdrucken lassen. Auf den Tittelblättern steht, daß er das Werk zu seinem eigenen und seiner Zuhörer Gebrauch geschrieben. Dabey wird es wohl sein Bewenden haben. Seine Zuhörer mögen also von ihm lernen, wie z. E. die Begriffe Amor sanctorum, peccatum originale, Entitas infusa &c. in der Psychologie vorkommen, ob es Porismata oder Lemmata sind, oder einen von dem Verfaßer noch zu erfindenden Namen haben.

Sw.

---

8) Mathematik.

Abhandlung von der Wasserschraube, von K. Scherffer, Priester. Wien, 1774. 53 Seit. 8. mit 3 Kupf.

Daß die Schwierigkeiten bey der Untersuchung dieser Maschine sehr groß sind, kann man daraus abnehmen, das Hr. Euler in seiner Abhandlung von derselben die Theorie für sehr schwer erklärt, und andere Geometern auffodert, ihre Kräfte daran zu versuchen. Gegenwärtige Schrift lässet sich auf die Subtilitäten nicht ein, sondern ist eigentlich zu einem Commentar über die von Herrn Daniel Bernoulli in seiner Hydrodynamik vorgetragene Theorie der Wasserschraube bestimmt. Inzwischen scheint doch des Verfaßers Demonstrationen die Deutlichkeit zu fehlen. Die Untersuchung, was für eine Neigung gegen den Horizont die Tangente der Schneckenlinie in jedem Puncte habe, ist sehr weitläuftig ausgefallen. Eine ganz bequeme Auflösung erhält man durch Hülfe der sphärischen Trigonometrie. Diese wird aber oft vergessen, wo sie große Dienste

thun könnte, welches eben so viel ist, als wenn man, statt die Formeln der ebenen Trigonometrie zu gebrauchen, jedesmahl die Lage der Linien von Grund aus analysiren wollte. — Uebrigens hat der Verfasser einige artige Versuche, zwar nicht mit der Schraube selbst, aber doch solche angestellet, die zur Erläuterung ihrer Theorie dienen können.

Jl.

J. Priestley Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Optic, vorzüglich in Absicht auf den physikalischen Theil dieser Wissenschaft Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet, von G. S. Klügel. Erster Theil. 1775. 4. Leipzig, bey Junius. 34 Bogen, 9 Kupferbl.

Priestley hat diese Geschichte überhaupt betrachtet, nach eben der Methode, wie seine Geschichte der Electricität abgehandelt. Sie geht nach Zeitperioden fort, und von diesen enthält der vor uns liegende erste Band folgende fünf: Die erste fängt mit den Griechen an, und reicht biß zu dem etwas unbestimmten Zeitpunct der Wiederherstellung der Wissenschaften, wofür man auf eine bestimmtere Art die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst setzen kann. Diese erste Periode handelt Hr. P. sehr kurz ab, und gibt daher Hrn. K. Anlaß zu mehrern Zusätzen, die P. selbst hätte mitnehmen sollen. Die zweyte Periode fängt mit dem Maurolycus an, und geht biß auf den Snellius und Descartes. In diese Periode fällt die Entdeckung der Fern- und Vergrößerungsgläser, eine nähere Aufklärung des Regenbogens, und die Versuche über das Gesetz der Stralenbrechung. Es macht aber Pr. aus Descartes und seinen Zeitgenossen noch eine eigene Periode, nemlich die dritte. Die vierte reicht sodann biß auf die Zeit, da Newton anfieng. Newton füllt die fünfte Periode aus. Wir sehen nicht ein, warum auf dem Titel steht, daß diese Geschichte sich vorzüglich auf den physischen Theil der Optic beziehen soll. Die Optic selbst ist immer zur Mathematic gezählt worden, und Newtons Entdeckungen, bey welchen sich Hr. P. am liebsten und am längsten aufhält, sind mehr ma-

mathematisch, als alle vorgehenden. Pr. wird also so viel sagen wollen, daß er von dem Mathematischen nur so viel mitgenommen, als sich mit Worten erzählen, und allenfalls auch durch Versuche bewährt finden läßt. Das eigentlich Mathematische ist Hrn. P. Fach nicht, und damit hat er ebenfalls Hr. K. häufigen Anlaß gegeben, sehr viel nachzuholen. Wir finden ferner, daß Hr. P., so viel er sich deßhalben Mühe gegeben, die Schriftsteller dennoch zuweilen nur nach dem angeführt, was andere von denselben gesagt haben, und eben dieses gibt auch Hrn. K. Anlaß mehrere Verbesserungen beyzufügen. In einigen Stücken bleibt Pr. sehr weit zurücke. Die Geschichte der Perspection berührte er mit sehr wenigem, und auch daher nahm Hr. K. Anlaß, aus der Geschichte dieser Wißenschaft, so Hr. Lambert im zweyten Bande seiner freyen Perspection ganz neuerlich geliefert und aus seiner eigenen Bücherkenntnis eine ungleich vollständigere Anzeige zu geben. Die deutsche Uebersetzung erhält durch alle diese Verbesserungen und Zusätze einen sehr großen Vorzug vor der englischen Urschrift, und zeigt, was eine Uebersetzung werden kann, wenn der Uebersetzer nicht bloß Sprachlehren und Wörterbücher sondern die Sache selbst gelernt und in seiner Gewalt hat. Hr. K. liefert übrigens gröstentheils eigentlich Zusätze, und ist daher nur in einigen Stellen von der Urschrift abgegangen, wo Priestley entweder gar zu wenig sagte, oder in der That unrichtige Begriffe veranlaßte. Hr. P. nennt sein Werk ein nach chronologischer Ordnung vorgetragenes System der Optic. Es muß aber dennoch eine vorläufige Kenntniß dieser Wissenschaft vorausgesetzt werden, und diese Bedingung hat Hr. K. auch ausdrücklich beygefügt. Denn zu mehrern Kenntnissen, die man in frühern Zeiten aus Erfahrungen hatte, wurden die ächten Beweise erst lange nachher gefunden. Will man demnach der chronologischen Ordnung strenge folgen, so kommen die Sätze und die Beweise nicht unmittelbar neben einander zu stehen, und der Geschichtschreiber muß so zu sagen in jeder Periode so denken unt erzählen, wie man in dem damaligen Zeitalter dachte und erzählte, damit er nicht den Verfasser älterer Schriften Gedanken leihe, die sie zu ihrer Zeit weder hatten noch haben konnten, oder wenigstens, wenn sie solche hätten haben können, dennoch nicht darauf verfielen, oder die sie unter einem Schwarm von irrigen und gewagten Vorstellungen nicht herauszuziehen wußten. Alles dieses

sticht viel besser ab, wenn der Leser die Optic, so wie sie dermalen ist, schon gelernt hat. Die Priestleysche Geschichte der Optic, so wie auch Hrn. K. Zusätze, geben Anlaß hierüber sehr viele und wichtige Betrachtungen anzustellen, zumal wenn man das, was die Alten nicht wußten, mit dem vergleicht, wo wir noch dermalen im finstern tappen. Der eigentlich physische Theil der Optic bleibt noch dermalen weit genug zurücke, und in dem mathematischen Theile wißen wir in mehrern Stücken doch nur das mehr und das weniger, ohne angeben zu können, wie viel jedes austrägt.

De la Lande Astronomisches Handbuch, oder die Sternkunst in einen kurzen Lehrbegriff verfasset. Aus der zwoten französischen Ausgabe übersetzt, 1775. 8. Leipzig, bey Flittner und Müller. 2 Alph. 4 Bogen, 16 Kupferbl.

Diese Uebersetzung ist so sehr eine Uebersetzung, daß denselben weder eine Vorrede noch in dem Texte einige Anmerkungen beygefügt worden. Vermuthlich war der Text selbst für die Verleger schon weitläuftig genug, und dann fält auch das, was De la Lande übersehen hatte, nicht so gleich jedem Uebersetzer bey, wenn er es auch zunächst in Deutschland selbst finden könnte. Hr. De la Lande liefert nun hier einen Auszug aus seinem größern Werke und folgt darin eben der Ordnung. Daß Wolf und seine Nachfolger, so wie auch Kästner und Röhl eine ungleich bessere gebraucht haben, ist unnöthig zu errinnern. Alle setzen eine Kenntnis der Geometrie voraus. Hr. L. sagt aber in einer Anmerkung, seine Leser werden wohl ohne Errinnern wißen, daß ein Circul in 360 Grade getheilt wird, und ein Quadrant 90 Gr. enthalte; und eben diesen Lesern legt er algebraische Formeln vor. Die weitläuftigern Formeln aber sind hier weggeblieben. Im letzten §. sagt er, daß noch eine Abhandlung von astronomischen Rechnungen beygefügt seyn sollte; wer aber so weit gehen wolte, werde sich nicht entbrechen können, das größere 1771 in 3 Quartbänden erschienene Werk zu Rath zu ziehen. Damit kann also das kleinere wegbleiben. Denn Liebhaber, die sich nicht in die Rechnungen einlassen wollen, können sich mit viel wenigerem genügen lassen. Diese wollen nur überhaupt einen Begriff von der Einrichtung des Weltbaues und

und den Bewegungen der himmlischen Körper haben. Das finden sie in den Anleitungen zur Astrognosie, in Fontenellens Mehrheit der Welten, in Derhams Astrotheologie, in des Plüche Schauplatz der Natur, in den meisten Naturlehren ꝛc. hinreichend genug.

J. Spengler, Optic, Catoptric und Dioptric, in zween Theilen. Der erste enthält die allgemeinen Grundsätze dieser Wissenschaften; der andere giebt hinreichenden Unterricht von der Verfertigung, dem Gebrauche und den Vortheilen fast aller optischen Instrumente; als der einfachen und zusammengesetzten Microscope, des Sonnenmicroscops, der holländischen astronomischen und gemeinen Fernröhren, der Dollondschen Fernröhren, der Gregorianischen und Newtonianischen Telescope und einer neuen optischen Universalmaschine. 1775. 8vo. Augsburg, bey Rieger und Söhnen. 1 Alphabet, 14 Kupferbl.

Der Titel zeigt an sich schon den Inhalt an, wenn wir noch mitnehmen, daß auch die Zauberlaterne und die Camera obscura mit vorkömmt, hingegen die Lehre vom Prisma und Farben, wie auch die Belustigungen mit anamorphotischen Bildern, Planspiegeln und andern Spiegeln weggeblieben sind. Auch ist alles weggeblieben, was von der Bestimmung der Grade des Lichtes abhängt. Der Verfasser sagt in der Vorrede, daß er das Werkchen nur geschrieben, weil seine Zuhörer, denen er zu Dillingen die Algeber vorlieset, sich immer damit aufhalten, daß sie deren Nutzen nicht sogleich einsehen. Er habe also dienlich erachtet, ihnen diesen Nutzen dadurch begreiflich zu machen, daß er ihnen zeigte, wie die ganze Catoptric und Dioptric in zwo ganz einfachen Gleichungen enthalten sind. Das hat nun Wolf zu Ende seiner deutschen Anfangsgründe der Algebra längst schon auch gethan, und überdieß noch ein Beyspiel aus der Mechanic beygefügt. Es läßt sich auch in der That die Algeber großentheils ganz gut in Beyspielen vortragen, nur müssen diese gut gewählt, und der syn=

synthetische Vortrag der mathematischen Wissenschaften als bekannt, vorausgesetzt werden. Selbst die practische Geometrie hat eine Menge von Aufgaben, die algebraisch aufgelöset werden müssen, ehe sie gebraucht werden können, und dann kürzen sie die Arbeit bey wirklichen Vermessungen sehr ab, oder machen Vermessungen möglich, an die es sich sonst gar nicht würde gedenken lassen. Die neue optische Universalmaschine ist diejenige, welche Hr. Brander, Mechanicus in Augsburg ganz neulich unter dem Titel: Kurze Beschreibung der neu abgeänderten und mit mehrern Zusätzen versehenen *Camera obscura*. 1775. bekannt gemacht hat, und die mit behöriger Abänderung statt der meisten catoptrischen und Dioptrischen Instrumente dienen kann.

J. E. B. Wiedeburg, Beschreibung eines verbesserten Sonnenmicroscops. Neue Auflage, 1775. 8vo. Nürnberg, bey Zeh. 6½ Bogen, 2 Kupferbl.

Der Titelbogen ist neu gedruckt, und die Zuschrift, so die Helfte des Bogens ausfüllte, weggelassen. Auf diesen leer gebliebenen halben Bogen hätte nun der letzte halbe Bogen des Textes abgedruckt werden können. Es ist aber, so viel wir aus der Vergleichung urtheilen können, vom Texte gar nichts neu abgedruckt worden. Die Vorrede ist von Wort zu Wort abgedruckt, so daß also noch dermalen ein lateinisches Manuscript auf den Verleger wartet, wie 1758. wenn auch gleich der damalige Verleger Bauer der damalige Zeh heißt, und auch in Ansehung des Verfassers Aenderungen vorgefallen sind.

Wolfens Anfangsgründe sowohl der gemeinen Algebra, als der Differential- und Integralrechnung. 1775. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 8vo. 11 Kupferbl.

Diese Auflage fängt mit S. 1537. an, und endigt mit S. 1934. damit solle sie den 4ten Band der Wolfischen Anfangsgründe ausmachen. Es bleibt also noch das Register zu den sämtlichen 4 Bänden nebst dem Unterrichte

von

von den vornehmsten mathematischen Schriften zurücke. Wenigstens haben wir in den beyden vor uns liegenden Exemplarien davon nichts gefunden. So gut übrigens diese Anfangsgründe der Algebra für Anfänger noch immer seyn mögen, so wäre doch zu wünschen, daß die Anleitung zur trigonometrischen Buchstabenrechnung nach der nun durchaus üblichen und ungemein vortheilhaften Bezeichnungsart, nebst den dazu gehörigen trigonometrischen Formeln als eine sehr nützlicher und brauchbarer Anhang wäre beygefügt worden, weil dieses bey den Vorlesungen immer Dictata braucht, oder aus andern Schriften, z. E. Klügels analytischer Trigonometrie, nachgeholt werden muß.

Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß. 6tes Stück. 1775. 8. Breslau, bey Meyer. 10½ Bogen.

Mit diesem 6ten Stücke ist der erste Band beschlossen, und, nebst dem Titelblatt für den ganzen Band, auch mit zwey Registern versehen worden, wovon das Zweyte den aus dem Montucla gelieferten Auszug allein betrifft. In dem 6ten Stücke befinden sich Verbesserungen und Zusätze zu der im 2ten Stücke vorkommenden Fortificationsbibliothek; sodann Anzeigen von des *Baldi* Cronica dé mathematici, von Bucks preußischen Mathematikern, und endlich von Bernards Synopsi ueterum mathematicorum. Den Beschluß macht eine umständlichere Beurtheilung von Funkens und Eberts mathematischen und philosophischen Lehrbüchern, so fern sie als Schulbücher ihrem Zwecke gemäß sind.

Kurzer Unterricht in der Rechenkunst und Meßkunst, zum Gebrauche der Jugend. 1775. 8vo. Breslau, bey Korn dem ältern. 20½ Bogen, 2 Kupferbl.

Der Verfasser hat sich Mühe gegeben, seinen Vortrag sehr leicht zu machen, und dieses geht so weit, daß in der Rechenkunst die Ausziehung der Wurzeln, in der Meßkunst der Pythagorische Satz weggeblieben ist, und bey dem Satze von der Summe der Winkel eines Triangels

nur gesagt wird, daß, wenn man mit dem Transporteur nachmisset, die Summ 180 gr. betragen werde. Es ist uns zwar nicht unbekannt, daß die Geometrischen Aufgaben der Jugend angenehmer und reizender vorkommen, als die Lehrsätze und ihre Beweise. Daraus folgt aber höchstens nur, daß man die Benennungen und Aufgaben vorausschicken könne, die Theorie aber nachgehends mit desto mehrerer Schärfe nachholen müsse. Z. E. der Satz, daß in jedem Triangel zwo Seiten zusammen genommen größer als die Dritte sind, läßt sich aus dem bloßen Begriffe eines Umweges faßlich machen. Man lese aber Euclid I. 20. so wird es in die Augen fallen, was zwischen einer confusen Vorstellung und einem geometrischen Beweise für ein Unterschied ist, und daß man die Theorie mitnehmen müsse, wäre es auch nur, um sich von der absoluten geometrischen Schärfe einen Begriff zu machen.

G. Fr. Branders kurze Beschreibung der neu abgeänderten und mit mehrern Zusätzen versehenen Camera obscura, nebst einem Unterrichte, wie man sich derselben bedienen soll. Als eine Zugabe zu der 1769 herausgegebenen Beschreibung einer Camera obscura. 1775. Augsburg, bey Kletts Wittwe. 8. 2½ Bogen. 2 Kupferblatten.

Der 2te §. lautet folgendermaaßen: „Dieses Instrument ist als eine Vereinigung verschiedener optischer „Werkzeuge anzusehen.

„1) Als eine Camera obscura an und vor sich selbsten, „sowohl nahe als entfernte Gegenstände darinn abzubilden, oder, so man will, selbige damit abzuzeichnen.

„2) Als ein catadioptrisches Fernrohr.

„3) Als ein astronomisches Seherohr.

„4) Als ein Höhenmeßer.

„5) Als ein Helioscop.

„6) Als geometrischer Distanzen-Meßer.

„7) Als ein zusammengesetztes Microscop.

„8) Als ein Sonnen-Microscop.

„9) Als ein einfaches Microscop zu durchsichtigen und „undurchsichtigen Gegenständen.

Alles

Alles dieses geschicht, indem man die Stücke anders und anders zusammensetzt, und jedesmal die gebraucht, die zu der vorgenommenen Absicht dienen. Die Art dabey zu verfahren wird hier kurz angezeigt, und durch Berührung der Beweise begreiflich gemacht. Es fehlt nur noch, daß man das Instrument nicht bey sich in der Tasche tragen kann. Die Ursache dieses Mangels fällt grösstentheils auf die Camera obscura.

A. Barthii Geographiae mathematicae elementorum libri duo, usui tironum. Augsburg, bey Kletts Wittwe. 1774. 8vo. 8 Bogen, 2 Kupferbl.

Der Verfaßer lehrt die Mathematik in Bayern. Er fordert von seinen Schülern, daß sie gut rechnen können. Daß sie aber auch in der Geometrie und Trigonometrie wohl bewandert seyn sollen, fordert er nicht.

Statt deßen giebt er hier auf 4 Seiten vorläufige Begriffe von Linien, Winkeln und Figuren, und läßt es damit genung seyn. Deßen unerachtet will er seinen Schülern des Mercator Entwerfungsart der Seecharten begreiflich machen, zeigt aber sehr deutlich, daß er selbst nicht wiße, worauf es dabey ankömmt, weil er dabey zu tadeln findet, daß die Linea rhomborum alle meridiane unter einerley Winkel schneidet, weil diese unter sich parallel sind. Es sey ihm zwar nicht unbekannt, daß mehrere Hydrographen diesen Begriff der Linea rhomborum annehmen, es sey aber eine solche Linie in mehrern Fällen entweder unmöglich oder nur durch die allerhöchste Geometrie zu bestimmen, und könne er sich nicht genug verwundern, daß ein so scharfsinniger Mann, wie Wolf, hierin hallucinirt habe. Nach seiner Meynung ist die beste Art, Seecharten zu entwerfen, die, wo das Auge unendlich über dem Meere, welches man in einer Charte zeichnen will, erhoben ist. Diese Entwerfungsart müße aber aus sehr tiefsinnigen Gründen hergeleitet werden, und würde für einen Schiffer, so wie für einen Schüler, zu unbegreiflich seyn. Das will nun sagen, der Verfaßer weiß weder was die Schiffahrt, noch was in der Mathematik hoch oder tiefsinnig ist.

D.

9) Na=

9) Naturlehre, Naturgeschichte und Chymie.

Anfangsgründe der Chemie, von Joh. Christ. Polyk. Erxleben, der Weltweisheit Doctor und Prof. auf der Georgaugustuniversität Göttingen ꝛc. Göttingen, bey Joh. Christ. Dietrich. 1775. 472. S. in 8.

Der Verf. dieses Buchs, welcher schon seit 8. Jahren mit vielem Beyfall chemische Vorlesungen gehalten hat, führt mit allem Grunde an, daß ein großer Theil unserer chemischen Lehrbücher sich fast mit nichts als mit der pharmacevtischen Chemie beschäftigte. Es ist auch leider allzuwahr, daß das Studium der Chemie immer nach seinem allgemeinen ausgebreiteten Nutzen beschrieben wird, und daß man doch in den mehresten Lehrbüchern hierzu keine Anleitung findet, daß auch auf den hohen Schulen fast niemahls die Chemie mit einer allgemeinen Anwendung vorgetragen wird; wodurch freylich mancher, der kein Arzt ist oder werden will, und Chemie zu andern Absichten studiert, ums Geld und die Zeit gebracht wird, da man ihm nichts als pharmacevtische Chemie zu lernen giebt. Zu dessern Behuf hat also Hr. E. seit dieser Zeit immerfort an diesem zweckmäßigern Lehrbuch zu seinen Vorlesungen gearbeitet.

Wir finden dieses Buch sehr reichhaltig an Materie, und voll von den wichtigsten chemischen Beobachtungen, die in alle Arten von Wißenschaften einschlagen, bisher aber nur in einzelnen Schriften zerstreuet und noch nicht in die Lehrbücher aufgenommen und benutzt worden waren. Und, was noch mehr ist, so bemerken wir sehr deutlich, daß der Verf. die gewöhnlichen, ungewißen und falschen Grundsätze sehr sorgfältig vermieden und die sichersten bestätigten Warheiten genutzt hat, welches seinem Buche zu einem besondern Vorzug gereicht. Es sind uns nur wenige anstößige Sätze vorgekommen, die wir nicht einmahl erwähnen wollen, da man gewiß hoffen darf, daß sie der Verf. bey einer künftigen neuen Auflage selbst finden und abändern wird.

Was

Was die eigentliche Einrichtung des Buchs betrift, so geben wir der gewählten Methode unsern ganzen Beyfall. Einige vorläuffige erläuterte Begriffe von den chemischen Operationen überhaupt, dann eine starke Reihe von chemischen Versuchen mit den Körpern der drey Naturreiche, um erstlich die Bestandtheile eines jeden vor sich richtig zu bestimmen, und sodann wieder eine ansehnliche Reihe von Verbindungen der Körper und verschiedner von ihren ausgeschiednen Theilen, um solche nach ihren Wirkungen auf andre Körper kennen zu lernen, wobey es die beste Gelegenheit giebt, von derselben Anwendung auf alle andre Künste zu handeln, machen nach unsrer Einsicht den besten, den natürlichsten Entwurf eines gemeinnützigen chemischen Lehrvortrags aus. Und diesen Endzweck hat unser Verf. ziemlich erreicht.

Zuerst wird hier in der Einleitung von der Chemie überhaupt, ihrer Geschichte, Bücherkenntniß und chemischen Zeichen gehandelt. Die erste Abtheilung der Schrift enthält die Beschreibung der Mittel zur chemischen Untersuchung der Körper; dies betrift die mechanischen Mittel, das Feuer und die Oefen: chemische Mittel, wozu die Operationen, Gefäße, Kütte und alles Geräthe einer chemischen Werkstatt beschrieben wird. In der zweyten Abtheilung wird von der chemischen Untersuchung der Körper aus den drey Naturreichen, und zwar 1) von den leichten Untersuchungen der Körper, besonders thierischer und pflanzenartiger, durch Auflösungsmittel und mäßige Wärme; 2) von der gewaltsamern Zerlegung der Körper durch mehrere Hitze, und 3) von denen von selbst erfolgenden Zerstörungen der Körper aus dem Thier- und Pflanzenreiche; 4) von mineralischen Säuren und Salzen überhaupt; 5) von den Metallen einzeln genommen und ihren Verbindungen mit den bisher vorgekommenen Körpern; 6) von den Metallen überhaupt, ihren Auflösungen, Kalchen, Niederschlagungen und Wiederherstellungen gehandelt, und endlich mit den Stuffenleitern, so die chemische Verwandschaft der Körper gegen einander insbesondere anzeigen, der Beschluß gemacht.

Die Lehre von der chemischen Verwandschaft der Körper dünkt uns immer die reiche Erfindungsquelle in der allgemein angewandten Chemie zu seyn. Denn jede Auflösung, Niederschlagung, Scheidung oder sonstige Verbindung eines zum Beyspiel gewählten Körpers beruht

doch

doch allezeit auf den vorausgegangenen Erkentnissen der Verwandschaft der Körper. Es muß dem Lernenden bey jeden vorkommenden Fällen derselben Art doch allemal erläutert werden, warum dieses und jenes Hülfsmittel vor andern darzu angewendet wird; und dann wird eine Beziehung auf jene Kentniß unvermeidlich seyn. Folglich dünkte es uns, daß das Kapitel von der chemischen Verwandschaft der Körper mit den Stuffenleitern, so weit sie dermalen durch sichere Erfahrungen berichtiget sind, wohl mit in der ersten Abtheilung stehen sollte.

Sage chemische Untersuchung verschiedner Mineralien. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einigen Anmerkungen vermehrt von Joh. Beckmann, ord. Prof. der Oekonomie zu Göttingen. Göttingen, bey der Wittwe Vandenhoek. 1775. 208 Seiten in 8.

Es bestehet diese Schrift aus folgenden Abhandlungen: 1) Bemerkungen über verschiedne Arten der Kupfererze. Aus der Erfahrung, daß man aus Kupfer und flüchtigem Alkali ein kristallisirtes blau gefärbtes Salz erhalten könne, nimt S. Gelegenheit über die Entstehung der Kupferkristalle im Bulacher Kupferbergwerke, der Türkiße, der Kupferlasur Erze, des Berggrüns und Malachits zu urtheilen. Beym Türkißen wird Hills Meinung widersprochen, welcher behauptet, daß selbige aus einer knochenartigen, mit einer, durch flüchtiges Alkali gemachten Kupferauflösung, durchdrungenen Substanz entstanden wären, und dagegen behauptet, daß ihre knochenartige Substanz mit einem in Sauren aufgelößten Kupfer durchdrungen sey. Was aber bey dieser Gelegenheit von der Entstehung des Kochsalzes durch die Veränderung des Vitriolsauren, und der Versetzung des flüchtigen Laugensalzes in feuerbeständiges vorgebracht wird, scheint keinen Grund zu haben. 2) Beobachtungen über den Lasur und dessen Zubereitung zur Mahlerey. Wider Marggrafs Beobachtung hat auch hier der rohe Lasurstein gallertartige Auflösungen mit den Mineralsauren wie der kalcinirte gegeben. Und weil die übrigen Erscheinungen mit Swabs Versuchen übereinstimmten, so rechnet er ihn auch unter die Zeolithen.

Der

Der Lasur scheint ihm also ein aus einer Kalch- und glasartigen Erde zusammengesetzter Stein zu seyn, dem noch ein kleiner Theil Eisen, so dessen Farbe ausmacht, untergemischt ist. Das Ultramarin daraus zu bereiten, siehet der V. für eine unnütze und ermüdende Arbeit an, da man diese Farbe in dem Berlinerblau leichter erhalten könne. 3) Untersuchung einer bey Solfatara gefundenen salzartigen Substanz. Sie war grau an Farbe, enthielt Eisenvitriol, Glauberischen Salmiak, und Schwefelsalmiak. S. 30 u. 31 sind hier die Noten überflüßig; denn es erhellet aus Z. 7. daß das Ueberbleibsel 1 Drachma 44 Gran gewogen habe. 4) Untersuchung des Hombergischen Pyrophors. Die Absicht war hierbey eigentlich, dessen Entzündung an der Luft zu erklären. Drey Theile Alaun und zwey Theile Honig scheint die beste Mischung zu seyn. Der Pyrophor soll aus Schwefelleber, sehr koncentrirten Vitriolsauren, kalcinirter Kalcherde und fein vertheilten Kohlen bestehen; von dessen Entzündung S. sich folgenden Begrif macht: „Anfangs vereinigt sich ein Theil des Vitriolsauren aus dem Alaun, so sich von seiner Erde geschieden hat, und äuserst in die Enge gebracht ist, mit Heftigkeit, mit dem in der Luft befindlichen Wasser. Hierauf wendet eben diese Säure ihre Gewalt wider die Schwefelleber, und zerstöret diese; endlich vereiniget sich die kalcinirte Kalcherde ebenfalls gewaltsam mit der Feuchtigkeit der Luft. Von diesen dreyen verbundenen und gleichzeitigen Bewegungen kan ein Grad der Hitze entstehen, welcher stark genug ist, die sehr zertheilten Kohlen des Honigs zu entzünden. Alsdann geräth der Schwefel hierdurch in Feuer„—. Hier ist sehr viel willkührliches. Wo komt die Kalcherde her? — Aus dem Honig. Wie wenig hält aber davon der Honig. Und wo käme in diesem Fall der kohlige Theil her? Der freyen koncentrirten Vitriolsäure nicht zu gedenken. 5) Von der Gewinnung des Thons in der Gegend von Gentilly. Ist bloß mineralogisch. 6) Chemische Untersuchung der Steine bey Menschen und der Bezoar der Thiere. Hier wird mit allem Rechte dem theuren Bezoar der Abschied ertheilet, und aus den angestellten Versuchen dargethan, daß die Blasensteine untereinander nur durch die Bildung verschieden sind, und aus Wasser, Salmiak vom phosphorischen Sauer und flüchtigem Alkali, aus einer geringen Menge Oel mit einer glasartigen Erde verbunden, bestehen. 7) Ueber die Eigen-

schaf-

schaften des flüchtigen Alkali. Enthält nichts sonderbares über schon bekannte Sachen. 8) Neue Versuche über das Waßer. Woraus man nichts mehr lernet, als was allgemein bekannt ist. 9) Ueber die Methoden, den Wein zu untersuchen, und die Mittel den verfälschten zu erkennen. Beziehet sich auf die grobe Mishandlung der sauren Weine durch Silberglätte und Weinsteinsalz. Die Mittel zur Entdeckung sind auch schon bekannt genug. Aber damit wäre noch ein Preiß zu erwerben, wenn man den Weinhändlern die Verfälschung des Rheinweins mit dem weit wohlfeilern Frankenwein aufdecken könnte. 10) Schreiben an den Herrn von Büffon, über den weißen kristallisirten Bleyspat. Ist wieder mit vielen willkührlichen Sätzen und Urtheilen angefüllt. Der gedachte Bleyspat soll ein kristallisirtes Hornbley seyn. 11) Zerlegung eines schwarzen kristallisirten Bleyerzes aus Poullaön in Niederbretagne. 12) Auszug aus der Untersuchung der grünen Bleyerzes. Beyderley Erze brechen in der Nachbarschaft des vorerwehnten weissen Bleyspates, und sollen ebenfalls durch die Salzsäure mineralisiret seyn. Das weisse Bleyerz soll 84 Pfund, das schwarze und grüne aber nur 76 Pfund vom Centner abgeben. 13) Untersuchung des würflichen Eisenerzes aus Sibirien. Es soll ebenfalls im Centner 70 Pf. Eisen halten, durch Salzsäure mineralisirt seyn, und sich durch die koncentrirte kochende Vitriolsäure auflösen und zerlegen lassen. 14) Zerlegung des Gallmey aus den Grafschaften Sommerset und Notthinghum. Beyde angeführte Sorten glaubt der Verfasser ebenfalls mit der Meersalzsäure mineralisirt zu seyn, und berechnet 34 Pf. Zink im Centner. Bey dieser Gelegenheit verwundert sich S. daß Marggraf einen Gallmey aus der Sommersettischen Grafschaft zerlegt, und nicht angegeben habe, daß er mit der Salzsäure mineralisirt sey —. Wie konnte aber Marggraf dies thun, wenn er ohnfehlbar die Salzsäure nicht fand, und nicht so leichtsinnig, wie S. urtheilte? Diesen Abhandlungen des Verfassers hat Hr. Pr. Beckmann die folgende von der Pariser Akademie veranstaltete Untersuchung über S. Meinung von der Mineralisation durch die Salzsäure beygefüget, wofür wir ihm verbindlich danken. 15) Bericht an die königl. Akademie der Wissensch. oder Unters. d. weißen Bleyerzes von Pulaön in Niederbretagne, durch die Herren Bourdelin, Malovin, Macquer, Cadet, Lavoisier und Baume.

Es hatte Laborie, in Paris des S. Meynung von Mineralisation des weißen Bleyerzes durch die Salzsäure, und daß in jedem Centner dieses Erzes 20. Pf. von derselben Säure enthalten sey, widersprochen. Die Akademie ertheilte hierauf an die gedachte Mitglieder den Auftrag, die Versuche des Sage und Laborie zu berichtigen, um darüber urtheilen zu können. Die erwählten Herren versammleten sich also in Baums Laboratorium, und ersuchten Hr. Sage und Laborie bey ihren Untersuchungen gegenwärtig zu seyn. Letzterer erschien; der Erstere aber hielt es für gut zu Hause zu bleiben. Hierbey lief der Schluß der unternommenen 16 meisterlichen Versuche dahin aus: daß Laborie richtig gearbeitet und geurtheilet habe, und daß sich im gedachten weißen Bleyerze nichts vom Salzsauern entdecken lassen, also nichts weniger als ein Hornbley sey. Dieser Ausgang giebt für des S. Genauigkeit bey den Arbeiten eben keinen gar zu vortheilhaften Begrif.

Handbuch der Scheidekunst. Oder Beschreibung der chemischen Behandlungen und ihrer Erzeugnisse. Aus dem Französischen des Herrn Baumé übersetzt, und mit Anmerkungen vermehrt von F. X. von Waßerberg. Wien, bey Kurzböck, 1774. 436. S. in 8.

Es hätte zwar dieses vortrefliche Handbuch des erfahrnen Baumé schon längst verdient, unsern Landsleuten bekannt gemacht zu werden. In dieser Uebersetzung aber ist es gar sehr verunstaltet; schlechtes Pappier, schlechter Druck und unrein Deutsch müssen dem Leser Eckel erwecken. Ueberhaupt aber können wir nunmehro die Uebersetzung dieses Handbuchs ganz entbehren, da Baumé alle kurze Sätze desselben, die seinen Innhalt ausmachen, in einer nach der Zeit herausgegebenen Schrift weitläuftig erläutert hat: deshalben wir uns auch bey dem Innhalte nicht aufhalten, sondern sogleich von dem folgenden eine ausführlichere Anzeige thun wollen.

Anton Baumé, Apotheckers und öffentlichen Lehrers der Chymie in Paris, Mitglieds der Königl. Akad.

Akad. d. Wissensch. Erläuterte Experimental-Chymie; aus dem Französischen übersetzt, von D. Joh. Carl Gehlern. Erster Theil. Leipzig, bey Caspar Fritsch, 1775. gr. 8. 628. Seiten.

Für ächte naturforschende Chymisten, die aus Wahrheitsliebe eine genauere Erkenntniß der natürlichen Körper zu besitzen, und die Scheidekunst in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen wünschen, ist lange kein so wichtiges Buch, als das gegenwärtige, zum Vorschein gekommen. Bücher von dieser Art gehören allemahl unter die seltenen, und scheinen um so mehr vor tausend andern vor. Es enthält einen sehr großen Reichthum chymischer Erkenntniß und recht viel starke männliche Speise. Man findet darinn den ganzen Innhalt des so eben angeführten Handbuchs, aber noch weit mehr und mit sehr vieler Gründlichkeit, Scharfsinn und Erfahrung unterstützt und erläutert.

Wer den fleißigen und gelehrten Verf. noch nicht genugsam nach seinen bereits erworbenen Verdiensten kennen sollte, der lerne ihn dadurch kennen, was wir eben anführen wollen, und urtheile, was er sich von diesem Buch zu versprechen habe. Er sagt in der Vorrede: „Gegenwärtiges Werk soll eine Sammlung der in der Chymie nöthigen und brauchbaren Grundarbeiten abgeben. Es ist die „Frucht einer länger als 25. Jahr fortgesetzten Arbeit. In „dieser Zeit habe ich mit dem Hr. Macquer die Chymie „öffentlich vorgetragen, und wir haben 16 mahl diese Wissenschaft ganz durchgelehret, und jedesmahl dabey mehr „als zwey tausend Versuche gemacht. Ueberdies habe ich „noch selbst mehr als Zehntausend Versuche, die nicht zu „diesen Vorlesungen gehörten, angestellt, die den Stoff zu „verschiednen andern Abhandlungen gegeben haben. — „Alle diese Abhandlungen haben mir zu diesem Werke den „Stoff gegeben, und sind der Grund von den Vorstellungen und Meynungen, die ich mir von den großen und wichtigen Wirkungen der Natur, und von den Arbeiten in der „Chymie ausgedacht habe.

Herr B. hat in dieser vortrefflichen Schrift die Grundsätze der Chymie auf eine solche Art vorgetragen, als es zur Zeit noch von niemanden geschehen ist, und diese Einrichtung dünkt uns die nützlichste vor allen andern zu seyn. Die Scheidekunst ist hier nach ihrer allgemeinen Anwendung

beschrie-

beschrieben, und nach ihrem ganzen Umfange als die Wissenschaft von der Zerlegung und Verbindung aller in der Natur vorkommenden Körper, betrachtet worden. Folglich werden keine andre Gränzen für sie erkannt, als die der Natur bestimmt sind, also ganz und gar keine. Und daß dies ausgemachte Wahrheit ist, kan ein jeder Chymist zu seiner Demüthigung erkennen, der nur um sich herum schaut, und alle gering scheinende und kleinste Maßen, so ihm die Natur darbiethet, und die nöthige Menge von Versuchen und darüber anzustellenden Arbeiten in Erwägung ziehet.

Nach einem solchen weitläuftigen Plane werden erst die natürlichen Körper einzeln, doch aber nach einer bestimmten und festgesetzten Ordnung untersucht, um ihre Eigenschaften genau und richtig zu erkennen, und den Unterschied zweyer Körper einerley Art von einander zu wissen. Dann werden diese von einander verschiedne Körper, in verschiednem Verhältniß, mit einander verbunden, und hernach die aus dieser Verbindung erwachsende Eigenschaften ebenfalls genau bemerkt; auch was aus diesen Mischungen, wenn man das Verhältniß der Materien ändert, werden könnte.

In gegenwärtigem ersten Bande wird zuerst von den chymischen Oefen, Gefäßen, Kitten und einer wohl eingerichteten Werkstatt gehandelt; dann folgt die Einleitung in die Chymie, allwo gezeigt wird, worinn diese Wissenschaft eigentlich bestehe, und wie viel sie zur Erklärung und Verbesserung der Experimental-Physik, Naturgeschichte und aller Künste beytrage. Auch wird darinn von der chymischen Zerlegung geredet und angegeben, was man darunter verstehen müsse, dabey auch der Unterschied zwischen den nächsten und uranfänglichen Bestandtheilen angezeigt: alsdann wird die Zusammensetzung der Körper und ihrer Theile, die man bey der Zerlegung der Körper erhalten hat, beschrieben. Hierauf folgt eine Abhandlung von den chymischen Verwandschaften der Körper, wodurch alle Zerlegungen und Zusammensetzungen erfolgen müssen. Der folgende Abschnitt enthält die Lehre von den Elementen, wovon wir noch nirgends so viel einleuchtendes gefunden haben, und wodurch der Verf. eine tiefe Naturkenntniß verräth. Dann wird insbesondere vom reinen Feuer, von der Luft, vom Wasser, von der Erde, und von der verschiednen Verbindung der vier Elemente unter einander gehandelt. Diesen folgen Beobachtungen von der Kalcherde; und weil dieselbe mit

dem brennbaren Wesen verbunden, die erste salzartige Substanz erzeugt, so wird diese salzigte Materie untersucht und gezeigt, daß alle ihre salzigte Eigenschaften, z. B. Geschmack und Auflösbarkeit einzig und allein von dem in ihr hängenden Feuer herrühren. Daraus wird die Folgerung gezogen, daß das Feuer die einzige Substanz sey, welche schmackhaft, und allen natürlichen Körpern, so hierzu fähig sind, einen Geschmack mittheile, und nach dieser Veranlassung von den salzigten Substanzen überhaupt geredet. Worauf von der Vitriolsäure, vom Schwefel, von Gipserden und Steinen, vom Salpetersauren, von der Meersalzsäure, von der Pflanzensäure, vom fixen vegetabilischen Alkali, vom Alaun, vom Thon und endlich von vielen Zusammensetzungen dieser Substanzen sehr ausführlich und gründlich gehandelt wird.

Ob uns nun zwar gleich das Buch im Ganzen sehr wohl gefallen hat, so wünschen wir doch, daß sich niemand durch unsern Beyfall möge verleiten lassen, alles ohne Unterschied für ausgemachte Wahrheit anzunehmen. Denn es ist nöthig, daß man auch hier an die Regel fleißig denken müsse: Prüfet alles, und behaltet das Beste. Z. B. wollen wir unser Urtheil mit einigen Erinnerungen begleiten. S. 129. ist es uns als unrichtig vorgekommen, daß Becher und Stahl unter Mischungen die Elemente selbst, Feuer, Luft, Wasser und Erde, verstanden haben sollen. Mischungen nannten sie die aus jenen einfachen Elementen gemischten Körper, welche durch die Kunst in keine chymische Bestandtheile zerlegt werden konnten. S. 163. läugnet der Verf. daß reines Wasser in Erde verwandelt werden könne. — Wir glauben aber noch immer, daß bey den Marggrafischen Versuchen alle ersinnliche Genauigkeit beobachtet worden, und daß mithin diese Verwandlung noch nicht mit Grunde verleugnet werden könne. S. 291. ist es falsch, daß aus einem Pfunde wohl ausgetrockneten Kalchstein über die Hälfte seines Gewichts Wasser durch die Destillation erhalten werde. Wider die S. 305. angegebne künstliche Bereitung des [illegible] aus Kalch und einem brennbaren Wesen, läßt man wohl, ohne Rücksicht anderer das Gegentheil beweisender Versuche, mit Grunde einwenden, daß die beschriebenen Eigenschaften der davon erhaltenen Lauge noch lange keinen deutlichen Beweiß von einem wahren Alkali enthalten, zu geschweigen, daß gar kein eigentliches Gewichte des vermeynten Products angegeben worden. Und, wenn überdies nach denen S. 367. beschriebnen Erfahrungen

in

in dem Pariser Marmor, woraus der Verf. den zu seinen Versuchen gebrauchten Kalch gebrannt hat, ein wirkliches Alkali befindlich seyn sollte; so können wir es nicht einsehen, wie der Verf. S. 305. die ungewiße Spur eines vermeynten alkalischen Salzes für ein neuerzeugtes mit Grunde ansehen könne. Die Kieselerde sieht der Verf. bekanntermaßen als die einzige Grunderde an, woraus er die Thon- und Kalcherde, nach vorgängiger verschiedner Veränderung entstanden zu seyn glaubt, und gründet diesen Lehrsatz darauf, daß sich die aus der Kieselfeuchtigkeit niedergeschlagne Erde ganz in der Vitriolsäure auflöse, woraus nach der Abdunstung ein Alaun erhalten werde. Obgleich aber Pörner in den Anmerkungen über des Verf. Abhandlung vom Thon eben dies durch wiederholte Erfahrungen versichern will, so müßen wir doch mit Cartheusern die vollkommne Auflösung der niedergeschlagnen Kieselerde dem Verf. ableugnen. Auch ist es nöthig, über die Lehre des Verf. vom Thon Pörners Anmerkungen nachzulesen, allwo bereits über verschiedne Puncte dem Verf. aus Erfahrungen widersprochen worden.

Endlich danken wir dem Herrn Uebersetzer für seine wohlthätigen und verdienstlichen Bemühungen mit diesem nützlichen Buche, und ersuchen ihn, die folgenden Theile deßelben versprochener maßen uns auch bald zu überliefern.

Nöthige Errinnerung an die Liebhaber der Kunst Gold zu machen, in einem Schreiben an einen Freund. Nebst einem kleinen Beytrag zu dem neueröfneten Geheimniß der Naphtha Nitri und Vitrioli. Kempten, 1774. Zwey Bogen, in 8.

Herr Zorn, Apotheker in Kempten, ein Mann nicht von dem gemeinen Schrot und Korn seiner meisten Kunstverwandten, wie es aus diesen Bogen scheint, hat gegenwärtige Errinnerungen an einen Freund ergehen laßen, der ihm einen Proceß zum Goldmachen vorgelegt, und sein Urtheil und Anleitung darüber verlangt hat. Sein Freund ist ein Mann, der Wißenschaften besitzt, aber nur solche, die mit der gewöhnlichen und höhern Chymie gar keine Verbindung haben — ! steht jetzt an der Pforte des Labyrinths — will in einer ihm ganz unbekannten Kunst arbei-

beiten — will Gold machen! ist aber doch noch so vernünftig, einen treuen Wegweiser zu suchen.

Wir wollen, mit dem Verf. vereint, unsre Kräfte anwenden, und nicht allein seinen Freund, sondern auch, wo möglich, noch viele andre, welche sich in gleichen gefährlichen Zustande befinden, denen alle zu ihren Absichten nöthige Wißenschaften mangeln, und deshalben ihren gesunden Verstand nicht brauchen können, zu retten suchen, und ihnen diese Erinnerungen bestens empfehlen.

Die Schaar der goldgierigen Alchymisten ist leider so weit in der Welt ausgebreitet, so weit die Goldbegierde überhaupt die Menschen beherrschet; und ein jedes unglückliches Mitglied dieser blinden Schaar steht in einer solchen wißenschaftlichen Verfaßung, daß ihm diese Erinnerungen sehr heilsam seyn können. Die meisten gewiß, wo nicht alle, werden durch die bloße Gewinnsucht geblendet, und auf diesen Abweg verführt, wenn sie auch gleich ganz andere Absichten vorgeben, und durch die grösten Gelübden und mildthätige Versprechungen, Hospitäler bauen zu laßsen, oder ganze Gemeinden aus ihren dringenden Nöthen zu reißen, ihre Uneigennützigkeit zu erkennen geben wollen. Hierbey kennen sie meistentheils von allen Körpern, so sie zu ihrer theuren Arbeit anzuwenden gedenken, nicht einen einzigen; da sie selbige doch alle aufs genaueste erkennen sollten. Eben so wenig besitzen sie die nöthige Kentniß der hierbey vorfallenden Arbeiten selbst. Das schadet aber nichts; es muß Gold daraus gemacht werden können, denn in ihrem Buche stehts, und so viele tausende glauben es.

Nun wollen wir aber die Erinnerungen anführen, die der Verf. seinem Freunde und allen dieser Zunft gegeben hat. Zuvörderst sollen sie die Körper der Natur, besonders des Mineralreichs, so wie sie uns die Natur im unvermischten Zustande darbiethet, nach ihrer äußerlichen Gestalt, Farbe und Geburtsort kennen; d. i. sie sollen mit der Naturgeschichte, und zwar in keinem geringen Grade bekannt seyn. — Merken sie doch auf, meine Herren Philosophen, und jähnen sie doch nicht! Ich glaube es gar wohl, daß ihnen dies unerhörte Dinge sind. Sehen sie es aber immer für eine wichtige Forderung an. Doch es komt noch eine andere: Sie müßen ferner die innere Beschaffenheit dieser Körper, ihre Bestandtheile, derselben verschiedne Arten kennen, und die Kunst, sie von einander zu trennen, wißen.

wißen. Und hier setzen wir noch hinzu: sie müßen nicht allein die Eigenschaften und Wirkungen der Körper in ihrem natürlichen Zustande, sondern auch ihrer einzelnen Bestandtheile, gegen andere Körper und Bestandtheile genau erkennen — Zur Erlangung dieser Kentniß gehört viel Zeit und Fleiß. Wir wollen einmahl den Alchymisten ein Beyspiel von der Anwendung dieser Regel geben: Gold zu machen ist doch das einzige Verlangen ihres Herzens und das letzte Ziel ihrer Arbeiten. Nun, so ist also nichts billiger, als daß sie das Gold zuvor recht nach allen seinen Eigenschaften, und vor allen Dingen, nach seinen wahren unverfälschten Bestandtheilen und deren Verhältniß gegen einander der Menge nach, aufs genaueste erkennen; sie müßen es zur gewißen Ueberzeugung in seine ächten Bestandtheile zerlegen, und auch eben daraus wieder zusammensetzen können. Kan wohl eine zweckmäßigere Erkentniß von einem Alchymisten gefordert werden? Nun hole man aber ganze Lasten alchymische Schriften herbey und forsche; man frage die Alchymisten aller vier Welttheile auf ihr Gewißen, ob irgendwo jemahls ein einziger das Gold in seine wahre Bestandtheile zerleget habe? Ob er also diese Theile genau wiße und erkenne? Wenn sie keine Betrüger sind, so müßen sie beyde Fragen mit Nein beantworten, und frey bekennen, daß sie das Gold allemahl von der festesten Mischung gefunden haben, und es noch nie in seine Bestandtheile zerlegen können. Sollten sie aber hierbey nicht ihren grauen Staar bemerken? Worauf gründet sich nun wohl ihre Einbildung mehr, als auf ein bloßes Ohngefehr? Sie zermartern die Körper, treiben sie durch einander, kalciniren und sublimiren sie, in der Hofnung, daß sich einmahl dabey die Bestandtheile des Goldes aus andern Körpern eben so zusammen fügen sollen, wie sie die Natur zusammen zu verbinden pflegt, wenn sie das Gold in der Erde hervorbringt. Würde man aber denjenigen nicht für einen Narren halten, der alle Arten von Sand und Erde bearbeiten wollte, mit dem ausdrücklichen Vorsatz, Diamanten zu machen, weil er weiß, daß solche in der Erde zu wachsen pflegen; deßen natürliche Bestandtheile, aber ihre genaue Proportion und die Vortheile zu ihrer innigsten Mischung eben so wenig, als des Goldes seine, bekannt sind? Dieses kan nun sehr paßend auf die Alchymisten angewendet werden.

Es ist aber noch eine Errinnerung übrig. Sie sollen ferner die getrennte Körper nach ihren Verhältnißen wieder zu verbinden und neue Producte darzustellen wißen. Oder, damit man es ihnen kurz sagt, sie sollen die Scheidekunst in ihrem ganzen Umfange kennen, weil ihnen diese alle angeführte nöthige Wißenschaften, auch zu jeder Operation die schicklichsten Instrumente zu wählen, ingleichen Feuer und Luft dabey wohl zu regieren lehret.

Darinne bestehen nun die wichtige Errinnerungen des V., welche den Alchymisten so nöthig sind, als dem Schiffer der Kompaß und das Ruder. Dabey müßen wir aber das noch setzen, daß niemand glauben möge, als ob man diese Kentniße sehr bald erlangen könne, wenn man nur ein chymisches Lehrbuch ein oder das andremahl durchgelesen habe. Die Naturgeschichte und Chymie müßen lange durchstudirt und durcharbeitet werden; und wenn dieses mit dem gehörigen Fleiße und Liebe zur Warheit geschehen ist, so geben wir einem jeden unsre Hände drauf, daß er vielleicht die Alchymie gar vergißt, oder doch gewißlich dergleichen Arbeiten sehr kaltsinnig unternehmen wird. Wir für unser Theil geben jedermann den wohlmeynenden Rath, diese höchst gefährliche Syrene zu fliehen, so lieb ihm seine und der Seinigen Wohlfarth ist: ihr Gesang klingt zwar lieblich, aber das Verderben wird zuletzt unvermeidlich erfolgen.

Endlich legt auch der Verf. noch durch ein klares Beyspiel vor Augen, was die erlangten chymischen Kentniße bey alchymischen Arbeiten wohl vor Nutzen haben können, indem er einen Proceß von der Art gründlich beurtheilet, der in deßen Gegend oft sehr theuer verkauft worden. Nichtweniger würdert er auch auf eine gründliche Art eine vor nicht langer Zeit erschienene Schrift nach Verdienst, worin von der Salpeter- und Vitriolnaphta, ingleichen von der Tinctur und Oel des Vitriols gehandelt worden ist.

Ti.

Auserlesne kleine Werke dreyer berühmter englischer Chymisten, Herrn Priestley, Henry und Black, die Schwängerung des gemeinen Wassers mit fixer Luft, die Magnesia und Kalkerde, die fäulungswidrige Kraft gewisser Arzeneyen und andre

erhebliche Gegenstände betreffend. Koppenhagen u. Leipzig, bey Heineck und Faber. 1774. in 8. 152 S.

Die Erfahrungen von der fixen Luft und die Entdeckungen verschiedner Verhältnisse derselben haben wir den Engelländern zu verdanken. Obgleich vom Anfange, und auch eine ziemliche Zeit hernach, wenig darauf geachtet wurde, und diese Sache von keinem sonderlichen Nutzen zu seyn schien, weil man Einbildung und Selbstbetrug dabey mit anschuldigte; so haben doch endlich die fortgesetzten eifrigen Bemühungen jene Erfahrungen bestätigt und die Lehre von der fixen Luft festgestellt: Wir wollen dadurch aber nicht einräumen, daß nicht mit unter die Eigenschaften und Folgen derselben etwas zu weit ausgedehnt werden sollten. Die fixe Luft in den Körpern ist also keine Chimäre, und es rühren wunderbare Wirkungen von ihr her. Beyde, der Scheidekünstler und Arzt, können von ihrer Erkentniß bey ihren Beschäftigungen großen Nutzen ziehen, und davon enthalten gegenwärtige kleine Werke ganz deutliche Zeugnisse. Man findet hier in der ersten Abhandlung von Joseph Priestley eine Anweisung, wie man das gemeine Wasser mit der fixen Luft schwängern soll, um demselben den besondern Geist und Tugenden des pyrmonter und andrer mineralischer Wasser gleicher Natur mitzutheilen. Die ganze Zubereitung ist leicht, wohlfeil und geschwinde, daß man sogar in fünf Minuten eine Tonne Wasser, durch starke Umschüttelung des Wassers mit der eingetriebenen fixen Luft, einem Mineralwasser ähnlich machen kan. Merkwürdig ist es, daß bloßes Wasser, mit fixer Luft geschwängert, von selbst das Eisen auflößt, und ein starkes angenehmes Stahlwasser daraus entsteht. Die fixe Luft beweist sich in der Arzneykunde als ein antiseptisches Principium; und der Verf. hat auch gesehen, daß sie in Gestalt eines Klystiers bey einer Fäulung in dem Canali intestinali mit Nutzen gebraucht worden. In der zweyten Abhandlung, deren Verfasser Thomas Henry ist, finden wir eine approbirte Methode, die weiße Magnesia gehörig zu bereiten, deren Kalcination und sehr gute Beobachtungen von den medicinischen Nutzen derselben beschrieben. Die Magnesia hat bey den allermeisten Aerzten ihren sonstigen Ruhm verlohren, und freylich verliehren müßen, weil sie mehrentheils unbarmherzig verfälscht worden, und dann, statt der heilsamen

men, ganz schädliche Wirkungen verursacht hat. Daher verbannte man sie aus der Zahl der nützlichen Arzeneymittel. Wäre es aber nicht besser gewesen, wenn sich die Aerzte lieber um die rechten Kennzeichen bekümmert hätten, wodurch man eine wahre vor der verfälschten ganz untrüglich unterscheiden könnte? Damit hätten sie mehr Nutzen gestiftet, als dadurch, daß die Klügern ihren Gebrauch verliessen und die ächte Zubereitung zugleich mit schändeten. Eine ächte Magnesia braucht nicht eben aus der Mutterlauge des Salpeters bereitet zu werden, wozu auch viel Zeit und Unkosten erforderlich sind; das letzte Ueberbleibsel der Salzsole, wie auch das gemeine englische Bittersalz enthalten eben dieselbe zarte und ganz besondre Erdart. In unsern Tagen wird sie nach reifer Ueberlegung der Sache aus dem wohlfeilen gemeinen englischen Bittersalze durch die bloße Niederschlagung bereitet. Und diese beste Art beschreibt nun unser Verf. ganz deutlich; dabey wir nur noch erinnern, daß die beyden Salzauflösungen vor der Niederschlagung mit viel mehrern Wasser verdünnt werden müssen, als hier angegeben wird. Zwischen diesem Präparat und einem bloßen Absorbirmittel bleibt allezeit ein großer Unterschied, und die mehr auflösende laxirende Kraft kan einer wahren Magnesia niemand absprechen, wer die rechte Geschlechtsart dieser Erde und ihre jetzige Natur kennt. Hier wird von ihrer rechten Anwendung sehr viel gutes vorgetragen. Wenn die Magnesia bey einer vorhandenen Säure in dem Magen gebraucht wird, so wird die fixe Luft, so sie enthält, dadurch losgemacht, und verursacht daher in den schwachen Gedärmen bisweilen Blähungen und schneidende Schmerzen. Um diese Unbequemlichkeit zu verhüten, hat nun der Verf. die Magnesia kalcinirt, in der Absicht ihr die fixe Luft zu entziehen, und er hat auch dabey seinen Zweck glücklich erreicht. Sie verliehrt unter der Kalcination etwas über die Hälfte vom Gewichte, sie löset sich in den Säuren ohne Aufbrausung auf, und was das merkwürdigste ist, so erlangt sie dadurch nicht den geringsten Grad von Schärfe. Hierdurch bekommt sie also zum Medicinalgebrauch sehr große und seltne Vorzüge, worüber man diese vortrefliche Schrift selbst lesen muß. Herr Joseph Black verspricht endlich in der dritten Abhandlung auch noch verschiednes von einsaugenden Erden, und besonders von der weissen Magnesia zu handeln. Wir haben aber darinne blos bekannte Eigenschaften vom gemeinen Kalche,

und nicht ein Wort von der Magnesia gefunden. Es wäre inzwischen sehr zu wünschen, daß sich doch die Aerzte mit den Lehrbegriffen von der fixen Luft der Körper etwas genauer bekannt machten. Die Nothwendigkeit könnten sie schon aus dieser kleinen Sammlung erkennen.

Die völlig eröffnete Alchemie oder höhere Naturwissenschaft, in einer deutlichen Anweisung, als ein Anhang der neuen alchemistischen Bibliothek: herausgegeben von D. Fr. Jos. Wilh. Schroeder. Cassel, im Cramerischen Buchladen. 1774. Ein Bogen, in 8.

Da im Reiche der Wissenschaften jede seltsame Erscheinung angemerkt zu werden verdienet, so muß wohl auch mit allem Rechte diese als eine der seltsamsten unsers 18. Jahrhunderts mit angesehen werden, daß zu unsrer Zeit ein öffentlicher Lehrer der hohen Schule zu Marburg auftritt und die Alchemie mit allen Kräften vertheidigen und lehren will. Seit dem Anfange unsers Jahrhunderts hat man bemerket, daß durch das unleugbare Wachsthum der Naturwißenschaft die Begriffe von der Goldkunst immer mehr und mehr verschwunden sind; daher sich auch in den letztern Jahren kein in vorzüglichem Ansehen stehender Mann vor der vernünftigen Welt durch dergleichen Begriffe mehr blos zu stellen erkühnet hat. Jetzt tritt nun mit einemmahle ein solcher Mann auf, der mit vollem Eifer die in Verfall gerathene Alchemie wieder erneuern und empor bringen will. Er sucht seinen Vorträgen auf eine feinere Art Eingang zu verschaffen, als es bisher geschehen ist, indem er dem bisherigen Begrif der Alchemie eine andere Wendung giebt, und von einer andern Seite vorstellt, da man leichter eingenommen werden kan. Der Verf. behauptet demnach, daß die Alchemie kein Hirngespinst, sondern eine wahre Kunst sey, und giebt vor, daß ihre wahre Wissenschaft eigentlich nur in den Grundsätzen der höhern Chemie, und diese in den Kentnißen der ersten Elemente der Natur überhaupt, besonders aber des Feuers und dessen Anwendung auf die Körper bestehe. Er versichert dabey, daß er selbst kein Besitzer des Steins der Weisen oder der Goldkunst überhaupt sey, und diese Kunst nie um des Gewinstes willen gesucht habe, nur wolle er seine davon er-

langte

langte Erkenntniß in der Welt nicht gerne aussterben laßen, und solche nur, um die Naturwissenschaft zu bereichern, zu gründen, und das Innere der Natur in seinen verborgensten Schlupfwinkeln zu erkennen, anzuwenden suchen; verheißet also, seine Leser blos mit der theoretischen Kenntniß dieser Kunst sattsam bekannt zu machen. Wie aber, wenn dennoch der Leser immer von der Wirklichkeit der Praxis noch nicht versichert wäre! wie soll er sich wohl einem Leiter anvertrauen, der seine Lehrsätze selbst nicht in Ausübung bringen kan? — Hr. S. hatte in einer politischen Zeitung den Liebhabern der Alchemie angezeiget, daß er die angefangene neue alchemistische Bibliothek, wovon wir 2 Bände vor uns haben, künftig nicht anders, als auf Vorausbezahlung fortsetzen könne. Es muß sich aber die erwartete Menge von Pränumeranten nicht eingefunden haben, wie man aus diesem Bogen ersiehet. Denn es scheint uns, daß derselbe blos in der Absicht geschrieben sey, um jene Ankündigung noch weiter auszubreiten; weshalber auch die Nachricht an alle Liebhaber der Naturwissenschaft hier wieder mit beygefügt, und der Pränumerationstermin zur Begünstigung verlängert worden seyn mag. Es wird also künftig die neue alchemistische Bibliothek unter dem veränderten Titel, Neue Bibliothek der höhern Chemie fortgesetzet werden. Damit nun aber auch die Pränumeranten wissen sollen, was sie zu hoffen haben, so hat der Verf. ihnen hier in diesem Bogen seinen ganzen Lehrbegrif der Alchemie, so deutlich als möglich, wie er sagt, vorgetragen, den er sodann in der künftigen Schrift weiter ausführen will. Wir müssen also alle diejenigen, so diesen Lehrbegrif so wenig als wir verstehen sollten, zur Geduld verweisen, bis wir in der künftigen Schrift, wenn wir sie anders zu Gesicht bekommen werden, den Schlüssel der Naturgeheimnisse erhalten haben.

Tl.

S. Chr. Hollmanni Commentationum in reg. Scient. Societ. Goetting. A. 1753 et 1754 recensitarum Sylloge altera. 1775. 4to. Frankf. und Leipzig. 18 Bogen, 3 Kupferbl.

Die Vorrede enthält bittere Klagden über das Verfahren einiger Mitglieder der Societät, deren Eigensinne und

und erhaschtem Ansehen (quorum nutu tunc omnia gerebantur) es zugeschrieben wird, daß der Abdruck und Verkauf der Commentarien zwanzig Jahre durch ins Stecken gerathen, der Verlag nebst den Manuscripten zum 5ten Bande confiscirt und nun endlich öffentlich verauctionirt worden. Hr. H. sucht die seinigen vom völligen Untergange zu retten, und ihnen das verlohrne Ansehen der Neuheit, so gut es angehen mag, wieder zu geben. Es kommen hier zwo Abhandlungen vor. Die Menge von den unten an Text gesetzten Noten macht aber, daß man die erste so gut als 2 Abhandlungen ansehen kann, zumal da auf vielen Seiten oft nur eine Zeile Text vorkömmt, und hin und wieder die Frage entstehen kann, ob nicht die Noten vielmehr im Texte, und hingegen der Text in den Noten stehen sollte, und wo man unschlüßig wird, ob man die Noten oder den Text in einem fortlesen, oder ob man zweyerley Reyhen von Gedanken mit einemmale lesen könne oder müsse. Bey diesem gedoppelten Lesen entsteht eine Verwirrung, welche natürlicher Weise auch im Kopfe des Verfassers muß gewesen seyn. Denn sonst hatte er doch können und sollen das, was er zu sagen hatte, so anordnen, daß es sich nach einander fort vortragen ließ. Die erste Abhandlung nimmt die so oft schon vorgenommene Untersuchung, woher auf dem festen Lande und weit von der See so viel Muscheln und ausländische Körper gefunden werden, nochmals vor. Es ist dieses eine Materie, wobey man Belesenheit haben muß, um so wohl die Angaben zu sammeln, als auch sich nach anderer Meinungen zu erkundigen. Damit können nun freylich Noten und Text angefüllt werden, und wenn man damit 100 und mehr Seiten angefüllt hat, so ist man in der Sache selbst noch um keinen Schritt weiter. Das mag wohl die Ursache seyn, warum z. E. Bertram allen Muth verlohr, und sich am kürzesten aus der Sache zu ziehen glaubte, daß er annahm, alles das Zeug, was man als Seeproducte ansieht, sey ein bloßes Spiel der Natur, und bilde sich etwa so in der Erde, wie das Blumwerk auf gefrornen Fensterscheiben. Hr. H. will nun den Knoten nicht auf diese Art lösen oder entzwey schneiden. Es sollen wirkliche Seeproducte seyn, und da ist dann nur die Frage, wie sie an die Oerter gekommen. Denn Magazine zum Kalchbrennen, oder Vorrath von Naturaliensammlern, oder Kleiderzierrathen von Pilgerschaften oder Reliquien zum religieusem Gebrauche, oder Stoff zu Grottenwerken oder musaischer Ar-

heit ꝛc. können hiebey gar nicht in Betrachtung kommen. Daß es Ueberreste von einer Ueberschwemmung oder von der Sündfluth seyn sollten, kann Hr. H. so wie mehrere andere mit ihm gar nicht einräumen. Es gehören viele tausend Generationen von Muschelthieren dazu, ehe sich so eine Menge von Schalen aufhäufen kann, wie man sie hin und wieder findet. Der Grund des Meeres muß sich von Zeit zu Zeit erhaben haben, biß er zum festen Lande geworden, und endlich biß zur Höhe von Bergen aufgethürmt hat. Vielleicht ist auch die ganze Erde ein vorhin sehr aufgebläheter Körper gewesen, so daß durch dieses Einstürzen das ehemals feste Land tiefer als das Meer geworden, und daher endlich selbst dem Waßer zum Behältniße hat dienen können. Wer weiß, ob es nicht dem Planet Saturn eben so, ja noch ärger ergangen. Sein Diameter könnte wohl anfangs so groß als der von seinem Ringe gewesen, alles übrige aber eingestürzt und damit also der Ring allein hangen geblieben seyn. Unseres Erachtens will alles dieses so viel sagen, daß wir weder genug noch genugsam richtige Angaben haben, und von den Nachrichten sehr viele von nicht besserm Schrote sind, als wenn man lieset, daß Ruthen, Schwerdter, Säbel, Creuze, Drachen, Kriegsheere ꝛc. ꝛc. am Himmel sind gesehen worden. Vorgefaßte Meynungen, eine starke Einbildungskraft, die Begierde nach Wunderbarem, Mangel genugsamer Kenntnis ꝛc. machen die seltsamsten Hirngeburten und Beschreibungen, und damit kann es nicht fehlen, daß man Mühe hat, das Widersprechende zusammenzureimen und für das ganze eine vernünftige Aufklärung zu finden. Es würde immer besser seyn, wenn man seine Zeit auf solche Erfindungen anwendete, die sich wirklich zu Stande bringen lassen, und die nachgehends von gutem Gebrauche sind. Die zweyte Abhandlung enthält eine sehr genaue Beschreibung von dem Holze, welches zwischen Cassel und Göttingen bey Münden auf dem sogenannten Steinberge in grosser Menge ausgegraben und zum Brennen gebraucht wird. Hr. H. hat den Ort etlichmale mit aller Sorgfalt besichtiget, auch mittelst seines Reisebarometers gefunden, daß, wenn die mittlere Höhe deßelben zu Göttingen 29, 42 Londner Zoll beträgt, sie zu Münden 29″, 58 auf dem Steinberge aber 28″, 33 betrage, welches eine Höhe von mehr als 1500 Fuß über der Meeresfläche anzeigt. Die Menge des in der Erde liegenden Holzes läßt sich daraus schauen, daß die Lage desselben an einem Orte

biß

biß 50 Fuß Tiefe hat, und sich der Länge und Breite nach auf 600 biß 700 Klafter erstreckt, vielleicht aber auch nicht aller Orten gleich tief ist. Daß es wirklich Holz ist, läßt sich zwar wegen mehrerer Ursachen nicht immer dem ersten Anblicke nach urtheilen. Man muß die Stücke tiefer heraus nehmen, und sie erst abwaschen, dann zeigen sich die Spuren und Kennzeichen ohne fernern Zweifel. Es ist dieses Holz mit Schwefel, Alaun, Bergpech, durchmengt. Was es aber für eine Lage habe, ob es aus ganzen Stämmen oder aus Scheiterhaufen bestehe, läßt sich deswegen nicht erkennen, weil es viele Risse und Spälte hat, und diese alle mögliche Richtungen haben. Hr. H. urtheilt, daß eine ehemalige Ueberschwemmung, die ganze Wälder umgerissen, dieses Holz zusammengeschwemmt habe. Die Abhandlung wird mit der Beschreibung der auf einem heßischen Berge bey Allendorf befindlichen Kohlen beschloßen, welche ebenfalls von Holz und mit Bergpeche theils bedeckt theils durchfloßen sind. Die mittlere Barometerhöhe auf dem Berge wird auf 25 Zoll 81/3 Linien Pariser Maaß und damit die Höhe des Berges auf 2300 und mehr Fuß angesetzt. Die beyden Anhänge am Ende dieser Abhandlungen betreffen Antworten auf einige dem Verfaßer gemachte Einwürfe. Wir werden sie unberührt lassen, da es in dergleichen Materien ohnehin an Einwendungen selten fehlet.

Sw.

A. Hofmanns, Unterricht in der Chymie, Metallurgie, Oeconomie, den Handwerkern und andern Künstlern nöthigen Kenntnissen. Mit dazu gehörigen Rissen. Gotha, bey Carl Wilh. Ettinger, 1774. 8. 360. S.

Dies Buch ist eigentlich schon im Jahr 1758 unter dem Titel: Chymischer Manufacturier und Fabricant im Meviusischen Verlage erschienen, und, wie es scheint, voritzo nur mit einem neuen Titelblat versehen worden. Inzwischen verdient es diese neue Empfehlung, da es wirklich ein sehr nützliches Buch, und das einzige in seiner Art ist, das wir kennen. Der geschickte Verf. sucht darinn auf eine faßliche Art den Künstlern und Fabricanten gründliche Begriffe von ihren Beschäftigungen beyzubringen, und ihre ver-

vernünftige Erkenntnisse immer mehr zu erweitern. Man kan aus dieser Schrift den überaus großen Einfluß der Chymie auf alle besondere Künste der Menschen erkennen, und daß letztere sämtlich ihre vornehmsten Grundsätze der chymischen Wissenschaft zu verdanken haben. Der Färber, Seiffensieder, Salpetersieder, Mahler, Brandweinbrenner, Bier- und Eßigbrauer, Glasmacher und noch viel mehrere große Handwerke und Künste finden hier viel nützliches zu lernen. Hier wird ihnen gelehret, was eigentlich der Zweck ihrer Arbeit erfordere, warum sie dies und jenes zusammen mischen, und was am Ende daraus entstehet, wie sie bey der Arbeit vorgefallene Fehler verbessern, oder wie sie auch wohl einen kürzern und vortheilhaftern Weg ausfindig machen sollen. Der Oeconome erlangt hier Begriffe von darren, rösten, backen, bleichen, und lernt, was die eigentliche Nahrung der Gewächse und die grobe materielle Ursache des Wachsthums seiner Feldfrüchte sey, ob er den marktschreyerischen Versprechungen der Düngesalzfabricanten, die ihn unter Begünstigung eines blauen Dunstes hinter das Licht führen, Gehör geben soll, oder ob es schlechterdings nöthig sey, daß er bessern Dünger in reichem Maaße auf seine Aecker führen müsse.

Unterricht in der Naturgeschichte für dieienigen, welche noch wenig oder gar nichts von derselben wissen, ertheilt von D. Ant. Friedr. Büsching, Königl. Preußisch. Oberconsistorialrath u. s. w. Berlin, im Verlag der Voßischen Buchdruckerey. 229. S. in Octav.

Hr. B. hatte schon 1762. zu S. Petersburg den ersten Entwurf zu dieser Schrift gemacht, und 1772 den Anfang derselben besser ausgearbeitet und in einer Einladungsschrift unter dem Titel eines Versuchs die Kenntniß der Natur den Kindern leicht und nützlich zu machen, auf einem Quartbogen drucken lassen: einige Abdrücke sind auch davon in klein Octav gemacht worden. Hier ist nun eine neue und ganz zu Ende gebrachte Auflage von dieser beym Unterricht der Kinder gar nicht unbrauchbaren Schrift. Das Wort: Naturgeschichte wird in einer weitläufigern Bedeutung genommen, und hier von den drey Naturreichen nicht allein, sondern auch von Himmel, Erde und Luft geredet.

10. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Isaaci Casauboni de Satyrica Graecorum poësi et Romanorum satyra libri duo. — Edidit, praefatus est et *Thomae Crenii* suasque notas adiecit *Ioannes Iacobus Rambach*. Accedit *Ezechielis Spanhemii* de eodem argumento dissertatio, nec non vita *Is. Casauboni*. Halae, apud I. I. Gebaueri viduam et filium. 1774. gr. 8. 448 S. und 72 S. Vorreden.

Dem Casaubon hat man, wie bekannt ist, die richtige Vorstellung von dem Satyrischen Drama der Griechen, und dem was die Römer Satyre nannten, am meisten zu verdanken. Der Herausgeber verdient also allen Dank, daß er diese Schrift, die ziemlich selten zu finden war, unter uns bekannter und gemeiner gemacht hat. Seine Anmerkungen enthalten Erläuterungen des Textes, und sind an sich recht gut; nur hätte mannichmal vorausgesetzt werden dürfen, daß der eigentliche Leser des Casaubons das, was man sagen wollte, schon wissen müsse. Die im Titel benannte Dissertation des Spanheims ist diejenige, die vor seiner Uebersetzung der Cäsars des Julians steht. Casaubons Leben ist von Almeloveen, aber verkürzt, und in einigen Stücken verändert. Der Vorrede sind auch Joseph Scaligers Anmerkungen über den Cyclops des Euripides angehänget.

Cl. Aeliani Sophistae Variae Historiae libri XIV, Graece et Latine, ex versione optimorum interpretum. Basileae apud Ioh. Schweighauser. 1774. 8. 453 Seiten, ohne Register.

Da keine Vorrede dieser Ausgabe vorgesetzt ist, so läßt sich ohne eine mühsame Vergleichung, die man aber billiger Weise von einem Recensenten nicht verlangen kann, nicht wohl sagen, ob im Texte etwas verändert worden, oder ob die Ausgabe ein bloßer Abdruck einer andern sey. Gut wäre es, wenn Herausgeber alter Schriftsteller immer, wäre es auch nur mit ein paar Worten, das anzeigten. Indeß scheint sie ein Abdruck einer der beßern Ausgaben zu seyn.

Was von der lateinischen Uebersetzung zu wissen nöthig ist, sagt schon der Titel. Der Druck ist sauber, aber fast zu fein. Es ist ein Sachregiester angehänget.

Paläphatus von unglaublichen Begebenheiten. Aus dem Griechischen übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert von J. H. F. Meineke, Conrector am Fürstl. Gymnasio zu Quedlinburg, bey Christoph A. Reußner, 1774. 94 Seiten in 8.

Der Uebersetzer hat diese Arbeit zum Besten der Jugend unternommen, ihr das Lesen des Originals zu erleichtern. Aus diesem Gesichtspunkt wünscht er, daß man seine Uebersetzung beurtheilen möge. Er erklärt sich hierüber in der Vorrede weitläuftiger. „Es haben in unsern Tagen die „Uebersetzer alter Schriftsteller viele Freunde, aber auch viele „Tadler gefunden; und selbst unter den ersten scheinen mir „einige den Nutzen solcher Uebersetzungen gar zu einseitig zu „betrachten, weil sie keiner das Wort reden, die nicht vollkommen den Geist des Originals ausdrückt. Es ist wahr, „eine Uebersetzung die man völlig mit der Urschrift vertauschen könnte, würde einen ungemein großen Werth haben. „Aber wo ist sie? und werden wir jemals eine solche Uebersetzung zu hoffen haben? Können nicht treue Uebersetzungen, die eben das sagen, was der Verfasser der Urschrift gedacht hat, gesetzt auch, daß sie es nicht, weder in der Kürze „und Einfalt, noch in der Pracht und Schönheit ihres Originals sagen, auf der andern Seite einen Nutzen haben, „den man vielleicht bisher zu sehr verkannt hat? Wenn sie „dazu dienen können, Anfängern das Lesen und Verstehen „eines Originals zu erleichtern, wird das kein Nutzen seyn?„ Der Recensent hat nun zwar immer geglaubt, daß treue Uebersetzungen nicht allein eben das, was der Verfasser der Urschrift gedacht hat, sondern auch so sagen müßten, wie es der Originalschriftsteller gedacht und gesagt hat. Doch, da er sieht, daß es gewöhnlich ist, mit den Worten nur jenen Einen Theil ihrer natürlichen Bedeutung zu verbinden, so will er nicht darauf bestehen. Aber eine Uebersetzung, die das was der Verfasser der Urschrift gedacht hat, weder in der Kürze und Einfalt, noch in der Pracht und Schönheit ihres Originals sagt, verführt sie nicht den Jüngling seinen alten Schriftsteller schlecht zu verstehen? Lehrt sie ihn nicht das Original

falsch

falsch verstehen? Odre, wenn ich meinen Schriftsteller nicht nach allen Schattirungen, nach allen Modifikationen verstehe, die er seinen Gedanken und Empfindungen giebt, ist es denn etwa nicht wahr, daß ich ihn schlecht, daß ich ihn falsch verstehe? Doch gesetzt, es sey nicht so; da die alten Schriftsteller von der Jugend auch in der Absicht sollen und müssen gelesen werden, um von ihnen den in jedem Falle schicklichschönen Ausdruck und Vortrag, worinn sie immer Muster bleiben werden, zu lernen, muß denn nicht eine solche treue Uebersetzung der Jugend mehr nachtheilig als vortheilhaft seyn? Besonders da wir bessre Mittel haben, den Anfängern das Lesen und Verstehen eines Originals zu erleichtern. Freylich weitläuftige Commentare, und notae variorum sind diese Mittel nicht. Aber was sagt der Uebers. zu Ausgaben in ihrer Art, wie der Virgil von Heyne? „Man wendet zwar „ein, heißt es weiter, junge Leute werden dadurch gehindert, „selbst den Sinn des Verfassers zu errathen, (errathen sollen sie den Sinn des Verfassers nicht, aber suchen bis sie ihn finden) „weil sie gemeiniglich sclavisch bey der Uebersetzung „stehen bleiben, wodurch ihre Kenntniß in der Sprache, wenig oder gar nicht erweitert wird. Dieser Einwurf aber „trift erstlich nur diejenigen Uebersetzungen, die dem Texte „gerade gegen über stehen, und von welchen ich selbst nicht „viel halte, weil sie leicht verführen können, sie öfter, als „es nöthig wäre, zu Rathe zu ziehen.„ Spricht hier nicht der Uebers. selbst seiner und allen ähnlichen Uebersetzungen das Verdammungsurtheil? Denn wenn gleich die Uebersetzung dem Texte nicht gerade gegen über steht, kann man sie denn nicht ihm gerade gegen über legen? Und was das Exponiren in der Schule betrift; o! der Uebers. ist ja ein Schulmann. Hat er denn niemals die artigen Kunstgriffe bemerkt, durch welche die Schüler in einem solchen Falle sich helfen? Oder sollten seine Schüler allein sie nicht wissen? „Zweytens trift dieser Einwurf nur solche Jünglinge, die „keinen Trieb haben, sich die Sprachen der Alten bekannt zu „machen — Dahingegen Jünglinge, die von dem Nutzen „überzeugt sind, den die Sprachen der Alten haben; die mit „eignen Augen die Schönheiten dieser Schriftsteller zu „erblicken, und folglich mit ihrer Sprache selbst wünschen bekannt zu seyn, nie eher ihre Zuflucht zu einer „Uebersetzung nehmen werden, bevor sie sich nicht von „allen ihren Hülfsmitteln haben verlassen gesehen.„ Wenn das auch wahr wäre, so hält es der Rec. doch immer für sicherer, auch den fleißigen Jüngling so wenig als möglich in die

Versuchung zu führen, lieber mit fremden als mit eigenen Augen sehen zu wollen. Die Jugend ist nur gar zu geneigt, sich aller Vortheile, die ihr das Studiren bequemer machen, zu bedienen. Eine bequeme Art zu studiren aber taugt im geringsten nichts. Sie bringt nur eine sehr seichte und superficielle Gelehrsamkeit hervor. Und daran sind die Lehrer durch ihre übereilte Dienstfertigkeit selbst Schuld. Man gebe der Jugend gute Ausgaben, und tüchtige, fleißige Lehrer, die Lust am Unterricht der Jugend finden, und lasse sie ihren Kopf selbst anstrengen, denn wird schon alles gut gehen. Der Recens. ist also, wie man sieht, von dem Nutzen der Uebersetzungen zum Besten der Jugend noch nicht überzeuget, da sie ausserdem so gut wie andre Hülfsmittel den Jüngling verlassen, und, welches noch ärger ist, einen Irrweg führen können. Wenn er ihnen aber auch einigen Nutzen zugestünde, so würde es nur bey Uebersetzungen schwerer Schriftsteller geschehen, bey welchen die Folge und Verbindung der Gedanken nicht die leichteste und gewöhnlichste ist. Allein den Paläphatus übersetzen, damit die Jugend das Original lesen und verstehen lerne; nein! das kann er nicht billigen. Die Arbeit war überdem bey der Fischerschen Ausgabe sehr überflüßig.

Doch auf die Uebersetzung selbst zu kommen; so ist sie im Ganzen nicht übel gerathen, ob es gleich auch Stellen giebt, wobey etwas zu erinnern seyn möchte. Zur Probe den Vorbericht. Gleich der Sinn der ersten Worte ist verfehlt. Ταδε περι απιϛων συγγεγραφα. Ich habe diese Schrift von unglaublichen Begebenheiten aufgesetzt. Paläphatus sagt: Hier ist mein Aufsatz u. s. w. Ει γαρ τοτε, και αλλοτε εγενετο, και νυν τε γινεται, και αυθις εϛαι. Denn wären sie damals und zu andern Zeiten gewesen: so würden sie jetzt, und in die Zukunft noch seyn; scheint übersetzt werden zu müssen: denn sind sie damals, so sind sie auch zu andern Zeiten gewesen, so sind sie auch noch itzt, und werden auch in der Zukunft noch seyn. Εν αρχῃ, λεγοντας, εϛιν ἁ εγενετο; και νυν εϛαι. Ehemals, sagen sie, ist etwas wirklich gewesen? also kann es jetzt noch seyn; dafür wird es heissen müssen: ist ehemals, sagen sie, etwas wirklich gewesen? so wird (d. i. so muß) es itzt noch seyn.

Callimachi Hymni et Epigrammata. Ex rec. *Io. Aug. Ernesti.* Curavit *Christophorus Fri-*

Fridericus Loesnerus. Lipsiae, sumtibus Caspari Fritsch. 1774. 10 Bogen in 8.

Der Text ist so wie die lateinische Uebersetzung der Hymnen aus der Ernestischen Ausgabe abgedruckt worden: Von den Epigrammen aber ist die alte Uebersetzung beybehalten. Von Ernesti hat der Herausg. die Variantensammlung über die Hymnen aus einer ungenännten Handschrift, welche hinten angefüget ist. Sie scheint nichts sehr wichtiges für den Dichter zu enthalten. Der Index macht diese gute Handausgabe für junge Leser noch nützlicher.

K.

Ueber die Aegis. Eine antiquarische Abhandlung, insbesondere zur Erläuterung der Stellen davon im Homer und Virgil von J. F. Facius. Erlangen bey Wolfgang Walther. 1774. in 8. 4 Bogen.

Der Recensent hatte sich aus der chronologischen Lesung der mythologischen Schriftsteller vom Hesiodus und Homer an bis zu dem Martial von der Aegis diesen Begrif gesammelt, daß es einmal der Brustharnisch der Minerva, zum andern der Armschild des Jupiters heißt. Der Recensent fand auch in Ansehung der Benennung des Armschilds des Jupiters von dem Ziegenfelle der Ziege Amalthea die Ursache angegeben, daß der Gott aus Dankbarkeit gegen seine Ernährerinn zu Ueberziehung des Schilds das Fell gebraucht habe. Diesen Armschild Aegis findet man auch auf einigen Monumenten der Venus, dem Mars und andern obern Göttern beygelegt: aber alle Dichter benennen den Schild der Minerva niemals mit Aegis, sondern ihr Brustharnisch heißt nur so. Dieses ist die mythologische Geschichte von der Aegis: wobey der wahre Kenner der Mythologie stehen bleiben wird. Ueberhaupt wenn der Gelehrte und der Künstler die Mythologie mit Nutzen treiben will; so muß er dieselbe wie wahre Geschichte chronologisch behandeln, und also zu Aufklärung der alten Dichter und Kunstwerke wenn er kann, nützen. Diesen Grundsatz möchte der Recensent gerne erstlich einschärfen — Aber der Verf. nimmt sich vor, die Mythologie anders zu behandeln, und macht in dieser Abhandlung eine Hypothese, die wir mit seinen eignen Worten her-

setzen wollen. Der Leser wird freilich den sehr weitschweifigen schleppenden Stil des Verfassers übersehen müssen. Der Verf. führt seine mythologische Hypothese also auf — S. 6. Die Mythologie war denen (ließ den) alten Dichtern eine herrliche, ja fast unentbehrliche Sache — Man blättere nur in dem Homer — S. 7. Die Mythologie war denen (l. den) Dichtern ein Vorrathsbehältniß, aus dem sie Materialien von allerhand Art für ihre Gedichte hernehmen konnten, nicht nur Grundlagen, sondern auch Verzierungen und Einkleidung. Wenn man die Mythologie aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, so möchte sie wohl nicht so ganz trocken und unfruchtbar, und antiquarische Untersuchungen oder Betrachtungen über einzelne, auch kleine Gegenstände derselben ziemlich nützlich und brauchbar gemacht werden können.

S. 8. Der Dichter, dachte der Verfasser, nahm sich einen Gegenstand aus der Mythologie, den er bey einem Gedichte zur Grundlage oder Auszierungen gebrauchen könnte, behielt ihn aber sehr selten so bey, (er behielt ihn, dächten wir, allezeit so bey) wie er ihn nach der allgemeinen Sage fand, sodann machte er ihn durch verschiedne Veränderungen zu seinem Plan passend. Um also den Dichter genauer zu verstehen, und zugleich untersuchen zu können, wie sich das Genie des Dichters einen mythologischen Gegenstand zu Nutze gemacht; zu diesen beyden Stücken, sagte der Verf. bey sich selbst, kann die Betrachtung und Untersuchung eines mythologischen Gegenstandes, in welchen erst die wahre Vorstellung desselben in der alten Mythologie genau aufgesucht und angegeben, und alsdenn der Gebrauch und die Vorstellung, die Dichter davon gemacht haben, deutlich dargestellt wird, sehr nützlich und brauchbar seyn — S. 9. Diesen Ideen, die sich der V. von fruchtbaren Arbeiten über mythol. oder mythologisch-antiquarische Gegenstände entworfen, ist er in dieser Abhandlung über die Aegis gefolgt, die zu einer Probe von der Brauchbarkeit ähnlicher Untersuchungen dienen mag. Ich überlasse S. 10 es denen (den) Kunstrichtern, zu urtheilen, ob diese Probe würklich bewährt sey, oder ob mehrere, oder andere Ingredienzien dazu kommen müssen, wenn sie bewährt seyn soll — Diese Veränderungen der mythol. Gegenstände, die die alten Dichter vorgenommen, macht es nothwendig, sie zu untersuchen, um jene genauer verstehen zu können —

So weit der Verf. Wenn aber auch der Verf. noch so viel Ingredienzien zu Festsetzung seiner Hypothese hinzusetzen

setzen wollte, würde sie wohl etwas anders, als ein Spielwerk des Witzes seyn? Was für Nutzen würde zu Aufklärung der Dichter und Kunstwerke aus diesen Ideen gezogen werden können? der Nutzen müßte seyn abzulernen, wie ein Genie diese mythol. Gegenstände bearbeitet und genutzt hat, um daraus festzusetzen, wie dieß geschehen muß. Aber der alte Dichter hat allezeit diese und jene Gottheit so behandelt, wie sie in der Tradition vorhanden war: daher müssen wir durch ein chronologisches Studium der Göttergeschichte und der Geschichte der Mythologie, erst lernen, wie ein jeder Dichter nach der Tradition seiner Zeit den im Alterthum angenommenen Character seines Gegenstandes, nach der Absicht seines Gedichts, hat handeln lassen, um daraus sein Genie in Erdichtung willkührlicher Nebenumstände beurtheilen zu können.

S. 11. klagt der Autor, daß Homer und alte Dichter bey der Aegis so unbestimmt reden, daß man sich kaum einen deutlichen Begriff davon machen kann. Der Recensent hat ihn zuerst angegeben: brauchen wir zum Verständniß der Dichter und der alten Kunstwerke einen bestimmtern?

Nun bringt S. 11. 12. 13 der Verf. zwey wunderliche Grundsätze vor, die schwerlich ein Kenner billigen wird. Der erste Grundsatz. Die Mythologie kann und darf deswegen aus Stellen der Dichter nicht berichtiget werden, weil der Dichter selten einen mythol. Gegenstand — diejenigen, die zugleich Religion waren, ausgenommen — so in sein Gedicht übergetragen, wie er ihn in der Tradition gefunden, sondern ihn immer anders ausgeschmückt, und zu seinem Plan wenn es nöthig war, verändert hat — Der Verf. darf nur die alten mythologischen Schriftsteller als Geschichtschreiber nach der Chronologie lesen; so wird er mit Vergnügen lernen, wie ein Dichter eines jeden Zeitalters nach der Tradition seiner Zeit von der Geschichte dieser und jener Gottheit, gearbeitet und seinen Plan mit verständigen Nebenerdichtungen und Episodien ausgeschmückt hat, und er wird allezeit aus der Geschichte Ursache von der Veränderung der Tradition angeben können.

S. 13. findet man den zweyten Grundsatz, da der Verf. die alten Kunstwerke, als eine sichere Qvelle zu einer wahren Erläuterung der Mythologie angiebt. Denn diese können, spricht der Verf., uns ein sicheres Hülfsmittel abgeben, da der Künstler immer im Ganzen der gemeinen Erzählung und Vorstellung, die zu seiner Zeit war, hat nach-

arbeiten müssen. Diese sind also so gut als historische Nachrichten — Aber aus welchen Gründen will der Verf. erkennen, in welchen Zeiten der Künstler gearbeitet hat? Muß er dieß nicht größtentheils aus der chronologischen Geschichte des Dichters lernen? Selten wissen wir den Namen des Künstlers des Werks; Und muß nicht der Dichter allezeit den Punkt der Vorstellung und Handlung des Kunstwerks erläutern? Der Stil des Künstlers ist selten ein sicherer Beweiß: Und haben nicht Winkelmann und andre Kenner genugsam bewiesen, daß der Künstler nichts thut, als daß er die Handlung s. Dichters, als Theologen der Mythologie seiner Zeit, in eine gewisse Handlung setzt. Ein Beyspiel. Der Jupiter ist in allen Kunstwerken vom Olympischen Jupiter an, bis auf die Vorstellungen desselben auf allen Gemmen und Münzen eben derselbe Jupiter des Homers, und anderer Dichter: selbst in der Ochsengestalt hat der Entführer der Europa das Gesicht und die Mine des Jupiters, die derselbe auf allen Kunstwerken hat — Hierüber darf der Verf. nur den Herrn Hofr. Heyne und Herrn Lippert, zu Rathe ziehen. Was würde uns der Ochse mit dem Mädchen seyn, wenn wir ihn nicht im Dichter fänden? Der Dichter behält seinen Jupiter allezeit nach der Tradition, wie der Künstler; nur läßt er denselben nach seinen, durch die Tradition angenommenen, Character reden und handeln. Dies unstreitig. Aber umgekehrt nehme man die nach der Chronologie gesammleten Nachrichten von der Mythologie, und bemerke, wie die Dichter die mythologische Geschichte ihrer Zeit genutzet, umgekleidet, verändert oder mit Zusetzungen nach Erforderung ihres Plans bereichert haben; so wird man den Nutzen haben, das Genie der Dichter in ihrer Erfindung, Einkleidung und Behandlung von einem Zeitalter zum andern zu bewundern, und auch öfters leicht finden, in welchem Zeitalter und nach welchem Gegenstand des Dichters ein Künstler sein Monument gearbeitet hat. Alles andere Raisonnement ist unnützes Spielwerk.

Weil aber, sagt der Verf. nach seiner Hypothese S. 14 Homer ein Dichter wär, so soll das Alterthum, und nicht Homer, zur alten wahren Vorstellung der Aegis Hülfsmittel angeben. Also

1) aus der Etymologie — Wahrhaftig in Erklärung der Wörter und Festsetzung ihrer Begriffe das unsicherste Mittel. Aegis heißt also ein Fell von einer Ziege — Daß sich der Verf. S. 15. 16 mit der Stelle (Euripid. Cyclop. v. 358.

v. 358. 358) martert, und den Cyclopen gar im Ziegenfelle, oder mit Barnes in lebete pelliceo will Fleisch kochen lassen, ohne das Fell zu verbrennen, zeigt wenig Kenntnisse der Sprache. Denn κρεωκοπεῖν μέλη δασυμάλλῳ ἐν αἰγίδι κειμένα kan unmoglich etwas anders heissen, als secare membra hospitum interfecta (interfectorum) in lanosa pelle caprina (quae sunt). Also will der Cyclope die Glieder der ermordeten Fremden, die im Ziegenfelle liegen, zerschneiden und fressen. Daß die Alten z. B. Wein, Mehl, und andere Sachen in ledernen Schläuchen aufbehielten, ist bekannt — S. 17:20 beweiset der Verf. aus der Lebensart der ersten Menschen und der itzigen Wilden, die von der Viehzucht leben, daß sie ihre Kleider und Bedürfnisse von den Fellen der Thiere machten, und daß sie haben darauf verfallen können, die Felle der Thiere (S. 21.) auch zu Beschützung der Brust und des linken Arms im Streite zu gebrauchen — (Aber der Rec. glaubt, daß dies nur durch den Zufall im Streite mit den wilden Thieren geschehen sey, wie die S. 23 vom Verf. angezogenen Beyspiele des Alcibiades und Grachus (l. Gracchus) bewiesen: denn Livius 25, 16 sagt uns deutlich: nam ne scuta quidem secum extulerant: also hatten sie auch damals schon scuta.) Daher die ersten Beschützer des menschl. Geschlechts, Theseus und Herkules die Exuvien und Häute der überwundenen Thiere zum Staate getragen haben; wie Herkules. Nach der Zeit wurde dies ein Staat von vornehmen Leuten männl. und weibl. Geschlechts, wie das Beyspiel der Omphale mit der Löwenhaut zeiget, und dies aus der Griech. Geschichte mehr als zu bekannt ist, daß Prinzen und Prinzeßinnen Löwenhäute mit goldnen Klauen zum Staat und Zeichen ihres Standes trugen — Auch der Zierrath des Kopfs des Löwens und der Widderhörner auf dem Kopfe der Minerva, des Herkules und des Jupiters Ammon scheint dem Verfasser daher zu kommen —

S. 24. folgert der V. weiter, daß ein solches Fell, und hernach selbst der Brustharnisch und der Schild Aegis sey benennt worden — Dies kann wohl seyn — S. 56. wird die Aegis mit dem Medusenkopfe andern Gottheiten, (welchen? nur dem Jupiter, der Venus und dem Mars auf Monumenten als Schild, und der Pallas als lorica) besonders der Pallas anstatt des Fells (wo?) und hernach das Schild (der Pallas niemals als Schild, sondern als *lorica*) beygelegt — Beweis? S. 28. zuerst ein Fell! weil im

Herkul. Museum eine Statue der Pallas eine Aegis d. i. ein Fell (Warum ein Fell? ist oben gesagt: zum Zeichen des Adels und Vorzugs) am Hals gebunden und über den Arm geworfen hat. (Diese Vorstellung ist also nach dem Geschmack der griech. Zeit, die ihre Vornehmen also vorstellten) — und nach S. 29. hat im Beger eine Gemme von Urtheil des Paris die Minerva ein ovales Schild, wo das rauhe, schuppichte Fell Falten wirft — Wenn der Verf. alte Monumente studirt hätte; so würde er nicht eine so falsche Folge (S. 30.) ziehen. — S. 31. irrt der Verfasser wider die ersten Vorstellungen von der Minerva vom Hesiodus, Homerus an, bis auf alle Röm. Dichter, wenn er glaubt, daß „die Aegis der Pallas ihr Schild sey. Denn kein einziger Dichter hat jemals das Schild der Pallas Aegis genannt, sondern allezeit Clypeus, sondern nur ihren Brustharnisch. Hesiodus (Schild des Herk.) v. 200. Αιγίδα τ' ἀμφ' ὤμοις h. e. lorica. Ovid. (Verw. VI, 78.) et sibi dat *clypeum* — defenditur *aegida pectus* — Virgil. l. c. u. s. w. bis auf den Martial. VII. Epig. 1.

Accipe belligerae crudum *thoraca Minervae*,
Ipsa Meduseae quem timet ira deae.
Dum vacat haec, Caesar, poterit *lorica* vocari;
Pectore cum sacro sederit, *Aegis* erit.

und auch auf den Monumenten, wenn die Aegis den Kaysern beygelegt wurde. Eine andere Aegis ist der Schild des Jupiters, der auch andern Göttern beygelegt wird, aber, so viel wir gefunden haben, auf Monumenten nur der Venus, Mars, Apollo. Minerva hat auch einen Schild, aber dieser heißt bey den Dichtern allezeit nur *Clypeus*, in der Stelle des Euripides beym V. S. 33. κυκλος, bey dem Ovid, Virgil u. s. *Clypeus*.

Was der V. bis S. 33. sagt, ist alles falsch: Servius hat das Epigramma des Martials im Sinne gehabt, und nichts, wie der V., erdichtet. S. 33. 34. sagt der Verfasser: „Man findet wohl keine Statue der alten Kayser, die „auf ihren Brustharnischen den Medusenkopf haben.„ — Wie kann der V. solche Dinge mit der Kennermine ohne Grund hinschreiben? Der oben angezogene Martial beweißt dies schon. Ueberhaupt alle Kayser, mit Brustharnischen gebildet, haben von der Schmeicheley der Künstler eine solche Aegis der Pallas mit dem Medusenkopfe. Ich will nur aus

Lip-

Lipperts Dactyliothek Mill. II. n. 581. vom August, num. 692. vom Domitianus, num. 804. vom Severus und num. 860. vom Constantin anführen.

S. 38. trägt Jupiter ein Fell auf dem linken Arm, wie Servius selbst sagt: Aegida i. e. pellem Amaltheae Caprae in sinistra Iupiter tenet. Aber warum eben das Ziegenfell? Nach S. 40. giebt die Mythologie keinem Gott oder Göttin eine Aegis, als eine ihnen eigne Sache — (Aber doch die Dichter? Ja! diese bösen Leute fingiren dem Verf. immer wider seine Hypothese: Wie aber die Künstler? diese sind nach S. 13. dem Verf. die ächten, reinen Lehrer der Mythologie? In Lipperts Dactyl. Mill. I. Num. 243. hat die Venus einen Schild mit dem Medusenkopfe. — Es sind noch mehrere Kunstwerke von andern Gottheiten vorhanden — aber genug!) —

Endlich kommt der V. S. 43. auf die Beleuchtung einzelner Stellen des Homer und Virgil. S. 44. Homer Il. *Β*. 446. giebt der Minerva eine Aegis; aber der Verf. ist noch zweifelhaft, ob es ein Schild oder Brustharnisch ist. — Aber Homer erklärt sich ja selst in der S. 47.) angeführten Stelle. Worzu nun das ganz unnütze Räsonnement bis S. 54.?

Ob nach S. 60. Jupiter seine Aegis, andern Göttern gegeben hat, oder wie sie zu derselben gekommen sind; kann der Rec. bey dem Stillschweigen der Schriftsteller nicht Auskunft geben. Genug! Apoll hat diesen Schild in der Hand, nach Homer. Il. O. v. 229. 308. — S. 59. läßt Homer den Jupiter mit der Aegis Sturm erregen und donnern. Virgil ahmt ihm nach, und mahlt Aen. 8. v. 35. das Bild aus; aber der V. legt S. 60. u. f. den Homer und Virgil falsch aus, weil sie wider seine Hypothese schreiben —

cum saepe nigrantem
Aegida *concuteret dextra* nimbosque cieret. —

Was kann dies anders heissen, als: Jupiter schlug mit der Rechten an seinen Schild Aegis (den er in der Linken hielt,) erschütterte sie, und erregte durch die Erschütterung Ungewitter? Aber S. 62. soll Virgil Unrecht haben, da alle Kunstwerke die Aegis dem Jupiter in die linke Hand geben. — S. 63. beschließt der Verf. mit der Stelle Virg. Aen. 8. 35. Er schmält wieder auf den Virgil, daß er die Aegis der Minerva vom Vulkan machen läßt, und etwas neues erdichtet. — Homer giebt ja die Aegis des Jupiters dem Vulkan in die

Ar=

Arbeit. — Aber welche Schwierigkeit! Vulkan macht ja nach der Mythologie alle Rüstungen der Götter, und also wohl auch den Brustharnisch der Minerva.

Gz.

Sancti Athenagorae Atheniensis philosophi Deprecationem, (vulgo legationem) pro Christianis edidit M. *Io. Gottlieb Lindner* R. scholae Arnstadiensis. Longosalissae, sumtibus Io. Chr. Martini, 19 Bogen in 8.

Sehr richtig zeiget der Herausgeber dieses griechischen Kirchenvaters in der Vorrede den Nutzen an, welchen man vom Lesen der Kirchenväter und besonders der Apologeten unter ihnen haben könne. Man muß sie nicht lesen, um die Sprache, oder auch noch in unsern Zeiten brauchbare Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion aus ihnen zu lernen; sondern ihr Nutzen geht vorzüglich auf die Geschichte der christlichen Religion, auf Mythologie, heilige und profan Kritick, und denn auch mit auf den Reichthum und Gebrauch der Sprache. Dieses Urtheil wird durch den Athenagoras vollkommen bestätiget, einen in seiner Schreibart rauhen und unangenehmen Schriftsteller, dem die Vertheydigung der Christen gegen die Vorwürfe, welche die Heyden ihnen in Ansehung ihres Lebens machten, glücklich von Statten geht, — wozu nicht viele Geschicklichkeit erfordert wurde — der aber, wenn er die Glaubenslehren der Christen erkläret und vertheydiget, oder die Lehrsätze der Heyden widerlegt, oft erbärmlich räsonniret. Indeß verdient er aus den angeführten Ursachen doch noch immer einmal gelesen zu werden.

Ohne Uebersetzung ist der Text aus der Oxforder Ausgabe vom J. 1706., nur mit sehr wenigen Veränderungen nach Handschriften abgedrucket. Die wichtigsten Varianten aus zwey Bodleyanischen und einem Etonnensischen Manuskripte, Gesners, H. Stephanus, Suffridus, Petri's u. a. Lesarten und Konjecturen sind beygefüget. Die Anmerkungen erklären die Sachen und die Sprache des Schriftstellers. Der griechische Index enthält nur seltene Wörter oder solche, die in nicht ganz gewöhnlicher Bedeutung gebraucht sind.

Es sind auch schon herausgekommen

M. Io.

M. *Io. Gottlieb Lindneri* Curae Posteriores in Athenagorae Deprecationem pro Christianis. Longosalissae, 1775. apud Io. Christian. Martini, 1½ in 8.

Der Herausg. hatte des Benedictiner Mönchs Marans Ausgabe des Athenagoras nicht gebrauchen können. Jetzt setzt ihn des Hofr. Heyne Gefälligkeit in den Stand, daß er das wichtigste daraus, nebst einigen wenigen andern Anmerkungen nachholen kann.

M. T. Ciceronis libri III. de officiis ad Marcum filium. Des M. T. Cicero drey Bücher von den Pflichten an seinen Sohn Markus. Mit nützlichen Anmerkungen erläutert, zum Gebrauche der lateinischen Schulen. Augsburg, verlegts Matthäus Rieger und Söhne, 1774. 451 S. in 8.

Würde nicht in der Vorrede Heinzes Uebersetzung dieser Bücher gedacht, so könnte man dieses Werk für eine alte verlegene Waare halten. Denn daß in unsern Zeiten zu Augsburg solche Anmerkungen zum Gebrauche der lateinischen Schulen haben neu herauskommen können, das sollte man fast für etwas unglaubliches halten. Man urtheile von ihrem Werthe nach einer Probe.

1 Quamquam te, Marce fili, 2 annum jam audientem 3 Cratippum, 4 idque Athenis, 5 abundare oportet praeceptis, institutisque philosophiae, propter summam 6 et Doctoris auctoritatem et urbis: cet.

1. Man löse es so auf, und der ganze Satz wird leicht zu verstehen seyn. Quamquam te, qui per annum Athenis Cratippum audis, abundare oportet praeceptis etc. 2. Es ist nothwendig und zugleich auch zierlich, daß man sich öfter der Mittelwörter (Participien) bediene, um die Weitläufigkeit, und Dunkelheit in einer Rede zu verhüten, in welche man aus Abgang dieser Zierlichkeit verfallen würde. 3. Kratippus war dazumal einer der berühmtesten Weltweisen, und ein besonderer Freund des Cicero. Er ward zu Mytilene auf der Insel Lesbus, wo er auch anfänglich, bis er nach Athen gieng, gelehret hat. 4. idque anstatt et quidem ist zierlich. Man sagt also vir est isque eruditus. Er ist ein belesener Mann. Athen war eine der berühmtesten

Städ-

Städte in Griechenland, und ehemals ein Wohnplatz der Gelehrsamkeit, und weiser Leute. Allda war eine hohe Schule, in welche die Römer ihre Kinder zu schicken pflogen. Sie wurde die Studierstube vom Griechenlande genennet. 5. Mit dem Worte abundat hat sich Cicero gut ausgedrückt, und abundat praeceptis heißt eigentlich, es fehlt ihm an Lehrsätze, an Unterrichte nicht. Da ein anderer schlechterding würde gemacht haben. Multa praecepta habet. 6. Es ist oft gar zierlich, wenn ein Hauptwort (in der Redekunst ist es eine Figur, die Syncíosis heißt) unter einer Verständniß zu mehreren Hauptwörtern, so in einem gleichen Falle stehen, gezogen wird, um eine zierliche und klare Kürze zu gewinnen; eben so ist es mit den Zeitwörtern. Cicero hat dieses bey dem Worte auctoritas sehr wohl beobachtet.

Nicht wahr? so etwas hätte man im Jahre 1774 nicht erwartet. Doch noch eine Anmerkung zu den bald darauf vorkommnenden Worten: quam quidem ad rem nos ut videmur eet. „Hier, heißt es, sind drey Stücke zu merken. Erstens. daß das Wörtlein quidem öfter vom Cicero „im Latein gesetzet werde, ohne daß es auch im Deutschen „müsse erkläret werden. Zweytens die schöne Setzung, wo„bey überhaupt zu merken ist, daß die Setzung in der latei„nischen Sprache desto zierlicher werde, je mehr man von der „deutschen grammatikalischen Ordnung, ohne in eine Dun„kelheit zu verfallen, abweicht. Man wird aber eine schöne „Setzung leichter* durch emsiges Lesen klaßischer Skribenten, „als durch viele Regeln erlernen.„ Das dritte Stück hat der Anmerkungenmacher vergessen, gewiß, zum unersetzlichen Schaden der lateinischen Schulen, wofern nicht bald eine neue Auflage von dem Buche veranstaltet wird, in welcher das fehlende dritte Stück hinzugesetzet wird.

K.

---

11. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Beweis, daß die beyden Rittergüter: Herrngosserstedt und Burgholzhausen jederzeit von verschiedenen Marschall'schen Geschlechtslinien besessen worden,

den, mithin niemals zusammen gehört und mit einander ein Ganzes ausgemachet haben, aus noch größten Theils ungedruckten Urkunden geführet von Joh. Ehrenfried Böhme, 1775. gr. 4. 28 Seiten und 48 Seiten Urkunden.

Was die Litteratur bey dieser Schrift für ein Interesse hat? Nicht nur die Geschichte von Deutschland, besonders aber die sogenannte Reichshistorie sondern auch ein wichtiger Theil unsers Staatsrechts, das Jus privatum principum, gewinnt unfehlbar dabey; es wird in einer und nicht ermüdenden Schreibart theils mit diplomatischer Treue, theils durch die ungezwungensten Operationen der menschlichen Vernunft, die Wahrheit zum Anschauen gebracht, daß in den vorigen Jahrhunderten die Güter des niedern wie des hohen, des Landsäßigen wie des Reichsfreyen Adels die Regul der Theilung für sich gehabt und die Gemeinschaft allezeit Ausnahme gewesen. Man braucht auch nur die auf Fakta gegründete Wahrheiten damit zu verbinden, daß ehe das französische appanagen-Recht mit andern französischen Moden in Deutschland sich eingeschlichen, ausser dem der goldenen Bulle gemäßen Vorzuge der weltlichen Churfürsten, weder Fürst noch Graf, noch Freyherr, noch Ritter etwas von dem Erstgeburtsrechte wußte; wo sollten auch sonst die vielen Linien der heutigen Fürstlichen, Gräflichen und Freyherrl. Häuser hergekommen seyn? So wie in den Häusern des hohen Adels die Gemeinschaft etwas ausserordentliches war, das durch Ganerbschaften, Erbverbrüderungen und andere ähnliche Verträge festgestellt werden mußte, eben so war sie es auch bey dem Landsäßigen Adel, wo die Majorat-Güter, Seniorate, Fideikommisse, Vorschickungen rc. und was für Arten des Besitzes es sonst noch gegeben haben mag, die von der Theilung abweichen und auf eine Gemeinschaft hinauslaufen, nie vermuthet, sondern allezeit bewiesen werden mußten, wie denn auch noch in diesem Jahrhundert selbst bey dem hohen Adel an den Reichsgerichten besonders in den Gräflichen Häusern mehr für die Theilung als für die Gemeinschaft und Erstgeburt zumal in Succeßionsfällen gesprochen worden. H. Böhme hat also durch seinen Fleiß und durch seine Urtheilskraft demjenigen Theile der deutschen Hauspublicisten einen guten Dienst erweisen, welche gegen die Ausdehnung der Erstgeburts-

und Alleinregierungsrechte, die Theilbarkeit und das paragium zu vertheydigen haben.

Gl.

Briefe eines Italiäners, über eine im Jahre 1755. angestellte Reise nach Spanien. Nebst einem Verzeichnisse der vornehmsten auf dieser Reise angetroffenen Gemählde. Aus der französischen Uebersetzung des P. Livoy. Leipzig im Schwickertschen Verlage, 1774. 17½ Bogen in gr. 8.

Diese Briefe sind nicht übel geschrieben, die Nachrichten von den Gemählden sind aber das wichtigste, denn die Nachrichten von Städten, Menschen und Sitten, enthalten meistens sehr bekannte Sachen. Die Uebersetzung sieht völlig so aus, als ob sie aus der Fabrick käme. Der französische Uebersetzer mag schon das italienische Original nicht verstanden haben, der Deutsche verstehet zuweilen wieder den Franzosen nicht, und versteht sich gar nicht auf die gute Schreibart. Er construiret zuweilen so seltsam, daß er oft blos dadurch unverständlich wird. Z. B. S. 10. bey einem Sturme: „Der einzige Held unter uns war der Gesandte, der die bevorstehende Gefahr mit großmüthiger Verachtung ansahe, „und diejenigen mit dem Tone eines Unerschrockenen bestrafte; „die vor Furcht Paternoster murmelten; gleich als ob keine „Gefahr da wäre.„ Dabey ist er in den gemeinsten Dingen unwissend z. B. S. 21. „Gezelte mit gemahlter Leinwand auf indianischer Art gezieret.„ anstatt Zitze. die hier verarbeitet werden, anstatt verfertigt werden. S. 40. „Der Sacristirer sparte das Läuten nicht, anstatt Küster, „(Sacristain.) Von der Baukunst und von Kunstsachen überhaupt, weis er gar nichts. Was ist z. B. S. 198. eine „Brücke, welche zwey Bogengänge in der Form von Thorwegen hat.„ Vermuthlich steht im französischen portique: S. 201. „Inwendig gehen rings umher bedeckte Gallerien, „die ein großes majestätisches Ansehen haben, und ein Viereck „von toskanischer Ordnung ausmachen. Von aussen hat es „(also das Viereck von toskanischer Ordnung) eine prächtige „Fazade, mit Statuen und Frisen geziert; sie (also die Fazcade) ist von korinthischer und zusammengesetzter Ordnung, und vorn ist ein ansehnlicher Platz.„ Kann wohl eine Beschreibung verwirrter geschrieben, und mit weniger

nigen Kenntniß der Sache abgefaßt seyn. Kein Theil derselben paßt auf den andern, durch die Unwissenheit des elenden Uebersetzers.

Em.

Wilhelm Albert Bachiene, öffentl. Lehrers der Geograph. und Astronomie und Prediger zu Mastricht rc. Historische und geographische Beschreibung von Palästina, nach seinem ehemaligen und gegenwärtigen Zustand. Nebst 3. dazu gehörigen Landcharten. Aus dem Holländischen übersetzt, mit Anmerkungen begleitet und mit einem Register versehen von Gottfr. Arnold Maas, Conrect. des Königl. Gymnas. zu Cleve. Des II. Theils IVter und letzter Band. Cleve und Leipz. verlegts G. C. B. Hofmann, 1775. 1 Alph. 5 Bogen mit Einschluß des Registers, in 8.

Ohne Absicht, ein Recensenten-Compliment zu machen, wünschen wir uns und allen Freunden der Schrift, und der biblischen Geographie insbesondre, zu der Vollendung eines Werks Glück, das durch und durch das Gepräge des sorgfältigsten Fleisses hat, und so manche neue Aufschlüsse zu dem Verstand vieler Schriftstellen und in den Zusammenhang der Begebenheiten der biblischen Geschichte enthält. Dieser letzte Band liefert die Beschreibung von Galiläa und den jenseits des Jordans gelegenen Provinzen, Peräa, Batanäa, Gaulonitis, Dekapolis, Ituräa und Trachonitis. Wer sich erinnert, daß Christus seine meiste Lebenszeit in Galiläa zugebracht und daselbst die meisten Wunder gethan habe, daß er in einer Galiläischen Stadt erzogen worden, und in einer andern, von dem 30ten Jahre an seinen ordentlichen Aufenthalt gehabt habe, wird sich leicht vorstellen können, wie viel Lesenswürdiges der V. zu sagen und wie vieles Licht er auf die Lebensgeschichte Jesu zu werfen Gelegenheit gehabt habe. Es ist dies, unsers Erachtens, des V. vornehmstes und ihm ganz eigenes Verdienst, daß er durch die gesammelten geographischen und historischen Umstände von einem Land oder Ort, die Schriftstellen, die dessen erwähnen, in ein oft ganz unerwartetes Licht setzt. So wird z. B. der Vorwurf, der dem Apostel

stel Petrus gemacht wurde: Du bist auch ein Galiläer, denn deine Sprache verräth dich, und die Befremdung der Juden am Pfingstfest: sind sie nicht alle, die da reden, Galiläer, wie hören wir denn ein jeglicher seine Sprache reden? weit begreiflicher, wenn man liest, was der V. in dem Cap. von Galiläa überhaupt von der verdorbnen Aussprache der Galiläer sagt, die durch ihre Lage an der Gränze, und durch die Einmischung so vieler fremden Einwohner bewürkt wurde. Auch empfehlen wir als ein Beyspiel seiner Geschicklichkeit in Erklärung geographischer Stellen, das was er über Jos. 3, 16. S. 348. von dem Durchgang der Israeliten durch den Jordan sagt, ingleichen den Zusammenhang, in den er die Begebenheiten von Gabes setzt S. 369. Vorzüglich fleißig ist auch der §. von Capernaum ausgearbeitet, zu kurz aber der von Endor, und weder der V. noch sein Uebersetzer sagen, wider ihre Gewohnheit, etwas zur Erläuterung der Geschichte von der dasigen Zauberin. Getrauten sie sich etwan nicht, unter den verschiedenen Erklärungsarten zu entscheiden? Auch wird bey Tiberias nichts von der dasigen hohen Schule und den Masorethen gesagt. Bey Nazareth nimmt er zwar zu Hebung der Schwierigkeit, die durch Matth. 2, 23. verursacht wird, die gewöhnl. Meynung an, doch wird sie durch seine Paraphrase in ein neues Licht gesetzt, so daß sie sich immer noch mehr empfiehlt, als das was der Uebers. in einer verbessernden Anmerkung sagt.

Das Verdienst des Uebersetzers ist bey diesem Werke ausser Streit: ohne ihn würden nur wenige dieses nutzbare Werk brauchen können: seine Anmerkungen sind niemals überflüßig; sie ergänzen, erweitern oder verbessern von Ort zu Ort die Nachrichten des V. aus neuern Reisebeschreibungen: man sieht es ihm an, daß es ihm ein Ernst gewesen ist, sich mit der Sache selbst, von der er übersetzen wollte, mit allen Quellen und Hülfsmitteln der biblischen Geographie bekannt zu machen, ehe er eine Uebersetzung derselben übernahm. Nur einige wenige Stellen, die uns beym Lesen aufgestoßen sind, mögen zum Beweis dienen, daß wir keine wichtigere Flecken bemerkt haben: beäugen S. 49. 83. 186. für, in Gedanken, im Sinn haben, scheint uns provincial: wir würden nicht sagen: die Handlungen der Kirchenversammlungen, (acta conciliorum) unterschreiben. S. 210. 317. 375. Man sagt nicht: eine gebombardirte Stadt S. 219. auch nicht: ein Unheil überkam der Stadt, S. 367.

II. Herrn

Herrn Bourret Schilderung seiner Reise nach den Savoyischen Eisgebirgen. Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen und Zusätzen. Erster und zweyter Theil. Gotha, bey Ettinger, in gr. 8. 13 Bogen.

Mahlerische Reise nach den Eisbergen und Gletschern von Savoyen im Jahr 1772. angestellt von Herrn B. * * Aus dem Französischen übersetzt. Nürnberg, bey Bauer, 1775. 15 Bogen in kl. 8.

Zwo zu gleicher Zeit erschienene Uebersetzungen von einerley Buche, das unter dem Titel: Voyage pittoresque aux glaciéres de Savoye, par Mr. B * * zu Genf in Duodez gedruckt ist. Ob es wirklich von Bourrit (denn so heißt er eigentlich, und nicht Bourret) herrührt, dem es der Gothaische Uebersetzer zuschreibt, ist vielleicht noch nicht gewiß; wir hätten wenigstens von Bourrit etwas erheblicheres erwartet.

Das Buch selbst ist eine poetisch abgefaßte (malerisch nennt sie der Verf.) Beschreibung einer kleinen Reise nach einer Gegend, die zumal den Physiker sehr intereßiren muß. Aber der Physiker findet hier nicht eben was er sucht; die Reise ist indessen so beschrieben, daß sie den größten Theil der Leser wenigstens amusiren, vielleicht auch mit unter belehren kann.

Die Gothaische Uebersetzung läßt sich ungleich besser lesen als die Nürnberger, die manchmal zu sehr nach dem Französischen schmeckt und ziemlich steif ist. Aber Lions le Saunier, ein in der Franche Comté gelegenes Salzwerk, kennt der Nürnberger Uebersetzer besser als der Gothaische, der einen Salzsieder, Namens Lions daraus macht, S. 72. mit einigem Zweifel, ob von einem Manne oder einem Orte die Rede ist.

Tz.

Hrn. Mignots, Abts zu Scellieres und Ehrenmitgliedes des hohen Raths, Geschichte des Ottomanischen Reiches, von seinem Ursprunge bis zum Belgradischen Frieden im Jahr 1740. Aus dem

Französischen übersetzt. — Mietau und Leipz. J. Fr. Hinz 1774. 8. Band I. 686 S. B. II. 636 S. B. III. 518 S.

Die Sache genau genommen, lieget uns nichts weiter ob, als unsern Lesern anzuzeigen, daß Hr. M. Johann Gottfr. Wachsmuth, Archidiaconus in Kemberg, die Ottomanische (Os- oder Othmanische) Geschichte des Abt Mignots aus dem Französischen übersetzet habe, und daß wir durch Gegeneinanderhaltung des Originals und der Uebersetzung gefunden, daß der Dolmetscher seinem Schriftsteller treu geblieben sey, oder nicht, daß er ängstlich und bey aller Treue schlecht, oder zugleich mit Geschmack und Anmuth, wie es einem der Sache und beyder Sprachen kundigen Manne zukommt, übersetzet habe? Unterdessen da das Buch nimmehr halb zu deutscher Waare geworden ist, so wollen wir, ohne jedoch auszuschweifen, sie nicht blos nach dem äusserlichen oder der Sprache, sondern zugleich nach ihrem innern Werthe beurtheilen. Wer sie kaufen will, fragt nicht blos, wo ist sie verfertiget, und was hat sie für eine Farbe, sondern es ist ihm daran gelegen, zu wissen, wie das Zeug beschaffen sey.

Der V. hat selbst keine Kenntniß der Morgenländischen Sprachen besessen; dies bekennet er in seiner Vorr. S. 4. selbst, mit unverstellter Aufrichtigkeit. Unbillig aber würde es seyn, sein Werk darum ohne weitere Prüfung zu verwerfen; nicht, als wenn wir zweifelten, daß es allerdings ein großer Vortheil für jeden Geschichtschreiber sey, wenn er die Schriftsteller der Nation, deren Geschichte er beschreiben will, selbst lesen kann oder gelesen hat; sondern weil er ohne diese Kenntniß, dennoch viel nützliches, auch selbst manches unbekannte, durch andere Wege entdecket und erfahren haben kann. Der V. führet alle Quellen, die er gebrauchet hat, namentlich an. Die bereits gebrauchten, aus welchen kurz vor ihm noch, sein Landesmann, Hr. de la Croix eine Osmanische Geschichte zusammen geschrieben hat, wollen wir gar nicht erwähnen: der V. versichert, daß er ausser diesen, ganz unerwartete und vorhin noch nicht genutzte Hülfsmittel gefunden habe, durch die er hauptsächlich zu dem Entschluße gebracht worden sey, dieses Werk zu unternehmen. Diese müssen wir unsern Lesern anzeigen. Erstlich hat der V. das Glück gehabt, den Mangel eigner Kenntniß der Morgenländischen Sprachen und Schriftsteller, durch die Gefälligkeit des Hrn. Cardonne zu ersetzen. Dieser Dolmetscher des Königs von Frankreich in

den

den Morgenländischen Sprachen, dessen Belesenheit in Arabischen Schriftstellern bekannt ist, hat sich die Mühe genommen, die wichtigsten Stellen der Türkischen Geschichtschreiber, welche mit dem J. Chr. 1594 anfangen und sich mit dem J. 1727 endigen, nemlich des Naima (nicht Nâmna) Effendi, des Raschid Effendi und des Tschelebi Zadé, zu übersetzen, und dem V. seine Handschrift zum Gebrauche mitzutheilen. Zweytens sind ihm aus der Königlichen Bibliothek zu Paris, deren Reichthum an Morgenländischen Handschriften so groß ist, verschiedene andere Uebersetzungen Türkischer Schriftsteller anvertrauet worden. Ferner hat ihm der Baron von Tott, welcher von dem König in Frankreich an die Pforte abgeschicket worden war, diejenigen Anmerkungen, die er selbst bey seinen 15jährigen Aufenthalt und bey seiner grossen Kenntniß der Türkischen Sprache gemacht hatte, überlassen. Endlich ist ausser allen diesen Hülfsmitteln dem V. noch dieses zu Statten gekommen, daß ihm der Herzog von Choiseul die Freyheit ertheilet hat, das Archiv ausländischer Affairen zu durchsuchen. Dieses Archiv enthält die vollständige Correspondenz der Gesandten an dem Türkischen Hofe seit 200 Jahren. Der V. versichert, daß in diesen Handschriften, die umständlichsten, wichtigsten und unverdächtigsten Erzählungen enthalten sind, indem die Gesandten durch Geschicklichkeit und Geld bis in das Cabinet der Wesirs eingedrungen wären, und alles genau und ununterbrochen niedergeschrieben und an ihren Hof berichtet hätten. Seinem langen und mühsamen Aufenthalt in diesem Archive schreibet der V. mehr als allen andern Hülfsmitteln zu.

Die Einrichtung des Werks ist diese. Voraus schicket der V. eine Abhandlung über das Leben des Mahommeds und über die Geschichte der Khalifen, als seiner Nachfolger. Hernach folget die Historie der Osmanischen Kaiser, nach den einzelnen Regierungen, von Osman I., bis auf Mahammed V., und zwar bis zum Belgrader Frieden 1740. den Beschluß machet eine Abhandlung von den Staatseinkünften und von der Regierungsart der Türken.

Den gebrauchten Quellen und Hülfsmitteln nach zu urtheilen, konnte es dem V. nicht fehlen, vieles in der Geschichte des Osmanischen Reichs richtiger, als vorhin, zu erzählen, auch allenfalls manches, das seinen Vorgängern verborgen geblieben war, zuerst bekannt zu machen. Allein wir müssen gestehen, daß wir nichts dergleichen, das beträchtlich geschienen hätte, gefunden haben. In der alten Türkischen

Geschichte war dergleichen gar nicht zu vermuthen, es ist also auch kein Tadel, wenn der V. diesen Theil der Historie unberühret gelassen hat, so wie wir ihn würklich gefunden haben. Denn die vorläufige Abhandlung über das Leben Mahommeds und die Regierung der Khalifen, enthält die allertrivialsten Anmerkungen und Erzählungen, welche der Verf. zum zwanzigstenmal wiederhohlet hat: die darauf folgende Geschichte der Osmanischen Kaiser ist umständlich und unterhaltend, aber nicht besser, als von andern, erzählet. Mit dem 16ten Jahrhundert hoben die neuen Quellen an, welche der V. gebraucht haben will. Von da an also hatten wir, wie jeder Leser, das Recht, vollständigere, richtigere und neue, vorhin unbekannte Nachrichten, von dem V. zu erwarten und zu fordern. Wir haben, um von diesen Acquisitionen versichert zu werden, eine Probe gemachet, die der V. selbst gelind nennen muß. Des Hrn. de la Croix sein ähnliches Werk ist seinem Werthe nach bekannt. Die Quellen, daraus es geflossen ist, haben jedem andern offen gestanden, und durch critische Recherchen hat Hr. la Croix sich nicht den höchsten Ruhm erworben. Nach einem solchen Werke geprüfet oder damit verglichen zu werden, kann keinen spätern Schriftsteller grausam scheinen. Wir haben einige Leben aus dem 17. Jahrhunderte durchgelesen, erst nach dem de la Croix, hernach nach dem Abt Mignot. Neues haben wir gar nicht gefunden; das heißt, keine Begebenheiten, welche nur Mignot allein erzählet, hingegen de la Croix gar nicht erwähnet hätte. Der einzige Unterschied zwischen beyden, der uns merklich war, bestand darin, daß oft Mignot mit mehr Umständen, Hr. de la Croix aber kürzer erzählet, daß dieser oft zusammen gezogen, jener aber nach Umständen beschrieben hat. Aber daß wir auf Stellen gestoßen seyn sollten, die von dem gerühmten Gebrauche ganz neuer Quellen gezeuget haben sollten, das können wir mit Ueberzeugung nicht behaupten. Es ist möglich, daß wir diejenige Leben zufälliger Weise nicht gelesen haben, welche sichtbarere Spuren enthalten mochten: einige aber, die wir würklich mit Aufmerksamkeit durchgelesen und mit dem de la Croix verglichen haben, haben unsere Erwartung betrogen, und eben dadurch uns abgeschrecket, weitere Prüfungen anzustellen. Das Leben Ibrahims können wir namentlich anführen. Auch selbst die Regierung des letztern Kaisers, welche diese Geschichte beschließet, Mahommed V. darin wir am gewissesten manche geheime Triebfedern der Staatsbegebenheiten zu entdecken vermeinten, hat durch

der Hrn Abt Mignot vielversprechende Bemühung und dessen Durchsuchung geheimer Nachrichten in den Französischen Archiven, nichts beträchtliches gewonnen. Einigemal giebt er sich die Mine, als habe er die Excerpten aus den angeführten Türkischen Annalisten, ingleichen das Tagebuch des Bar. von Tott genutzet: allein am Ende findet sich entweder das nemliche auch im Ricaut, Cantimir u. s. w. was er aus den Depeschen der Französischen Ambassadeurs genommen haben will, oder es sind so unbedeutende Anecdötchen, daß man sie gar nicht als etwas eigenthümliches erwähnen darf, ohne den V. zu beschämen. Man lese z. B. Th. II. S. 355. Laß am Ende auch seyn, daß der V. viel neues und interessirtes erzählet hätte, welches er doch nicht thut, worzu würde es helfen, da der V. gar nicht dafür gesorgt hat, sich und seinen Nachrichten Glaubwürdigkeit zu verschaffen? Er erzählet seine Geschichte, wie man siehet, mehr zum Zeitvertreib und zu einer nützlichen Unterhaltung, folglich Romanenmäßig, nicht aber mit der Sorgfalt eines kritischen Geschichtschreibers. Würde also auch gleich etwas vorhin unbekanntes mit durchgelaufen seyn, so wüste doch niemand, ob, und wem man solches eigentlich zuglauben soll? Denn sich so allgemein, als Hr. M. thut, auf Archive und Excerpten berufen, das weis man wol, wie viel darauf zu bauen sey. Voltaire hat es uns gelehret, der auch Urkunden unter den Händen gehabt hat. Solche Nachrichten und Archivurkunden, dergleichen die Suite der Journale der Französischen Gesandten sind, hätten erst durch die Hände eines Köhlers oder Mascovs, oder Reiske blos excerpiret werden müssen. Dergleichen Gelehrten hätte man die Urkunde, die den anhaltendsten Fleiß überschwenglich belohnet und durch die reichste Ausbeute vergolten haben würde, erst unter die Hände geben müssen, damit sie als ächte und kritische Geschichtsgelehrte, Facta daraus hätten heraussuchen, und mit den Worten der Urkunde selbst oder durch eine eigene Urkundensammlung bekräftigen können. Alsdenn hätte immerhin Hr. M. und jeder andere flüchtige Franzose ein Buch, wie das gegenwärtige, das doch am Ende nur die Stelle eines Romans vertreten soll, schreiben mögen. Aber sich erst viele Wochen in ein Archiv sperren lassen, und am Ende ein Buch für Damen schreiben, das ist wahrlich der Gnade nicht würdig gewesen, die der Herzog von Choiseul dem V. hat widerfahren lassen. Die wahre, ächte Geschichte, und deren Glaubwürdigkeit ist auch nicht um ein Jota dadurch bereichert worden.

Da wir uns einmal des Hrn. de la Croix Geschichte des Osmanischen Reiches zum Probierstein gewählt haben, wornach wir diesen neuen Geschichtschreiber prüfen wollten, so wird es für unsere Leser nützlich seyn, hier noch anzuzeigen, daß der erstere, und zumal nach der deutschen Uebersetzung, durchgehends sehr beträchtliche Vorzüge vor dem letzteren behaupte, und daß derjenige, welcher unter diesen beyden Büchern das beste und brauchbarste zu wählen gesonnen ist, sich das erstere kaufen müsse. Die Vorzüge des de la Croix bestehen hierin: 1) Er hat eine genaue Zeitrechnung, und verschaffet seinen Lesern zugleich Gelegenheit, gleichzeitige asiatische Reiche, deren Geschichte in die Osmanische einen Einfluß hatte, kennen zu lernen. In der vorläufigen Abhandlung, welche die Geschichte der Khalifen enthält, zeigt sich zwar bisweilen eine verlohrne Jahrzal, aber im ganzen ist die Zeitrechnung fast ganz vergessen worden. In der folgenden Osmanischen Geschichte ist mehr darauf geachtet worden, aber allemal weniger als in dem Deutschen de la Croix, auch nicht mit gleicher Erleichterung für den Leser. 2) Einen eben so großen, oder vielleicht noch beträchtlichern Vorzug behauptet die Geschichte des Hrn. de la Croix darin, daß er durchgehends mehr Statistik verbunden hat. Wer da weis, wie viel die Kenntniß der Sitten, der Gebräuche, der ganzen Staatsverfassung, der Religion und geistlichen Anstalten oder Personen beyträget, um die Historie einer Nation leichter und pragmatischer, Theils zu erzählen, Theils auch zu verstehen, der muß gleich nach la Croix greifen und Mignot weglegen. Denn dieser setzet dieses alles voraus, was jener auf eine sehr lehrreiche und unterhaltende Art an verschiedenen guten Orten seines Buches einzuschalten gewußt hat. Mignot läßt daher seine Leser, wenn sie noch nicht des Türkischen Staats kundig sind, in Finsterniß und Verwirrung, dahingegen jener überall lichtvoll ist. Der Leser glaube ja nicht, daß durch die dem dritten Theil, als ein Anhang, beygefügte Abhandlung über die Beschaffenheit der Staatseinkünfte und der Regierungsart des Osmanischen Hofes, etwa ersetzet worden sey, was wir vermissen. Diese Abhandlung ist so unbestimmt und unzureichend abgefasset, enthält auch lauter so bekannte Dinge, daß wir uns wundern, wie sie der V. habe schreiben können. Die Nachricht von den Einkünften und Ausgaben des Türkischen Hofes, welche Hr. de la Croix Th. II. S. 254-266 aus dem Marsigli, als einen Excursum eingeschaltet hat, will ungleich mehr sagen. 3)

Der

Der Vorzug, welcher in einer richtigen Schreibart der Morgenländischen Namen zu suchen ist, wird unsern Lesern von selbst einfallen. Auf diesen muste freylich Hr. Mignot schlechterdings Verzicht thun, da er ganz ohnverholen das Bekenntniß seiner Unwissenheit der Morgenländischen Sprachen abgeleget hat. Desto schätzbarer aber ist das Verdienst des Hrn. Prof. Schulze, das er sich um den deutschen de la Croix gemachet hat, indem er fast zu ängstlich auf die Orientalische Rechtschreibung gesehen hat. 4) Andere Erleichterungen für das Gedächtniß eines jeden Lesers, und insonderheit für unorientalische Leser, wollen wir gar nicht anführen, da sie jedem sichbar werden müssen, der nur flüchtig beyderley Werke durchblättern will.

Wir haben eine Uebersetzung angezeiget, ohne noch von dem Uebersetzer und dessen Verdienste etwas zu sagen. In Wahrheit läßt sich auch davon nicht vieles sagen. Der Hauptfehler, den Hr. Wachsmuth begangen hat, bestehet darin, daß er ein Werk übersetzt hat, welches ganz entbehrlich war, das jedermann für schlechter erkennen muß, als das ist, was wir schon hatten. Im übrigen ist er der Pflicht eines Uebersetzers im genauesten Verstande treu geblieben. Er hat nicht das gethan, was Schulze, nicht geprüfet, berichtiget oder erläutert, sondern blos verdeutschet. Die Uebersetzung an sich läßt sich recht gut lesen, und drucket das Original richtig aus. Doch sind auch Stellen vorgekommen, die wir unverständlich fanden, wo wir das Original zu Hülfe nehmen musten. Wir wollen einige nur anführen. Th. II. S. 350. sollten die Worte: le Grand Seigneur dont l'avarice et l'inquietude étoient extrêmes, retourna dans sa capitale, laissant à Adrianople cette Soldatesque *indocile*, wol nicht so ängstlich übersetzet worden seyn: der Großherr — ließ diese ungelehrige Soldateske zu Adrianopel. Der Deutsche nennt dieß nicht ungelehrig, sondern widerspenstig, der keine Vorstellung annimmt. Eben so wenig trift S. 351 die Uebersetzung: die Schwürigkeit muste einen Willen reitzen, der gewohnt war, das man ihm zuvorkam; den Sinn des Französischen *il falloit, que la difficulté excitât une volonté, accoutumée* à être prévenue. Unter die Beyspiele einer allzuängstlichen Uebersetzung gehöret es auch, daß Hr. W. S. 6. der Vorr. des Verf., le dépôt des affaires étrangeres immer durch Behältniß der Ausl. Aff. ausdrucket. Der Deutsche denket an nichts anders, als an einen Schrank; und alsdann muß es jedem poßierlich vorkommen, wenn man

 einen

einem langwierigen Aufenthalte in diesem Behältnisse gesprochen wird. — Daß Th. II. S. 322 Grosherzog (von Rußland) für Grosfürst stehet, rechnen wir so gern und billig unter die Druckfehler, als Th. I. S. 7. wo Anfang an statt Umfang stehet.

Herrn Nikolaus Rytschkow kaiserl. rußischen Capitains Tagebuch über seine Reise durch verschiedene Provinzen des rußischen Reichs in den Jahren 1769. 1770. und 1771. Aus dem Rußischen übersetzt von M. Christian Heinrich Hase, der weimarischroßlaischen Superintendur und der jenaisch. philos. Facult. Adjunkt, Pastor zu Stadt-Sulza. Riga, bey Joh. Joh. Fried. Hartknoch, 1774. 424 Seiten in 8.

Das weitläuftige rußische Reich ist sonderlich in Ansehung der entlegnern Provinzen, nicht etwa blos den Ausländern, nein selbst den erfahrensten Russen, die in der Residenz nicht ausgenommen, noch immer viel zu wenig bekannt. Nach einer vollständigen Liste aller darzu gehörenden Städte, Flecken, Ströme u. d. gl. würde man bey jedem Kollegium in Petersburg vergeblich fragen. Etliche Gouverneurs und Wojewoden haben von ihren Distrikten Charten, die sie so lange für richtig halten müssen, bis ein Ungefähr oder eine angestellte Untersuchung, deren Unrichtigkeit entdeckt. Und solche Charten suchen sie nebst ihrer genauern Kenntniß wohl gar aus Gründen, über die wir uns nicht einlassen mögen, sorgfältig geheim zu halten. An Orten wo man Charten und Nachrichten wenigstens vom größten Theil des Reichs vermuthen kann, fällt es oft schwer, sie in den Archiven aufzufinden; und wenn man sie findet, ist deren Richtigkeit noch manchen Zweifeln unterworfen. Was Wunder, wenn sich in etlichen bey der Akad. d. Wiss. zu Petersburg herausgekommenen neuen Charten Mängel finden? oder, wenn einem Befehlshaber Aufträge geschehen, die er nicht genau befolgen kann, weil er sonst ein angränzendes fremdes Gebiet betreten müßte? Mit Vorbeygehung erläuternder Beyspiele gedenken wir nur eines Vorfalls in Lappland, wo in einem auf der vorhandenen Charte angezeigten Flecken, der Durchgang der Venus sollte beobachtet werden. Es fragte sich, ob für die Be=

Beobachter hinlängliche Bequemlichkeit anzutreffen sey. Der befragte Gouverneur konnte keine Nachricht ertheilen; ein ausgeschicktes Kommando, das mit mehrern Recht als jene Gesandten beym Virgil, sagen konnte:

— — iter emensi casus superavimus omnes

brachte nach langen Suchen die Versicherung, daß der Ort gar nicht zum rußischen Antheil gehöre. Um entlegene, wenig beträchtliche und von hin- und herziehenden Völkern bewohnte Gegenden hat man sich bisher noch nicht sattsam bekümmern können. Hieraus werden unsre Leser den Schluß machen, daß eines Pallas, Gmelin, Lepechin, Rytschkow u. a. m. Bemühungen und gesammelte Nachrichten zur Berichtigung und Erweiterung der Kenntniß vom rußischen Reich, großen Nutzen schaffen; daß eben daher die im gegenwärtigen Tagebuch vorkommenden minder wichtigen Anzeigen von unbedeutenden Dörfern, Hölen u. d. g. eine liebreiche Aufnahme und Nachsicht verdienen. Gern geben wir zu, daß vielen Lesern ein mit Wahl gemachter Auszug unterhaltender seyn würde als das Tagebuch selbst; doch sie werden durch allerley gute Nachrichten von wenig bekannten Völkern, aufgefundenen Alterthümern, Thieren und Pflanzen, schadlos gehalten; obgleich ein großer Theil der geographischen Nachrichten nur Bergwerke begreift.

Der Verfasser ist wie schon der Titel zeigt, nicht der Staatsrath Rytschkow, dessen Orenburgische Topographie und Historie von Kazan, durch eine Uebersetzung in Deutschland bekannt wurde: sondern dessen Sohn, der auf kaiserlichen Befehl und Veranstaltung der Akademie, bey der Expedition des Prof. Pallas seine Reise antrat; und zwar im J. 1769. nach etlichen Gegenden des kazanischen (Hr. Hase schreibt kasanischen) und orenburgischen Gouvernements, über den Kama und das uralsche Gebirge; i. J. 1770. längs dem Kama, nach Kazan, Permien, Katharinenburg u. s. w. im J. 1771. jenseit des Jaiks, über die Flüsse Irgiz und Turgai, ans Gebirge Ulu-Tau, nach Orenburg zurück, und in einem Theil der ufischen Provinz. Das Original hat die K. Akad. d. W. zu Petersburg durch den Druck bekannt gemacht. Eine Uebersetzung des dritten Stücks, oder des Tagebuchs vom J. 1771. findet man bereits im 7ten Theil des bekannten Büschingschen Magazins für die Hist. und Geogr. als ein wichtiges Stück des Tagebuchs konnte sie mit Recht hier nochmals abgedruckt und beygefügt werden.

Ohne

Ohne uns über den Inhalt zu verbreiten, und was würde unsern Lesern mit etlichen magern Auszügen gedient seyn? — — wollen wir nur etwas anführen. S. 32. nennt der Hr. Verf. Gründe, die er von der Verschiedenheit des Bodens und der noch vorhandenen alten Einwohner, hernimmt, durch welche diejenigen ihre Meynung unterstützen können, die den Kama Fluß als die natürlichste Gränze zwischen Europa und Asien, ansehen: doch entscheidet er selbst nichts. Von den Tepjarei, einem aus vielerley Leuten vermischten wenig bekannten Volke, das in der ufischen Provinz unter den Baschkiren wohnt, findet man von S. 135. eine Beschreibung, wobey der Verf. einige ganz brauchbar scheinende politische Anmerkungen einstreut, deren Werth nur diejenigen genau beurtheilen können, die eine Einsicht in die dortige Verfassung haben. Die Auszüge aus der Chronik der Stadt Clynow S. 224. u. f. darinn zugleich von der ganzen wjätkischen Landschaft Nachrichten vorkommen, werden vielen Lesern angenehm seyn. Die beygefügten Abzeichnungen und Charten hätten füglich in kleinern Format erscheinen können.

Jetzt etwas von der Uebersetzung. Herr Hase hat kurze Anmerkungen unter den Text gesetzet, die von seiner Belesenheit zeugen, und Einigen nützlich seyn können: hin und wieder wo sie nothwendig schienen, vermissen wir sie; vermuthlich kennet er die rußischen Einrichtungen zu wenig. Ueber die Rechtschreibung der rußischen Wörter erklärt er sich in der Vorrede. Nicht alle rußische Buchstaben lassen sich völlig und durchgängig durch deutsche ausdrücken, zumal da sie nicht immer einerley Aussprache erlauben. Der kürzeste Weg war, für dergleichen ungewisse Buchstaben beständige Zeichen zu erwählen; sonderlich wenn der Uebersetzer wegen der eigentlichen Aussprache zweifelhaft ist. Nur werden hierbey manche Namen unkenntlich. Das Jevi oder Jevui drückt Hr. H. allezeit durch y, und das Ja durch jä aus. Das letzte klingt aber oft wie ja auch fast wie a; das erste gemeiniglich wie ui, welches so schnell muß ausgesprochen werden, daß beyde Selbstlauter in einander zu fließen scheinen; die Polen pflegen es wohl durch ein Y auszudrücken. Etliche Worte haben wir bemerkt, die leicht auf eine falsche Vorstellung führen, z. B. Uprawitel ist S. 47. vielleicht auf Veranlassung eines sehr bekannten Buches durch Amtmann oder Befehlshaber übersetzet; warum nicht durch das allgemein bekannte Wort Verwalter? In Kurland und Liefland heißt zwar wo

wir

wie nicht irren, Amtmann so viel als Verwalter; in den meisten deutschen Provinzen hat es eine ganz andre Bedeutung; Befehlshaber ist zu unbestimmt, oder man müßte auch Dorfschulzen so nennen wollen. Das häufig vorkommende Gorodischtsche ist ein Paarmal durch Städtchen übersetzet worden; billig sollte es der Hr. Uebersetzer erkläret haben. Es stammt zwar von Gorod die Stadt: jetzt bezeichnet man dadurch gemeiniglich eine ehemalige nun in ihren Trümmern liegende Stadt, auf deren Stelle bloße Schutthügel, oder elende Bauerhütten zu sehen sind: daher sollte es S. 9. anstatt ein altes Städtchen, heißen Ruinen eines ehemaligen Städtchens. Auf der S. 180. heißt es: „Die mit Salz befrachteten Laden gehen mit ihrer Last 14 Tschetwert tief „im Wasser, und hieraus ist abzunehmen, daß sie nirgends „als auf den allertiefsten Strömen gehen können.„ Woraus soll das ein deutscher Leser abnehmen? Das Wort Tschetwert bedurfte einer Erklärung. Es zeigt ein Maaß an; und zwar in Ansehung des Getreides ungefähr den funfzehnten Theil einer Hamburger Last; bey Längen und Tiefen hingegen $\frac{1}{4}$ Arschine, oder beynahe $\frac{1}{3}$ Elle. Die Fahrzeuge selbst, welche Hr. H. bald Laden, bald Lad'jä nennt, heißen Lodja, welches man nach der feinen moskowischen Aussprache auch Ladja lesen kann: unsers Wissens sagt man niemals Laden. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Wort Krjepost: nur an ein Paar Stellen sieht man, daß es eine Festung bedeuten soll. Aber was für eine? man stelle sich nicht etwa eine wie in Deutschland, darunter vor. Hr. Rytschkow schrieb für Russen, die dergleichen Krjeposten kennen; Hr. Hase für Deutsche, die sich leicht eine falsche Vorstellung machen könnten. Diesem vorzubauen, halten wir uns verbunden anzuzeigen, daß ein solcher Krjepost in entlegenen Provinzen, nach den deutschen Begriffen nie den Namen einer Festung verdient. Etliche hölzerne Kasernen und Häuser umgiebt ein elender hölzerner Wall; vor demselben ein kleiner Graben etwa 5 Fuß tief, und 6 bis 8 Fuß breit; mit der ausgegrabenen Erde sind die kleinen hölzernen Bastionen gefüllt, damit ein Paar eiserne Kanonen darauf stehen können, und deren findet man in der ganzen Festung etwa 4, davon öfters kaum zwo brauchbar sind; vor dem Graben stehen spanische Reuter nebst einem kleinem Verhack. So elend ist ein dasiger Krjepost beschaffen; er reicht inzwischen völlig hin, das darinn liegende Kommando, und eine ganze Gegend, wider die Ueberfälle der dort herumstreifenden Völker zu decken.

Pe.

Ver.

Versuch einer neuen Einleitung in die Rußische Geschichte. Nach bewährten Schriftstellern. Von D. Christoph Schmidt, genannt Phiseldek, Professor am Collegio Carolino zu Braunschweig, ordentlichen Mitglied des Königl. historischen Instituts zu Göttingen. — — Zweyter Theil, erste Abtheilung. Riga, bey Joh. Friedr. Hartknoch, 1774 361 Seiten in 8.

Das gegenwärtige zweyte Bändchen wird vielen weit besser gefallen als der erste Theil, den wir in dieser Bibliot. 22 B. 1 St. recensirt haben. Hier liefert der Hr. Verf. die interessante Geschichte vom J. 1613. bis 1724. Zuerst verbessert er im Vorbericht S. XI. u. f. einen Irrthum, der im ersten Theile bey der angegebenen Größe des rußischen Reichs, wider sein Verschulden, wie er versichert, vorgegangen ist. Nach einem umständlichen Bericht, wie er durch den Widerspruch im 24sten Stück der Büschingschen wöchentlichen Nachrichten ist aufmerksam worden, nebst vier andern Männern die berlinische Charte noch einmal berechnet, und den begangenen Fehler, der blos im Addiren lag, (oder eigentlich die zween Fehler,) gefunden hat; versichert er, daß das rußische Reich, ohne die neuerlich hinzugekommenen ehmaligen polnischen Provinzen 320,033½ und der europäische Theil nur 47,170½ Quadratmeilen enthalte; wobey er nicht leugnet, daß der Inhalt deren nur 300,000 betragen könne: seine Berechnung gründet sich einzig auf die berlinische Charte.

In der vorangesetzten Stammtafel schreibt Hr. Schm. die Namen genau nach der rußischen Aussprache z. B. Jelisaweta, Jekaterina, Pawel: im ganzen rußischen Reich, selbst bey allen Kollegien, spricht und schreibt man im Deutschen Elisabeth, Catharina, Paul. Aber warum führt er nur zwey von des Herzogs Anton Ulrich Kindern an, nemlich den Iwan und die Catharina? Ohne Zweifel konnte und mußte er wissen daß deren vier sind, die schon auf der Stammtafel in Gebauers Grundriß angezeigt werden; die zwo Prinzessinnen Catharina und Elisabeth leben noch; die letzte vermissen wir auch in manchem genealogischen Kalender. Ueber das abermals angehängte Verzeichniß der gleichzeitigen Regenten sagen wir hier nichts: schon bey der Beurtheilung des ersten Theils haben wir uns darüber erklärt. Unter 13 Päb-

Päbsten wird ein einziger dadurch ausgezeichnet, daß er den Cardinälen den Titel Eminenz beygelegt hat; das könnte wohl auch ohne Schaden aus einer Einleitung in die rußische Geschichte wegbleiben.

Anstatt uns bey einem Buche, das gewiß Leser finden wird, mit einem magern Auszug zu verweilen, wollen wir lieber abermals über etliche angestrichene Stellen unsre Meynung und Zweifel kurz sagen. Auf räsonnirende Gründe werden wir unsre Vermuthung nur dann stützen, wenn die vorhandenen Nachrichten einander widersprechen, oder wenig Glauben verdienen.

Von den Negociationen zur Beylegung der lappländischen Grenzstreitigkeiten zwischen Rußland und Dännemark heißt es S. 16. „ich finde aber nicht daß man den gesuchten „Zweck erreicht hätte.„ Von glaubwürdigen Männern, die sich vor 30 Jahren eine Zeitlang in Kola aufgehalten haben, hat der Rec. erfahren, daß sich dort jährlich am Dreykönigstage aus Wardehus Abgeordnete einfinden, die im Namen ihres Königs wider den rußischen Besitz von Kola und der ganzen umliegenden Gegend, feyerlich protestiren, auch über ihre Protestation welche der dasige Befehlshaber kurz beantwortet, eine schriftliche Bescheinigung erhalten: wie Andere wissen wollen, hat dies neuerlich aufgehört; welches der Recens. aus Mangel der Nachricht dahin gestellt seyn läßt. — — Bey dem Zar Alexei den Hr. Schmidt S. 35. einen König nennt, hätte er S. 36. hinzusetzen können, daß dieser Monarch zur bessern Einrichtung der rußischen Armee gute Anstalten vorgekehrt hat. Viele Ausländer, sonderlich Engländer und Schottländer zog er in seine Dienste, und belohnte sie reichlich. Einem gewissen Obristen dem er zwey Regimenter theils Reuterey theils Fußvolk anvertrauete, gab er für jedes den vollen Gehalt eines Obristen, ingleichen den eines Rittmeisters und Hauptmanns für die beyden Leibcompagnien, welches zusammen eine ansehnliche Summe ausmachte. Dergleichen ausländische Officiers standen mit ihren Truppen in und bey Tula; nicht in der Residenz.

Es ist wahr, Peter I. hat die Bewunderung Europens auf sich gezogen, und durch seine merkwürdige Regierung mit Recht den Namen des Großen verdient. Doch müssen wir erinnern, daß wenn es S. 90. heißt: „Sein scharfsichtiger Geist entdeckte frühzeitig alle Fehler seines Volks „(und Staats) und er faßte gleich den Entschluß, ihnen allen „abzuhelfen, und der Verbesserer seiner Nation zu werden;„

so

so legt man ihm allein etwas bey, an dem auch seine Vorgänger Antheil hatten, und wozu bereits manche Anstalten gemacht waren. Schon sein Vater der Zar Alexei, ohne an die ältern z. B. an einen Iwan Wasiljewitsch zu denken, faßte Anschläge zur Verbesserung des Reichs, und leitete die Schritte ein, so viel sich bey den entgegenstehenden Hindernissen thun lies; der frühe Tod hinderte seinen Nachfolger an einer weitern Ausführung: welches Hr. Schmidt selbst S. 346. scheint einzugestehen. Peter war also bereits zu einer Reform vorbereitet; jetzt kam es auf eine glückliche Wahl der noch fehlenden Mittel an. Und auch hier war er nicht ohne Führer: seine Geschichte nennt deren mehrere als einen le Fort. Nach der historischen Strenge kann man daher nicht eigentlich sagen: „Er bildete sich allein, ohne Anweisung, „zu dem großen Amte, welches er in der Folge mit einer Geschicklichkeit verwaltete, daß er die Bewunderung und das „Erstaunen Europens auf sich zog.„ Doch bey dem Gemählde eines großen Mannes kann der Geschichschreiber leicht hingerissen werden, und die Züge etwas übertreiben.

Ein paarmal z. B. S. 112. lesen wir vom Kardiser Frieden. So nennt man ihn nicht, sondern den kardischen. Bey andern blos durch einen Friedenschluß bekannt gewordenen Orten meldet Hr. Schm. die Gegenden wo sie liegen; bey Kardis nicht: wir wollen es hinzufügen, es ist ein Landgut oder ein adlicher Hof im dorptschen Kreis in Liefland. —— Der schwedische Verlust wird S. 142. u. f. zu hoch angesetzet; Karl selbst hielt den Vorfall für eine Kleinigkeit, sonst würde Schlippenbach, der dabey nicht ohne Schuld war, in Ungnade gefallen seyn. Er und seine Officiere hatten sich die starken Getränke auf einem benachbarten Gut wohl schmecken lassen; im Taumel liessen sie die Russen zu weit vorrücken und dachten zu spät an nachdrücklichen Widerstand. —— Das kleine hölzerne Haus S. 145. hat Peter I. nicht selbst erbaut, vielleicht zur Aufmunterung zuweilen selbst Hand angelegt; es steht auch nicht ausser, sondern im Umfange der Vestung, und ist mit einem Futteral von Mauerwerk umgeben. —— Den Ort Gemaverthof bey Riga S. 145. haben wir nirgends finden können; vermuthlich ist es ein Druckfehler: in Kurland ist uns ein Gemäuerthof bekannt, das seinen Namen, nach allem Anschein von den steinernen Gebäuden erhalten hat; und dort erfocht Löwenhaupt den Sieg.

An der Wahrheit der S. 159. aus dem Journal de Pierre le Grand angeführten Anecdote, nemlich daß der Officier, welcher bey Patkuls Hinrichtung das Kommando hatte, soll seyn caßirt worden, haben wir von ihrer Bekanntwerdung an gezweifelt, und können uns noch nicht davon überreden, es wäre denn, daß man sie aus den schwedischen Journalen bestätigte. Der steife Sinn des Königs Karl scheint sie zu unterstützen: inzwischen dürfen wir auch denen nicht allen Glauben versagen, die versichern, der König würde gegen Patkuln weniger streng gewesen seyn, wenn nicht Piper andern zum Schrecken ein nachdrückliches Beyspiel als nothwendig angerathen hätte. Aus einem schriftlichen Aufsatz des bey der Hinrichtung gegenwärtigen Feldpredigers wissen wir, daß Patkul mitten unter den Stößen oft vergeblich rief: Kopf ab! Er wußte nicht einmal, daß er sollte gerädert werden, bis er auf dem Richtplatz die schrecklichen Werkzeuge erblickte; äusserst bestürzt umarmte er seinen Begleiter mit den Worten: ach Herr Pastor was ist das! Den König August wollen wir wegen der Auslieferung nicht rechtfertigen: aber was sollte er thun? der unerbittliche Karl foderte sie als einen der wichtigsten Friedensartickel. Sich und sein Land zu retten, fand er in seinen bedrängten Umständen jetzt kein anderes Mittel. Hätte er ihn lieber vor der angefangenen Unterhandlung weggeschaft. Einige versichern, Augusts Absicht sey dahin gegangen: er habe dem Kommandant befohlen, ihn in der Stille loszulassen; dieser aber habe aus Geitz in der Hofnung von Patkul etwas zu erpressen, zu lange gezaudert. Noch fehlt es dieser Erzählung an hinlänglichen Beweise.

Nach glaubwürdigen Nachrichten sind die S. 167. angegebenen Zahlen nicht völlig richtig. Löwenhaupt führte nur 15000. Mann; 14000. Russen wagten damals noch nicht ein solches Corps, ob es gleich einen großen Transport an Mund- und Kriegsbedürfnissen bedecken mußte, anzugreifen; mit mehrern Grund setzen Andre die rußische Armee auf 40,000. Mann. Bey den wiederholten Angriffen sahe sich endlich der schwedische General gezwungen, die Kanonen zu versenken und das übrige Gepäck zu verbrennen, weil es ihm an Mitteln zur Bedeckung fehlte, und er mit seiner eingeschmolzenen und abgematteten Mannschaft beynahe aller Orten durch die Feinde sich einen Weg eröfnen mußte. —— Die merkwürdige und entscheidende Schlacht bey Pultawa beschreibt Hr. Schm. ganz gut; nur etwas wollen wir dabey

anmerken. Dem General Reinschild (er schreibt ihn Rehnschöld,) giebt er S. 177. Schuld, er habe, indem er der rußischen Cavalerie nachsetzte, alle Fassung verloren, (ein Sieger verliert doch wohl seine Fassung nicht so bald,) und anstatt die Feinde weiter zu verfolgen, seine Reuterey zu frühe lassen Halte machen; wodurch sich die bereits zur Flucht anschickenden Russen besonnen, erholet, und endlich die Schlacht gewonnen hätten. Die Anschuldigung ist hart, und noch darzu — — ungegründet. Selbst nach des Hrn. Verf. Beschreibung konnte der Sieg nicht auf schwedische Seite fallen. S. 175. ihre „Armee war kaum noch 24000. Mann „stark, unter diesen befanden sich höchstens 12000. Schweden, die übrigen waren Kosacken und Wallachen — — „und diese 12000. Mann (Schweden) befanden sich in einem „sehr verschiedenen Zustande von demjenigen, in welchem sie „aus Sachsen ausmarschiret waren.„ Abgemattet, ohne hinlängliche Kleider und gehörigen Unterhalt für Menschen und Pferde, sollte das kleine Heer eine Armee von mehr als 60,000. Mann frischer, bereits geübter, und zu den stärksten Beschwerden gewöhnter Russen schlagen, die nach jeder Niederlage eben so zahlreich und eben so muthig neue Angriffe wagten? Nun wieder zu Reinschild. Wie weit durfte er die flüchtigen Russen verfolgen? jede Entfernung brachte ihn und die ganze schwedische Armee in Gefahr; er konnte leicht abgeschnitten werden. Eher würden wir sagen, er hätte in der Hitze bereits zu weit nachgesetzet. Wäre das nicht, wie könnte Hr. Schmidt hinzusetzen: „Peter, als er sahe, daß die „Schweden, welche seine Cavalerie übern Haufen geworfen „hatten, von dem übrigen Theile ihrer Armee ziemlich weit „getrennet waren, daß sie aufhörten mit Nachsetzen (das „steht hier ohne Grund,) und daß der schwedische General „Roos, der die übrigen rußischen Schanzen einnehmen „sollte, nicht unterstützt wurde, — (denn Reinschild, der „ihn unterstützen sollte, hatte sich im Nachsetzen zu weit entfernt,) — ließ den Fürsten Mentschikow und den Generallieutenant Renzel mit 5 Regimentern Cavalerie und eben „so viel Bataillons auf die Schweden, die sich indessen in „ein Holz gezogen hatten, losrücken. Die Russen warfen „ihre Feinde glücklich übern Haufen.„ Es scheint als hätte Hr. Schmidt selbst den Ungrund der Anschuldigung gefühlt: ohne Anlaß schiebt er die Worte ein, daß sie aufhörten mit Nachsetzen, und trennt dadurch den ganzen Zusammenhang, blos seiner Behauptung einen Anstrich zu geben. Eine an-

dre auch nicht völlig gegründete Beschuldigung lesen wir S. 182, wo dem Löwenhaupt ein Mangel des Muths und der Standhaftigkeit vorgeworfen, und als wahrscheinlich angesehen wird, daß er bey mehrern Muth einen freyen Abzug würde erhalten haben. Sollte Peters siegende Armee einem kleinen abgematteten Corps den freyen Abzug zugestanden haben, das zur Vertheydigung zu schwach sich jede Bedingung mußte gefallen lassen? Ueber den Fluß setzen! ja wenn der Feind nicht in Rücken gewesen wäre; und wo dann Unterhalt finden? — — Daß Peter durch ein eigenhändiges Schreiben den König vom Entschluß zu den Türken zu fliehen, abgerathen und gebeten habe, sich in seine Hände zu werfen, S. 187. kommt uns auch etwas zweifelhaft vor. Hatte Peter bey seiner Achtung für den König, so wenig Weltkenntniß, daß er sich schmeicheln durfte, der steife Sinn seines abgesagten Feindes werde sich gleich nach der ersten Niederlage vor ihm demüthigen?

Das Kriegsrecht S. 270. hat Peter nicht selbst verfertiget, sondern ein in seinen Diensten stehender Kurländer, der, wo wir uns recht erinnern, Cendorovius hieß. — — Die rußische Flotte kreuzte an den schwedischen Ufern, die angefangenen Negotiationen desto sorgfältiger zu verbergen; keinesweges wie der Hr. Verfasser S. 290. meynet, demselben desto mehr Nachdruck zu geben; daher „wurden keine „Feindseligkeiten von großen Belange rußischer Seits wider „Schweden unternommen,„ welches nothwendig hätte geschehen müssen, wenn die Absicht auf einen Nachdruck gieng. — — Auf der kleinen Insel Margen S. 315. konnten ja die Engländer und Schweden keinen erheblichen Schaden anrichten, weil man daselbst weder Städte noch Dörfer antrift. — — Den kaiserlichen Titel hatten die rußischen Monarchen bereits vor Peter I. verschiedenemal erhalten, z. B. Boris Gudenow, wie der Vergleich zeigt, den seine Gesandten mit Christian IV. wegen des Johannes Vermählung schlossen (S. Schlegels Samml. zur dänischen Geschichte u. s. w.) ein Umstand der S. 323. billig hätte sollen erwähnt werden. — — Endlich die Nachricht von Peters Tode S. 345. ist, wir können es nicht bergen, ein wenig auffallend. Wir wissen recht gut die fliegenden Gerüchte von seiner letzten Krankheit; würden es aber gern einem Voltaire überlassen, die Todtenlisten großer Herren, die an dem aus Amerika gebrachten Uebel gestorben sind, in seinem Candide aufzubewahren, sonderlich da noch unerwiesen ist, ob Peter wirklich zu der Zahl gehört. Leute, die stets um ihn gewesen

 sind,

sind, gestehen, er sey einmal angesteckt, und bald wieder geheilt worden; seinen Geist habe er an Steinschmerzen aufgegeben.

Hin und wieder hat Hr. Schm. Betrachtungen eingestreuet, die nicht alle von gleichem Gehalt, zuweilen für eine Einleitung etwas zu lang sind. S. 259. gedenkt er des Elends, welches die schwedischen Unterthanen durch das Ausserordentliche in ihres Königs Charakter hingerissen, willig ertrugen, woraus er zur folgenden ziemlich langen Betrachtung Anlaß nimmt: „Eben so enthusiastisch dachten und handelten unter Ludwig „XIV. und Ludwig XV. die Franzosen. Durch die härtesten Abgaben gedrückt ergriffen sie mit Freuden (das ist wohl „eine poetische Verschönerung?) den Bettelstab, um die „Eroberungen ihres Monarchen zu mehren, da indessen ihre „Aecker wüste wurden, und ihre Kinder um Brod schrien. „So weit können es Fürsten schon durch glänzende Eigenschaften bringen; was dürfen sie nicht erwarten, wenn sie „Unterstützung fodern, um sich als wirklich große, als gute „Beherrscher zu zeigen! Anbeten wird sie ihr Volk, (gewiß nicht allezeit,) „und die späteste Nachkommenschaft wird „ihr Andenken segnen, die den Namen des bloßen Helden „und Siegers nur mit Bewunderung und heimlicher Verwünschung nennt.„ Alle die mit den Schweden, sonderlich mit bejahrten, umzugehen Gelegenheit gefunden haben, werden sattsam wissen, mit welchem Enthusiasmus sie, am meisten der Pöbel, den die Kriegslast am heftigsten drückte, noch jezt von ihrem weltberühmten und vortreflichen Karl reden. In ihren Augen war er der größte, der tugendhafteste und frömste König; die sanfte rußische Regierung blieb für sie immer ohne Reitz: seine Fehler entschuldigen sie aufs beste; und das thun sie noch jezt, nachdem sie lange genug die Folgen seiner Unternehmungen gefühlt haben. Der angebrachte locus communis scheint daher gar nicht an seiner rechten Stelle zu stehen, sonderlich in Ansehung der heimlichen Verwünschung. Doch wir brechen ab, mit dem Wunsch dieses brauchbare Handbuch bald vollständig zu sehen.

Tagebuch einer Reise des rußisch-kaiserlichen Lieutenants von der Flotte Herrn Sergjei Pleschtschjeew, von der Insel Paros nach Syrien und Palästina, nebst einer kurzen Geschichte Alibeys. Aus dem Ruſ-

Rußischen übersetzt von C. G. A. Riga, bey J. Fr. Hartknoch, 1774. $6\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Immer hätte das Tagebuch können ungedruckt, wenigstens unübersetzet, bleiben. Alles, auch was der V. von der Belagerung von Jaffa erzehlt, ist unbeträchtlich: nur bey der Geschichte des Alibeys erfüllt er getreulich sein Versprechen; sie konnte kaum kürzer seyn; wäre sie nur dabey nicht auch dunkel, geringhaltig und was das meiste ist, unzuverläßig; selbst der V. giebt sie nicht höher aus: S. 89. sagt er, er wolle sie dem Leser so gut vorlegen als er sie empfangen habe. Aber von wem? Der Uebersetzer versichert indessen, diese kleine Schrift habe im Original viel Beyfall gefunden, und er habe sie mit Vergnügen gelesen. Das sind wir zufrieden: uns hat sie kein Vergnügen erweckt. Anmerkungen die der Leser selbst ohne Mühe machen kann, fordert freylich kein Mensch von einem Uebersetzer; mit solchen verspricht er im Vorberichte, seine Leser zu verschonen; und das hat er nicht gehalten, man sehe z. B. S. 28. Aber eine Erläuterung und Berichtigung der dunkeln Stellen schlägt er ganz ab; und darinn hat er sein Wort pünktlich erfüllt.

Herrn Iwan Lepechin der Arzneykunst Doktor und der Akad. d. Wiss. zu Petersb. Adjunktus, Tagebuch der Reise durch verschiedene Provinzen des Rußischen Reichs in den Jahren 1768. und 1769. Aus dem Rußischen übersetzt von M. Christian Heinr. Hase, Pastor zu Stadt-Sulza. — — Erster Theil. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung, 1774. 1 Alph. 20 Bogen und 8 Bogen Kupfer, in 4.

Freunden der Naturkunde, der Geschichte, einer vollständigen Erdbeschreibung u. d. g. muß es sehr angenehm seyn, daß uns aus dem bisher sehr unbekannt gewesenen Rußland auf einmal viele Nachrichten von verschiedenen Gelehrten, mitgetheilt werden. Die meisten, nemlich die in ruß. Sprache abgefaßt sind, erhalten erst durch Uebersetzungen für Deutschland eine Brauchbarkeit: es gewinnt aber das Ansehn, als ob man uns alle rußische Schriften ohne Auswahl übersetzen wolle. Dem Russen kann etwas interessant scheinen, wornach kein deutscher Leser fragt, und vielleicht eben so umgekehrt.

Wir sagen keinesweges, daß das gegenwärtige Werk gar nichts enthalte, was eine Uebersetzung verdient; doch können wir dreist versichern, daß ein Auszug der merkwürdigsten und brauchbarsten Sachen, von der Hand eines geschickten Mannes, mehr Beyfall würde gefunden haben, als die ganze getreue Uebersetzung. Hr. Lepechin berichtete nicht blos das was schon vor ihm Hr. Pallas und Andre noch ganz neuerlich, (wohl gar weit vollständiger, vielleicht auch zuverläßiger) gesagt haben, welches er selbst S. 94. gesteht, und der Herr Uebersetzer öfters anmerkt; sondern er hat auch sein Buch mit unerheblichen und schlechterdings unbrauchbaren Kleinigkeiten, sonderlich auf den ersten 80. Seiten, überladen. Was geht es den Leser an, ob Hr. L. fahrend oder zu Fuße etliche Werste Weges zurückgelegt; ob er gleich, oder erst nach etlichen Stunden Pferde bekommen hat? Hin und wieder entschuldigen wir ihn gern wegen der voranstehenden Versicherung: „es „lag mir in meinem Tagebuch ob, von jedem Tage Rechen„schaft zu geben.„ Gesetzt dies erstrecke sich bis auf einzele Stunden, und er habe sogar wegen besonderer Aufträge Unerheblichkeiten, auch dasjenige seinem Tagebuch einverleiben müssen, was bereits Andre geschrieben haben, ob man gleich S. 325. vom Gegentheil ein Beyspiel findet; so bleiben doch wirklich Erzehlungen übrig, die sich nicht entschuldigen lassen, z. B. S. 7. daß er in Wolodomir zuerst unruhige Quartiere, auf geschehenes Ansuchen aber bessere erhalten; S. 31. daß der Schmid das Fuhrwerk nicht zu rechter Zeit ausgebessert, und daß eine kleine Unpäßlichkeit nicht vom dem durch Tarakanen erlittenen Verlust hergerührt hat. Wir könnten ein ganzes Verzeichniß von ähnlichen, auch von solchen Stellen liefern, wo er gewiß für manchen Leser bis zum Eckel, gewitzelt hat. Nur eine Probe. Zu der unerheblichen Erzehlung, daß er nebst seiner Gesellschaft wegen des Regens von einem Berge herunter eilen mußte, setzt er: „der abgestürzte und zerrissene „Hang des Berges verstattete uns nicht lange daran zu kle„ben, sondern lehrte uns fliegen, aber nicht in die Höhe, „sondern hinunter. Der Weg war nicht sehr weit, aber „holperigt, und Erdschollen begleiteten mich bis ganz hinab „an die unterste Lehne des Berges. Viele derselben begeg„neten mir ziemlich unhöflich; eine aber, und zu meinem „Unglück die allergrößeste, grüßte mich so herzlich wohl„meynend auf meinen Rücken daß ich kaum meinen Gefähr„ten mein Leid klagen, und bis zu dem Kahn hinwackeln „konnte.„ (Dies sey zugleich eine Probe von Hn. Hasens

Uebersetzung.) Hierzu setze man noch den gedehnten weitschweifigen Vortrag, der oft den Anschein giebt, als habe Hr. L. sich bemühet, nur viele Bogen anzufüllen, z. B. S. 142. wo ohne alle Ursach ein Name in 4 Zeilen 3 mal vorkommt: „wir beschlossen Zarew Kurgan — — zu besehen — — „und kamen nach Zarew Kurgan. Zarew Kurgan liegt„ — — gewiß der Hr. Uebersetzer dem wir die hierzu nöthige Beurtheilung und Geschmack zutrauen, hätte zum wahren Vortheil des Lesers das Werk um die Hälfte abkürzen, und davon in der Vorrede Rechenschaft geben sollen: ohnehin wird es aus 4 Theilen bestehen, die sich gewiß nicht jeder Liebhaber anschaffen mag. Der gegenwärtige erste kam in Petersburg i. J. 1771. heraus; er liefert Nachrichten von der Reise über Wolodimir, Murom, Sinbirsk, am Fluße Tscheremschan, im Orenburgischen, nach Gurjew u. s. w. die wichtigsten sind unsers Erachtens, die von der Steppe S. 302. u. f. die darbey ausgestandenen Beschwerlichkeiten können wenig Lust zu ähnlichen Reisen erwecken. Manche nicht unwichtige Bemerkungen kommen hier vor, z. B. S. 306. von dem salzigen Thau u. d. g. auch hin und wieder kleine Beyträge zur Naturgeschichte, und Vorschläge zum Aufnehmen der Handlung, der Landwirthschaft u. s. w. Dahin gehören die Gedanken S. 234. von Anlegung einer Alaunsiederey in Saratow; und eine Beobachtung S. 9. daß kleine Würmer welche die Kornähren bey Wolodimir verwüsteten, von einer besondern Art wilder Bienen verzehrt wurden. Etliche Muthmassungen möchten nicht jeden Leser befriedigen, z. B. die über die Viehseuche S. 22. und 64. Wir erinnern uns vor einiger Zeit etwas darüber gelesen zu haben, was wohl eine nähere Prüfung verdiente. Die Viehseuche wurde mit den Pocken verglichen, die nicht tödlich sind, wenn sie gehörig heraustreten und abtrocknen. Auch Hr. L. redet von einem Ausschlage. Daß er übrigens von der Landwirthschaft nur geringe Kenntniß habe, merkt man unter andern auf der S. 42.

Bey andrer Gelegenheit haben wir bereits geäussert, daß man in Petersburg selbst, das rußische Reich noch lange nicht genugsam, nicht einmal nach seinen Städten, kenne. Hr. L. giebt uns S. 143. einen neuen unleugbaren Beweis an die Hand, wo er von Zarew Kurgan sagt, es sey zwar im rußischen Atlas als ein Landstädtchen gezeichnet, aber wenigstens jetzt keine Wohnstätte dort anzutreffen. — — Seine geheimnißvolle Aeusserung S. 273. über eine herrnhutische Kolo-

lonie befremdet uns: „die Absicht warum man sie an einen „wüsten von Holzungen entblößten Ort, und ausserhalb der „Linie angepflanzet hat, geht mich nichts an.„ Die Kolonien sollten ja wüste Gegenden anbauen; unsers Wissens stand einer jeden frey, sich den Ort zu ihrer Niederlassung selbst zu wählen. Die gegenwärtige sahe vielleicht hierbey auf die bequemere Lage zum Handel mit vielerley Völkern. Man hat uns versichert, daß sie sich nicht Sarpinskoe Selenie, sondern Sarepta nennt, und durch den Pugatschew, wie alle übrige dortige Gegenden, viel gelitten hat.

Die Verbesserungen welche Hr. L. seinem Hn. Uebersetzer mitgetheilt hat, betreffen Kleinigkeiten. Des letzten eigne beygefügten Anmerkungen, darinn er manche rußische Ausdrücke erklärt, oder die Abweichungen des Hrn. L. von Hrn. Pallas, anzeigt, werden dem Leser angenehmer seyn. Möchte er nur in den folgenden Theilen etliche sonderbare, auch eines Theils unverständliche, Wörter vermeiden, z. B. S. 205 Schnabelweide, S. 138. und 297. kauhern, S. 139. Nutschgefäße u. a. m. auch unerhebliche Anmerkungen ganz weglassen, nemlich solche, die durch aufgehäufte Citata blos ein gelehrtes Ansehn geben, z. B. S. 216. u. 225.; worzu von einem einzigen Vogel den deutschen, lat. ital. poln. schwed. engl. burgundischen, griechischen rc. Namen? Und wer fragt wohl bey der Beschreibung der Gegend längs dem Fluße Tschremschan S. 88. darnach, wie die Kurländer ihre Kornhaufen auf dem Felde, ihre Getraidemagazine und ihre Dreschdarren nennen? Ueberdies denken wir, daß zwischen den tscheremschanischen und kurischen Dreschdarren ein gewaltiger Unterschied seyn mag. Der hin und wieder vorkommende Name Jaik ist nunmehr ganz abgeschaft. Nach der glücklich gedämpften Pugatschewschen Rebellion, die dort ihren Ursprung nahm, hat die rußische Kaiserinn befohlen, den Fluß Jaik nach seinem Ursprunge aus dem uralskischen Gebürgen, hinführo Uralsk zu nennen, welchen Namen auch die Stadt und die dasige Truppen führen sollen.

Abhandlung abgefaßt in einem Schreiben an einen Gelehrten, von der alten Isländischen Edda — — — Zu finden in Halle und Leipzig, in der Curthischen Buchhandlung. 168 Seiten in 4.

Die

Die Jahrzahl (1774) findet man auf der letzten Seite, denn es ist ein Brief, nicht blos an Einen Gelehrten, sondern an das ganze gelehrte Publicum, das durchgängig nebst jenem zugleich angeredet wird. Oeftere ganz unnütze, Wiederholungen und unerhebliche Einmischungen, haben dem Briefe dessen Veranlassung wir zuerst kürzlich anzeigen wollen, eine große Ausdehnung gegeben. Der Hr. Consistorialrath Schimmelmann in Stettin als der Verf. machte i. J. 1773 durch ein Avertissement bekannt, daß er gesonnen sey „die etwa Anno 1070 aus dem Staube, durch den Isländischen Sämundar (Froden) hervorgeholte — — isländische Edda, als ein hauptrares, und ohne Zweifel „nach der Bibel das allerälteste Buch in der Welt — — „aus der isländischen, dänischen, schwedischen, lateinischen „Sprache, in die hochdeutsche übersetzt, dem Publoco durch „den Druck in die Hände zu liefern.„ Des Resenius und Mallet bekannte Ausgaben sollten dabey zum Grunde gelegt werden. Ueber dieses Avertissement äusserten die Greifswald. krit. Nachr. in einer kurzen Anzeige, einiges Bedenken. Ein Schriftsteller der die Verfassung der meisten gelehrten Zeitungen kennt, wird wenn er seiner Sache gewiß ist, unter ähnlichen Umständen auf seinem Wege unbekümmert fortgehen: aber Hr. Sch. nahm die Sache hoch auf, schrieb dreymal nach Greifswald, verlangte öffentlichen Wiederruf, und da dieser endlich erfolgte, war er ihm nicht genugthuend; daher widerlegt er durch gegenwärtiges Schreiben die greifsw. Anzeige, dringt von neuen auf den Wiederruf (S. 43. 66. u. a. O.) wobey auch ein Paar andre gelehrte Männer nicht auf das sanfteste behandelt werden. Vielleicht erkennt der Hr. Verf. wenn sich erst sein Gemüth mehr beruhigt, daß ein solcher geringer Anlaß gar keine, am wenigsten eine so lange heftige Wiederlegung, in die auch harte Ausdrücke eingeflossen sind z. B. S. 147, verdient. Er stellt sich wirklich die Sache zu gefährlich vor: an mehreren Orten klagt er über Angriffe an Ehre, guten Namen, und allem was einem ehrliebenden Mann eben so theuer seyn muß als sein Leben; er versichert S. 59, er sehe sich gedrungen wider die greifsw. kr. Nachr. öffentlich aufzutreten, und wider seinen Wunsch und Willen andre gelehrte Männer namentlich mit einzuflechten. Aber warum beruft er sich S. 138 wider seine wirklichen oder eingebildeten Gegner, auf Christi Regeln: Alles was ihr wollt daß euch die Leute ꝛc. und: mit dem Maaß ihr messet ꝛc. jene könnten ihn wohl gar

durch noch treffendere Regeln aus eben der Sittenlehre z. B. liebet eure ꝛc. Segnet — — vergebet — — zur Sanftmuth ermahnen.

Die vier Fragen deren Beantwortung auf den Titel versprochen wird, waren uns zum Abschreiben zu lang; ihren Inhalt müssen wir kürzlich anzeigen. Hr. Sch. behauptet, „die alte echte Edda sey ein Ueberbleibsel der alten Norder, Teutonen und Vandalenmythologie; Sämundar Siegfus (Frode) in Island habe sie i. J. 10770 bis 75 aus den alten runischen oder gothischen, mit lateinischen Buchstaben, historisch gewiß zuerst edirt; die in Kopenhagen und Upsal davon vorhandenen Abschriften seyn echt und etwa aus dem 14ten Jahrhundert; Snorro Sturlesons Kommungar sey nicht vor (für) die alte echte Edda zu halten, deren versprochene deutsche Ausgabe noch seiner Zeit ans Licht treten soll.„ Ueber diese Ausgabe in so fern die Geschichte und überhaupt die Wissenschaften dabey interessirt sind, wollen wir nur etwas, ganz bescheiden, erinnern: denn wir wünschen weder an dem Streit Antheil zu nehmen, noch uns mit einer ähnlichen Streitschrift beehrt zu sehen. Hr. Sch. liefert jetzt über das Alter und den Werth der Edda etliche vorläufige Beweise, die er künftig in seinen der deutschen Ausgabe beyzufügenden gelehrten Anmerkungen, noch weit höher treiben und in eine unwidersprechliche Gewißheit setzen will S. 25, mit der Versicherung S. 36, „daß die Sache seiner Zeit vollkommen gloriöse für ihn und seine Behauptung ausschlagen, und daß er seine Gegner mit ihren eigenen Waffen erniedrigen und zu Boden schlagen werde.„ Billig verschieben wir unser Urtheil bis dahin, und erklären im voraus, daß uns etliche Bemerkungen wohl gefallen haben. Nur scheint der Hr. Verf. für seinen Gegenstand zu sehr eingenommen zu seyn; ein solcher Enthusiasmus wird dem Schriftsteller oft gefährlich, und hindert leicht die sorgfältige Prüfung. S. 8. und 9. versichert er, „der alte vandalische Schatz (die Edda) sey wahrlich nach aller gelehrten Männer von ersten Range unpartheyischen Urtheil, mit keinem Geld und Gute zu bezahlen, und könne mit dem allerkostbarsten gefundenem Kleinod (in republica litteraria) nicht verglichen werden. — — Sie sey in der That für die Teutonen eine erstaunend interessante Sache.„ S. 95. und 125. u. a. O. erklärt er die Edda für einen wahren Inbegrif der Vandalen Theologie, für einen Katechismus, Weg zum Himmel S. 156. und mit einem Worte für ein Werk

Got=

Gottes, welches durch „die unvergleichliche und nie schöner „zu denkende Verbindung der Materien und Lehren unsere „beste (n) Systemata Theol. beschämt — — in den al„lervortreflichstschönen und mit recht göttlichwunderbaren „Weisheit, in den besten poetischen Versen abgefaßt ist, so „daß das Werk die heutigen forts esprits mit ihren vortref„lichen Poesien, und die heutigen Versemacher, himmels„weit (für echte Kenner) — — (wie z. B. . . .) übertrifft „und beschämt S. 31. und 32. daß kein theol. Compendium „die Lehren von Gott, der Welt, der Schöpfung — — „den Mitteln zur Seligkeit, ordentlicher und systematischer „abhandeln könne S. 158." Hier werden freylich Gottesgelehrte und Dichter große Augen machen, und sehr auf Beweis warten: aber der möchte wohl an manchen Stellen viele Mühe kosten. Nur eine Probe: die Edda soll fast nichts enthalten was bey rechter Erklärung nicht mit ächter Philosophie und Theologie, ja biblischen Lehren selbst, harmonire S. 158. Nach dem Verzeichniß S. 156. handelt die 10te Fabel von den Göttern an welche man glauben soll, von denen gleich darauf etliche genannt werden, als Thor des Odins Sohn, Balderen Thors Bruder, Gott Freyer und die Freya, Tyr; in der 29sten Fabel kommt Hermode vor, der auch Thors Bruder seyn soll, u. s. w. Ist das biblisch? gleichwol soll die Edda die Ab- und Vielgötterey hassen S. 110. Man halte einmal die 19te Fabel S. 165. gegen die Bibel. Freylich soll alles erst durch Hrn. Sch. rechte Erklärung mit der Bibel harmonisch werden; aber wir können nicht bergen, daß die eingestreueten Proben von solchen Erklärungen nicht die vortheilhafteste Vermuthung geben. In der angeführten Fabel heißt es S. 167. Frey habe seinen Degen weggegeben und sich ohne Waffen befunden, da er in der Zwischenzeit wider den Bel zu streiten hatte; und das sey die Ursach, daß er, (wer, Frey oder Bel?) ihn mit einem Hirschhorn verletzet habe. Zu Hirschhorn setzt Hr. Sch. forsitan figura crucis. Frey und Gretha sollen nach S. 157. wahrscheinlich die Kirche seyn. Was wird man nicht auf solche Art in der Edda finden! Der Gott Thor ist nach Hrn. Sch. Ueberzeugung nichts weniger als Thür und Thor zum Leben, ein Mediateur, mit einem Wort Jesus Christus S. 162. u. 163. Die Finnen und andre Völker, welche den Thor unter andern als einen Kriegsgott verehrten, wußten nichts von seinem Erlösungswerke, nicht daß er Thür und Thor zum Leben sey, — — Auch vom Alter der Edda kommen hier für unsre kritischen Zeiten

etwas

etwas unerwartete Gedanken vor: Gott oder wenigstens Noah, soll sie etwa 150. bis 200. Jahre nach der Sündfluth, einer nach Norden ziehenden Kolonie zum Religionsunterricht schriftlich mitgegeben haben S. 162. u. a. O. Läßt das sich wohl denken? und zwang der Mangel des Raums, oder irgend eine andre Ursach die Menschen damals zu einer solchen unerhörten Reise? Die mitgenommene Abschrift wäre ihnen wegen der darinn enthaltenen dunkeln Bilder, gewiß ein ganz unverständlicher Unterricht gewesen, wenigstens hat ihn nach Hrn. Sch. eigner Behauptung S. 3. bisher kein Mensch verstanden. Nur unser Hr. Verf. findet den Weg zur Seligkeit, das Erlösungswerk, die Unsterblichkeit der Seele u. d. g. unendlich deutlicher darinn vorgetragen, als Andre in Mose und allen Propheten bisher gefunden haben. Auch sollen darinn sehr deutliche Weissagungen vorkommen z. B. S. 41. (von der bald zu erwartenden neuen Ausgabe und Erklärung der Edda; denn auf welches Wiederfinden sollte wohl die dort angeführte Weissagung sonst gehen?) von dem römischen Pabst u. d. g.

Ueber die beygebrachten vorläufigen Beweise sagen wir jetzt nichts; nur rathen wir eine strenge Prüfung an. Die Fragen S. 161. u. f. von der Nothwendigkeit einer Offenbarung, die man gewiß noch jetzt bey unzählbaren Völkern thun kann, scheinen eben so wenig zu beweisen als der angeführte Prideaux oder Herodot, sonderlich wo der letzte seine Erzählung mit einem Ajunt S. 160. bezeichnet. Die nordischen Denkmäler und in der deutschen Sprache üblichen Redensarten S. 147. ingleichen was S. 27. aus Mallet angeführt wird, beweisen höchstens, daß alte Tradition den Stof zur Edda hergegeben hat. Selbst die erste Fabel erlaubt nicht das Alter und den Werth der Edda gar zu hoch zu treiben; es wird darinn S. 165. der isländischen Völker gedacht, bey welchen Gott war, ehe er Himmel und Erde machte. Und diese 33 Fabeln soll Gott Jehova unmittelbar mit einem Vandalen zu Asgarten zur Anweisung in der wahren Religion S. 144. u. f. S. 148. geredet haben! — — Auch scheint Hr. Sch. zu viel auf unerwiesene Etymologien zu bauen: Edda findet er schon in dem ebräischen Wort Jada, Jeda die Lehre, auch in dem märkischen und pommerschen Edde, Atta, womit kleine Kinder ihre Eltern benennen S. 89.; Odin soll Othen, Athem d. i. die Seele, und der Begrif seyn, welchen sich die alten Deutschen und Norder von ihrem Hauptgott machten S. 20. — — Die Bemerkung von der deutschen Spra-

che,

che, daß Japhet sie mit seinen Kindern geredet habe, erinnert sich der Rec. nicht irgendwo gelesen zu haben. Die Edda soll die alte Muttersprache enthalten, welche die alten Teutonen — — bey ihren ersten Ausgängen nach dem babylonischen Bau redeten S. 67. und Hr. Sch. will künftig hell und klar demonstriren, daß die isländische der Japhiten Sprache gewesen ist S. 68.

Weitläuftigkeit verstattet der Raum nicht; unsre kleinen Zweifel haben wir in der besten Absicht vorgetragen: keinesweges den Hrn. Verf. von seinem Vorhaben abzulenken, oder seine Arbeit verdächtig zu machen; sondern ihm eine sorgsame Prüfung anzuempfehlen. Unsers Erachtens muß man nicht aller Orten etwas mystisches oder von einer meßianischen Lehre (S. 134.) suchen; und man weis wohin schon die apocalyptischen Bilder manchen verleitet haben. Vielleicht findet er, wenn er weniger an das theol. System gedenkt, die bekannte Vermuthung bestärkt, daß die Edda viel verkleidete griechische und trojanische Fabel enthalte, die gelehrte Isländer von ihren Reisen zurückgebracht haben. Auch wünschen wir, daß er in Ansehung der Sprache mehr Aufmerksamkeit anwende. Manches, selbst die subsonces S. 51. les noces die Nächte, die er unaussprechlich tief und zweydeutig findet S. 166. und andre dergleichen Dinge wollen wir gern unter die häufig vorkommenden Druckfehler rechnen: Großscheinendwollende, ohne habende Elle messen S. 70. das öftere Monf. Mallet und Monf. Gennet, das apocrypha eines phantasirten Träumers S. 141. und andere unrichtige oder fremde Ausdrücke und Wortfügungen gehören doch gewiß nicht dahin. Von einem Uebersetzer fodert man mit Recht, daß er seinen Sprachen gewachsen ist.

Op.

Bulla aurea Rudolfi I. Romanorum regis, quae Plassenburgi in Archivo Brandenburgico asservatur, exhibita et descripta additis quibusdam ad Sphragisticam annotationibus haud inutilibus a *Ph. C. Spies*, Seren. Marggravio Brandenb. utriusque Burggraviatus Norinberg. Principi a Consiliis regim. nec non ab Archivis Secretioribus. Baruthi 1774. 4. 50 Seiten.

Die

Die Ursache, warum diese Bulle besonders herausgegeben wird, da sie doch schon in einer andern Sammlung mitgetheilt ist, bezieht sich nicht auf den Innhalt derselben, sondern auf die Seltenheit der dabey gebrauchten goldenen Kapsel oder Bulle. Von dieser Seltenheit sagt der H. V. S. 6. daß keinem deutschen am wenigsten einem östreichischen Geschichtschreiber es noch geglückt habe, ein goldenes Sigill von Rudolph I. ausfindig zu machen und mitzutheilen. Aller Mühe, die H. Spies sich gegeben, ungeachtet, hat Er in Deutschland kein Rudolphisches goldenes Sigill ausfragen können, ob er schon deswegen nicht glauben will, daß in Deutschland gar keines vorhanden seyn sollte; deswegen hat er sich nach Rom gewendet, wo die eingeschickte Kopey mit einer Rudolphl. Bulle vom J. 1279. conferirt unverdächtig befunden worden. Diese römische goldene Bulle wäre also die zwote, welche in der Welt von Rudolph I. vorhanden seyn soll.

Einen andern Umstand der Seltenheit findet H. Spies auch darinn, daß, da die Goldene Bullen nur ein Vorrecht der römischen gekrönten Kayser gewesen seyn sollen, König Rudolph doch dieses Vorrecht ohne Krönung gebrauchet habe, weil Er nie die römische Krönung empfangen. Solche Untersuchungen und Entdeckungen zu machen, sollte bey unsern Archivaren mehr Geschmack finden, wie H. Sp. mit Recht klaget, um den Wunsch zu begründen, den er am Schluß anbringt, daß sich durch alle Kreiße des H. R. Reichs eine Archivariengesellschaft formiren möchte, um mit vereinigten Kräfften die historischen Dunkelheiten zu zerstreuen und die geheimnißvolle abergläubische Zurückhaltung der meisten Archivare aufzuheben. Wir wünschen, daß indessen zum wenigsten H. Sp. an seinem Orte nicht müde werden möge, in seinem an Urkunden so reichen Archiv unter der gerühmten Oberaufsicht eines helldenkenden Ministers, des Freyherrn von Benkendorf, weitere Entdeckungen zum Vortheile der Geschichte und des Staatsrechtes zu machen, ob wir schon übrigens, was die gegenwärtige Entdeckung betrift, hätten wünschen mögen, daß der H. Regirungsrath des s. Lambachers im Jahr 1773. heraus gegebenes Oesterreichisches Interregnum bey Handen gehabt hätte, um aus der dort mitgetheilten CVI. Urkunde ersehen zu können, daß in dem Archiv zu Wienn eine Rudolphische Urkunde für seine Königliche Söhne vom J. 1282. auch mit einer Bulla aurea typario Regiae Majestatis impresso vorhanden sey, wobey eben derselbe

selbe Burggraf Friedrich Zeuge gewesen. Es ist auch die Meynung des H. Sp. sehr wahrscheinlich, daß der Gebrauch des Goldes zur Kapsul nicht sowohl von der Bezahlung oder dem Verlangen derjenigen abgehängt habe, zu deren Vortheile die Urkunden gegeben worden, als vielmehr von der besondern Gnade des Kaysers, die Er damit zu erkennen geben wollte, und zu welcher wohl niemand ein größeres Recht hatte, als seine Söhne. Bey der Betrachtung, daß ein ungekrönter Kayser sonst keine goldene Bulle gebraucht habe, ist uns eingefallen, daß, wenn der Satz historisch richtig ist, der gegenwärtige Fall doch nicht ganz aus der Regul falle, weil Rudolph zwar nicht gekrönt, aber doch auf der Kirchenversammlung zu Lyon von dem Pabst erkannt worden, wobey er ihm auch die Kayserkrone aufzusetzen versprochen. Der Papst hatte also zum wenigsten gegen den Gebrauch des Goldes kein Ius contradicendi, weil die Krönung in Ansehung seiner materialien geschehen war und nur noch die Formalität fehlte, die Rudolph eben deswegen für überflüßig gehalten haben mag.

Brennophili historische und rechtliche Beleuchtung der Cnopfischen Landcharte von Nürnberg. Zweyte vermehrte Ausgabe. Nebst einem Anhange 1774. 8. 148 S.

Die erste Ausgabe ist im J. 1764. in Franken herausgekommen, um einige Fehler zu rügen, die ein Nürnbergischer Feldmesser oder Kupferstecher Cnopf in einer Charte, die er für einen Nürnbergischen Bilderhändler in demselben Jahre verfertigen mußte, begangen hatte. Die Charte hatte den Titul: Mappa Geographica territorii civitatis Norimbergensis etc.; diese Charte hatte der Rath zu Nürnberg wahrscheinlich in der Absicht stechen lassen, um in den zwischen dem Burggrafthum und der Stadt an den Reichsgerichten hängenden Processen seine Intention mit Zeichnungen und Rissen zu illustriren, da denn freylich einem jeden frey stehet, seine Phantasien in Kupfer, in schwarzer Kunst, oder im Holz stechen zu lassen, weil es immer nur Phantasien sind, die den Richter nicht irre machen müssen, wenn zumal der Gegentheil seine Zeichnung auch übergiebt; sogar wenn der Bilderhändler sich einen Absatz damit zu machen getrauet, ist auch ein solcher Verkauf eben so wohl erlaubt, als die Promulgirung einer jeden Proceßschrift durch den Druck; aber

der

der Bilderhändler verkaufte die Charte ohne Beysaz als eine authentique Charte, die ein jeder Geograph zum Grunde nehmen könne. Gegen dieses Unternehmen haben die fürstlichen Regierungen zu Anspach und Bayreuth im J. 1764. von dem Rathe zu Nürnberg die Confiscation dieser Charten begehrt, es wurde auch darauf der Verkauf der Charten in Nürnberg verboten; zwar wollte der Rath dieses Verbot nicht als eine Folge der an ihn ergangenen Schreiben angesehen wissen, er erklärte aber die Charten doch dafür, daß sie nicht mit seiner approbation publicirt worden, und daß er an den geographischen Fehlern derselben keinen Theil nehme. Ueber den Ausdruck geographische Fehler entstand nun ein weiterer Schriftwechsel, der so lange getrieben wurde, bis endlich der Rath zu Nürnberg in einem Schreiben die vorher gemißbilligte Fehler billigte, und zwar nicht als Fehler, sondern als Sätze seiner Lehre. Dieser Rückfall wird durch H. Brennophilus hier in tapfern Wetzlarschen Kanzleystil gerüget, und nachdem H. Eisenhart zu Helmstädt seinen Namen spendirt hatte, als ein junger Nürnbergischer Patriot, um für das Vaterland dem abwesenden Feinde vom Katheder herab eine Schlacht zu liefern, diese ganze Siegesgeschichte drucken lies, so nimmt H. Brennophilus davon Anlaß, die zwote Auflage mit einer kleinen passenden Zugabe zu veranstalten. So können endlich reichsrichterliche Sachen in kunstrichterliche ausarten.

Gm.

Friedr. Ludwig Anton Hörschelmanns, Herzogl. Sachsen Weimar- und Eisenachl. rc. Commissions-Sekretärs rc. genealogische Adelshistorie, aus sichern Quellen und authentischen Nachrichten, vorgetragen und mit nöthigen Beweisen bestätiget. Des ersten Bandes zweyter Theil. Gotha, bey Ettinger, 1775. in Fol. 158 S. ohne die besondern Stamm- und Kupfertafeln.

Es werden die Historien und Genealogien folgender Familien mitgetheilt: Bellmont, Ingersleben, Tilling, Kalb, Häseler, Koppenfels, Knuth, Hagen, Kockpusch, Gleichen, Stubenvoll, Gabelenz, Fischern, Fomann. Alt und jung durch einander; doch darauf kommt auch hier nichts an.

Jun-

Junger Adel mit alten Verdiensten überwiegt immer den alten Adel mit jungen oder keinen Verdiensten. Darauf hingegen sollte H. H. dringen, daß er nicht verbunden wäre, die Nachrichten so mitzutheilen, wie sie ihm eingeschickt würden, nehmlich in einem steifen für jedermann ausser derselben Familie höchst uninteressanten, panegyrischen, nichts weniger als historischem Tone, und mit Unterdrückung aller Nachrichten, die auf die vormalige bürgerliche Epochen der geadelten Geschlechter hinausführen; denn nicht alle sind so aufrichtig die Jugend ihres Adels mit dem Adelsbrief zu belegen, wie die Familie des Verdienstvollen H. Geheimdenraths von Koppenfels zu Hildburghaußen gethan hat. Das Alterthum des Adels hat ausser den Stiftern keinen Nutzen; aber dort hilft auch das bloße Verschweigen des wahren Alters nicht zum Beweise. Wozu also die von den Stiftern herübergeerbte Zurückhaltung des jungen Adels, bey Personen, die an sich weder fähig sind, noch fähig werden wollen, in Stifter zu adspiriren? Man sucht eine Ehre darinn, Ritterorden, Würden und Titul ganz neu zu erhalten, nur die Adelswürde soll alt seyn; und darüber werden die genealogischen Wahrheiten einzelner Geschlechter, die sonst immer Verdienste genug um das gemeine Wesen oder um andere wichtige Gegenstände des Vaterlandes haben mögen, verdrehet, verstümmelt, vermummt, so daß die vaterländische Geschichte solche Subsidien, die sonst vieles erläutern könnten, sogar fliehen uns, um nicht falsches Licht hineinzubringen. Es verliert auch die Literärgeschichte dabey; welche Beobachtung wir z. E. hier doch bey der Koppenfelsischen Nachricht machen müssen, wo wir nicht einsehen, warum nur die Abhandlung de jure socerum und nicht auch die mit so vielem Beyfall aufgenommene, auch ins deutsche übersetzte patriotisch freymüthige Schrift de pecunia mutuaticia tuto collocanda vom J. 1761. angeführet worden, davon zwar Herr Joh. Friedr. v. Koppenfels als Verfasser bekannt ist, wobey man aber den Einfluß des väterlichen Geistes, der im Seegen auf dem Sohne geruhet, doch mit einem eigenem Vergnügen bemerken kann.

Specimen Genealogico-progonologicum ad illustrandam Augustam Habsburgo-Lotharingicam Prosapiam Caesareo-Regio Principi Petro Leopoldo, Archi-Duci Austriae, Duci Lotharingiae, magno Duci Hetruriae etc. etc.

Goritiam advenienti oblatum a Rudolpho Coronino S. R. Comite de Cronberg, L. Barone in Praebacina etc. insignis ord. S. Stephani etc. Equite, utriusque etc. Majestatis Camerario, Supremi Goritiae et Gradiscae Capitaneatus Consiliario, pluriumque Academiarum socio; nunc vero consiliario actuali intimo ac in utroque Comitatu Praesidis vices gerente, Venetiis, a 1770. Typis Antonii Zatta, quod nunc novis Genealogicis ac historicis accessionibus locupletavit, ad nostram usque aetatem continuavit, edidit Franciscus Carolus Palma, S. S. Theol. in antiq. Univ. Vindob. Baccalaureus. Viennae, typis I. Th. nob. de Trattnern, 1774. median 4to prächtig gedruckt, mit Vignetten und dem Bildniß des Herrn Grafen von Volpato in Kupfer gestochen.

Der H. Graf hatte schon als ein akademischer Theresianischer Mitbürger zu Wien im J. 1770. unter der Anleitung des H. P. Erasmus Frölichs die Görzische Geschichte mit ausnehmendem Fleiße studirt, welchen Fleiß die Kayserinn-Königinn damit gekrönt, daß sie ihn nicht nur zum Vice-Präsidenten in der Regierung zu Görz ernennt, sondern ihn auch mit Gedächtnißmünzen, die auf die Stiftung des Theresians (in welchem der H. Graf der erste Zuhörer gewesen) im J. 1746. gepräget worden, in einer goldnen Büchse beschenkt. Dieses genealogische Werk ist nun eine Probe des akademischen Fleißes des Herrn Grafen, wobey zwar H. P. Frölich seinen Theil Verdienste hat, der H. Baccalaureus Palma aber sich auch noch ein Verdienst vindicirt, daß er nach 3. Jahren diese neue prächtige Ausgabe besorget, die er dem würdigen Herrn Abt Gerbert zu S. Blasii aus einem doppelten Grunde wiedmet, einmal, weil er ihn für einen Anverwandten des Herrn Grafen hält, und denn, weil er in diesem Fache der Gelehrsamkeit selbst einen berühmten Namen hat. Es hat aber H. Palm sich noch ein besonderes Verdienst gemacht, einen Stammbaum des Erzherzog Peter Leopolds, Grosherzogs von Toskana, mit neuen Erweiterun-

gen,

gen, die sich auf die Nachkommenschaften Carls V. und Ferdinands I. erstrecken, auszuschmücken, aus einer Tafel eilfe zu machen, und denn zuletzt noch eine Abhandlung de Titulis et Insignibus Magnae Mariae Theresiae etc. anzuhängen, die indessen auch schon in die deutsche Sprache übersetzt worden, unter dem Titul:

Abhandlung von den Titteln und Wappen welche *Maria Theresia* als apostolische Königinn von Ungarn führet, verfasset von *Franz Carl* von *Palm*, Weltpriester der Gottesgelährheit auf der alten Wienerischen Univ. Baccalaureus, Wien, bey Edlen von Trattnern etc. 1774. gr. 8. 94 S.

Um unsere Leser mit der Oekonomie des Werkes näher bekannt zu machen, so besteht es, die Palml. Abhandlung mit gerechnet, aus 6 Theilen 1) ein Ankündigungsschreiben des Grafen an den Großherzog 2) ein Kapitul von dem Ursprung des Habsburgisch Lothringl. Hauses 3) das 2te Kap. enthält Ethikons I. eines Alemannischen Herzogs Nachkommen bis auf den heutigen Lothringl. Stamm 4) das 3te Kap. handelt von den Nachkommen des Grafen Guntrams von Altenburg, der Reiche genannt, 5) das 4te Kap. enthält die Palml. Abhandlung und einen Stammbaum von 2040 Ahnen 6) Eilf Tabellen, die H. Palma (oder H. v. Palm) ausgemacht hat.

Ueber alle Verzierungen und Curialien, wobey der Geschichtforschende Leser Langeweile hat, hinweg, wollen wir nur aus dem III. Kap. von der neuesten Geschichte so viel ausziehen, um uns mit dem Gange des H. V. bekannt zu machen. „Ein so großer Prinz als Carl VI. war, konnte keine „kleinere Nachfolgerin haben als die große Maria Theresia. Hoffentlich wird niemand seyn, der ihr den Namen „Gros misgönnet, wenn er nur erst die Thaten aufmerksam „erwäget, die von dieser unsterblichen Mutter der Völker verrichtet worden. Einige Fürsten sind gros geworden, durch „Krieg, andere durch Frieden, Maria Theresia durch beydes; „hat schwere Kriege geführt, hat ihre meisten und mächtigsten Feinde besiegt, zu der Zeit besiegt, da ganz Europa zu „ihrem Verderben sich verschworen zu haben schien. Sie trat „im J. 1741. die ihr durch die pragmatische Sanction ver-

„sicherten östreichischen Staaten an, und ließ sich in denselben J. 1741. die heilige Ungarische Krone aufsetzen; nur die Böhmen wurden durch die Zeitumstände gehindert, ein gleiches zu thun. Carl VI. hatte kaum die Augen geschlossen, als Carl, Churfürst von Bayern, Augustus III. König in Pohlen, Friedrich König in Preussen, Philipp V. König in Spanien, Carl III. König in Sicilien, Carl Emanuel König in Sardinien, Ludwig XV. König in Frankreich mit großen Kriegsheeren die Maria Theresische Erbstaaten überzogen. Böhmen und Oestreich ward eine Bayersche, Schlesien eine Preußische, Niederland eine Französische und Italien eine Beute der Allürten Mächte. Die Monarchin hatte keine Völker auf den Beinen, weil Carl VI., der nichts weniger als Krieg befürchtete, sie fast alle abgedankt hatte. Doch ließ sie den Muth nicht sinken: von der Treue ihrer Völker, besonders aber von der Ungarischen Nation, die sonst unter Joseph und Leopold um das Oestreichische Joch abzuschütteln, so schwere Kriege geführt hatte, mit jetzt umgekehrtem Spieß bis zum letzten Blutstropfen unterstützt, war sie zwar gegen die preußische Waffen nicht immer glücklich, aber ihren wichtigern Feind, den Bayerschen Kaiser Carl VII. trieb sie nicht nur aus Oestreich und Böhmen, sondern auch aus allen seinen Besitzungen; und nachdem sie mit den Königen von Preussen und Pohlen im J. 1745. Friede gemachet, der Kayser todt, und die Franzosen geschlagen waren, erwarb sie ihrem Gemahl Franz die Römische Kayserkrone, endigte darauf im J. 1748. durch den Aachnischen Frieden den Krieg mit Ludwig XV. und seinen Allürten. Der Verlust von Schlesien, Parma und Piacenza war zwar kein geringer Verlust für sie; aber man betrachte die erschröckliche Menge der Feinde gegen eine einzige Königin und die große Gefahr des Krieges und dann wird man sagen: die Königin hat doch triumphirt. Janus Tempel war nun geschlossen; aber im J. 1756. ward er wieder gegen den König in Preussen geöfnet und mit abwechslendem Glücke bis 1763. offen gehalten, wo ein Friede einem jeden Theile zueignete, was er vor dem Kriege schon hatte. Unter dieser Kriegeszeit wurde der Theresien-Militairorden zum Gedächtniß eines merkwürdigen Sieges gestiftet; die Gewinnung des Schlachtfeldes bey Planian in Böhmen im J. 1757. gegen das Preußische Heer wurde für ein Meisterstück der Tapferkeit gehalten, das durch diesen Orden verewigt werden sollte. Bey allen diesen kriegerischen

„rischen

„ischen Zerstreuungen hat Maria Theresia die Wohlfahrt
„ihrer Unterthanen zu besorgen nicht vergessen; Ihr Eifer für
„die Religion hat Ihr bey Pabst Clemens XIII. den erneuer-
„ten Ungarischen Titul einer apostolischen Königin im J.
„1758. zuwege gebracht; unter Ihren weisen Anstalten sind
„die hohen Schulen besonders zu Wien dergestalt verbessert
„worden, daß sie nun häufig von Ausländern besucht werden,
„anstatt, daß die Eingebohrne vorher auf auswärtigen Schu-
„len sich unterrichten lassen mußten; dazu gehören besonders
„die Adeliche Schulen, der Königliche Convict zu Tyrnau in
„Ungarn, das Migazzische Institut zu Waitzen, vor allem
„aber das Königliche Theresianum zu Wien, welches schon
„so viele heilige Prälaten, Minister, Präsidenten, Hofrich-
„ter und Feldherren gebildet hat. Sie, die Kaiserin, hat
„durch ihre Klugheit die Staats- und Kriegsverfassung auf
„einen Fuß gesetzet, den keiner Ihrer Vorfahrer erreichen
„konnte. Sie besorget die größten und wichtigsten Staats-
„geschäfte und vergißt doch darüber den kleinsten aus dem
„Volke nicht, der ihre Gnade sucht; bemüht sich Ungarn,
„durch abgeschickte Colonien, seine alte Volkzahl wieder zu
„geben, erweitert die Gränzen desselben Reiches sowol durch
„die Ablösung der Zipser Pfandschaften aus dem XIII. Jahr-
„hundert als auch durch die neuerliche Bethätigung der bis-
„her geführten königlichen Titul von Gallicien und Lodome-
„rien; auch die Stiftung des Stephansordens zur Ehre des
„h. Königs von Ungarn Stephanus vom J. 1764. gehört hie-
„her. Der kaiserliche Titul Groß gründet sich auch noch
„weiter auf die Größe der Nachkommen aus der Verbindung
„mit Kayser Franz I., welche Verbindung in Ansehung der
„ehelichen Würden, der höchsten Treue und Reinigkeit nicht
„nur das vollkommenste Muster der Zeitgenossen war, son-
„dern auch noch bey den spätesten Nachkommen wird verherr-
„lichet werden. Ein solcher frommer Wittwenstand, als
„Maria Theresia seit 1765. führt, muß allen Wittwen zum
„Muster dienen, ob wohl die Vorsehung es ihr an Freude
„nicht ermangeln läßt, die ihr die durchlauchtigste Familie
„gewähret, darunter Joseph II. römischen Kayser, allzeit
„Mehrern des Reichs, eine eigene Geschichte gewidmet ist.
„Er folgte seinem großen Vater im J. 1765. ward in dem-
„selben Jahr Ordensmeister des Stephansordens und östrei-
„chischer Mitregent. Seine erste 1760. getraute Gemah-
„lin Maria Elisabetha war des Infanten von Spanien und
„Herzog Philipps von Parma Tochter; sie starb im zweyten

 „Wochen-

„Wochenbette 1763. Die zwote Gemahlin Maria Josepha „des Bayerschen Kaysers Carls VII. den Maria Theresia über„wunden, Tochter, im J. 1765. getraut, starb ohne Lei„beserben 1767. Von seinem Lobe will der H. Graf schwei„gen und Italien, das der Kaiser durchreiset hat, und die „Hauptstadt der Christenheit, wo das Gedächtniß seiner Fröm„migkeit, Gnade und Weisheit in Erz gegraben ist, reden „lassen, aber auch fast alle unter seinem Zepter stehende Pro„vinzen verkündigen sein Lob, denn er hat sie bereiset und „auf alles, was seine Kenntniß verdient, seine Aufmerksam„keit gerichtet. Ueberhaupt seine Verehrung für die Reli„gion, seine ausserordentliche Leutseligkeit, seine edle Einfalt „in der Lebensart und Kleidung, sein alles durchdringender „Witz, die Größe seines Geistes, die Klugheit und Gründ„lichkeit bey Erwählung der Plane zu seinen Unternehmun„gen, die Standhaftigkeit in der Ausführung derselben sind „die Gegenstände der allgemeinen Bewunderung, wozu noch „seine besondern Kriegstugenden und sein Eifer für Wahrheit „und Gerechtigkeit kommt; auch der Wahlspruch, den der „Kayser bey dem Antritt seiner Regierung sich gewählt: Vir„tute et Exemplo ist für seine Völker erbaulich, welche die „Tugend für die Grundsäule seiner Regierung und sein Exem„pel für das Sittengesetz seiner Unterthanen ansehen, und „noch große Dinge erwarten, von dem, in welchem das Blut „so vieler Helden des Lothringisch- und Oestreichischen Stam„mes gegossen ist.„ In den genealogischen Tabellen bemerkt man zwar nichts neues, welches wir jedoch nicht überhaupt verstanden wissen wollen, weil wir sie nicht alle, sondern nur zur Probe S. 120. die Habsburg-Lothringl. Verwandtschaftstafel durchgegangen sind. Diese haben wir mit den Pütterischen Tafeln und seinen Quellen verglichen, wo wir denn keine Varianten gefunden, ausser bey Friedrich II. Herzog von Lothringen, den H. Pütter im J. 1213. und dieser V. im J. 1215. bey Theobaldus, den dieser V. im J. 1220. sterben läßt, jener aber das eigentliche Sterbjahr blind ausdrückt, bey Carl IV. dessen Todesjahr jener auf 1690. und dieser auf 1689. angiebt. Durch solche Untersuchungen der genealogischen Register können unsere alten Quellen, besonders Hübner, Lohmeyer rc. vieles gewinnen; gesetzt, daß es auch nur kleine Fehler sind, die dabey berichtigt werden, so geben sie doch dem Studium Authorität, und heben es aus der Schulexercitienbank herauf zu dem Rang archivalischer, zwar auch nicht immer Eisenfester, aber doch zu ernsthaften Absich-

ten bestimmter und deswegen für wahr angenommener Wahrheiten. Und in diesem Betrachte wird auch dieses Werk für alle Archive wesentlich werden, so theuer es auch durch die typographische Dekoration des H. Palma geworden seyn mag, die doch nicht überall gleichen Effekt thun möchte, weil zu viel aus der Mode gekommener auch wohl zweydeutiger Witz mit daran Theil hat, so fliegt z. B. in einer Vignette dem Jupiter ein Zettel aus dem Munde, der bis nach Böhmen, Pohlen hinreichet: Hinc fata majestas quae mundum temperat omnem und H. Palma läßt vor seiner Dedication an den H. Abt Martin Gerbert von Hornau in einer Vignette eine Innschrift in Stein hauen, die auf den Namen Hornau anspielet: Gerbertos *Aries*, *Taurus* cognomen ab *Hornau* Martini Titulos sacra Tiara notat &c.; allein! nach einer so ermüdenden Arbeit, wie die genealogische Tabellenarbeit ist, mag auch wohl Homer ein wenig schlafen.

Sl.

12. Kirchengeschichte.

*) Zweifel eines Italieners über das Bedenken wegen Ausrottung der Jesuiten aus der ganzen Welt. Strasburg 1768. 8. 2. Bog. mit 108. untergesetzten Noten, die jünger sind als 1768.

Diese Noten sind von einem Anti-Jesuiten, wozu wie er selbst saget, der Stoff aus den zu Paris herausgekommenen Annales de la Societé des Soi-disants Jesuites genommen ist. Im Texte kommt unter andern vor, daß M. d'Alambert, als ein ächter Weltweiser geurtheilt habe, daß von der Vernichtung der Gesellschaft Jesu die Unterdrückung der Päpstlichen Gewalt und Macht abhange, und der Notenmacher setzt darzu: Gewalt und Macht in zeitlichen Dingen ohne Nachtheil der wahren Catholischen Religion.

 Zwo

*) Im XXV. B. 2 St. S. 605. dieser Bibliothek ist versprochen worden, was uns dort von Jesuitenschriften entwischt oder nachher erst bekannt worden, besonders nachzubringen, und wir machen hiemit zu Erfüllung dieses Versprechens den Anfang.

Zwo Bittschriften der sämtlichen Burgerschaft zu Coblenz an Seine Churf. Durchl. von Trier um die Beybehaltung der verdienten Männer der G. J. Rachel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen. I H. S. Freystadt, 1771. 8 B.

Die Erste ist von H. Licentiat Janel und die andere von einem Bürger zu Coblenz verfaßt. In der ersten werden zu letzt noch folgende argumenta ad hominem gebraucht 1) die Jesuiten — werden sich den Landesfürstl. und Erzbischöflichen Verordnungen künftig willig unterwerfen 2) das Trierland wird ohnedem meistens das heilige genennt, 3) der Landesherr ist aus einem Hause gebürtig, welches von jeher dem Jesuiterorden in königlichen Gnaden zugethan war.

Gedanken von den Befugsamen deutscher Reichsfürsten bey Abstellung des Jesuiterordens, entworfen von M. H. A. — — — Z. 1773. 8. B.

Der Pabst hat alleine die Gewalt einen Orden aufzuheben; ein Regente kann ihn zwar aus seinen Landen aus eigener Macht vertreiben, aber dadurch ist er noch nicht aufgehoben. Indessen ist eben diese Partikularbefugniß für jedes Land, daß kein Fürst schuldig ist, das Päpstliche Abschaffungsbreve unmittelbar zur Erfüllung zubringen; am wenigsten das deutsche Reich, wo ein regierender Kayser in den wenigsten Stücken ohne der Reichsstände Einwilligung verfahren kann. Der Kayser hat zwar das päbstliche Breve erhalten, aber die Kayserinn Königinn hat auch eines erhalten; und noch andere geringere Staaten; das Reich hingegen hat keines.

Dasjenige also, welches der Kayser erhalten hat, kann auf das Reich keine andere als eine reichsverfassungsmäßige Wirkung haben, nehmlich mit Vorbehalt der einem jeden Reichsstande zustehenden Landshoheit, die insonderheit bey weltlichen Ständen wichtig wird, weil dort die bischöfliche Diocesanrechte mit einschlagen, an welchen Befugnissen ihnen das Stillschweigen einzelner mindermächtiger Stände nicht nachtheilig seyn kann.

Die Evangelische Stände wollen sich auch in ihrer Landeshoheit vom römischen Hofe nicht Gränzen setzen laßen, was sie in ihren Ländern, worinn die bischöffliche folglich auch

auch die päbstliche Gewalt durch den westphälischen Frieden suspendirt ist, für Menschen dulten wollen, so wenig sie auch sonst dem Orden selbst geneigt seyn mögen. In den Reichen wo der Orden gegen den Willen des römischen Hofs ausgetrieben worden, da haben die Könige allein über seine Güter disponirt, und jedermann hat es billig gefunden. Ob diese Billigkeit aufhöre, wenn die Aufhebung des Ordens nach päbstlicher Anordnung geschiehet? darüber wird noch Entscheidung erwartet. Die deutsche Stände sind vermög ihrer besondern Verfassung keine Könige, aber sie sind es doch in Ansehung des Pabsts, und haben königliche Befugnisse. Es kann ihnen also auch nicht gleichgültig seyn, daß künftig die Einkünfte des Ordens aus ihren Ländern hinaus gehen. Die Stifter der Einkünfte können nun vielmehr ihre Stiftungen zurück fodern: aber es fragt sich, ob und wieweit es auch ihre Erben können? oder der Fiscus? Was aber aus der Kammer des Lands gekommen, das kann unfehlbar wieder dahin gezogen werden, sobald die Bestimmung aufhört.

Der Jesuit in seiner Blösse oder die entdeckten Geheimnisse des Jesuiter-Ordens. Aus dem französischen übersetzt. Paris, 1774. 154 S. in 8.

Eine Sammlung von allen odiosis gegen die Gesellschaft, wahr oder nicht wahr I. die geheimen Unterrichte der Jesuiten II. Prophezeihung der h. Hildegardis, einer Deutschen aus dem 12ten Jahrhundert, „daß eine Art von Leuten „empor kommen werde, die sich unter der Kleidung als Betts„ler von den Sünden des Volks unterhalten rc. und Patres „der Bosheit seyn werden.„ III. Extract aus den Registern der theolog. Facultät zu Paris d. 1. Dec. 1554. über die Geschichte Jean Chastels und des Paters Gueret. IV. Urthel des Parlements zu Paris wider Chastel und die Jesuiten, V. Geheimnisse der Jesuiten, bey dem Entschlusse sich an eines Königes Person zu vergreifen, (sehr künstlich, aber die erste Kunst besteht doch wohl in der Auswahl eines genugsam fanatischen oder taubkollerischen Subjekts, das Receptivität genug für solche Floskuln und Ceremonien hat.) VI. Nachricht an die Fürsten von der Aufführung der Jesuiten, durch einen unpartheyischen Geistlichen aus dem Italiänischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen, und an weiland Pabst Paul V. gerichtet, besonders gegen die Englische Jesuiten. VII. Bericht von der ausserordentlichen Versamm-

lung der theolog. Facultät zu Aniers in der Stadt Onopolis, zwischen den Dörfern Luçon und de la Rochelle gelegen, wider den Jansenismus. — VIII. Kennzeichen der Jesuiten aus alten Authoren zusammengetragen.

Jesuitisches Reich in Paragay durch Originaldokumente der Gesellschaft Jesu bewiesen, von dem aus dem Jesuiterorden verstossenen Pater Ibagnez. Aus dem Italiänischen übersetzt. Cölln, 1774. 264 S. in 8. Das erste Original ist Spanisch.

Nachdem die Spanier Mexico und Peru sich unterworfen hatten, so erstreckte sich ihre Unterwerfungslust auch auf die ihnen im Wege liegende Völker. Zur Unterwerfung gehörte nicht viel, aber zur Erhaltung im Gehorsam desto mehr. Die Religion sah man dazu für das bequemste Mittel an; die Anzahl der Spanischen Weltgeistlichen war zu schwach dazu, man mußte also Mönchsorden zu Hülfe nehmen, und zwar solche, denen die Königliche Statthalter besonders gewogen waren.

Die Mönche, die einmal waren, zogen bald mehrere aus ihren Orden an sich, und dadurch erlangten gewisse Orden stillschweigend ein Monopolium, in Amerika; in diesen Ländern, wohin sie gerufen wurden, konnten sie sich auch mit leichter Mühe die geistliche Jurisdiction erschleichen; in kurzem nahm das geistliche Etablissement in Amerika gewaltig zu, und das heutige Rom gewann bald mehr Königreiche als das alte Rom Provinzen hatte. Jetzt kamen erst die Jesuiten nach Amerika und überflügelten durch ihren Fleiß ihre Vorgänger, hatten aber gleich die Absicht, sich selbst einen Kirchenstaat, ein Patrimonium Ignatii, zu erbauen; dazu wählten sie in der Folge einen weitläuftigen Strich Landes zwischen Brasilien, Buenos-Ayres, Tucumann und St. Croce della Sierra, welchen der Fluß Paragay durchströmt, von welchem sie später dem ganzen Lande den Namen gegeben. Im J. 1515. wurde durch den Tod Johann Dias de Solis der erste Feldzug und 1526. unter Aufführung Sebastian Gabotti der zweyte entschieden und im J. 1535. wurde die Kolonie zu Buenos-Ayres angelegt. Erst von diesem Zeitpunkte fängt die erste Epoche der Jesuiten an. Sie brachten erstlich die Wilden dahin, daß sie zusammen wohnten, und nachdem sie so weit waren, suchten sie ihnen unter dem Vorwande

der

der Neophitischen Unschuld den Umgang mit den Europäern verhaßt zu machen. Nun hatten zwar die Statthalter die weltliche, und die Bischöffe die geistliche Jurisdiction: allein! die Jesuiten wußten die Sachen bald so zu karten, daß keine andere Statthalter und keine andere Bischöffe gesetzt wurden, als die sich in ihren Plan schickten; diejenige, die sich nicht darein schicken wollten, liefen Gefahr das Leben zu verlieren, davon der unglückliche Antequetra ein Beyspiel seyn mag.

Hier lebten nun die Jesuiten ganz unabhängig von der ganzen Welt, und nur mit dem General in Rom in Verbindung. Der V. zweifelt aber, ob die Jesuiten mit allem ihrem Bekehrungseifer nur einen einzigen wahren Christen aus allen Indianern gemacht haben; alles was man davon weis, ist ein Gewebe von Fabeln, ad majorem societatis gloriam erfunden; bis endlich in unsern Tagen der Statthalter zu Buenos-Ayres Franz Buccarello das Jesuitische Reich zerstört und seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen. Der Pater Ibagnez trat sehr jung in den Orden, wurde aber als ein Ketzer bald wieder ausgestossen. Allein! nach einigen Jahren kam er doch als Missionar nach Paragay. Die Gränzen-Berichtigungssache der Portugisisch- und Spanischen Besitzungen in America war damals ein höchstwichtiger Augenpunkt für die Jesuiten, die sich sehr dafür fürchteten. Pater Ibagnez war auf der Königlichen Parthey; dieses wurde ihm von der Gesellschaft für ein Verbrechen ausgelegt, darüber sie ihn einmauerten und zum zweytenmal aus dem Orden stießen. Jetzt suchte Ibagnez den Schutz der Königlichen Gränzcommissarien, und kam durch sie nach Spanien, dort wurde er von Spanischen Jesuiten bis an sein Ende, das ihm durch eine Taubenpastete von ihnen zubereitet worden seyn soll, verfolgt, die Minister schützten ihn aber. In dieser Zeit schrieb Ibagnez allerley Sachen, besonders auch eine Geschichte seines Aufenthalts in Paragay; von dieser Geschichte ist die gegenwärtige Schrift ein Theil; das übrige soll noch folgen, besonders ein merkwürdiges kunstloses aber Sachenreiches episches Gedicht, um daraus den Charakter und die Intriguen der Jesuiten kennen zu lernen, die vor 18 Jahren Paragay regieret hatten.

Was hier geliefert wird, besteht aus 7. Abschnitten, der I. betrachtet den Ursprung des Jesuitischen Reichs im II. wird das Daseyn des Reichs der Jesuiten aus ihren Reichthümern und Einkünften bewiesen. Im J. 1751. bestand es aus 97582. Seelen. Der Kammerfond war 132 Millionen

Tha-

Thaler Capital, bey den Domänen waren 68000. Personen in Arbeit; das Capital nur zu 3 Procent angeschlagen, hatten sie eine jährliche Revenüe von 4 Millionen; denn sie hatten gar prächtige Kirchengeräthe und Ornate, die nichts rentirten. III. Beweis, daß das Reich der Jesuiten ein Königreich sey, und daß der General als ein König darinn herrsche; denn dieser übt unter andern auch eine unumschränkte Criminaljurisdiction aus; den Indianern wurde bey Strafe der Verbrennung das Perückentragen verboten (wohlverstanden die Perucken sollen verbrannt werden.) alle Castilische Manufacturen wurden verboten, welches überzeugend beweist, daß die Jesuiter nicht von der Krone Spanien abhängen, sondern ihre eigene Krone tragen wollten. 600. Mann zu Fuß und eine Anzahl Reuter wurde dem Commando eines verständigen Jesuiten zum Fouragiren gegen die Spanier untergegeben; die Mannsleute sollen überhaupt mit Bogen und Spießen in der Kirche erscheinen.

IV. Abschn. die benachbarte Staaten erkennen das Jesuiterreich für unabhängig, selbst der König von Portugall folgte ihrem Foro und beschwerte sich gegen ihre Excesse bey dem General in Rom; die Mißionare speisen wie die Könige bey Trompeten und Paucken; leben frey mit dem weiblichen Geschlechte, butzen die Weiber, lachen laut in den Beichtstühlen. V. Mittel, welche die Jesuiten angewendet haben, um ihr Reich gegen alle Kabalen ihres eigenen Ordens zu schützen. Alles zu entfernen, was gegen den König von Spanien eine natürliche Liebe hat und die Pfarren an fremde Unterthanen zu geben; mehr dumme als kluge Missionare zu haben, weil das Wissen aufblähet, wie der Apostel Paul sagt, um das Geheimniß des Regiments nicht ergründen zu lassen; Michael de Solo mit einer Peitsche und langen Sporen, einen großen Gürtel um den Leib, hinter einer Heerde Kühe dreinlauffend und die verirrte beytreibend, ist ein Muster eines qualificirten Mißionars von gewöhnlichem Schlage. Sobald ein Superior eines Hauses stirbt, müssen alle an ihn von dem Jesuitergeneral ꝛc. geschriebene Briefe verbrannt werden; die Vergehungen der Ordensbrüder müssen ignorirt werden; hübsche junge Knaben sollen von den Patribus nicht liebkoset werden; die Mißionarien müssen immer mit schmeichelhaften Lobserhebungen aufgemuntert werden. VI. Mittel, wodurch die Jesuiten ihr Reich für den von ihren Indianischen Unterthanen zu befürchtenden Umsturz zu bewahren suchen; besonders Beyspiele der Subordination, des Pfarrers gegen

den

den Provinzial; armselige Kleidung, Wohnung und Speisen der Indianer als Gesetze der Demuth; Strenge und Gewalt der Geistlichen. Ein Pfarrer verurtheilte eine Indianische Frau zu einer Geisselung neun Tage hinter einander ganz nackt; die Frau frug ihn, ob es denn keine Sünde, daß er sie so nackt sehe? anstatt ihr darauf zu antworten, wurde sie noch schärfer gegeisselt. Eine besondere Leibwache der Jesuiten sind die Kirchenmusikanten, Chorjungen, Tänzer, Stabträger und Kirchenältesten (Caziken) VII. Mittel um das Reich gegen die Spanier zu schützen. Es muß aller Verdacht einer schlimmen Verfassung unterdrückt und hingegen mußten die Vorzüge derselben ausposaunt werden, dahin gehört das für sie von Muratori aus falschen Urkunden geschriebene Buch: Il Christianesimo felice, besonders aber die Maxime den Orden als eine eigene Kirche zu betrachten und über die römische Kirche hinauf zu setzen, besonders unter folgenden Grundsätzen: „Wer als Jesuite stirbt, wird selig. „Die aus dem Orden verbannte Jesuiten werden verdammt. Kein Orden ist ihm gleich zu schätzen.„

Die ganze Schrift ist in einem Tone von Wahrheit geschrieben, nur auf dem letzten Blatt wird ein Gesicht erzählt, das eine Donna gehabt haben soll. Dieses Gesicht thut auf den Credit des Paters keine vortheilhafte Wirkung. Jammer Schade!

---

13. Erziehungsschriften.

Lehrbuch für Frauenzimmer. Herausgegeben von M. Christian Gottlieb Steinberg. Zweyter Band. Breslau und Leipzig, bey Christian Friedrich Gulsch. 1774. 399 Seit. in 8.

Wir haben den ersten Band dieses Lehrbuchs im zweyten Stück des neunzehnten Bandes angezeigt, und können von dem gegenwärtigen dieß wenigstens sagen, daß er völlig so gut gerathen ist. Aus der Vorrede sehen wir auch, daß dem Verfasser Erinnerungen über das etwa mangelhafte des Werks nicht unwillkommen sind. Hier finden wir nun die Moral, und das nöthigste aus der Erdbeschreibung und der Historie; und für eine grosse Classe von Menschen wird auch dies

dieser Band nützlich seyn. Denn die Anzahl der Leser, welche nur Werke suchen und mit Nutzen und Vergnügen lesen, worinn sich nicht gemeine Gedanken finden, welche tiefe Einsichten verrathen, worinn alles von einer interessanten Seite vorgestellt und alles schön eingekleidet ist, ist überhaupt nicht so sehr groß und bey der Wahrscheinlichkeit, daß ein dem Inhalt und der Einkleidung nach mittelmäßiges aber doch sonst nützliche Sachen enthaltendes Buch durch mancherley Umstände vielen Lesern in die Hände kommt, die an dessen Statt eben nicht ein vortrefliches erhalten, ist es vielleicht zu hart, wenn man solche mittelmäßige nicht dulden wollte. Diese würden freylich nicht leicht auf viele Jahre. Einige wenige Jahre hindurch werden sie aber doch von einem Theil von Menschen gelesen und genutzt. Aus dem Gesichtspunkt ist auch dieses Lehrbuch anzusehen, und so ist der Verf. dann nicht ohne Schriftstellerverdienste. Sonst würde die Bemühung recht vortreflichen Werken viele Leser zu verschaffen solchen Schriftstellerarbeiten allerdings vorzuziehen seyn. Die Moral ist von dem H. Steinberg, der sich, weil die folgenden Stücke von andern herrühren, nur den Herausgeber nennt, selbst geschrieben worden. Ein Freund, dem er sie gezeigt, hat sie etwas zu trocken gefunden, und in der That es ist zu wenig Leben, zu wenig interessantes darinn. Da er den Vortrag an eine junge Dame gerichtet hat: so war noch mehr Annehmlichkeit in der Einkleidung und mehr intressantes in der Gedankenwahl zu fordern, als sonst. Ueberhaupt ist alles nicht genug gewählt und nicht genug aus der lebendigen Bewegung des Herzens und des Verstandes heraus geschrieben. Daher kommt oft ein Gedanke und eine Wendung, die man gar nicht erwartet. S. 6 sagt er z. B. „der Bau des Menschen ist so wunderbar, wie der Bau des kleinsten Insects. In der Structür des höchsten Eichbaums entdecken wir eben so viel Kunst, als „in der Structür des kleinsten Gräsgen„ wer wird doch es nicht von selbst denken, daß des Menschen Bau, so wunderbar sey, als der Bau des kleinsten Insects? wenn man die Vergleichung umkehrt: so saget sie etwas vernünftiges. S. 32 wird die junge Dame angewiesen gegen Onkel und Tante ein herablassendes Betragen zu bezeigen. Dem Angesehnern kann ja nur Herablassung gegen Geringere beygelegt werden. Büschings Erdbeschreibung wird eins der vortreflichsten Werke in dem Fach genannt, als wenn sie nicht bey weitem das vortreflichste Werk dieser Art wäre. Die fremden Wörter, Oncle, Niece und andere, wie auch die Ausdrücke Papa und Mama

hätten

hätten auch sehr gut vermieden werden können. Ein sehr grosser Theil der deutschen Jugend wird zwar dazu gewöhnt ihre Aeltern Papa und Mama anzureden; es giebt aber schon Personen von hohen Range, die das nicht leiden, sondern sich auf gut deutsch Vater und Mutter nennen lassen. Ueberhaupt wird es aber schon Sitte, daß der Gebrauch der Wörter Papa und Mama sich wenigstens bloß auf die Anrede der Kinder an die Aeltern einschränkt und daß, wenn die Kinder von den Aeltern in der dritten Person reden, Vater und Mutter sagen. Spricht man aber zu einem ziemlich heranwachsenden Kinde, wie es hier geschieht, und thut dieß noch dazu schriftlich: so klingt es schon kindisch, wenn man alsdann Papa und Mama sagt. S. 9. fanden wir folgenden nicht gemeinen Gedanken: „Die vollkommenste mögliche Erfüllung der Pflichten ist der vollkommenste mögliche Grad der Verehrung Gottes„. Hin und wieder giebt es auch noch ähnliche reichhaltige Gedanken, aber in Ganzen findet man deren doch zu wenig, als daß das Werk dadurch einen vorzüglichen Werth bekommen könnte. In der Erdbeschreibung und Geschichte; die den vierten Theil ausmachen, kommt mit Recht am meisten von Europa und insbesondere von Deutschland vor.

Primitiva latinae linguae germanice explicata, gallice accomodata et figuris illustrata. Lateinisch- Deutsch- und Französisches Wörterbuch, von der lieben Jugend als ein Elementarbuch zu gebrauchen, mit 1700 Figuren gezieret und einem deutschen Register versehen. Nürnberg, bey Georg Peter Monath, 1774. 11 B. in 8.

Von diesem Büchelchen sind schon einige Auflagen abgegangen, und es wird in der That häufig gekauft. Der Verleger, welcher es allen Herrn Rectoribus und übrigen Herrn Collegis der Schulen zugeschrieben hat, sagt so, wie vor 30 Jahren mancher möchte etwas gesagt haben, was für Gutes er durch dieses Büchelchen zu stiften hoffte, und was er wohl noch daran bessern lassen möchte, um es noch mehr für den Geschmack des Publikums einzurichten. Er fürchtet vorzüglich, was er nicht fürchten dürfte, daß die Hinzusetzung der französischen Wörter vielen zuwider seyn würde. Was wir wünschen wäre dies, daß der Verleger etwa den Herrn Hofrath Heyne in Göttingen oder Herrn Ernesti bäth, ihm einen

einen Sprachgelehrten vorzuschlagen, der dieses Wörterbuch durchsähe, und verbesserte, auch den Titel und die Zuschrift änderte. Dann könnte es leicht ein sehr brauchbares Buch werden. Ueberhaupt sind die Bilder in Rücksicht auf den Preis des Werkchens gut genug. Gewisse abgezogene Begriffe sind auch gemeiniglich auf eine recht gute Art sinnlich gemacht. Haben ist z. B. durch einem Mann vorgestellt, der einen gefüllten Kasten mit Geld vor sich hat, und auf denselben hinweiset. Im ganzen sind die deutschen und französischen Wörter zu dem lateinischen auch ziemlich gut gewählt. Darinn hat dieses Büchelchen vor einem andern in Augsburg von dem Kupferstecher Pfeffel verlegten Bildercabinet einen großen Vorzug, welches Bildercabinet sonst in Absicht auf die Figuren weit schöner ist. Allein dieses Vorzugs ungeachtet hat es doch noch auch darinn große Mängel. Oft ist etwas nicht bestimmt ausgedruckt: und dann sind ungemein viele Druckfehler da, die in solchen Büchern, die Kinder oder solche junge Leute, welche lernen wollen, und die Richtigkeit und Unrichtigkeit nicht beurtheilen können, gänzlich vermieden werden sollten. So ist hier Würfelspiel durch jeu de hasard gegeben. Algeo, frigeo ich friere, anstatt mich friert. Foenum das Heu, du foin, wo entweder Heu oder le foin stehen sollte. Indem wir nur hie und da hinsahen: so fielen uns sogleich die Druckfehler mouceau anst. monceau, tentaille (forceps) fauseau (fusus) les plus pas anst. bas, dejeuner anst. dejenner und viele andre in die Augen. Seltsam ist es, daß etwanige Künstler oder Verleger solcher Sachen viele Kosten an kleine Kupfer und Figuren wenden, und die geringen Kosten scheuen, die erforderlich wären, wenn ein recht geschickter Gelehrter alle Bilder angeben, und das, was die Sprache betrift, besorgen sollte, welches zu der Absicht in welcher solche Bücher gemacht werden, so höchst nothwendig ist. Viel solche Verleger wissen nun freylich die Gelehrten, welche dazu zu brauchen wären, nicht zu wählen; allein wie leicht fänden sie doch einen, der hierinn gut rathen könnte! Das Augsburgische Bildercabinet ist z. E. durch und durch in Ansehung der deutschen, lateinischen, französischen und italiänischen Wörter und der Rechtschreibung so voll von Unrichtigkeiten, daß es kein Kind und Schüler in die Hände bekommen sollte.

G.

---

14. Haushaltungskunst.

Wilhelm Ellis Landwirthschaft. Aus dem Englischen übersetzt, 2 Bände. gr. 8. Leipzig, 1774. 2 Alphab. 12 Bogen.

Leser ökonomischer Schriften kennen den V. schon lange, und in Deutschland ist sonderlich sein Buch vom Zimmerholze in jedermanns Händen. In seinem Fache war Ellis ein Genie das sich ohne Erziehung und Gelehrsamkeit durch sich selbst emporschwung, und durch neue Entdeckungen in der Landwirthschaft und durch die wichtigsten Beobachtungen seinen Ruhm zu einer Größe brachte, daß er selbst unter den aufgeklärten Oekonomen Englands einen Lehrer abgab. Dieser Ruhm fing indessen an zu sinken, weil er, um Brod zu haben, viele Reisen durch das ganze Land thun mußte, und wegen seiner beständigen Abwesenheit sein kleines Landguth nicht nach seinem neuen System, sondern nur nach der alten Art bewirthschaften konnte, und dabey das Unglück hatte in die Hände eines gewinnsüchtigen Verlegers seiner Schriften zu fallen, der ihm nicht die Zeit lies, selbige gehörig auszuarbeiten, sondern um seine Bogenzahl voll zu liefern, mußte er niederschreiben alles was ihm einfiel. Diese Umstände zusammen genommen, zogen ihm den Spott seiner Landesleute zu, und niemand laß seine Schriften mehr. Der Herausgeber hat um die Landwirthschaft ein in der That verdienstliches Werk gethan, daß er des Ellis Werke von dem unnöthigen, weitschweifigen, von den Märchen und Hexenhistorien gereiniget, und den Kern davon und das wahre Güte dem Leser in die Hände gegeben hat. Wer nach Aufhebung der Gemeinheiten die neue Art zu wirthschaften treiben und sich den Weg zur Verbesserung seiner Grundstücke sicher bahnen will, muß dies Buch vor allen andern zu lesen sich angelegen seyn lassen.

Gedanken eines geübten Auseinandersetzungscommissarii über die schicklichste Verfahrungsart die bey Auseinandersetzung der Gemeinheit zu beobachten. 8. Berlin, 1774. 3 Bogen.

 Den

Den unbekannten Herrn Verfasser, der die Gemeinheits-commissarien hier seine Amtsbrüder nennet, würden wir mit Fug und Recht zu ihrem Oberhaupt ernennen, unter dessen Befehlen sie stehen und sich von ihm examiniren lassen müssen, ob sie die Geschicklichkeit besitzen, die er hier von ihnen verlangt: so viel gründliches, so viel pracktisch richtiges, kurz so viel Wahrheit enthalten diese paar Bogen. Auswendig lernen sollte sie ein jeder Chef einer solchen wichtigen Commißion und täglich hinter seinen Morgenseegen für sich herbeten, so würden der Schwierigkeiten, der Zänkereyen, der Processe und der oft unwiederbringlichen Schäden im Lande weniger werden, welche von der Ungeschicklichkeit oder Uebereilung bey dem vortreflichen Plan der landesväterlichen Absichten des besten Königs, durch eine verkehrte Ausführung nicht selten ihre Wirklichkeit erhalten. Allein nicht immer oder vielmehr am allerseltensten ist der Rechtsgelehrte, welcher bey einer solchen Commißion den Vorsitz hat, Schuld daran, wenn das heilsame Theilungsgeschäfte nicht glücklich von Statten geht, sondern das mehreste mal ist der Grund hievon in dem Oekonomiecommissario zu suchen. Dieser ist — Gott vergebe es mir, dem Recensenten, wenn ich nicht sogleich den rechten Nahmen für ihn finden kann, und mein patriotisches Blut heiß dabey wird — Aber wie ist dem Uebel abzuhelfen? — Eine ähnliche in ihrem Fache so gründlich ausgearbeitete Schrift wie diese, müste solchen lieben Herren in die Hände gegeben und ihnen wenigstens begreiflich gemacht werden, was sie verstehen müssen, ehe sie das äußerst wichtige Amt eines Oekonomiecommissarii bey einer Auseinandersetzung zu übernehmen, und ihre Orakelsprüche ad Acta zu geben, sich unterstehen sollten. S. 39. u. f. f. ist eine Instrucktion für die Commissarien wegen der Schäferengerechtigkeiten befindlich, welche diese große Schwierigkeit bey Theilungsgeschäften sehr deutlich auseinander setzt, und ihre Ausgleichung leichter macht.

Gedanken eines altmärkischen Landwirths von dem ungemeinen Vortheilen der Gemeinheitsaufhebung und der damit zu verbindenden Stallfütterung. 8. Berlin 1774. 4½ Bogen.

Der altmärkische Landwirth hätte mit seinem alten Kram immer können zu Hause bleiben; denn alles was er in einem elenden schleppenden Styl hier auftischet, sind aufgewärmte

wärmte Sachen, die wir in dem Traktat: die Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg u. s. w. und andern vor zehn Jahren bereits herausgekommenen guten Schriften schon längstens gelesen haben.

Vorschläge zur Verbesserung der Bauerhöfe. 8. Berlin, 1774. 3 Bogen.

Das Ding wimmelt von ökonomischen Fehlern und ist in Summa gar nichts werth. Sich ein Bauerguth im Monde erdichten, und es doch nicht nach gesunden Principien auf dem Papier einmal verbessern zu können, da bedauren wir Druck und Papier. Der Sachkundige wird hievon den Beweis auf allen Blättern finden.

Das gerechte Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbaue aus der verbesserten mecklenburgischen Wirthschaftsverfassung abgeleitet — 8. Berlin 1774. 1 Alphab.

Ist das nehmliche Buch welches 1763 zu Frankfurth und Leipzig herausgekommen und in jedermanns Händen ist. Herr Pauli zu Berlin der es jetzt verlegt, hat ihm eine neue Schürze vorgebunden und von der alten den Zipfel mit der Jahreszahl weggeschnitten. Diese gründliche Schrift verdienet indessen allemal von jedem Oekonomen gelesen zu werden, und ist sonderlich denjenigen Gutsbesitzern oder Edelleuten in der Mark Brandenburg, wo die Gemeinheiten auf Landesherrlichen Befehl aufgehoben worden, so bald sich ihr Grund und Boden der innern Beschaffenheit nach zu der äusserst vortheilhaften Koppelwirthschaft schicket fast unentberlich.

B.

Von der Glückseeligkeit eines Staats in welchem der Ackerbau blühet. Eine Vorlesung welche — in der Kurpfälzisch Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft gehalten worden, von — Friedrich Kasimir Medicus. 4. Mannheim, 1774. 4 B.

Der Name des berühmten Herrn Medicus ist schon Empfehlung genug für diese kleine Schrift, die wir mit Vergnügen gelesen haben, da sie unterhaltend und lehrreich ist.

Der entlarvte Wildmann, Betrüger großer Höfe, eine merkwürdige Geschichte; denen Freunden der Bewundernswerthen Bienen gewidmet, von Johann Riem, — 8. Berlin, 1774. 4 Bogen.

Der Leser wird sich aus den Zeitungen vielleicht erinnern, daß ein Mensch Namens Wildmann gleich andern Gaucklern die Länder durchstrich, und verschiedene sogenannte Kunststücke mit den Bienen vor Geld sehen lies. Herrn Riem, dem deutschen Erzbienenvater verdroß es, daß der Mann stolz genug war, sich eine besondere Geschicklichkeit und tiefe Einsicht in der Bienen-Oekonomie anzumaaßen, und sich noch oben darein dafür bezahlen lies. Er schrieb also diese Bogen und schildert darinn den Wildmann und seine angeblichen Kunststücke nach Verdienst.

Alt-Märkisches Oeconomisch-Physicalisches Magazin, enthaltend 1) Gedanken von den ungemeinen Vortheilen der Gemeinheits-Aufhebung und der damit zu verbindenden Stallfütterung. 2) Vorschläge zur Verbesserung der Bauerhöfe. 3) Versuch einer Naturgeschichte der Alten Mark, von J. C. Lüdeke, Prediger zu Kleinengarze in der Altmark. 8. Berlin 1774. 15 Bog.

Die beyden ersten Schriftchen kamen vor kurzem jede besonders im Druck heraus, und der Verfasser setzte diese seine Kinder ohne seinen Namen in die Welt, vermuthlich um recht sicher zu gehen, und erst hinter dem Vorhange zu lauschen, ob sie ihm auch Ehre machen würden, ehe er sich öffentlich für ihren Vater erklärte. Vermuthlich ein falsches Gerücht oder die Gutherzigkeit seines Verlegers, dem er die dritte Frucht seines Autorstandes anvertrauet, oder vielleicht beydes zugleich hat ihn vermocht, seinen Namen der Welt nicht länger zu verschweigen, und nun erscheinet Herr Lüdeke mit seiner ganzen werthen Familie unverzagt und ohne Grauen, und zählet sie Nro. 1. Nro. 2. Nro. 3. Von Nro. 1. und Nro. 2. haben wir schon ehedem gesagt, daß es leider ungerathene Bälge sind, wobey es auch jetzt noch sein Bewenden hat. Also bleibt uns annoch Nro. 3. zu beurtheilen übrig. Dies Produkt nennet Herr L.

Ver-

Versuch einer Naturgeschichte der Alten Mark.

Ja wohl! noch weniger als ein Versuch, und zwar einer sogenannten Naturgeschichte, die sich nach einigen geringen Ausnahmen auf den halben Erdboden passet, und ein schülerhaftes Geschmiere ist. Zum Beweise dient S. 14. daß ein altmärkisches Gewitter, wenn es schwer ist, entweder Gebäude oder Menschen und Thiere oder Bäume rühret, auch wohl mit einem Schlag an zwey oder drey verschiedenen Orten einschlägt. S. 69, daß jeder Bauer einen Hund verordnungsmäßig an der Kette hält, den man bey bevorstehenden Gewitter Gras fressen siehet. S. 70. daß man es als eine Seltenheit betrachtet, wenn ein Bär im Lande herumgeführet und für Geld gezeigt wird. S. 75. daß man es in der Alten Mark für eine Fabel befinde, daß der Specht sein im hohlen Baum mit einem Zapfen zugemachtes Nest, mit einer Springwurzel wieder zu eröfnen wisse, indem bey angestellter Besichtigung ein solches versperrtes Nest nach einigen Tagen noch ungeöfnet ist, und die jungen Vögel darin nicht mehr lebendig angetroffen worden —; und solcher schönen Sächelchen mehr — Mein Herr Pastor! warum wollen Sie denn mit Gewalt ein Schriftsteller werden, da Sie keinen Beruf dazu zu haben scheinen. Ihr altmärkisches Magazin, so klein es jetzt noch ist, enthält schon so viel schlechtes Zeug, daß wir Sie bitten müssen aufzuhören, und das Publicum und Ihren Verleger nicht mehr ums Geld zu bringen.

So.

Abhandlungen der freyen ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg zur Aufmunterung des Ackerbaues und der Hauswirthschaft in Rußland vom Jahr 1766. Dritter Theil. Aus dem rußischen übersetzt. gr. 8. St. Petersburg, Riga, und Leipzig. 1774. 11 Bogen.

Den Werth dieser Schrift kennet der Leser bereits aus unserer Anzeige der beyden ersten Theile, daher wir ihm vorjetzt nur den Inhalt des gegenwärtigen dritten Theils allhier bekannt machen, welcher in folgenden bestehet, als I. von Anordnung eines guten Ziegelbrandes. II. Anzeige einer leichten Zubereitung des Getreides um die Saat vor dem Mehlthau und Brand zu bewahren. III. Von Verbesserung

der Wiesen, von verschiedenen Grasarten, die in andern Ländern gesäet werden, von der Bearbeitung der Wiesen zu dieser Saat, und von dem Gebrauche der verschiedenen Grasarten. IV. Ein versucht und richtig befundenes Mittel, Pferde und ander Zuchtvieh sparsamlich zu unterhalten. V. Zusätze zu der Abhandlung von der Ziegenwolle. VI. Gedanken über die Wälder. VII. Versuch vom Birkenwasser. VIII. Vom Nutzen der Vermehrung des Leinbaues in Rußland, und von den dazu dienlichen Mitteln. IX. Antworten auf einige über den Lein- und Hanfbau und die weitere Zubereitung dieser Produkte vorgelegte Fragen; von zwey verschiedenen Personen. X. Vom Brandtweinbrennen. Auch der deutsche Landwirth wird sämmtliche Abhandlungen nicht ohne Nutzen lesen.

Abhandl. der freyen ökon. Gesellſ. in St. Petersburg. — Vierter Th. Aus dem Rußis. übers. gr. 8. Petersburg, Riga, und Leipzig, 1774. 20 Bogen.

Die erste Abhandlung von der besten Art Holzkohlen zu brennen; die dritte wie man Wälder auf die vortheilhafteste Art fällen, ausbauen, verbessern und anlegen oder pflanzen könne; und die fünfte: Anleitung zur guten Einrichtung einer Alaunsiederey, sind die vornehmsten in diesem vierten Theil, der denen drey vorhergehenden in keinem Betracht nachzusetzen ist. Die Antrittsrede des Herrn Etatsrath von Stählin welche er bey seiner Aufnahme an diese Gesellschaft gehalten, und die hier S. 300. u. f. f. abgedruckt worden, ist so schön gerathen, als man von diesem gelehrten Mann allerdings erwarten konnte.

B.

---

15. Vermischte Nachrichten.

Sendschreiben an den Verfasser der Nachricht von den Zürcherischen Gelehrten im ersten Bande der allgemeinen theologischen Bibliothek, worin nebst andern einige Nachr. v. Hn. Diacon Lavater enthalten sind, von einem Zürcheris. Geistl. Berlin und Leipzig, bey George Jacob Decker 1775.

In dem ersten Bande der zu Mietau herauskommenden allgemeinen theologischen Bibliothek ward eine Nachricht von den Zürcherischen Gelehrten eingerückt, und ein dumpfes Gemurmel schrieb, wie der Verfasser des gegenwärtigen Sendschreibens sagt, diese Nachrichten einem Gelehrten aus

Zürch,

Zürch, vermuthlich Herrn Lavater selbst, zu. Der Verfasser dieses Sendschreibens, der, (wie nachher hat laut werden wollen) Herr Jacob Hottinger seyn soll, fand an dieser Nachricht eins und das andere auszusetzen, vornähmlich dieses, daß man die darin beschriebenen Männer, größentheils nur von einer Seite gezeigt habe. Er hätte gewünscht, daß man, mit ganz unpartheyischem Pinsel, auch die Warzen und Pockengruben der abgeschilderten Originale gezeichnet hätte; und um diesen Mangel abzuhelfen, theilt er selbst eine und die andere Nachricht von Hrn. Lavater mit. Er tadelt zuvörderst an diesem Gelehrten, daß er seinem unbändigen Leibpferde, der Imagination, nicht je zuweilen den Kappzaum anzulegen wisse. „Wenn sein Kopf, sagt er, einmal „von einer Idee warm ist: so hat er für alles übrige keine „Sinnen mehr. Er gleicht einem Liebhaber, dem, wo er „geht und steht, immer nur sein Mädchen vor Augen schwebt; „oder vielmehr gewissen Chinesern, die, wenn sie ihre Augennerven einige Jahre hindurch unausgesetzt auf die Betrachtung ihrer eigenen Nasenspitze angestrengt haben, endlich nichts geringeres, als Ein- oder Aussichten in die Essenz „der Gottheit träumen.„ Der Charakter, unter welchem Hr. Lavater sich bisher, als Schriftsteller gezeigt hat, (wir sagen es ungern) scheint diesem Urtheile nicht zu widersprechen.

Um den Vorwurf einer bis ins lächerliche getriebenen Schwärmerey, den er Hrn. L. macht, zu rechtfertigen; beruft er sich auf Thatsachen, auf *Facta*, die in der That so seltsam sind, daß wir uns nicht enthalten können, zur Ehre Herrn Lavaters zu wünschen, daß man sie widerlegen könne. „Wem„, sagt der Verfasser des Sendschreibens, „wem „könnte man wohl das Lachen verbieten, mein lieber deutscher Leser, wenn er hört, wie Hr. L. bald an eine allwissende Viehmagd (daß sie eine *éspece* von Allwissenheit besitze, ist sein eigener Ausdruck) im Lucerner Canton, bald „an eine Wasserprophetin zu Biel, die ihm den Groß-„Sultan im Divan und im Serail, und im Conclave jeden „Cardinal, in der Bouteille wies; bald an den apostolischen „St. Martin von Schierbach, der nebst vielen gar curieusen Mirakeln, eine Kuh mit seinem eigenen Schatten geheilt hat, wie ans heil. Evangelium glaubt, und beym „wunderthätigen Manne in einem Bette schläft, um — „ihn recht beobachten zu können? Wenn er aber hingeht „und auf dergleichen Data nicht nur die beständige Fortdauer der Wunderwerke gründet, sondern sie noch öffentlich „prediget, und die Wundergaben zum ausschließenden

„Character des Christen und zum unumgänglichen Beding
„der Seeligkeit macht; — Wenn er durch die lächerlich
„verunglückte Praxis seiner Theorie, womit an dem erlauch-
„testen Hofe einer seiner Untermiraculanten, der ehrliche
„selbstbetrogene J** B** von S** a) als er im völligen
„Glauben und Vertrauen auf seine Wunderkräfte mit Gewalt
„sich zum ersten Staatsminister aufdringen wollen, angepreßt
„ist; wenn er selbst dadurch, daß seine eigenen, wohlver-
„schlossenen, Zedelchen keine Migraine und sein Geifer keine
„Blindheit heilen will, sich nicht abhalten läßt, diese Theorie
„in einer des zehnten, oder jedes andern finstern Jahrhun-
„derts würdigen Abhandlung im Jahre 1774 drucken zu las-
„sen: so hat das Lachen ein Ende, und man geräth zuwei-
„len in Versuchung, die Comödie von einer ganz andern
„Seite anzusehen. u. s. w.

„Vor ohngefähr drey Jahren,„ fährt der Verfasser
„des Sendschreibens fort, „ward einem jungen Verdienstvol-
„len Manne, der sich seit langem, durch seine Aufführung
„und durch seine Gelehrsamkeit unter unsern Geistlichen, auf
„eine sehr vortheilhafte Weise ausnahm, der Kopf von Hrn.
„Lavaters besondern Meinungen warm. Das Uebel nahm
„zu. Er sammelte eine Menge christlicher Seelen um sich
„her, die zuletzt eine eigene Versammlung ausmachten, und
„ohnweit Zürch, an einem Walde, eine kleine Kapelle baue-
„ten, die jetzo noch da steht. Ein Bauerweib, mit einem
„angebrannten Gehirn und eine Menge drollicht durch ein-
„andergeworfener Bibelsprüche, hatte Hr. Lavater zur Pro-
„phetin aufgeworfen. Reichlich unterhalten, lebten ihre
„Kinder müßig in den Tag hinein, und sie legte sich, ange-
„betet von Lavatern und andern, ganz auf ein speculatives
„Leben, predigte Buße, und schleuderte das Geld, das ihr
„reichlich zufloß, unter das sich zudrängende Lumpengesindel
„aus. Diese war die Heilige der Gemeine. — Aus La-
„vaters Brief an Hrn. Spalding sollte man glauben, er
„habe dem Dinge nur so auf hundert Schritte mit Lächeln
„zugesehen —. Die Sache machte großes Aufsehen. Wäre
„der Magistrat dazwischen getreten, und hätte diesen Stöh-
„rern der Einigkeit mit Gewalt Einhalt gethan: so wäre
ihnen

a) Bey diesen und andern Begebenheiten kann man sich nicht enthalten, zu wünschen, daß sie der Verf. umständlicher angezeigt hätte, man kennt ausser der Schweitz diese Vorfälle nicht genug.

„ihnen geschehen, was sie verdient hätten. Aber, Dank
„sey der Weisheit unserer besten Landesväter, und dem klu-
„gen Verfahren unsers vortreflichen Ulrichs, welche die
„Leutchen nicht eines einzigen Blättchens aus der Mär-
„tyrer-Krone würdig achteten, daß die Seuche, ohne
„Lerm und Gestank, wie ein Dunst, sich in alle vier Winde
„zertheilt hat. Es sollten auch Wunder geschehen, und das
„Häuschen heißt jetzt noch Lavaters Miraculatorium. Das
„einzige Wunder aber, das geschah, machte einer, der nicht
„zu der Gemeinde gehörte — Herr Doctor Hirzel. Den
„Grund des Uebels richtig vermuthend, purgirte der den
„jungen Mann zu verschiedenen mahlen, sehr stark, und
„gab ihm seine völlige Vernunft wieder. u. s. w.„

Freylich, wenn diese Thatsachen ihre historische Gewißheit haben, so hat der Verf. des Sendschreibens nicht Unrecht zu sagen: „unser einer weis kaum, was er von sich
„selbst oder von andern denken soll, wenn er in allen Zeitun-
„gen liest, wo Hr. Lavater auf seiner Reise nach dem Ge-
„sundbrunnen aus der Postkutsche gestiegen, wo er gepredi-
„get, u. s. w. nicht anders, als wenn der liebe Heiland leib-
„haftig umherreißte, den Menschen das Evangelium zu ver-
„kündigen, und alle Wunder bis auf die Austreibung der un-
„reinen Geister, zu verrichten. Wenn dann ein ehrlicher
„Zürcher ein solch Zeitungsblatt in die Hand kriegt und sich
„selber frägt: woher kömmt diesem solches? Ist dieses nicht
„der Lavater, dessen Bruder und Schwestern bey uns woh-
„nen, und beten, und dessen mißlungne Wunderkuren unter
„uns von ihm zeugen? — so ist, natürlicher Weise, die
„erste Bewegung Erstaunen, die zweyte — ein lautes Hohn-
„gelächter.„

Sind diese Thatsachen aber nicht gegründet; sind sie erdacht, oder auch nur in einem falschen Lichte vorgestellt worden; was wird Hrn. Lavaters Pflicht seyn? Sie zu widerlegen. Dies, dünkt mich, ist er in diesem Falle, sowol sich selbst als auch seinen Freunden, und dem Publikum schuldig.

Es hat daher, ich gestehe es, mich und andere, welche bey dieser ganzen Sache durchaus unpartheyisch sind, nicht wenig befremdet, statt der Erfüllung dieser Erwartung, blos ein kleines fliegendes Octavblättchen *) zu sehen, worinn Hr. Lavater nichts sagt, als daß Er, Hr. L. so einen Grad von Bos-

*) Es ist, L an D, überschrieben.

Bosheit, nie als möglich geträumt habe, daß der Verfasser des Sendschreibens ein Verläumder sey, und daß Er ihn nicht widerlegen wolle. Und warum nicht widerlegen, was wenn es falsch ist, der Widerlegung so würdig ist? Ich will lieber, sagt Hr. L., tausendmal lieber der Verläumdete, als der Verläumder seyn. Gut, aber wenn es nun bey ihm steht, weder der eine, noch der andere zu seyn; will er dann recht geflissentlich der Verläumdete bleiben? Will er recht geflissentlich zugeben, daß das auswärtige Publikum, welches doch unmöglich seinetwegen nach Zürch reisen kann, um sich nach allen Umständen genauer zu erkundigen, ihn, in Ermangelung anderer Nachrichten, wirklich für den Mann halte, welcher er, den Beschuldigungen des Sendschreibers gemäß, seyn soll? Und siehet Hr. Lavater nicht, welches widrige Licht es auf seinem Charakter werfe, daß Er, indem er über Verläumdung klagt, selbst den Verf. des Sendschreibens zu verläumden scheint, indem er ihn ohne den geringsten Grund anzuführen, einen Verläumder, einen Unglücklichen, einen vorsetzlichen Lügner nennt, indem er ihn beschuldigt: er habe sich durch das Sendschreiben, bey gewissen Leuten einschmeicheln wollen, er besitze einen nicht als möglich zu träumenden Grad der Bosheit. — Was sollen unpartheyische Leser hinzusetzen? — — Wenn Hr. Lavater, aus Sanftmuth sich nicht einmal vertheydigen will, wie ist es denn mit dieser Sanftmuth zu vereinigen, daß Er, seinen Gegner für einen vorsetzlichen Lügner ausgiebt, ihn der schwärzesten Bosheit zeihet. Fiel ihm denn nicht ein, es sey doch möglich, daß sich auch sein Gegner blos nur irre? Der ganze Brief hat nur allzusehr das Ansehen, als ob Hr. L. unter unbestimmten Worten und Gegenbeschuldigungen, die Antwort auf das Sendschreiben vermeiden wolle, indem er thut als ob er sehr leicht antworten könnte, wenn er es für gut fände. Denn er rühmt sich in diesem Briefe, mit lebendigen Zeugen, mit seinen gedruckten Schriften darthun zu können, daß der Verf. des Sendschreibens, eine Unwahrheit an die andere hänge. Aber er nehme es nicht übel, es läßt, als wolle man dem Publikum Staub in die Augen streuen, wenn man sich auf Zeugen und Urkunden beruft, jene aber nicht nennet, und diese nicht hervorbringt. Und seine gedruckten Schriften? Wie? wenn diese nun unglücklicher Weise dem angeblichen Verläumder gewissermaßen das Wort redeten? Wenn sie einen unläugbaren Beweis abgäben, daß ihr Verfasser einen vorzüglichen Hang zur Schwärmerey

nerey besitze? Wenn seine letzte sehr unbedachtsame Billigung der Gaßnerischen abergläubischen Gauckeleyen dieses nur allzusehr bestätigte? Wie da? Noch einmal, wenn Hr. L. nicht wirklich die Nachrichten des Sendschreibers zugeben will, so muß er den Ungrund derselben sehr triftig darthun. Ja, wenn die Beschuldigungen keine Thatsachen beträfen, wenn es unbestimmte Vorwürfe wider den moralischen Werth seines Charakters oder wider die Güte seines Verstandes wären, dann könnte Hr. Lavater sich auf seinen Wandel und auf seine Schriften vermuthlich mit Recht berufen und schweigen. Aber hier sind bestimmte Beschuldigungen, bestimmte Thatsachen und Thatsachen, deren Unwahrheit noch nie erwiesen worden. Beschuldigungen, die durch Hrn. L. Aussichten, durch sein Tagebuch, durch seine fliegende Blätter, vermischte Gedanken u. s. w. durch seine Briefe in den Hallischen und Frankfurter gelehrten Zeitungen, worinn er den Gaßnerischen Unsinn billigt, und durch andere Dinge mehr, wahrscheinlich gemacht werden, und diese Beschuldigungen erfordern, dafern sie dennoch nicht gegründet sind, auch eine bestimmte und bündige Widerlegung.

Was indeß Hr. L. selbst bisher verschmäht hat, haben vielleicht einige seiner Freunde über sich genommen. Es erschien zuvörderst eine

Beleuchtung des Sendschreibens eines sich so nennenden Zürcherischen Geistlichen an den Verfasser der Nachricht von den Zürcherischen Gelehrten im ersten Bande der allgemeinen theologischen Bibliothek, worinnen nebst andern einige Nachrichten von Hrn. D. Lavater enthalten sind. Frankfurt und Leipzig, 1775. 22 Seiten in 8.

Der Recensent erwartete beym Anblick dieser Blätter nichts gewisser, als eine förmliche Widerlegung aller oben angeführten Thatsachen, welche Hrn. L. zur Last geleget werden, darinn vorzufinden. Der Wunsch, einen Mann, der seinen guten Fähigkeiten nach, ein brauchbares Werkzeug in der Hand der Fürsehung zur Beförderung der Wahrheit und der christlichen Rechtschaffenheit seyn könnte, von dem Vorwurfe einer läppischen Schwärmerey frey gemacht zu sehen, ließ sie ihn mit großer Begierde durchlaufen: aber wie groß war seine Befremdung, da er, statt der gehoften Widerlegung,

gung, weiter nichts darinn fand, als die unbestimmte und unbewiesene Versicherung, daß der Verfasser des Sendschreibens ein Verläumder sey, eine fromme Klage über unser schmähsüchtiges Zeitalter, eine kleine Apologie der Physiognomik, und eine Aufforderung zum Wiederruf an den Sendschreiber. Heißt das widerlegen? Heißt das Thatsachen widerlegen?

Nachdrücklicher und in mehr, als einer, Betrachtung schätzbarer, ist eine anderweitige kleine Gegenschrift, welche unter folgenden Titel erschien:

Gedanken über das Sendschreiben eines Zürcherischen Geistlichen ꝛc. von Joh. Jacob Heß, V. D. M. Mitglied der Ascetischen Gesellschaft. Zürich bey Orell, Geßner, Füßlin und Comp. 1775.

Mit Mäßigung, und in einer gesetzten ruhigen Sprache wirft Hr. Heß dem Verfasser des Sendschreibens vor, daß er gerade in eben den Fehler verfallen sey, den er an dem Verfasser der Mietauischen Nachrichten mit so vielem Rechte getadelt habe. Denn so wie jener nur Hrn. Lavaters gute Seite gezeichnet habe, ohne seiner Fehler und Unvollkommenheiten zu erwähnen: so habe er im Gegentheil, mit geflissentlicher Unterdrückung der guten Eigenschaften und der wirklichen Verdienste des Mannes, blos die Warzen und Pockengruben desselben zu schildern und hervorstechend zu machen gesucht. Dagegen könnte aber, wie mich dünkt, der Verf. des Sendschreibens antworten, daß er kein neues Gemählde von Hrn. Lavaters Charakter habe verfertigen, sondern nur auf dem in der Mietauischen Bibliothek schon aufgestellten Gemählde die fehlenden Flecken habe ergänzen gewollt: und daß es sonach nur der allgemeinen Versicherung bedürft habe, daß jene schon geschilderte schätzbare Eigenschaften an dem Originale wirklich zu finden wären; welche Versicherung er dann auch gegeben hat. Schwerer aber dürfte es wohl, allem Ansehen nach, dem Verfasser des Sendschreibens werden, einen zweeten von Hrn. Heß ihm gemachten Vorwurf von sich abzulehnen, welcher darinn besteht, daß er Hrn. L. Mängel nicht mit vollkommener historischer Genauigkeit beschrieben, sondern manches offenbar übertrieben, oder in einem falschen Lichte vorgestellt habe. Merkwürdig ist es indeß, daß Hr. Heß selbst nur eine und die andere, bey weitem aber nicht alle

alle Nachrichten von den Ausschweifungen der Lavaterischen schwärmenden Einbildungskraft, welche in öffentlichen Thatsachen sichtbar gewesen seyn sollen, des Ungrundes zu beschuldigen wagt. Er sagt blos, er habe nichts davon gehört, daß ein Häuschen sey, welches Lavaters Miraculatorium genannt werde; und versichert, daß Hr. L. mit dem J * * B * * von S * * ganz und gar keine Gemeinschaft gehabt, sondern über die Verwirrungen desselben vielmehr sein Mißfallen bezeugt habe. Die übrigen von dem Verf. des Sendschreibens angeführten Vorfälle aufzuklären, überläßt er Hrn. L. künftigen Biographen. Uns hingegen scheint es noch immer, daß diese Aufklärung Hrn. L. selbst gezieme, und zwar jetzt, da die ganze Sache noch frisch, und mithin die Erörterung derselben um desto leichter ist.

Alle bisher erschienene Blätter, diese Sache betreffend, die Beleuchtung ausgenommen, sind von einem Freunde des Hn. L. gesammelt und unter folgender Aufschrift noch einmal herausgegeben worden:

Herrn Johann Caspar Lavaters moralischer Character, entworfen von Feinden, und Freunden und ihm selbst. Tausendmal lieber der Verläumdete, als der Verläumder. Berlin, Zürch, und Frankfurth, 1775. 88 Seiten in 8.

Nach einem kurzen Vorberichte, worinn gleichfalls nur überhaupt, und ohne Widerlegung der angeführten Thatsachen, gesagt wird, daß der Verfasser des Sendschreibens, Hr. Hottinger, ein Verläumder sey; sind zuerst das Sendschreiben selbst; dann eine kleine Schrift über Lavatern als ein Anhang zu dem Sendschreiben, und endlich die Hessischen Gedanken über eben dasselbe abgedruckt worden. Das fliegende Zettelchen von Hn. L. selbst hat in dem Vorberichte seinen Platz gefunden. Der Verfasser des Anhangs, welcher die Thatsachen ebenfalls unberührt läßt, oder vielmehr als wahr voraussetzt, nimmt eine gar besondere Wendung, nicht bloß um Hn. L. deswegen zu entschuldigen, sondern ihm sogar ein eigenes Verdienst daraus zu machen. Ich kann mich nicht enthalten, diese sonderbare Rechtfertigung hier einzurücken:

„Wie, wenn nun Lavater alle diese Proben (von wun„derthätigen Kuren u. s. w.) bloß deswegen angestellt hätte,

um

„um gewisse andere Religionsverwandte, mit denen er nicht „ohne alle Verbindung seyn soll, ansichtlich zu überführen, „sie haben sich in den Meynungen, die sie von noch heutzu„tage fortdaurenden Wundergaben Gottes führen, geirret; „der sich mittheilende Geist, der Glaube, das Gebet seyen „dieselben, die sie zu der Apostel Zeiten gewesen, aber die „Form, die Aeusserungen aller dieser Dinge seyen heutzutage „anders, müssen anders seyn. Krankheiten seyen ein Gericht „Gottes und aus einer langen Folge physischer Ursachen ent„standen, die durch ein Wort nicht können rückgängig gemacht „werden, gesetzt auch, daß diese Ursachen bloß in der morali„schen Verderbniß der Seele und ihrer Begierden ihren „Grund gehabt hätten. Es hieße also im Nahmen Jesu hei„len, heutzutage so viel, als dem Kranken den Weg weisen, „den leidenden und duldenden Character Jesu sich so lange eigen „zu machen, bis die Zeit der Prüfung vorüber wäre, das „heißt, bis die nun von allen Hindernissen befreyte Natur „sich selbst wieder zu ihrer vorigen Gesundheit durchgearbeitet „hätte; das übrige müsse man dem Arzt überlassen. Es freuet „mich, von dem Wunderthäter zu Ellwangen gehört zu ha„ben, daß er einen Unterscheid machte unter Krankheiten, die „aus natürlichen Ursachen entstehen, und solchen, die vom „Teufel, das heißt, von einer innern Moralischen Verderb„niß der Seele herrühren. Nochmehr freuet michs, daß er „blos in Nahmen Jesu und mit Handauflegen heilt. Diese „Distinktion bey einem Wunderthäter ist unsers Jahrhunderts „würdig — und was würden wir Lavatern schuldig seyn, „wenn durch seine Cohärenz, daß ich mich so ausdrücken darf, „und Approximation mit den Catholicken in diesem Punkt, „er Veranlassung würde, daß sie sich in mehreren Punkten, „wo ihre Grundsätze mit denen unserer Religion aus einan„der gehen, wieder mit uns einigten! Gewiß diese Vereini„gung würde für beyde Religionen (warum nicht lieber Con„feßionen? Sind nicht beyde Christen?) von großen Nutzen „seyn.„

Man muß gestehen, daß diese Rechtfertigung, wenn sie eben so gründlich wäre, als sie neu und unerwartet ist, dem Vertheidiger sowohl, als auch dem Vertheidigten Ehre machen würde. Aber dieser vorgespiegelten Absicht, widerspricht, Herrn Lavaters ganzes übriges Betragen. Man hat zugesehen, wie gierig er die Wunderthaten des einfältigen Gassners verschlungen hat, und dem gelehrten Semler dadurch

hat.

hat von der wirklichen Besitzung des Teufels überweisen wollen. Und wie? wenn nun der Catholick, statt von H. Lavaters verunglückten Wunderwerken auf die Unmöglichkeit solcher Wunderwerke überhaupt zu schließen, die Ursach dieser Verunglückung bloß darinn setzte, daß H. L. nicht den rechten, oder welches ihm einerley ist, nicht den christkatholischen Glauben habe? Würde dann H. L. nicht auch erst ein Katholick werden müssen? Und wenn er es geworden wäre, würde nicht noch immer die Ausflucht übrig bleiben, daß er noch kein rechter Katholick sey? Es ist gar eine feine Exegese, den Ausdruck, im Nahmen Jesu heilen, so zu erklären, wie dieser Verf. thut; aber versteht denn nun der Wunderthäter in Elwangen, diesen Ausdruck auch in eben dem Verstande? Oder baut er vielmehr nur mit dem Nahmen Jesu, ein chimärisches Luftschloß, wozu der Teufel die Hinterthür ist, aus der H. Gaßner sich allemal retten kann, wenn ihn die Vernunft angreifen will.

Endlich ist bey dieser Gelegenheit noch anzuzeigen:

An Herrn Lavater. Jena bey Felix Fickelscheer 1775.

Ein kleiner Brief, der mit Vorberichte und Nachschrift nur einen Bogen ausmacht. Der Verfasser redet seinen Held, wie Laurenz Sterne den Lord, dem er seinen Tristram dedicirte, überaus emphatisch an:

Großer
(und welches noch mehr ist)
guter Mann,

daß H. Lavater ein guter, auch ein nützlicher Mann sey; daß er eine ungemein lebhafte Einbildungskraft und überhaupt eine sehr thätige Seele besitze, daß er auch als Schriftsteller sich von dem gemeinen Haufen der Autoren auf eine vortheilhafte Weise auszuzeichnen wisse: daran haben wir nie gezweifelt. Was er aber so ausserordentlich merkwürdiges gethan; und worinn er sich von andern Menschenkindern auf eine so bewundernswürdige Weise unterschieden habe, das ihm deswegen der Beynahme des Großen gebühre, das ist uns, müssen wir gestehen, weder zu Ohren noch zu Gesicht gekommen. Wozu dienen doch solche übertriebene Lobeserhebungen anderst, als den Schmeichler verächtlich, und den Geschmeichelten, wenn er noch einige Empfindungen von Bescheidenheit hat, im Angesicht des lächelnden Publikums roth zu machen?

Die

Die Absicht dieses Briefes ist, Hn. Lavater aufzumuntern, sich durch seine Tadler nicht am Schreiben nützlicher Schriften hindern zu lassen; seine Meynung von den Wundergaben des heiligen Geistes, alles Widerspruches ungeachtet, getrost durchzusetzen, weil er die Aussprüche Jesu Christi und seiner Apostel ganz offenbar (das heißt vermuthlich so viel, als, bey einer Vernachläßigung aller hermeneutischen Regeln) für sich habe; sich nicht auf paradoxe Meynungen einzulassen, die ihn von seinem Hauptzwecke abwendig machen könnten; seine schönen Talente zur Dichtkunst auch fernerhin rühmlichst zu brauchen; einmal öffentlich zu bekennen, was er von den sogenannten Herrnhutern oder evangelischen Brüdern halte, weil man sagt, daß er darinn tiefere Einsichten, als der große Haufen haben solle; einmal die Materien vom Werthe der Gefühle im Christenthum, vom menschlichen Elende und Verderben u. s. w. zum Gegenstande seiner Untersuchung zu machen; ein offenherziges Bekenntniß vom seeligmachenden Glauben, und von der wahren Bekehrung abzulegen, und endlich nicht zu ermüden, in dieser letzten betrübten Zeit den Herrn Jesum Christum der von ihm erkauften Welt getrost zu verkündigen. Vermuthlich würde Hr. Lavater das alles auch ohne diese Bitte gethan haben.

Mt.

Druckfehler.

In des XXV. Bandes II. Stücke.

Seite 628. Zeile 13. Merkurs; setze hinzu v. 1775. S. 629. Z. 7. muß dumm nur einmal stehen.

In des XXVI. Bandes I. Stücke.

S. 203. Z. 5. Reisegefährten l. Recensenten. S. 209. Z. 19. ihr l. ihn. Z. 20. Mißbrauch l. Mißbrauch zurück.

























